Stimmen aus Rom.

Stimmen aus Rom.

Von

den Benediktinern in St. Paul.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1860.

Vorwort.

Mit vorliegenden Aufsätzen und Abhandlungen, von denen bereits einige in den ersten Umrissen durch süddeutsche Blätter veröffentlicht wurden, möchten die Herausgeber aus ferner Klosterzelle einen Gruß entsenden in die liebe deutsche Heimath. Aus treuen und warm für das Vaterland schlagenden Herzen kommend, dürfte das Büchlein eine gastfreundliche, nachsichtige Aufnahme hoffen. Genug, wenn diese „Stimmen" wie harmlose Lieder in den deutschen Eichenwald hineintönen und verwandten Seelen schönere und würdigere Klänge entlocken zur wunderbaren Symphonie von Religion und Wissenschaft.

Rom, St. Paul, am Feste der heil. Scholastika 1860.

Inhalt.

Sinnstörende Druckfehler.

Seite 197 Zeile 14 von unten lies: nun statt nur.

Seite 266 Zeile 10 von oben lies: verhallen statt verfallen.

Seite 293 Zeile 6 von unten lies: Granat statt Granit.

Seite 324 ist aus Versehen die Mosaikinschrift unvollständig geblieben und folgendermaßen zu ergänzen:

A	I	S	E	L	C	E	C	L	E	S	I	A
I	S	E	L	C	E	A	E	C	L	E	S	I
S	E	L	C	E	A	T	A	E	C	L	E	S
E	L	C	E	A	T	C	T	A	E	C	L	E
L	C	E	A	T	C	N	C	T	A	E	C	L
C	E	A	T	C	N	A	N	C	T	A	E	C
E	A	T	C	N	A	S	A	N	C	T	A	E
C	E	A	T	C	N	A	N	C	T	A	E	C
L	C	E	A	T	C	N	C	T	A	E	C	L
E	L	C	E	A	T	C	T	A	E	C	L	E
S	E	L	C	E	A	T	A	E	C	L	E	S
I	S	E	L	C	E	A	E	C	L	E	S	I
A	I	S	E	L	C	E	C	L	E	S	I	A

Seite 340 Zeile 12 von unten lies: Zeugenschaft statt Zeugnißschaft.

Seite 393 Zeile 17 von oben lies: früher statt oben.

Seite 429 Zeile 17 von oben lies: davon statt deren.

Seite 429 Zeile 20 von oben lies: die Geschichte statt der Geschichte.

Seite 430 zur Zeile 18 ergänze folgende Anmerkung: Die von Trithemius angegebenen Zahlen berücksichtigen lediglich die ursprünglichen, sogenannten schwarzen Benediktiner, ohne den übrigen Congregationen Rechnung zu tragen. Vergleiche Seite 459 f.

Seite 503 Zeile 1 von unten lies: des Karmel statt der Karmel.

Seite 513 Zeile 15 von oben lies: Gelobung statt Gebung.

Seite 520 Zeile 14 von unten lies: Bergen statt Berg.

Ein freundlicher Stern bei Nachtzeit.

Wiewohl die Nacht allen Grund hat, den Vergleich mit dem Tage zu scheuen, so besitzt doch auch sie eine hohe, anmuthig stille Pracht, die uns zu Herzen redet, in eine gemischte, wo nicht frohe, doch wehmüthig angenehme Stimmung versetzt und den Mangel des hellen Tageslichtes leichter verschmerzen und vergessen läßt. Während der Mond mit ruhiger Majestät dem ungestümen Andrang der Finsternisse wehrt, sind es die mannigfaltig schimmernden und flimmernden Sterne, welche wie mit lieben Engelsaugen uns ansehen, über unser Leben wachen und den Weg zeigen, den der Fuß ohne Furcht vor Fehl zu wandeln hat. Wendete nun die Fürsehung der Natur schon so viel der liebenden Sorge zu, um zu hindern, daß nicht bei Nacht die unheimlichen, todtbringenden Schatten überhand nähmen; so ist dies begreiflicher Weise ungleich mehr der Fall im Reiche der Gnade. Hat ja doch, wie der natürliche, so auch der kirchliche Himmel seine Sonne, die lieblich leuchtend den Tag beherrscht, seinen Mond, der ernst und streng der Nacht befiehlt und seine tausend und tausend Sterne. Daß der einigende päpstliche Mittelpunkt, von dem die Fülle himmlischen Lichtes sich über die gesammte Kirche ergießt, die geistige Sonne sei, ist eine treffende und höchst

geistreiche Ansicht, die von den mittelalterlichen Lehrern ausdrücklich, wenngleich nicht zuerst, ausgesprochen wurde. Folgerichtig mußte nun der Mond auf das römisch-deutsche Kaiserthum gedeutet werden, das launenhaft wechselnd bald der Kirche ein volles freundliches Antlitz zuwendete, bald, wie in den gebannten und gebundenen Kaisern, gänzlich vom Himmelszelte verschwand. Wollen wir nun dieser Auffassung und bildlichen Uebertragung treu bleiben, so können wir nicht anstehen, in den Bischöfen die geheimnißvoll schimmernden Sterne aufgehen zu lassen, die bei Tage bescheiden und unbemerkt an der Himmelsfeste stehen, und mild und hell glänzen bei Nachtzeit. Dieser mystischen Sterne einer und wahrlich nicht der unbedeutendste ist es, auf den ich hier den Blick der Leser richten möchte: Cardinal Falconieri, der zu gefahrvoller Nachtzeit zunächst der Kirche von Ravenna vorleuchtete, dann aber über ganz Italien einen Schein milden Lichtes warf, bis er vor wenigen Tagen von diesem kirchlichen, in den bessern höhern Himmel versetzt wurde. Wenn wir nun wagen, über diesen seltenen Mann, dessen Heimgang nach ungewöhnlich langer Wirksamkeit dennoch als allzu früh- und unzeitig beklagt wird, einige Aufzeichnungen mitzutheilen; so werden wir uns dabei begnügen, Leben und Sitten desselben mehr in den ersten Umrissen und durch ein paar flüchtige Striche anzudeuten, als im fertigen kunstgemäß vollendeten Bilde darzustellen.

Chiarissimo Falconieri wurde geboren zu Rom den 17. September 1794. Seine Eltern, einer alten adeligen Florentinerfamilie angehörig, dessen Ahnherr bei Verlust der Güter irgend einen Titel anzunehmen verboten hatte, hinterließen dem ältern Sohne das Majorat, ihm, dem jüngern, ein Vermögen, das jährlich ungefähr fünftausend römische Kronthaler eintrug. In der Absicht, sich dem geistlichen Stand und dem römischen Staatsdienste zu widmen, studirte er mit Eifer die Rechtswissenschaften, wurde

sehr bald Mitglied (auditor) des Gerichtshofes der Rota, dann im Jahre 1826 gegen Wunsch und Willen Erzbischof von Ravenna und zwölf Jahre nachher Cardinal der römischen Kirche. Da sein einziger Bruder frühzeitig kinderlos starb, so ging das ganze Vermächtniß auf ihn über und er konnte nun, abgesehen von seinem Amtsgehalte, jährlich über ein Einkommen von wenigstens 30,000 Kronthalern verfügen. Er starb vor wenigen Tagen, den 22. August 1859, von denen, über die ihn Gott zum Hirten gesetzt, tief beklagt, von den Schaaren der Armen, deren Vater er war, schmerzlich vermißt und beweint. Das Fideicommiß fällt der Bestimmung des Stifters gemäß der Florentinerkirche zum heiligen Johannes in Rom zu. Seine sonstigen Güter hat er nach eigner Wahl zu frommen Zwecken bestimmt.

Wer diesem ausgezeichneten Menschen nahe kam, fühlte sich erst angezogen durch einen unerklärlichen Reiz und bald von der wunderbaren Anmuth und Harmonie seines ganzen Wesens eingenommen und gefesselt. Die Macht der Anziehung, die er unwillkürlich übte, empfanden Alle, ihre eigentliche erste und tiefste Ursache wußten sich die Wenigsten zu erklären. War es die ehrliche biedere Offenheit, von der jedes seiner Worte zeugte? oder das einfache, schlichte, ungefälschte Wesen, das sich in allen seinen Handlungen kund gab? oder die Freundlichkeit und Liebe, die ihm aus den guten treuen Vateraugen strahlte? Es war wohl alles dieses, was ihm die unwiderstehliche Gewalt über die Herzen gab; und dennoch möchte der erste und vorzüglichste Grund dieser seltsamen Gabe anderswo verborgen sein. Er lag, wie mich dünkt, in seinem reinen Sinn, in dem hellen sonnenklaren Herzen, das überall von innen durchschimmerte, und in seinem äußern Dasein und Auftreten mit jener eigenthümlichen Zauberkraft zu Tage trat. Von Jugend an darauf bedacht, Alles fern zu halten, was die Vorstellung auch nur im Mindesten zu beflecken drohte, bewahrte er sein Herz rein

und unentweiht, so daß den leisesten Schatten hineinzuwerfen dem Bösen nie gelingen konnte. Daher ruhte über seiner Seele ein unbeschreiblich milder Gottesfriede; auf seinem Angesicht spiegelte sich ewig ungetrübte Heiterkeit; und da sein Leib schlank und schön war, so verklärte sich seine schwache Natur bisweilen dergestalt, daß man etwas Ueberirdisches, Englisches in ihm zu erblicken glaubte.

Da er Herzensreinheit und untadelhaften Wandel für die höchsten Güter hielt, so war er allzeit ängstlich besorgt, jede Gefahr, in der ihm dieselben hätten entrissen werden können, zu erspähen und von fern her zu umgehen. Gesellschaften, zu denen Damen zugezogen wurden, pflegte er zu meiden. Mußte er Anstands halber sie besuchen, so ergriff er die erste schickliche Gelegenheit, sich zu beurlauben. Auch bediente er sich wohl eines gewissen Kunstgriffs, sich heimlich und unvermerkt der Unterhaltung mit den Evastöchtern zu entziehen. Unter dem Vorwand, eine dringende Angelegenheit der Diözese zu besprechen, bat er um Erlaubniß, auf wenige Augenblicke mit den anwesenden Priestern die Gesellschaft verlassen und sich in ein Nebenzimmer begeben zu dürfen. Dies verstand er mit einer Art von Freimuth und natürlicher Wohlanständigkeit zu thun, daß ein anderer als weltlicher Sinn erforderlich war, was eigentlich dieser Bitte zu Grunde lag, herauszumerken. Er selbst gab niemals gemischte Gesellschaften; auch hielt er es für unziemlich, eine weibliche Bedienung im Hause zu haben. Ja er war hierin wohl nicht weniger streng als Augustin, der bekanntlich meinte: wenn auch Mutter und Schwester dem Priester keine Gefahr brächten, so könnten es doch die, welche jene zu besuchen kämen. Als er die Bischofsstelle von Ravenna übernehmen mußte, kam es ihm hart an, die Mutter zu verlassen oder ihr vielmehr den Trost seiner Gegenwart zu entziehen. Ungebeten ertheilte ihm der Papst die Erlaubniß, seine Mutter mit sich nehmen zu dürfen; wovon er jedoch

sich niemals Gebrauch zu machen entschließen konnte, weil er die Mutter nicht ohne weiblichen Beistand und Umgang lassen durfte.

Aus dem reinen Gemüth ergoß sich wie eine helle Quelle frische, heitere, wohlthuende Fröhlichkeit. Er liebte muntern Scherz und lustige Erzählung. In den Jahren 1822—1825 waren es Falconieri, Patrizi (nunmehr Cardinalvicar von Rom) und Mastai (der jetzige Papst), die durch das unzertrennliche Band innigster Jugendfreundschaft mit einander verbunden, bald auf Monte Mario, bald in einer andern Villa zusammenkamen und sich in arglosem Scherz und frohsinniger Unterhaltung vergnügten, bis der Ernst des Lebens dieses edle Kränzchen löste, das sich später jedoch wenigstens theilweise wieder zusammenfinden sollte. Als Erzbischof war Falconieri am liebsten unter seinen Priestern; sie nach der Arbeit in den Stunden der Erholung anständig heiter zu sehen, war seine herzlichste Freude; dumpfes Wesen und Trübsinn, seiner Natur völlig fremd, konnte ihm auch an Andern nicht wohlgefällig sein.

In kindlicher Lust und unschuldiger Freude flossen ihm die glücklichen Tage der Jugend und des ersten Mannesalters dahin, bis ihn Gott zu den schweren Mühen des Priesterlebens berief. Der Oberhirt von Ravenna war im Jahre 1826 gestorben. Dreimal hatte Leo XII. versucht das Erzbisthum zu besetzen, dreimal war der Versuch mißlungen. Von den römischen Prälaten, denen er die Stelle anbot, hatte keiner den Muth, sie anzunehmen. Würde und Ansehen der ravennischen Kirche, welche von Apollinaris, dem Schüler und Gefährten des heiligen Petrus, gestiftet, in Italien den ersten Rang nach der römischen einnimmt, war nicht im Stande, die Hindernisse vergessen zu lassen, welche sich der Wirksamkeit des neuen Bischofs voraussichtlich entgegenstellten. Der Papst sah wohl ein, daß er mit der Besetzung zu eilen habe, wenn nicht die Lage der Dinge von

Tag zu Tag schlimmer werden sollte. Und so dachte er denn hin und her, überlegte, fragte, suchte; der durchaus geeignete Mann wollte sich nirgends zeigen. Trostlos und entmuthigt warf er sich eines Abends vor dem Herrn nieder, heftiger schlug sein Herz, die Thränen flossen reichlicher, es verzog sich sein Gebet tiefer in die Nacht hinein als sonst, ob es gleich gewöhnlich nicht weniger als zwei Stunden zu dauern pflegte. Als er aufstand, um sich zur Ruhe zu begeben, hatte er das Gefühl, daß er diesmal für die ravennische Kirche bei Gott Erhörung finden werde. Hatte sich der Herr doch auch früher schon dieser Kirche ganz besonders angenommen. Als nämlich im Jahr 443 der dortige Bischofssitz frei wurde, wählte die Priesterschaft den Mann, welchen sie für den tüchtigsten halten mochte — und schickte ihn von Priester und Diakon begleitet nach Rom, daß er von dort Bestätigung und Weihe holen sollte. In der Nacht, welche dem Tage der Ankunft des Neugewählten voranging, hatte Sixtus III. ein Gesicht. Es erschien seinem Auge Petrus und Apollinaris mit einem Dritten, der Levit und lieblich anzusehen war. Ihn nahmen die Beiden in ihre Mitte und bedeuteten dem Papste, daß dieser es sei, den Gott zum Bischof von Ravenna auserseheu habe. Darauf verlor sich der Traum. Am Morgen wird die Gesandtschaft von Ravenna angemeldet. Man stellt den Mann vor, den die dortige Gemeinde zum Vorsteher und Hirten wünschte. Und nicht gering war seine Verwunderung, als er erkannte, daß nicht dieser, sondern sein Begleiter, der Diakon Petrus Chrysologus, es war, den Gott durch das Gesicht zu weihen befohlen hatte. So hoffte denn auch jetzt Papst Leo XII., als er sich ermüdet in sein Schlafgemach zurückzog, daß Gott für die nämliche Kirche durch eine treffliche Wahl sorgen und ihm den rechten Mann zeigen werde. Im Schlafe noch immer mit demselben Gedanken beschäftigt, hört er, sich seiner klar bewußt, dreimal den Namen: F a l c o n i e r i, wie von einer Engelstimme, ver-

nehmlich ihm in's Ohr gesprochen; er empfand, daß, was er hörte, von einem gewöhnlichen Traume völlig unterschieden sei. Nachdem er daher am Morgen in brünstigem Gebete dem Herrn gedankt, ließ er es sein Erstes sein, den Mann, der ihm als Bischof von Ravenna bezeichnet worden, zu sich zu rufen und ihm einfach, als sei weiter nichts geschehen, seine Bestimmung zu eröffnen. Dieser, verwirrt und erschrocken, bittet auf's inständigste von solcher Last befreit zu bleiben. Er sei überhaupt zum Bischof nicht tauglich, da er nur das Recht, nicht die heilige Wissenschaft der Theologie erlernt habe; das Erzbisthum Ravenna aber, von dem Se. Heiligkeit selbst wisse, wie viele Schwierigkeiten es entgegenstelle, dürfe ihm wohl am allerwenigsten anvertraut werden. Der heilige Vater zeigte seinen ernsten, standhaften unabänderlichen Entschluß; und dennoch konnte er den Ablehnenden auf keine Weise zur willigen Annahme bewegen. Nun erst fand er es dienlich, den Hergang der Sache umständlich zu erzählen, wie er auf diese Wahl geführt worden und warum er unmöglich von ihr abgehen dürfe. Als Falconieri das hörte, verschwand auf einmal jedes beängstigende Gefühl der Furcht und Abneigung. Er streckte die Waffen der Abwehr, gab sich dem Herrn gefangen und brach, mit dem Gesicht bis auf die Erde verneigt, in einen Strom von Thränen aus, von dem man zweifeln könnte, ob er mehr dem Gefühl der Besiegung und endlichen Ergebung entquoll oder das Verlangen und den Hülferuf des Flehenden hervorsprudelte, wenn man nicht aus seinem Munde die Worte vernommen hätte: „Herr, dein Wille geschehe."

Was ein alter Spruch sagt: Fürchten sei Zeichen der Weisheit, bewährte sich auch hier an demjenigen, den wir mit banger Furcht vor der Verantwortlichkeit der neuen Würde zurückbeben sahen. Als er in der Weihung mit den Händen des Papstes zugleich auch Kraft und Segnung des heiligen Geistes auf sein Haupt niedersteigen fühlte, da

empfand er in seiner Seele eine Liebe zu der neuen Heerde, einen Muth, allen Gefahren kühn und unerschrocken entgegen zu gehen, von denen er früher schlechthin keine Ahnung gehabt. Es ward die Liebe wie das Oel der Priesterweihe auf ihn ausgegossen, und von heiligem Eifer, Seelen zu retten, erfüllte sich sein Inneres. Ungesäumt eilte er zu denen, die er nun mit stiller Zufriedenheit die Seinigen nannte, und begann gleichzeitig sowohl den Priestern Begeisterung für ihren hohen und heiligen Beruf einzuhauchen, als das Volk durch Mahnen und Belehren im Geiste Christi neu zu beleben. Um beides mit mehr Erfolg thun zu können, ging er selbst an ein gründliches Studium der Wissenschaft, die ihm nun für die Erfüllung seiner neuen Pflichten unentbehrlich schien. Ihre Erlernung wurde um so leichter, da sein Geist durch die juristischen Studien hinlänglich geübt und vorbereitet war. Ueberhaupt hatte er mehr gesunden Sinn und praktischen Verstand, als besonders hervorstechende Begabung. Und so erkannte er bald, daß das Volk aus dem schlichten Vortrag der christlichen Lehre ungleich größeren Nutzen ziehe als aus der künstlichen und wohlgesetzten Kanzelrede. Ohne jemals in seinem Vortrag gewöhnlich oder gar flach und ungebildet zu werden, wußte er mit den einfachen Worten des Katecheten den Hungernden das Brod des göttlichen Wortes zu brechen und in wünschenswerthester Weise darzureichen. Kein Sonntag verging, an dem er nicht der Verpflichtung zu lehren treulich genügte. Es war ihm eine Lust, Nachmittags in die Landpfarren hinauszugehen, Kinder und Erwachsene um sich zu sammeln und nach Gabe und Fassungskraft an die Einen Milch, an die Andern feste Speise auszutheilen. Erkannte er es für seine höchste und heiligste Pflicht, das geistige Brod der Lehre reichlich zu vertheilen, so versäumte er doch auch nicht, das leibliche Almosen sorglich und gewissenhaft zu spenden. Ja er war gewohnt den Armen zu geben mit einer Neigung, die ihm keine

Ruhe ließ, bis er ihnen gewährt hatte, wessen sie bedurften. Es war ihm nicht möglich, sich zu Tische zu setzen mit dem Gedanken, daß vielleicht irgend Jemand hungern müsse, weil er vergeblich von ihm eine Gabe gebeten. Daher pflegte er Mittags niemals Speise zu nehmen, ohne zuvor sämmtliche Bittgesuche der Dürftigen genau durchgesehen und jeden Würdigen mit einem Kronthaler beschenkt zu haben. Für sich brauchte er wenig; sein Hausgeräth war einfach und, man dürfte fast sagen, kaum anständig. Sein Einkommen, das nach dem Tode seines Bruders einen nicht geringen Zuwachs erlangt hatte, gehörte ganz und ungetheilt den Armen und sonstigen frommen Bestrebungen. Als sein Jugendfreund, der jetzige Papst, nach Imola in seine Nähe versetzt wurde, und auch er sich seiner Gewohnheit gemäß der Armen mit herzlichster Liebe annahm, war man versucht zu glauben, daß die beiden sich vorgesetzt, miteinander im Wohlthun zu wetteifern. Wenn sie so der alten Freundschaft pflegend bisweilen sich besuchten, freuten sie sich, von den Armen sich recht rücksichtslos geplündert zu sehen. Es geschah dann wohl auf gemeinsamen Spaziergängen, daß einer neugierig fragte, wer wohl von ihnen der reichere sein möchte; wobei sich denn nicht selten zeigte, daß sie beide, obwohl Söhne wohlhabender Familien und reichbesoldete Kirchenfürsten, doch kaum ein Papetto (einen Franken) zusammenbrachten. Wie er dem edlen Streben, wohlzuthun, dem fast unersättlichen Verlangen, fremde Noth zu lindern, bis zum Ende treu blieb, wird daraus ersichtlich, daß bei ihm, der über eine jährliche Einnahme von mehr als 30,000 Kronthalern zu verfügen hatte, nach seinem Tode nicht ganz zehn Kronthaler vorgefunden wurden; so sehr war er besorgt gewesen, dem Gebot, das zu Almosen und Liebesgaben verpflichtet, nicht blos durch die letztwilligen Bestimmungen genug zu thun.

Es ist natürlich, daß eine so unbeschränkte Liebe gegen die Armuth auch jedem andern Leid mütterlich tröstend zu

welcher sich seit der französischen Umwälzung unglaublich rasch durch die Romagna und das übrige Italien verzweigt hatte. Ihre Absicht war damals wie jetzt, Stadt und Land erst der Herrschaft des Papstes, dann der Einwirkung der Kirche zu entziehen. Dies bewog Leo XII., eine nicht unansehnliche bewaffnete Macht nach Ravenna zu schicken und ihrem Anführer Ruinetti, einem zuverlässigen, höchst besonnenen Manne, unbedingte Vollmacht zu geben. Er griff entschieden durch, sprengte die Partei, schaffte Ordnung und zog, wie sich's gehörte, die Schuldigen zur Strafe. Den Häuptling, der nach Venedig entflohen war, wußte er, durch eine List in Sicherheit eingewiegt, zurückzulocken, zu greifen und zu strafen. So rettete Ruinetti Ravenna; er, dessen Name das Gegentheil besagend, zu einem witzigen Einfall Anlaß gab. Er fand eines Morgens auf der Pforte des Rathhauses folgende höchst lakonische Aufschrift: R. R. R. Da weder er noch sonst Jemand den Sinn zu entziffern vermochte, so schien ihm doch die Sache wichtig genug, Demjenigen, der ihm denselben deuten würde, einen Preis von 1000 Kronthalern auszusetzen. Gleich den nächsten Tag fand sich denn auch wirklich der Ausleger. Die drei räthselhaften Buchstaben bedeuteten nach ihm: Ravenna ruina Ruinetti, oder rückwärts gelesen: Ruinetti ruina Ravennae. Wie es gar oft bei dergleichen Orakelsprüchen sich zu ereignen pflegt, so geschah es auch hier, daß die Vorhersagung weder in dem einen noch in dem andern, wohl aber in dem entgegengesetzten Sinne ihre Erfüllung fand; denn Ruinetti wurde Ravenna's Retter. Sobald die bürgerliche Ordnung wieder so ziemlich hergestellt war, fand der Kardinallegat Rivarola räthlich, Diejenigen, welche sich politischer Vergehen schuldig gemacht, auf gerichtlichem Wege zu verfolgen. Viele, die zum Aufruhr mitwirkende Hand geboten, versetzte er in Anklagestand, ohne ihnen, falls sie schuldig befunden würden, irgend eine Hoffnung zu lassen auf Verzeihung.

Denn er war eben so gerecht, als unerbittlich streng, weil er sehr wohl einsah, daß von Denjenigen, welche politische Verbrechen entweder schlechthin nicht für Verbrechen, oder für Verbrechen einer eigenen mildern Art erkennen möchten, die menschliche Gesellschaft an den Rand des socialistischen Abgrunds geführt wird. Wie er dem Gesetz Achtung zu verschaffen und nicht nach dem todten starren Buchstaben, sondern nach seinem Geiste es zur Geltung zu bringen wußte, mag eine höchst seltsame Vorkommenheit andeuten, die man uns hier einzuschalten gestatten möge. Die Stadt hatte zu jener Zeit noch keine allgemeine Straßenbeleuchtung, auch fehlte es an Mitteln, solche so bald als dies nothwendig schien, in's Werk zu setzen. Die düstere Nacht wurde deßhalb mancher unheimlichen That mitschuldig, indem sie bald erleichternd, bald heimlich deckend mitwirkte. Der Legat sah sich deßwegen genöthigt, die Bestimmung zu treffen: daß künftighin Niemand mehr bei Nacht ausgehe ohne Laterne oder Fackel. Dies neue Verbot und zugleich das Ansehen dessen, der es erlassen, in's Lächerliche zu ziehen, hatte einer von der gegnerischen Partei den tollen Einfall, eine Laterne von der ungeheuren Größe eines Luftballons anzufertigen und an einem Querbalken auf den Schultern zweier starker Männer vor sich her tragen zu lassen. Der Cardinal, von diesem boshaften Vorfall unterrichtet, läßt sofort den witzigen Kopf, der freilich keineswegs schuldlos war, zu sich kommen, und, indem er die Satyre, die ihn treffen sollte, gegen ihren Erfinder wendet, befiehlt er, jeden Abend um dieselbe Stunde, mit derselben Laterne durch eben dieselben Straßen zu ziehen, und damit so lange fortzufahren, bis er das Vergehen genugsam gebüßt und Verzeihung verdient hätte. Man erkannte nur gar zu bald, daß sich mit diesem auch in geistiger Hinsicht überlegenen Mann in keiner Weise scherzen lasse. Daher entstand der Wunsch, seiner auf irgend eine Weise los zu werden. Da es unmöglich war, ihn auf dem Wege des

Rechts zu entfernen, machte die Partei, an Blut und ruchlose That gewöhnt, einen Anschlag auf sein Leben. An einem Abend, als er nach Hause zurückkehrte, versuchte man, ihn meuchlerisch zu ermorden. Zufällig hatte er indeß den Kanonikus Muti vorgehen lassen, und so traf es sich, daß er verschont und dieser statt seiner niedergestoßen wurde.

Von solcher Art waren ungefähr die Zustände, als Falconieri sein Amt antrat. Hatte der Legat in seiner Stellung die gerade Bahn des strengen unbiegsamen Rechts verfolgt, so schien es dem Bischof seines priesterlichen Amtes gemäß, zur Milde zu stimmen, zu besänftigen, zu vermitteln und allmälig auf den Weg der Nachsicht und Verzeihung überzuleiten. Was diese gelindere Handlungsweise bedeutend erleichterte, war das Abtreten des Cardinallegaten. Eingeleitete Untersuchungen wurden abgebrochen, Anklagen niedergeschlagen, manche Sträflinge nach kurzer Haft begnadigt. So viele Wohlthaten er nun auch Denen, welche sich in verbrecherisches Beginnen verwickelt sahen, gleich Anfangs erzeigte, so fand er doch bei ihnen in der Folge nichts weniger als Dank und Erkenntlichkeit. Bei den Aufständen von 1831 und 1848 hatte er viel zu leiden und mußte bei dem letztern sogar nach Venedig flüchten. Selbst in den Jahren, da die allgemeine Ruhe nicht erschüttert wurde, war er vor Angriff und Verfolgung nicht sicher. Eine merkwürdige Begebenheit gehört hieher, welche der Erwähnung auch darum nicht unwerth ist, weil sie den jetzigen Papst, S. Heiligkeit Pius IX., mitbetrifft. Bei der längern äußern Trennung waren sich zwar die beiden Jugendfreunde Mastai und Falconieri innerlich stets nah und verbunden geblieben; gleichwohl gewann das Verhältniß unendlich an Wärme und Behaglichkeit, als sie auch örtlich wieder einander näher gerückt wurden. Jugenderinnerungen wurden aufgefrischt, neue Erlebnisse mitgetheilt, Freud und Leid trugen sie gemeinsam, indem sie durch die gegenseitige Theilnahme

die eine verdoppelten, das andere um die Hälfte verminderten; überall stand der Freund dem Freunde helfend, rathend, schützend zur Seite, selbst die nothwendigen Erholungen wollten nicht mehr recht gefallen, wenn nicht der eine mit dem andern sie theilte. So hatte im Jahre 1843 Cardinal Mastai die beiden Amtsgenossen von Ravenna, den Erzbischof und den Legaten in sein Casino zu Mittag geladen. Das schöne Landhaus, an einen sanften Abhang zierlich angebaut, beherrschte nach der einen Seite die anmuthigsten mit Reben- und Oelbäumen wohlbepflanzten Thalgründe, nach der andern bot es eine scharf contrastirende Aussicht auf schauerliche, steil und zackig aufsteigende Felsen, von denen ein schmaler Gebirgspfad mit mannigfaltigen Krümmungen in die Ebene hinabführte. Man war eben im Begriff zu Tische zu gehen, als die Frau des Pächters ohne Meldung, bleich und erstarrt in den Saal stürzt und auf das Gebirg hinzeigend, mit zitternder Stimme zur eiligsten Flucht mahnt. Bestürzt blickt man hinaus, und sieht eine lange Reihe bewaffneter Männer auf dem rauhen Bergpfad gleich einer ehernen Schlange niedersteigen und sich dem Casino raschen Schrittes nähern. Die drei Cardinäle befahlen mit Hast anzuspannen, stiegen eiligst in den Wagen und fuhren im schnellsten Lauf der Stadt zu, und, da ein Ueberfall zu befürchten war, ließen sie die Thore schließen und sorgfältig bewachen. Erst als man sich vom Schrecken allmälig erholt hatte, gelangte man in die nöthige Stimmung, sich den Vorgang mit Ruhe zu erklären. Es hauste damals im Gebirge eine zahlreiche Räuberbande, die sich anfänglich zu einem andern Zweck zusammengefunden hatte. Mitglieder der geheimen Gesellschaften zogen Unzufriedene und polizeilich Verfolgte an sich und suchten in den unwegsamen Bergen Schutz, bis sie sich in so weit verstärkt hätten, daß sie einen Angriff auf die Städte wagen dürften. An ihrer Spitze stand, wie man sicher weiß, ein angesehener Mann höchsten

Ranges, man vermuthet, ein Fürst deutschen Namens. Sie führten, durch die Einsamkeit theils verlockt, theils auch mitunter genöthigt, ein unstätes Räuberleben. Offenbar hatten sie im Sinne, das Casino zu überfallen, die drei Cardinäle festzunehmen und, war dies gelungen, nach Belieben entweder die wehrlosen Städte der nördlichen Romagna anzugreifen, oder dem Papste für die Befreiung der gefangenen Kirchenfürsten bedeutende Zugeständnisse abzudringen.

In diese Zeit fällt ein anderes Begebniß, welches uns die junge gottentfremdete Civilisation nach Ablegung der Handschuhe mit ihren bloßen, gräulich beschmutzten Händen zeigt. Da der Unglaube meist in verdorbenem Herzen und unsittlichem Leben seinen Grund hat, so wird man leicht begreifen, warum ihm dasjenige, was die Kirche von der Gottesmutter und ihrer unversehrt jungfräulichen Reinheit lehrt, widerwärtig und unerträglich ist wie ein beständiger, immerfort nagender Vorwurf. Ist es daher zu verwundern, daß er gegen die Reine, an der die eine große wunderbare That der göttlichen Weisheit wirklich wurde, mit einer Art von dämonischer Wuth und Tollheit ankämpft, daß er sie mit widrigem Spott zu entehren, mit schmutziger Schmähung zu beschimpfen, mit eckelhaft unreinen Lästerungen zu bedecken trachtet? Was aber sonst durch das Wort geschieht, das geschah zu Ravenna durch die That; was sonst gegen die Person der gegenwärtig gedachten Jungfrau, das geschah hier von der Hand der Rohheit an dem Bildnisse derselben. Entstellt, entweiht, entheiligt, wurde das Bild auf Befehl des Bischofs allsogleich heruntergenommen. Schmerz und Entsetzen, Unwille und Entrüstung über einen so unerhört frechen Frevel war allgemein. Das öffentliche Aergerniß, Angesichts der Stadt und Diözese gegeben, durfte weder vor Gott noch vor den Menschen ungesühnt bleiben. Die kirchliche Sühne übernahm der treue, schuldlose Hirt, welcher geistige Größe genug besaß, um sich selbst als versöhnendes

Reinigungsopfer in äußerster Niedrigkeit dem Herrn darzubringen. Oeffentlich ward die Unthat begangen, öffentlich sollte die Abbitte geschehen. Drei Sühntage wurden der ganzen Gemeinde angesagt; strenges Fasten in Entbehrung von Fleisch-, Eier- und Milchspeisen vorgeschrieben; ein Umzug durch die Hauptstraßen der Stadt angeordnet und ausgeführt. Ein furchtbar ernster Bußgang war es, wie ihn die Kirche seit den Tagen des großen Karl Borromäus von Mailand kaum mehr gesehen; die Frauen in schwarzer, die Männer in dunkler Kleidung, die Augen verweint, leidvoll zur Erde niedergeschlagen, bald in stillen, bald in halblauten Gebeten zum Himmel klagend. In der Mitte der Bischof, barfuß, wie einer, der in Armuth und Erniedrigung dem leidenden Heiland auf dem Kreuzweg nachgeht; in hartem Bußsack, ein strenger Büßer für fremde Missethat genugthuend; den Strick um den Hals, sich als Sünder bekennend, der sein Leben verwirkt und am Würgseil zu enden verdient hat. Ihn umgaben zu beiden Seiten die Priester, in den kirchlichen Trauergewanden, ernst schreitend, trüben Angesichts, mit gebrochener Stimme und tief wehmüthigem Ton Bußpsalmen singend. Der Eindruck stieg von Tag zu Tag. Als sich der Trauerzug am dritten Morgen in die Cathedrale zurückzog und der Bischof sich zu den Stufen des Altars als Sühnopfer niederwarf, da war Keiner, der nicht seine Augen verhüllt, nicht aus reuigem Herzen die bittersten Bußthränen geweint hätte. Die Sühnung, am hellen Tage, vor den Augen der Stadt, von der ganzen Gemeinde dargebracht, versöhnte und besänftigte Gottes heiligen Zorn; um so wilder entbrannte der unheilige Zorn der Gottlosen. Auch diesmal hatte die Schandthat, die der Unbefleckten zugedacht war, sich mit ihrer ganzen Macht gegen die Ruchlosen gekehrt; der Schmutz, sorgfältig vom Bilde abgewaschen, triefte auf sie herunter, die Unreinigkeit besudelte sie, Eckel und Abscheu der Wohlgesinnten ergoß sich auf sie.

Das ertrug sie nicht, die unfromme Civilisation; sie grollte, knirschte, schäumte. Racheschwörend hebt sie die ungewaschene Hand von Neuem empor und fährt mit derselben über ein anderes in der Nähe des frühern aufgestellten Muttergottesbildes. Der Morgen zeigte, wie schauderhaft unsauber die Hand der Unverschämten sein mußte.

Das ertrug der Bischof nicht. Am selbigen Morgen versammelte er Geistlichkeit und Volk und erklärte, daß er es nicht länger aushalte, mit solcher Verworfenheit zusammen zu sein, in derselben Stadt, in denselben Mauern, innerhalb derselben Thore. Er scheide von der Diözese, die Gehorsamen dem Herrn empfehlend, die andern, welche seine Stimme nicht hörten, dem Gerichte überlassend. Wie die Gläubigen diese schweren Worte vernahmen, von denen sie wohl merkten, daß sie keine eitle Drohung, sondern den festen wohlüberlegten Entschluß ausdrückten, da entstand unter ihnen ein Bitten und Weinen, ein Flehen und Schluchzen, das wohl auch ein härteres Gemüth hätte erweichen müssen. Sein Weggehen sei ja doch eine Strafe; die Strafe treffe nun aber nicht die Schuldigen, sondern sie, die Unschuldigen. Dem Wolfe würde es eine Lust sein, eine Heerde so ohne Hirten, flüchtig und zerstreut, als Beute zu finden. Der Bischof, durch solche Gründe, mehr jedoch durch die unwiderstehliche Liebe besiegt, konnte nicht anders, als von seinem Vorhaben abstehen; er neigte sich tief zur Erde nieder, den Herrn unter heißen Thränen anflehend, daß er dem armen Sünder das geistige Leben, ihm, statt seiner, den leiblichen Tod geben möchte.

Als wir vorher aussprachen, daß die Nacht, in welche die Wirksamkeit dieses einzigen Mannes hineinfiel, eine böse und für den apostolischen Fischfang höchst ungünstige Zeit sei, mußten wir befürchten, daß dies vielleicht für ein hartes und allzu wenig begründetes Wort angesehen werde. Wir haben nunmehr Thatsachen vorgeführt, die von der Art zu

sein scheinen, daß wir jene Furcht ablegen und uns hinsichtlich des Urtheils unserer Leser beruhigen dürfen. Denn es wird wohl einem Jeden durch unsere Andeutungen klar geworden sein, daß die Nachfolger der Apostel in der Nacht, bei widrigem Winde auf stürmischer See nur mit äußerster Kraftanstrengung das Schiff durch den Wogendrang zu zu führen vermochten; daß sie, wie einst ihre großen Vorgänger, die ganze Nacht hindurch arbeiteten, ohne was zu fangen, daß dieselben sich für die Zukunft auf des Herrn Wiederkommen vertrösten und von ihm und seinem Geheiß den einträglichen unermeßlich reichen Fischzug erwarten müssen. Wie nun die unfreundliche düstere Nacht, unter deren Dunkel die Kirche schon so lange seufzt, endigen, wie sie sich zum Morgenlicht eines neuen Tages aufhellen wird, wer möchte das menschlicher Weise vorherbestimmen? Ist es erlaubt, vom Vergangenen auf das Künftige einen Schluß zu wagen, so wird der Herr, wie einmal, so auch nun sich seinen Aposteln nähernd, der Nacht ein Ende machen, die Bösen zur Linken ausscheiden und nach der Rechten hin das Netz in die See zu werfen den Befehl ertheilen.

Um nach dieser Abschweifung zum Schlusse zu eilen, sei hier noch bemerkt, daß besonders zwei Tugenden an dem Manne, von dem wir reden, die höchste Vollendung ächt christlicher Bildung erkennen ließen. Es sind dies, wohl nicht zufällig, eben die Tugenden, die den Heiden bei all' ihrem Ringen nach Weisheit doch völlig fremd und unbekannt blieben. Mochten sie noch so eifrig nach Klugheit und Gerechtigkeit, nach Muth und Mäßigung streben: zwei Tugenden waren es, von denen sie auch nicht die entfernteste Ahnung hatten, jungfräuliche Reinheit und Demuth. Und eben diese sagen wir, daß sie den ravennischen Bischof zum allseitig durchgebildeten, bewunderswürdigen Jünger Christi machten. Von seinem schüchternen, jungfräulich reinen Sinne ist Anfangs die Rede gewesen; über seine Demuth einige Winke

zu geben, wurde absichtlich dem Schlusse aufbehalten, damit so das Bild seines Lebens oben und unten von den beiden Haupttugenden zierlich und gefällig eingefaßt würde.

Seine Demuth möchte aus dem, was bei anderer Gelegenheit gesagt wurde, klar und deutlich genug hervorscheinen, auch wenn sich dafür keine neuen offenbaren Beweise fänden. In Ansehung seiner Kräfte und Fähigkeiten zu fürchten, Würde und Bürde eines ehrenvollen Amtes als seinen Schultern unangemessen von sich zu weisen, andere bereichernd, für sich selbst in allem arm zu sein und sich endlich freiwillig bis zur öffentlichen Kirchenstrafe, bis zum rauhen Bußsack, bis zum Strick des Henkers zu erniedrigen — würde ihm nicht möglich gewesen sein, wenn er es nicht erst zu richtiger Selbstschätzung, dann zu sittlicher Bescheidenheit, und endlich zu vollkommener christlicher Demuth gebracht hätte. Daß er, um zu dieser Stufe demüthiger Selbstvergessenheit emporzusteigen, durch viele Jahre hindurch jede Art von eitler, eigenwilliger, selbstsüchtiger Neigung überwacht, jede Regung des auffahrenden, stolzen, trotzigen Selbstgefühls erdrückt und schonungslos niedergekämpft habe, wer könnte das bezweifeln? Gibt es eine andere Tugend, die, wie diese, langwierige Uebung, unermüdlich beharrlichen Fleiß und geduldige Ausdauer erfordert? In der That finden wir seinen frommen Beichtvater, einen alten ehrwürdigen Capuciner, unablässig bemüht, ihm bei dieser Einübung stets hülfreich zur Hand zu sein. Derselbe behandelte ihn manchmal rücksichtslos und unter seiner Würde, in der Absicht, ihn durch demüthigende Erniederung zu wahrer Hoheit und unverwelklicher Würde hinaufzuführen. So geschah es wohl, daß er ihn, wenn er zu beichten kam, kurzweg abwies, mit dem Bemerken: er habe eben Wichtigeres zu thun. Traf es sich bisweilen, daß er gerade in der Kirche das Volk Beicht hörte, so nahm er keinen Anstand, ihn, den Erzbischof und Cardinal aufzufordern, sich zu den andern

Sündern in gleiche Reihe zu stellen. Diesem anspruchlosen Manne in seinem demüthigen Sinne war nichts gemäßer, nichts erwünschter, nichts willkommener, als diese kleinen Uebungen, die er für eine vortreffliche Schule der Selbstüberwindung ansah. Gern schlug er an seine Brust und erkannte sich der Gnade, das Sakrament zu empfangen, unwürdig; bereitwillig schloß er sich dem letzten der Beichtenden an und wartete, bis ihn die Ordnung zur Selbstanklage zuließ. Diese Prüfungen, die, so klein sie scheinen, dennoch nicht selten schwerer zu bestehen sind, als große Selbstentäußerungen, bei denen vielleicht die feinste und verdeckteste Eigenliebe noch ihre Rechnung findet, kamen ihm überaus lieb und dem geistigen Sinne angenehm; er war dafür seinem Seelenführer herzlich dankbar, und ihretwegen hatte er gerade diesem und keinem andern seine innere Leitung anvertraut.

In der Selbstverläugnung, zu der theils das Leben natürlichen, theils der Beichtvater künstlichen Anlaß gab, war er nach und nach so weit gereift und erstarkt, daß er die schwerste und unzweideutigste Probe in der Demuth zu bestehen im Stande war.

Die Gelegenheit dazu sollte nicht lange auf sich warten lassen. Gregor XVI. hatte seine Tage in Frieden beschlossen. Die Cardinäle fanden sich von nah und fern ein, einen neuen Oberhirten der Christenheit zu wählen. Auch Falconieri kam nach Rom. Bevor man in's Conclave ging, hielt man, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen, eine Besprechung, eine Versammlung, eine Art von Vorwahl. Da die meisten der Anwesenden Cardinal Mastai wegen seiner langen Abwesenheit von Rom nicht näher kannten, so waren sie sehr bald einig, wer der würdige und in jeder Beziehung geeignete Mann sein werde. Und so gaben sie denn Demjenigen, welcher die Zusammenkunft veranlaßt hatte, den Auftrag, ihre Stimmung und Absicht dem Betreffenden mitzutheilen. Als dieser hörte, wen man zum neuen Verwalter

sämmtlicher Himmelsschätze zu bestellen gesinnt sei, suchte er bei einem furchtbar heftigen innern Sturm doch die äußere Haltung der Ruhe zu bewahren. Er erwiederte eben so gelassen als nachdrücklich, daß er schon vorgerückten Alters, überdies einem nervösen Leiden unterworfen sei. Die Kirche würde leiden unter seinem körperlichen Siechthum und dem Mangel seiner Leibeskräfte; unfehlbar aber werde die Sache des Herrn Schaden nehmen von seiner sittlichen Schwäche und geistigen Unzulänglichkeit. Er vermöge kaum die eine und nicht sonderlich zahlreiche Heerde zu leiten, wie sollte er fähig sein, Hirt und Hort sämmtlicher Heerden zu werden. Die Erregung seiner Seele hatte er bisher hinter dem Gewand der ruhigen Rede zu bergen gewußt. Als er aber erkannte, daß er solche und andere Gründe, warum er nicht annehmen könne, vergeblich vorlege, da verlor er, von den vorwiegenden stärkern Empfindungen bewältigt, das bis dahin künstlich und nur mit Mühe bewahrte Gleichgewicht. Das verhaltene Gefühl brach nur mächtiger hervor; das bedrängte Herz erleichterte sich in einem reichen Thränenstrome. Er erklärte auf's entschiedenste, die höchste Würde in der Kirche in keinem Falle und unter keinerlei Bedingung jemals auf sich nehmen zu können. Und um jedem fernern Versuch ihn umzustimmen wirksam vorzubeugen, lenkte er das Auge der Wähler von sich auf einen andern. Wenn sie eine so hohe Meinung von ihm hätten, daß sie ihn Papst zu sein geeignet fänden, so würden sie wohl auch glauben, daß er nicht unfähig sei, einen andern als Papst in Vorschlag zu bringen. Cardinal Mastai sei es, dem er seine Stimme zugedacht: seine Liebe gegen die Armen, seine wachsame Sorge für die Heerde Christi, sein flammender Eifer für die Ehre Gottes, seine Milde, seine Demuth und Glaubensstärke seien zu bekannt, als daß er sie nicht erst schildern dürfe. Dazu komme, daß hinsichtlich der gefahrvollen politischen Zustände ihm Keiner an weiser Mäßigung vergleichbar sei. Da seine Rede

aus der Ueberzeugung seines Herzens frisch und lebendig hervorquoll, so glückte es Falconieri zu erreichen, was er beabsichtigte, daß er verschont und Pius IX. gewählt wurde.

Man wird das Bisherige sich vergegenwärtigend gestehen müssen, daß dieser unübertreffliche Mann, indem er stets das Unreine von sich auszuscheiden, das Befleckende mit Vorsicht fern zu halten bemüht war, zu jenem Grade geistiger Reinheit gelangt ist, wo die sittliche Tugend in Vollkommenheit übergehen und sich unvermerkt in Heiligkeit zu verklären anfängt. Wenn daher Pius IX. ihn schon vor Jahren einen Heiligen nannte, der werth sei gleich nach seinem Tode ohne weitschichtige Verhandlungen den Seligen zugezählt zu werden, so darf man nicht versucht sein, in diesem Urtheil eine allzu starke Neigung und Vorliebe zu dem unvergeßlichen Jugendfreunde zu erkennen. Hatte der höchste Bischof ihn schon während seines Lebens für einen heiligen Menschen erklärt, so nahm sich nach seinem Tode auch das Volk das zuständige und keineswegs angemaßte Recht, ihn wie einen Seligen zu ehren, für ihn zu beten und zugleich von ihm Fürbitte zu verlangen und sein zierliches Leichengewand als theures Andenken, als kostbare Reliquie unter sich zu vertheilen. Und wem hätte dies auffallen können? Die Seinigen kannten ihn seit mehr als 30 Jahren. Wie sie ihn gleich Anfangs muthig gegen die aufrührischen Geister ankämpfen sahen, so mußten sie seine Kraft und Entschiedenheit bewundern in den letzten Tagen seines Lebens. Der kranke Cardinal erhielt wenige Tage vor seinem Tode die Trauerkunde, daß die Aufständigen einen seiner Priester festgenommen und in den Kerker geführt hatten. Schwach und mit gebrochener Leibes-, mit ungebrochener Geisteskraft rafft er sich auf, geht zum Gefängnisse und führt den Unschuldigen aus seiner Haft hervor, indem er durch seine Würde die Wächter, durch seinen Muth Diejenigen, welche den Befehl zur Verhaftung gegeben hatten, einschüchtert und entwaffnet.

So konnte es denn nicht fehlen, daß die Gläubigen, die seine unveränderliche, sich stets gleiche Größe und Tugend kannten, ihn für einen Heiligen hielten und verehrten. Schon im sterblichen Leibe hatte ihn die Hand der göttlichen Gnade mit so viel Licht und Tugendglanz umkleidet, daß er zu unheimlicher Nachtzeit aufflammte wie ein freundlich leuchtender Gottesstern. Deßwegen wird er von uns schmerzlich vermißt; und um so wehmüthiger blicken wir ihm, dem scheidenden Stern nach, weil den kirchlichen Himmel düstere Nacht umhüllt, weil schauerliche Nordwinde wehen und uns allem Anscheine nach böse böse Wetter heraufführen.

Das Januariusfest in Neapel.

Noch rang das erste Morgengrauen, welches den 19. September ankündigte, mit dem Dunkel der weichenden Nacht, als schon von den zahlreichen Kirchen Neapels fröhliches Glockengeläute in meine gastliche Zelle hereintönte, laut mahnend, daß für Stadt und Reich einer der merkwürdigsten Festtage angebrochen sei. Ich befand mich seit zwei Tagen in dem Benediktinerhospiz San Severino, dem ehrwürdigen Reste, auf welchen die ehemalige herrliche Abtei gleichen Namens nunmehr zusammengeschmolzen ist. Vom heiligen Plazidus auf seiner Reise nach Sicilien gestiftet, wurde sie der Ueberlieferung zufolge von dem römischen Senator Tertull, dem erlauchten und gottseligen Vater dieses Heiligen, auf das Reichste dotirt[1]). Nach fast 1300jährigem segen- und ruhmvollen Bestande theilte diese St. Severinus-Abtei, welche, auf hoher Terrasse erbaut, den entzückendsten

---

1) Bekanntlich schenkte der Patrizier Tertull schon früher dem Patriarchen Benedikt den kassinischen Berg (mons Casinus) zur Erbauung des berühmten Erzklosters und stellte ihm darüber eine Urkunde aus, deren lang bestrittene Aechtheit durch die scharfsinnigen Untersuchungen des Carlo Troja und des Benediktiners Tosti jetzt unzweifelhaft nachgewiesen ist.

Ausblick gewährt auf die zu ihren Füßen liegende Stadt und den ewig zitternden Meeresspiegel, das Geschick so vieler andern frommen Stiftungen, indem sie den Suppressionsgelüsten der habgierigen Eroberer zur Beute fiel. Als die gallischen Raubadler später ihren unfreiwilligen Rückzug angetreten, hielt sich die gesetzmäßige Regierung trotz der eindringlichsten Gegenvorstellungen dennoch nicht für bemüßigt, den rechtmäßigen Eigenthümern die Ueberreste des Raubes zurückzuerstatten; vielmehr bestimmte sie das prachtvolle Klostergebäude, einschließlich sogar jener weltberühmten Hallen, welche Zingara mit seinen unsterblichen Fresken, Darstellungen aus dem Leben des heiligen Benedikt, ausgeschmückt hat, zum königlichen Archive, während sie den verdrängten Ordenssöhnen außer einem Gnadengehalt, der kaum für das Nothdürftigste ausreicht, nur einen bescheidenen Korridor in demselben zur Wohnung anwies. Im anstoßenden Klosterhofe grünt und prangt noch heute eine überaus stattliche Platane, die mit ihrer Riesenkrone den ganzen weiten breiten Hofraum überdacht. Wie man sagt, empfing der heilige Plazidus beim Abschiede von Monte Cassino diesen Baum als zarten Schößling aus der Hand seines geistigen Vaters Benedikt und pflanzte ihn eigenhändig in dem neugegründeten Kloster, daß er ewig zeuge für die heilige Bestimmung dieser gottgeweihten Stätte. Aus dem uralten Stamme selbst aber des wundersamen Baumes, von dem schon die Chroniken des zwölften Jahrhunderts erzählen, wächst auffallender Weise ein kräftiger, fruchtgesegneter Feigenbaum hervor — ein sinniges Bild des seligsüßen der klösterlichen Zucht entkeimenden Herzensfriedens.

Der helle Morgengruß der Glocken war noch nicht verklungen, als mit einem frommen Segenswunsche ein Laienbruder eintrat und mich freundlich ersuchte, in der Klosterkirche die vorzüglich an Sonnabenden und Sonntagen vielbesuchte Frühmesse zu lesen. Dies freute mich um so mehr,

als ich dadurch Gelegenheit hatte, den aus der Ferne mitgebrachten Herzenswunsch zu befriedigen und an dem berühmten Gnadenaltar der sogenannten Immacolata di San Severino zu celebriren. Dem treuherzigen Bruder folgte ich ungesäumt durch den schweigsamen Klostergang in die dem prächtigen Gotteshause nicht unebenbürtige Sakristei und, mit den priesterlichen Gewändern angethan zu dem gedachten Altare, um den das Volk dicht zusammengeschaart des Opfers harrte. Die unverhaltene, glaubensinnige Andacht der umstehenden Menge zu gewahren, die mir ganz neue Weise der Absingung des Rosenkranzes in einem regelmäßigen, lebhaften und fast orientalischen Melodiengange zu vernehmen, vorzüglich aber vor jenes, durch unzählige Wunder verherrlichte, überaus liebliche Gnadenbild der Madonna mit dem Kindlein hinzutreten, mußte meiner Seele Schwingen verleihen und in ihr unauslöschliche Eindrücke zurücklassen. Der hohen Verehrung, welche die Gottesmutter an dieser Stätte von Einheimischen und Fremden genießt, gab Papst Pius IX. im Jahre 1849 dadurch einen frommen Ausdruck, daß er selbst zu ihr wallfahrtete und das Bild mit einer werthvollen silbernen Krone schmückte. Hinsichtlich der vielen Huldverweisungen aber, durch die der Himmel das kindliche Vertrauen zur Mutter an dieser Stelle belohnt, genüge ein rührendes Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit. Vor Jahren hatte sich ein allgemein geachteter Kapellmeister Neapels ein bedenkliches Augenübel zugezogen, welches zuletzt, allen ärztlichen Anstrengungen Trotz bietend, die völlige Zerstörung des Sehnervs zur Folge hatte. Nach diesem Unfalle lebte der Erblindete längere Zeit in tiefem Kummer, wenn auch ergeben in die geheimen Rathschlüsse der Vorsehung. Da fühlte sich vor ungefähr drei Jahren die theilnehmende und über ihres Mannes Geschick untröstliche Gattin auf einmal angetrieben, voll Vertrauen auf „die Hülfe der Kranken" vor jenem Bildnisse eine übliche Andacht zu verrichten. Während

nun noch vor Ablauf der festgesetzten Bitttage die Gattin eines Morgens vor dem Gnadenbilde nach katholischem Brauch ein Lichtlein opfernd betete, geschah es, daß der blinde Vater zu Hause sein kleines Töchterchen auf den Schooß nahm und mit schwerer wehmuthvoller Seele in die Worte ausbrach: „Ach, daß es mir doch vergönnt wäre, dich, mein theures Kind, noch einmal mit leiblichem Auge zu sehen! O Madonna Immacolata," fuhr er fort, „erflehe mir dies von Deinem Sohne!" — Kaum war die Bitte über seine Lippen, da dünkt es ihn, als werde der unheimliche Schleier durch unsichtbare Hand von seinem umnachteten Auge weggezogen; — er sieht, blickt auf, schaut sein Kind, und übermannt von Freude und Ueberraschung sinkt er unter einem Thränenstrome auf die bebenden Kniee nieder. Das Entzücken der heimkehrenden Gattin, als sie den blind Zurückgelassenen mit wiederbelebten, vor Freude strahlenden Augen ohne Führer auf sich zukommen und weinend an ihre Brust fallen sah, kannte keine Grenzen. Der gottesfürchtige Kapellmeister wußte in wenigen Tagen die tüchtigsten Musikkräfte der Hauptstadt, seine alten Freunde, zu gewinnen und mit ihrer Hülfe und unter dem Zusammenflusse einer unzählbaren tiefergriffenen Menge eine wahrhaft großartige Dankmesse aufzuführen.

Doch zurück zu unserer Erzählung. Nachdem ich der priesterlichen Pflicht genügt, begab ich mich zur Cathedrale, dem Hauptschauplatze des Festes. Inzwischen war die Sonne majestätisch hinter dem Vesuv emporgestiegen und hatte, nachdem sie diesem Feuerwerker die graue Nebelkappe vom Haupte gezogen, auch schon ansehnliche Lücken in die dichten strömenden Dunstmassen gerissen, die silberweiß den Golf und das weite geheimnißvolle Meer verhüllten. Einer friedlichen, einsam stillen Gasse war ich etwa hundert Schritte nachgegangen, als diese plötzlich in eine der unruhigen Hauptpulsadern der Stadt mündete. Beim unversehenen Einströmen

in die lärmvolle Straße bemächtigte sich meiner ein Gefühl, welches dem der Bachforelle nicht ganz unähnlich sein mag, wenn sie friedsam und fröhlich dahintreibend, unversehens von einer Stromschnelle erfaßt und unter dem Gebrause des niederschießenden Elementes wider Willen in die gewaltsame Strömung hineingerissen wird. Nur wer Neapel gesehen, oder wer es vielmehr an seinem Jubeltage, dem Januarius-feste, besucht hat, vermag sich in derartige ungewöhnliche Wahrnehmungen und Empfindungen zu versetzen. Nun fiel diesmal das Fest gar auf einen Sonntag und zog aus der Umgegend schaarenweise die frohen, festlich gekleideten Land-leute, in den grellsten und buntesten Farben schimmernd, in den Stadtwirbel hinein. Und so war es denn keine Kleinig-keit, sich mit Glück durch die engen Gassenschluchten hindurch-zuwinden. Dazu kam der unvermeidliche und in der That barbarische Lärm, der damals zur würdigeren Festverherr-lichung billig mindestens verdoppelt werden mußte. An das Rufen der Bettler und Höckerinnen, an das Geschrei der Händler, Kutscher und Gänsetreiber, an das Rasseln, Klap-pern und Knarren der wie toll dahinrollenden Fuhrwerke, sowie an die unerquicklichen Stimmen der Esel und Maul-thiere hatte ich mich schon allmälig gewöhnt. Seine Vollen-dung indeß erhielt heute das Ganze durch ein besonderes Konzert, welches wir in Betracht seiner Zartheit unseren nordischen Landsleuten nicht warm genug zur Nachahmung empfehlen können. Die bei uns herrschende Gewohnheit, bei festlichen Anlässen der Unzulänglichkeit menschlicher Stimmen durch Böllerschüsse nachzuhelfen, hat sich unter dem schönen Himmel Italiens zu einer unglaublichen Vollkommenheit ent-wickelt. Denn während wir genügsamen Deutschen uns in der Regel mit einem kleinen Piket von Böllern herzlich gern bescheiden, die in gemessenen Zwischenräumen ihre zwei-, drei- oder fünffache Freudensalve geben, pflanzt der groß-herzige Neapolitaner, statt verächtlicher Einzelposten, ganze

Bataillone jener Knallmaschinen auf. Mit dieser zarten Sitte, die in der Metropole der Christenheit, meinem dermaligen Aufenthaltsorte, seit einigen Dezennien von der erbarmungslosen Hand der Polizei beseitigt ist, völlig unbekannt, hatte ich an jenem Morgen das Vergnügen, vor eine derartige, auf offener Straße errichtete Batterie zu gerathen, deren 4 bis 6 Zoll hohe Geschütze, die grausige Zahl von etwa hundert erstieg. Wie ich stille stehend über die mögliche Bestimmung dieser wahren Katzenkopfversammlung nachsinne, bringt auf einmal die brennende Lunte in der Hand eines Lazzaroni nur zu helles Licht in das Dunkel meiner Unwissenheit; sie fährt in dem nämlichen Augenblicke wie rasend an den gestopften Mäulern der Eisenbüchsen hin, und im Nu prallt an mein Ohr ein so entsetzliches, unmenschliches Mordgekrach, daß ich erst nach einigen Sekunden aus meiner Betäubung wieder erwachte und dem Himmel für gnädige Erhaltung meines Hörorgans danken konnte. Was mir bei dieser allerliebsten Ueberraschung besonders auffällig schien, war erstlich die treffliche Wahl des Schauplatzes — derselbe befand sich nämlich dicht bei einer an die Straße grenzenden Kirche — und sodann die unerhörte Nervenkraft der zu dem donnernden Knalleffekt noch aus vollen Kehlen schreienden und aufjauchzenden Volksmenge. Ich gerieth fast auf die Vermuthung, ob die gütige Vorsehung diesen Südländern statt menschlicher nicht vielleicht widerstandsfähigere Trommelfelle bescheert habe. Daß ich ein drohendes dacapo solcher Nervenerschütterung nicht abwartete und auch für die Zukunft dergleichen Genüssen sorgfältigst aus dem Wege ging, wird man erklärlich finden.

Bald war das Ziel meines Morgenganges, die herrliche Cathedrale, erreicht. Mit Empfehlungsschreiben an den Primicerio oder ersten Würdenträger des Domkapitels versehen, ging ich in die Sakristei, um mich vor Allem unter den Schutz dieses Stiftsältesten zu begeben, und durch seine

Vermittlung frühzeitig eine vortheilhafte Stelle in der St. Januariuskapelle zu erhalten. Meine erste Bemühung jedoch scheiterte gänzlich. Trotz zweier Empfehlungen und manchen Fragens und Wanderns hin und wieder zwischen Sakristei, Dom und Kapellen, vermochte ich auch keine Spur von meinem unbekannten, heiß ersehnten Beschützer zu entdecken. So vor der Hand auf Wartegeld gesetzt fand ich Zeit und durchwandelte unterdeß die Cathedrale einigemal in ihrer Länge und Breite. Ein bei allen Mängeln würdiger und in seinem Gesammteindruck herrlicher Tempel, dessen gothische Bogenhallen, Kreuzgewölbe und 42 Erz- und Granitsäulen noch laut von germanischer Macht, Kunstbildung und Frömmigkeit erzählen. Zwar ist, wie durchweg in Italien, die gewaltige Steinchronik beinahe zum unleserlichen Palimpsest geworden, indem der leidige Ungeschmack der letzten Jahrhunderte sie zum Theil in beklagenswerther Weise überkalkt, überkleistert, mit einem Worte — „reformirt" hat; ein schlagender Beweis, daß die zopftragende Kunstreform, wenn auch unvermerkter, doch fast ebenso gründlich in den steinernen Kirchen ihr Zerstörungswerk ausübte, als dies die Reform des XVI. Jahrhunderts in der geistigen Kirche gethan. Es war natürlich, daß sich an den schlanken gothischen Bogengräten mancherlei geschichtliche, leider größtentheils tragische Erinnerungen in üppigster Fülle emporrankten. Griechen und Römer, West- und Ostgothen, Vandalen, Byzantiner und Longobarden, Normannen und andere Völker zogen in bunter Reihe an meinem Geiste vorüber und regten Gedanken an, die keineswegs den albernen Gelüsten und Utopien Jungitaliens ein günstiges Horoskop stellten. Was ist diese Halbinsel seit zwei Jahrtausenden anders, als eine große Völkerherberge, in welcher die Insassen den allerunterthänigsten, dienstbeflissenen Gasthalter zu spielen angewiesen waren? Hat gleich die Natur mit freigebiger Hand sie zu einem lieblichen, von Meer und Alpen umzäunten Lustgarten geschaffen, — die

zur Pflege bestellten Gärtner haben daraus eine öffentliche Promenade für das wandernde Völkerpublikum oder ein mächtiges Theater werden lassen, auf welchem die verschiedensten Stämme ihre Gastrollen gegeben, und die welschen Eingebornen als Statisten figurirt haben. Aus so trüben und unrühmlichen Prämissen auch nur die Möglichkeit tiefwurzelnden Nationalgefühls und einheitlichen Volksbewußtseins folgern zu wollen, hieße unseres Erachtens gegen die unzweifelhaftesten historischen Erfahrungssätze angehen. Uns will nun gar dieser gänzliche Abgang eines Nationalverbandes auf der italienischen Halbinsel als in der weisen Oekonomie der Vorsehung begründet erscheinen, die solches Alluvial- oder Sammelvolk auserkoren hat, der edle aber friedsame Thronhalter des erhabensten, alle irdischen Herrschersitze unvergleichlich an Würde und Glanz überstrahlenden Fürstenstuhles zu sein, — unter der Bedingung auserkoren hat, daß es sich sein schützend Schwert bei einem mächtigern, naturwüchsigern, einheitlichern Volke suche. Freilich hat auch dies heilige, um die deutsche Hüfte gegürtete Davidsschwert, wir geben es gerne zu, nicht selten gefrevelt und eidvergessen die Schärfe gegen den eigenen Schützling gekehrt; — diese schmerzliche Wahrheit rief mir eben ein Grabstein erschütternd in's Gedächtniß, auf welchem mein Blick die Worte las: „Dem Andenken des Papstes Innocenz IV." War er es doch, welcher auf dem Concil zu Lyon im Jahr 1245, als das Sündenmaß der trotzigen Hohenstaufen bis zum Rande gefüllt war, in jener furchtbar ernsten Stunde als Rächer strenges und schreckliches Gericht hielt über den meineidigen Achaz und in der ausgelöschten und zerbrochenen Fackel den verbleichten Glanz, in der dumpfen Todtenglocke den Grabgesang einer großen Kaiserzeit sinnbildete. Doch was Vorfahren gesündigt, das sollen die edeln, ihres heiligen Berufes bewußten Nachkommen auf dem geweihten Throne ritterlich sühnen!

In Gedanken vertieft hatte ich mich dem Hochaltare genähert, der sich, gleichsam ein Siegesdenkmal des überwundenen antiken Heidenthums, auf der Stelle eines zerstörten Apollotempels erhebt. Mein Auge fiel auf die unter seiner Tribüne befindliche Krypte, in deren ansehnlichen und würdig ausgestatteten Gewölben die Gebeine des heiligen Januarius ruhen. Ein Blick in diese Räume weckte mich aus meinen Betrachtungen und mahnte an den Zweck meines frühen Ganges zum Dome nicht nur, sondern überhaupt meiner Reise nach Neapel. Ueberdies machte ich, nach der Votivkapelle des Schutzheiligen hinblickend, zu meiner nicht geringen Besorgniß die Wahrnehmung, daß sich ihre nicht besonders ausgedehnten Räume fort und fort mit dichten Massen anfüllten. Das setzte endlich meiner deutschen Langmuth ein Ziel. Denn war ich auch aus triftigen, konservativen Gründen ernstlich gewarnt worden, meine Leibesconstitution ja nicht den bedenklichen Gefahren einer unbeschränkten Preßfreiheit auszusetzen, um jeden Preis wollte ich doch zum ersehnten Ziele gelangen und Augenzeuge des erwarteten „miracolo di San Gennaro“ sein. Ich eilte demnach wieder in die Sakristei, legte den anwesenden Domherren in bescheidener, übrigens eindringlicher Form meinen Wunsch vor und berief mich auf das in solchen Fällen unbestrittene Schutzrecht fremder, zumal nachdrücklich empfohlener Priester. Diese etwas deutsche Weise hatte den glücklichsten Erfolg und dürfte überhaupt die beste und bewährteste Taktik zur Eroberung gewisser italienischer Befestigungswerke sein. Einer der Chorherren rief zwei Kleriker herbei und erklärte sich freundlichst bereit, mich selbst durch die Menge zum Altare der St. Januariuskapelle zu führen. Allein das war wiederum kein leichtes Unternehmen. Der wackere Domherr voran, die Kleriker schützend mir zur Seite, — so ging es rudernd und stoßend durch die starre, spröde Menschenwoge, die nur die elektrische Wirkung des domherrlichen Gewandes

auf Augenblicke in den Zustand leiblicher Dehnbarkeit versetzen konnte. Nach nicht geringer Arbeit gelang es, an der Kommunionbank (diesmal auch für unsern Leib eine wahre Rettungs- und Uferbank) Anker zu werfen, bis endlich die mühsam geöffnete Pforte die frohe Einfahrt in den Sicherheitshafen, den freien Altarbezirk, gestattete. Es hatten sich in diesem Asyle bereits mehrere begünstigte Fremde unterschiedlicher Zungen angesammelt, Damen und Herren, unter welchen ich einige mir bekannte deutsche und englische Priester, so wie den französischen Cardinal Villecourt aus Rom begrüßte.

Es war eben 8 Uhr, und sonach bis zum Beginn der Feier überflüssig Zeit, von meinem erhöhten Platze aus mir die Kapelle zu beschauen. Welche Prachtfülle, welcher Reichthum an Schätzen war da zum Feste auf und um den Altar zusammengehäuft! Mächtige, kunstvoll gearbeitete Kronleuchter aus getriebenem Silber, kostbare Vasen, Leuchter und Reliquiarien, endlich rings um die herrliche Kapelle, welche im zierlichsten Marmorschmuck prangt, und bis zur Kuppel von Domenichino's Zauberpinsel bemalt ist, gegen fünfzig, theils silberne, theils versilberte und vergoldete Heiligenbüsten, die Tags zuvor in Prozession[1]) aus dem Domschatze waren herübergeholt worden. Mein erwartungsvoll dürstendes Auge ward indeß bald auf das seltene Schauspiel hingelenkt, welches vor und unter uns beginnen sollte. Was für ein wogendes, mit jeder Minute anwachsendes Gewühl und Gedränge! Während sich über die weit geöffnete Gitterpforte der Kapelle

---

[1]) An diesem Zuge, der eigentlichen Eröffnung des Festes, betheiligen sich außer den kirchlichen Würdenträgern die Civil- und Militärbehörden, sowie die zahlreichen Innungen und Genossenschaften Neapels; derselbe begibt sich, nachdem er unter den Klängen der Musikbanden verschiedene, mit unabsehbaren Massen gefüllte Straßen durchschritten hat, in die festlich geschmückte Domkirche, wo sodann die erste Vesper gesungen wird.

hinaus bis zum äußersten Seitenschiffe still und geräuschlos Kopf an Kopf fügte, glich die Rotunde vor uns einem mächtigen Behälter voll gährender Stoffe, welche immer ungestümer und schäumender aufwallten, je näher der Zeiger der Thurmuhr nach der neunten Stunde hinrückte. Dicht an der zum Glück festen Kommunionbank machten sich vor Allen beiläufig dreißig Lazzaroniweiber bemerklich, die in harmlosem Familienstolze ihren edlen Geschlechtsbaum bis auf St. Januarius zurückführen und zur Verherrlichung ihres großen Ahnherrn Zungen und Lungen, Hände und Gliedmaßen schon im Voraus gewissenhaft einzuüben schienen [1]).

Horch da schlägt es neun auf der dumpftönenden Glocke, — und wie sich plötzlich mit wildem Tosen die Fluth aufwühlt, wenn der Föhn in das eingezwängte Seebecken niederfährt, so wogte es in diesem unabsehbaren Menschensee mit dumpfem Summen und Brausen, welches sofort zum hellen Freudengruße anschwoll, als ein alter Domherr mit der Blutphiole des Heiligen erschien, und ein Anderer die Büste, in welcher das Haupt desselben aufbewahrt ist, auf die Evangelienseite des Altars hinstellte. Zunächst wurde das Brustbild mit Stola, mit kurzem Gewand und Inful bekleidet, drei Gewändern, die einen unberechenbaren Werth haben, da sie förmlich strotzen von gediegenem Golde und einigen tausend hellfunkelnden Edelsteinen, den Opfergaben eines frömmern Geschlechts. Nach Anlegung des Schmuckes begann die ebenso ergreifende, als vom Unglauben, wie von flacher Unkenntniß

---

[1]) Daß der Stadt Neapel der Vorrang gebührt, den großen Blutzeugen den ihrigen nennen zu dürfen, kann unseres Dafürhaltens nicht zweifelhaft sein nach den Gründen, welche Falkone (Storia di S. Gennaro 1713) und der Bollandist P. Stilting (Antwerpen 1757) gegen Giov. de Vita, der jene Ehre im Thesaurus antiquitatum Beneventanarum seiner Vaterstadt Benevent zuspricht, zur Geltung gebracht. Man vergleiche noch: Atti più sinceri di San Gennaro e compagni Martiri. 1754. —

schnöde verunglimpfte Ceremonie[1]). Jener Domherr nämlich, in welchem die Gebrechlichkeit und das spärlich herabfließende Silberhaar einen Greis von 70 bis 80 Jahren erkennen ließen, stieg zum Altare, das Gefäß mit der Blutreliquie des Märtyrers zu nehmen. Dasselbe hat fast die Gestalt eines kurzgedrungenen Scepters, welches unten eine einfach verzierte Spitze, oben eine niedliche Krone hat, beide von Silber, und in der Mitte, ebenfalls in Silbereinfassung, eine runde Krystallkapsel von ungefähr vier Zoll Durchmesser, in welcher das birnenförmige Glasfläschlein mit dem Blute nebst einem kleineren, nur von etlichen Blutstropfen gerötheten angebracht ist. Der ehrwürdige Priestergreis, aus dessen Antlitz zwei helle unbeschreiblich milde Augen leuch-

---

[1]) Wenn der Irr- und Unglaube eine Erscheinung, wie die in Rede stehende, mit vornehmer Miene unbeachtet läßt, oder boshaft verdreht und entstellt, so kann solches offenbar nur als ein Beweis mehr für ihre Erheblichkeit und Bedeutung gelten. Gar sehr muß es indeß befremden, wenn katholische Schriftsteller aus schuldbarer Unwissenheit oder Condescendenz sich scheuen, freimüthiges Zeugniß für eine Thatsache abzulegen, die durch die Wissenschaft und die Kirche beglaubigt ist. Zum Beweise nur folgende Stelle aus einer vielverbreiteten Heiligenlegende: „In der Hauptstadt Neapel werden seit vielen Jahrhunderten die Reliquien des heiligen Januarius gezeigt, insbesondere auch etwas von seinem Blute, welches in zwei Fläschchen aufbewahrt wird und auf wunderbare Weise zu verschiedenen Zeiten und allemal dann, wenn es dem Haupte nahe gebracht wird (?), fließend sich zeigen soll." (!) Aus einer Wolke von Zeugnissen greifen wir nur das des großen Kirchenhistorikers Baronius heraus. Nachdem derselbe nämlich erzählt, wie im Jahre 471 einer der wüthendsten Ausbrüche des Vesuvs durch Vermittlung des heiligen Januarius plötzlich wunderbar gestillt worden, fährt er folgendermaßen fort: „Insigne ac perenne miraculum sanguinis eiusdem Sancti Januarii, qui, quum ampullâ vitreâ concretus contineatur, liquescere tamen et fluere perinde ac si recens esset effusus, saepe conspicitur, non eiusmodi est, ut unius vel alterius hominis testimonio comprobetur, sed ita manifestum, ut ipse Martyris sanguis assidua miraculorum operatione vocibus quibusdam velut Abel sanguis clamans per universum orbem Christianum intonet."

teten, nahm das Gefäß bei der Silberspitze und Krone, hob es Angesichts des auf dem Altare ruhenden Hauptes[1]) empor, hielt es dann zum Volke gewendet vor ein Licht und bewegte es schwankend auf und nieder, damit sich alle Anwesenden von der festen, starren und völlig undurchsichtigen Beschaffenheit der verdichteten Blutmasse, die das Fläschlein zu zwei Dritttheilen füllte, überzeugen konnten. Hierauf begannen mehrere assistirende Priester das lateinische Glaubensbekenntniß und verschiedene Gebete zu sprechen, von denen ich jedoch, obgleich in unmittelbarster Nähe, keine Silbe zu verstehen vermochte. Kaum waren nämlich aus dem Munde des Domherrn die Worte: „Credo in unum Deum" laut geworden, als wie auf ein gegebenes Zeichen jenes weltbekannte Lärmen im Volke losbrach. „Gloria Patri et Filio et Spiritui sancto" ..... so erschallte es, Anfangs in langsamem gleichmäßigem Takte und Wellenschlage, dann in so verworrenem Gebrause und Getöse, daß es dem betäubten Ohre von dem rauschenden Rufen irgend etwas zu unterscheiden unmöglich wurde. Fast ängstlich wandte sich mein Blick,

[1]) Wie bei dem Verfasser der oben angeführten Heiligenlegende, so herrscht überhaupt in Rücksicht auf diesen Nebenumstand eine auffallende Ungenauigkeit. Selbst Aschbach's Kirchen-Lexikon bringt darüber folgende irrthümliche Bemerkung: „An den drei Festen des Heiligen wird sein Blut, sobald es zu fließen begonnen, wenn es eine Weile an das Haupt des Märtyrers gehalten worden, dem andächtigen Volke gezeigt." III. Bd. Seite 391. Man hatte doch nur den bezüglichen Passus des Breviers zu beachten: „Praeclarum illud, quod eius sanguis, qui ampulla vitrea concretus asservatur, cum in conspectu capitis eiusdem Martyris ponitur, admirandum in modum colliquefieri et ebullire, perinde atque recens effusus, ad haec usque tempora cernitur." Oder auch folgende Bemerkung Bassano's im Dizionario Storico: „Quando l'ampolla di questo sangue duro e congelato s'espone alla pubblica venerazione insieme col capo del medesimo Santo, si vede dopo pochi minuti quel sangue sciogliersi sensibilmente e come bollire, con maraviglia e stupore de' circostanti."

der bis dahin unverrückt auf die emporgehaltene, immer noch schwarz dunkele Reliquie geheftet war, nach der aufgeregten, stürmisch betenden Volksmenge hin. In der That ein eigenthümliches, bei aller Seltsamkeit, wo nicht gar Ungebühr, dennoch tief ergreifendes Schauspiel. Hier war nicht bloßer, leerer, sinnloser Lärm, — nein, dem Volke war es Ernst um's Herz in diesem feierlichen Augenblicke, das las man ihm aus den Zügen, das bekundeten alle Geberden und Bewegungen. Ein so glühender Flammenglaube strahlte aus den dunkeln blitzenden Augen hervor, und von Stirn und Antlitz, auf denen helle Schweißtropfen perlten, leuchtete so unbegrenztes, kindlich hingebendes Vertrauen, daß man die befremdliche, fast maßlose Aeußerung des Gefühls dem heißblütigen Südländer gerne verzeihen mochte. Unter diesem bald abnehmenden bald wieder anschwellenden Gebrause vergingen wohl zehn Minuten, worauf ein neuer, womöglich noch größerer Sturm, zumal von Seiten der weiblichen Lazzaroni anhob, weil man in dem mehr oder minder raschen Flüssigwerden des Bluts für das künftige Jahr eine untrügliche Weissagung des Segens oder Unsegens zu erkennen glaubt[1]). Alle harren in gespanntester Erwartung.

---

[1]) Wie Unverständniß oder grundsätzliche Feindseligkeit gegen alles Katholische, die von uns geschilderte kirchliche Festlichkeit zu beurtheilen beliebe, dafür können wir nicht umhin, den Lesern wenigstens ein Beispiel vorzuführen. Aus demselben mögen sie die Ueberzeugung schöpfen, daß es gewissen Akatholiken und Geschichtshausirern, so oft sie mit ihrem Gänsegefieder historische Ausflüge in katholisches Gebiet machen, nur sehr schwer und selten gelingt, ihre saubere Harpyonnatur zu verläugnen. So schreibt Dr. Ernst Förster in seinem Handbuch für Reisende in Italien, 4. Auflage, Seite 313: „In der Schatzkapelle bewahrt man in zwei Flacons Blut des heiligen Januarius, das dreimal im Jahre zur Erbauung der Gläubigen in Fluß kommt. Da das Wunder zuweilen auf sich warten läßt, und das aufgeregte Volk dafür auch gerne eine wunderbare Ursache sucht, so ist Nichtkatholiken beim Besuch dieser Feierlichkeit besondere Vorsicht anzurathen. (!)" — Wir aber möchten dem nicht allzu

Auf einmal zeigt sich an einer Seite ein leises Aufwallen des zerronnenen Blutes; doch kaum froh begrüßt, sind die Bläschen auch wieder verschwunden. Neues Beten, neues Rufen und Tosen der ungeduldigen, fast leidenschaftlich frommen Menge. Wiederum verrinnen fünf Minuten — sieh' da schwillt die Blutmasse allmälig an — röthet sich — zerrinnt und in völlig flüssigem Zustande folgt sie dunkelroth

unbefangenen Verfasser die Wahl lassen, entweder durch ein einziges Beispiel von Mißhandlung eines Nichtkatholiken in gedachter Kapelle seine Behauptung zu erhärten, oder sich nach altrömischem Rechtsgebrauche den Buchstaben C (calumniator) zur Strafe unwürdiger Verleumdung auf die Stirne brennen zu lassen. Um von dem unglaublich tiefen Standpunkt, den der Tourist in historischer Beziehung einnimmt, einen Begriff zu geben, mögen hier ohne allen Commentar dem Leser folgende Notizen aus dem angezogenen Reisehandbuche vorgeführt werden: „Im Jahre 68 nach Christus: Geistliche treiben Gewerbe, sind primi inter pares. — 180. (Einführung der) Martyrerverehrung, Sonntagfeier. — 253. Erste Spur des Exorcismus. — 262. Uebertriebene Martyrerverehrung. — 305. Cölibat der Geistlichen der ersten drei Grade. — 445. Valentinian III. spricht dem römischen Bischof das Primat zu. — 590. Gregor I., Bischof zu Rom; Ausbildung der Opferidee im Abendmahl. — 755. Bonifaz kommt um (in so banaler Weise berichtet der deutsche Verfasser die glorreiche Blutzeugenschaft des Apostels, dem Deutschland [und der Berichterstatter selber] Alles verdankt, was es an höhern Gütern aus dem Schiffbruche der Reformation noch gerettet!). — 858. Ablaß, Privat- und Kirchenbuße. — 863. Um diese Zeit Anwendung des geweihten Oels, der Heiligentage; Seelenmessen, Reliquien. — 1073. Cölibat der Geistlichen zum Gesetz gemacht. — 1189. Innocenz III.; Bibelverbot, Ohrenbeichte, Bann, Interdict, sieben Sakramente (!!). — 1217. Honorius gebietet Verneigung vor der Eucharistie. — 1349. Clemens VI. bestätigt die Lehre von dem kirchlichen Schatz an guten Werken. — 1517. Kirchenreformation in Deutschland, Irrglaube in Italien“.... Mit diesen und ähnlichen wissenschaftlichen Trebern nähren sich fast ausschließlich die Deutschen aller Confessionen, die ihren Fuß in das mit Wein und Oel gesegnete Italien setzen! Man wird hieraus ersehen, wie sehr es zu wünschen, daß bald eine geschickte katholische Hand, um einem schmerzlich gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen und den Edelgesinnten eine gesunde und ansprechende Geistesnahrung darzubieten, ein neues allgenügendes, kritisch unantastbares Handbuch über Italien schaffe.

und purpurgeröthet allen Schwankungen des Gefäßes. Diesen unvergeßlichen Augenblick zu schildern, ist die Feder nicht im Stande. „Evviva, evviva San Gennaro!“ erscholl es in donnerndem, endlosem Echo durch die weiten Hallen bis in die fernsten Räume des Domes, während schimmernde Thränen wie Perlen aus den Augen flossen, die Jubelfreude wiederstrahlend, welche stürmisch die Seelen der versammelten Tausende bewegte. Gleichzeitig warfen einige aus der freudetrunkenen Menge blühende Rosen empor, die wie ein duftender Regen auf die Reliquie und die zunächst Stehenden niederfielen, während andere lebende Vögel nach dem Altare hin auffliegen ließen, die lustig zur Kuppel und dem gothischen Kreuzgewölbe emporflatterten.

Dies alles war das Werk einer Minute. Da ertönte es unerwartet in den wogenden Freudenrausch, von kräftigen Männerstimmen gesungen: „Te Deum laudamus, te Dominum confitemur!“ — und wie aus einem Munde fiel tausendstimmig die Menge in den Wechselgesang ein, daß es ergreifend und erschütternd durch Mark und Seele drang. So mächtig, so unwiderstehlich und überwältigend war wahrlich nie zuvor die Hymne an mein Ohr gedrungen. Ist's ein Wunder, wenn dabei nun auch alle Harfensaiten des tiefgerührten Herzens gewaltig erklangen und die innere Herzensstimmung auch äußerlich im perlenden Auge nachzitterte?

Noch war der Schlußvers der ambrosianischen Dankhymne an der hohen Tempelwölbung nicht ganz verklungen, als der ergraute Stiftsherr sich anschickte, dem frommen Drange der Andächtigen durch Darbietung der flüssig gewordenen Blutreliquie Genüge zu leisten. Da wir vom Glücke begünstigt in unmittelbarster Nähe am Altare standen, so waren wir die ersten, welche den Kuß frommer Verehrung auf die Krystallhülle drücken durften. Uns folgte die an der Kommunionbank mit Ungeduld harrende Menge. Bis diese

wenigstens in ihrem ersten ungestümen Andrange befriedigt war, befanden wir uns auf der abgesonderten Stelle in unfreiwilliger, doch nicht unangenehmer Haft. War doch die Seele eines ruhigen Augenblicks der Sammlung gar sehr bedürftig, um einigermaßen die stürmischen rasch aufeinander folgenden Eindrücke prüfend und ordnend festzuhalten. Während so das Auge unausgesetzt auf die wundersam flüssige Blutmasse geheftet blieb, durchbrach der Geist in kühnerm Fluge die beengenden Schranken von Zeit und Raum. Vor seinem Blicke wuchs die rothschimmernde unerhebliche Phiole zum mächtig wogenden Blutstrome an und erschien wie ein ehrwürdiger Ueberrest jenes großen blutigen Schlachtopfers der zehn Millionen christlicher Martyrer, wie ein letzter Schimmer des Morgenroths der Kirche, welches, der Sonne auf Golgotha entströmend, durch drei Jahrhunderte Berg und Thal mit seinem Blutpurpur übergoß, bis es das nächtliche Dunkel des Heidenthums überwindend den hellen Tag des Friedens und des Segens glücklich heraufführte. Und wie das Licht in seinem vollen Glanze erst alsdann aufleuchtet, wenn es mit seinem Widerspiel, dem Schatten, in Berührung tritt, so strahlt auch vor dem sinnenden Geiste die gläubig warme Auffassung jener wundersamen Erscheinung in ihrem schönsten Schmucke, wenn sie kontrastirend mit dem kalten stolzen Unglauben zusammentrifft, der jede übernatürliche, schöpferische Einwirkung im Gebiete des Naturlebens grundsätzlich zu läugnen beflissen ist. Denn erhebt sich der einfache unbefangene Glaube von jenem stofflichen Gegenstande aus zu hohem geistigen Schwunge, indem er in ihm eine wunderbar sich erneuernde und erhaltende Siegestrophäe der überirdischen Erlösermacht erkennt und dankbar frohen Herzens den Herrn preist, der wunderbar ist in seinen Heiligen, — so bleibt der Ungläubige dagegen geistlos im Stofflichen haften, zerlegt das Substrat des Wunders in seine chemischen Bestandtheile und möchte, wenn

er anders nicht schon aller Aufrichtigkeit baar ist, fast verzweifeln, daß sein wissenschaftlicher Apparat ihm so gar keinen Ausweis gibt über die Unversehrtheit und das Flüssigwerden jener Blutelemente mit all' ihren Wasser-, Eisen-, Farb-, Faser-, Salz- und phosphorsauern Kalkstoffen! Gleicht jener den Vögeln des Himmels, die unter lustigem Sang sich aufschwingen zu reinern Sphären, so dieser dem kriechenden Gethiere, welches elend an Staub und Erdenschlamm haftet, und singt des erstern Herz von Gottes Wunderwerken wie eine süßklingende Aeolsharfe, die bei jedem Himmelshauch in ihren zartesten Saiten erzittert, so wirkt die Nähe des andern wie eine verwünschte Vogelscheuche, die alle gemüthstiefen Seelen aus ihrem unheimlichen Bereiche hinwegklappert. Dabei lebt der Unglaube insgemein noch der zarten und äußerst bescheidenen Ueberzeugung, daß er alle Vernunft, alle Forschung, alle Wissenschaft ausschließlich als Erbpacht besitze, als ob es nicht auch dem erleuchteten Christenglauben ziemte, die ernste besonnene Prüfung weder zu scheuen noch zu verschmähen. Verleiht der Demantschleifer dem edlen Steine, wo nicht einen Zuwachs an innerm Werthgehalte, doch reichern Farbenglanz und lichtvollere Schönheit; wie sollte der gläubige Christ anstehen, den unschätzbaren, aus göttlichem Tiefschachte gewonnenen Gegenstand seines Glaubens durch demüthige Forschung und Betrachtung zu immer herrlicher, immer wunderbarer funkelnden Brillanten zu veredeln.

Mein Geist wurde beim Anblicke jener Reliquie zu einer Reihe von Betrachtungen angeregt, die sich auf das Wesen und die tiefsinnige Bedeutung des Wunders überhaupt wie des vorliegenden insbesondere bezogen. Wenn die Sünde im menschlichen Geschlechte sich vorzugsweise als Sieg der untergeordneten Naturmacht über den seiner Bestimmung entfremdeten Geist offenbart, so, dachte ich, wird die Erlösungsgnade sich eben darin sichtbar ausprägen, daß sie sich

der Macht der Sünde, welche das geistige Gebiet überfluthet, wie ein Damm entgegensetzt, über ihre anmaßliche Empörung einen göttlich sieghaften Triumph feiert und ihren Absolutismus und dessen Zwangsgesetze augenfällig bewältigt. Nun ist es aber eben das Wunder, wodurch die göttliche Allmacht schöpferisch in die Naturgesetze eingreift und selbe dem höhern, himmlischen, kurz dem Gnadenleben dienstbar macht. Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich nicht läugnen, daß auch in der übernatürlichen Erhaltung edlen Martyrerblutes ein tiefer Sinn, eine ernste Bedeutung verborgen liegt. Zunächst erscheint es, gleichsam der Verweslichkeit entkleidet, ein unvergänglicher Zeuge zu sein des Urbildes jeglichen Martyriums, des erhabensten Blutopfers, welches uns den Sieg errungen über Tod, Grab und Verwesung. Sodann tritt gerade im Blutopfer die Vollendung der Liebe am deutlichsten hervor, die des Leibes Leben zum Pfand und zur Sühne setzt, indem nach dem Ausspruche der heiligen Schrift[1]) das in Arterien und Venen baum- und netzartig den Körper durchströmende Blut, aus welchem bekanntlich die gesammte Körpermasse gebildet wird und worein sie sich wieder zurückverwandelt, der Ernährer, der Erhalter und Träger des leiblichen Lebens ist. Daher die Bedeutung des blutigen Kreuzopfers, des neutestamentlichen Blutbundes und der eucharistischen Blutsverwandtschaft; daher die Würde und Weihe der Bluttaufe; — daher auf der andern Seite auch die Verruchtheit der leider unläugbaren blutbesiegelten Hingabe an die Mächte der Finsterniß[2]).

---

[1]) Levit. 17, 11: „Denn die Seele des Fleisches ist im Blute..... auf daß für die Seele das Blut zur Versöhnung sei.“ Ebendas. 14: „Denn die Seele alles Fleisches ist im Blute.“ Deuteron. 12, 23: „Denn ihr (der Thiere) Blut ist statt ihrer Seele, und darum sollst du die Seele mit dem Fleische nicht essen.“

[2]) Daß eine solche tiefere Auffassung allgemein dem christlichen Bewußtsein nahe liegt, beweist ein Umstand, den wir nicht unberührt lassen

Inzwischen war dem Verlangen des größern Theils der Andächtigen[1]) genug gethan, und aus der Januariuskapelle trat ich — es schlug eben zehn Uhr — in die weiten festlichen Räume des Domes. Von der Sakristei her kam mir in prunkvollem Zuge die Metropolitanklerisei entgegen. Voran schritten im Festschmucke die vierzig Präbendare der reichen Cathedrale, unter ihnen vor allen ausgezeichnet die capellani del tesoro oder Stiftsherrn der St. Januariuskapelle, welche den edelsten neapolitanischen Patrizierfamilien angehören und aus deren Schooße der Metropolit oder Cardinal-Erzbischof gewählt zu werden pflegt. Den Schluß bildeten in prächtigstem Ornate die dreißig Canonici, insgesammt nach altem Vorrechte mit Mitren und in purpurrothen Schleppgewändern von Seide, — ein Aufzug, der in Reichthum und Glanz fast mit dem römischen Cardinalcollegium wetteiferte. Langsam bewegte sich der Zug zu der Kapelle des Festheiligen und geleitete von dort aus, abermals unter reichem Blumenregen, die vielverehrte Reliquie zum Hochaltare, wo sie vor der

möchten. Die höchste und geschätzteste unter den Auszeichnungen, mit denen die Herrscher der beiden Sizilien Tugend und Verdienstadel zu belohnen pflegen, ist der St. Januarius-Ritterorden. Im Jahre 1738 von Karl III. zur Beschützung des heiligen römisch-katholischen Glaubens gestiftet, verpflichtet dieser Bund seine Mitglieder (Cavalieri professi) bei ihrer durch königliche Huld bestimmten Aufnahme durch ein eidliches Versprechen, nach dem Vorbilde des hehren Blutzeugen St. Januarius mit Gut und Blut für den Schatz und Hort des katholischen Glaubens einstehen zu wollen. Als Ordenszeichen tragen sie recht sinnig eine purpur- oder blutrothe Schärpe (fascia di San Gennaro), die sich, wenn kirchliche Würdenträger dekorirt werden, in ein gleichfarbiges, um den Hals geschlungenes Purpurband verwandelt.

[1]) Am folgenden Tage um die Mittagsstunde fuhr nach frommer Sitte auch die königliche Familie in großem Aufzuge zur Cathedrale, um durch Kuß des Martyrerblutes den Schutzheiligen des Reiches zu verehren. Für Ferdinand II. war es die letzte Pilgerfahrt, die er zu diesem frommen Zwecke nach dem Dome unternehmen sollte.

Büste mit dem Januariushaupte für die Dauer der Festwoche ausgestellt wurde.

So viel über das Miracolo di San Gennaro. Als ergänzende Zugabe möge sich ein skizzenhafter Bericht anreihen über meinen Ausflug nach Pozzuoli, dem Orte, wo St. Januarius den glorreichen Martertod erduldete. Nächsten Anlaß zu dieser Fahrt gab die freundliche Einladung einiger Väter des Oratoriums, an welche ich von Monte Cassino freundlichst empfohlen war.

Ein Tag im südlichen Italien.

1. Abfahrt von Neapel. 2. Marienfest in der Kirche piè di grotta. 3. Virgil's Grab. Posilippogrotte. 4. Ankunft in Pozzuoli. 5. Der Golf Brücke Caligula's. 6. Villa des Lukull. Die heidnischen Sklaven. 7. Bajä. 8. Villa des Cicero. 9. Serapistempel. 10. Amphitheater. Martyrium des heil. Januarius. 11. Der Schwefelkrater. 12. Der Agnanosee.

1. An jenem Tage, welcher dem schönen, unvergeßlichen Januariusfeste folgte, sandte eben der Morgen sein erstes Licht in meine Klosterzelle zu Neapel, als, wie verabredet, einige Oratorianer eintraten, mich zu einem Ausfluge in die anmuthige Umgegend freundlich abzuholen. Die Toledostraße, durch welche zunächst unser Weg führte, sonst, bei vorgeschrittener Tageszeit so betäubend lärmvoll, erschien in dieser Frühstunde derart stille, zurückhaltend und bescheiden, daß einer aus unserer Gesellschaft sie mit einem lebenslustigen jungen Menschen verglich, der nach einem tollen Tage und durchschwärmter Nacht sich in der Morgenfrühe schweigsam und schlaftrunken die müden Augen reibt.

Am Hafen angelangt, fuhren wir rechts ab in die Villa reale, in diesen langgedehnten und wunderschön gelegenen Quai (chiaja), der für die reitenden und fahrenden Elegants von Neapel ungefähr das ist, was für Wien der Prater, der

Hyde-Park für London und für die Seinestadt die Champs-Elysées sind. Auch diesmal lachte uns vom wolkenlosen, tiefblauen Himmel ein unbeschreiblich schöner Herbstmorgen entgegen. Die sanftgeformten Hügelzüge Campaniens glänzten wie in ihrem Feierkleide im sonnigsten Lichte, während zur Linken die leichtgefächelte unabsehbare Meeresfläche wie Millionen Diamanten und Topase funkelte, und aus ihrem goldigen Schooße die lieblichen, im Morgenstrahl schimmernden Inseln des Golfes freudig emporhob. Die ganze Natur schien wie eine herrlich geschmückte Braut in vollem Geschmeide vor ihrem Schöpfer zu stehen und ihm von Land und Meer, von Berg und Thal in andächtiger Feierstille ihr Morgengebet darzubringen. Daß auch unsere Herzen eine verwandte Stimmung annahmen, war eben so natürlich, als daß diese Empfindung in entsprechenden Worten laut wurde.

Bald jedoch lenkte die Unterhaltung von Neuem in das dem Hauptereignisse jener Tage billig vorbehaltene Strombett ein und wir tauschten in lebhaftem Gespräche unsere Erlebnisse, Anschauungen und Gefühle über das St. Januarius-Wunder aus. Wie diese Erscheinung, welche selbst den hervorragendsten und scharfsinnigsten Forschern auf natürlichem Wege unerklärlich ist[1]), von der Masse der neapolitanischen Bevölkerung aufgefaßt und beurtheilt wird, aus dem Munde so unterrichteter und stimmfähiger Männer zu erfahren, mußte für mich von dem größten Interesse sein. Durch sie ward ich in meiner, durch eigene Anschauung gewonnenen Ueberzeugung bestärkt, daß in den untern Schichten der Gesellschaft noch ein frischer, lebendiger, glühender Glaube herrsche; schmerzlich überraschte mich dagegen die Mittheilung, daß

---

[1]) Die geläufigste Unterstellung, als lasse sich die Erscheinung einfach für ein Ergebniß einwirkender Wärmestoffe erklären, ist längst als unhaltbar nachgewiesen und noch vor Kurzem von einem der gewiegtesten Physiker Italiens in einer eigenen Schrift widerlegt worden.

unter den gebildeten Ständen auch hier bereits eine bedrohliche Glaubenserkaltung oder gar Entfremdung von der Kirche hervorzutreten anfange. In der That eine nicht wenig entmuthigende und höchst beklagenswerthe Erfahrung, die sich mir als neuer unheimlicher Sturmvogel auf das Hoffnungsschifflein setzte, welches ich für das schöne Italien gebaut hatte. Denn wie in den Hochgebirgen die Gletscher allmälig thalabwärts vorrücken und Firnen, Wälder und Alpenwiesen mit ihrer erstarrenden Eiskälte überziehen, so wälzt sich auch in der menschlichen Gesellschaft nach einem unfehlbaren Kulturgesetze die eisige Gletscherbildung des Unglaubens mit den Moränen der Zucht- und Sittenlosigkeit aus den gebildeten Hochschichten auf die Thalgründe des Volkes herab, und zerstört auch in diesen Niederungen nach und nach alle fröhlichen Blüthen und Segnungen des Christenthums. Es wurde die nahezu unglaubliche, doch auch andererseits bestätigte Versicherung ausgesprochen, daß obiges Wunder trotz dreimaliger alljährlicher Erneuerung[1]), gegenwärtig von einem Dritttheile des neapolitanischen Volkes niemals gesehen, von mehr als der Hälfte mit ungläubigem, frivolem Spotte besprochen werde!

Und die Ursache dieses unseligen Umschwunges? Sie ist, so wurde mir gesagt, einestheils in den nicht mehr ausreichenden Erziehungsmitteln und der gebundenen, fast cäsareopapistisch bevormundeten und von den Beamten gemaßregelten Stellung der Kirche, anderntheils aber und zwar vorherrschend in jener nordischen Strömung zu suchen, die das germanische Element im Volke nachgerade entkräftet und dem leichten romanisch-gallischen die Oberhand verschafft hat. Wer sich in den tonangebenden Kreisen Neapels sowohl als anderer

---

[1]) Am 19. September nämlich, dem Tage des Martyriums, am 16. Dezember, dem Patrozinium des Heiligen, und am ersten Sonntage des Monats Mai, an welchem das Fest der Uebertragung begangen wird.

Städte der Halbinsel nur kurze Zeit bewegt, macht bald die trostlose Wahrnehmung, daß die französische Sprache und Literatur auf dem Gebiete der Wissenschaft nicht minder als der Journalistik und Romanschreiberei [1]) der hochgeschwollene Kanal ist, durch welchen dem modernen Süden sein geistiges Fahrwasser zufließt. Am meisten zersetzend und zerstörend wirkt die aus Kant, Schelling, Hegel und dem raffinirtesten französischen Materialismus zusammengeflickte eklektische Philosophie der oberflächlichen Gallier, mit der ich manchmal in unsanfte Berührung zu kommen genöthigt war. Ob dieser, in seinen Folgen unberechenbare wissenschaftliche Gallikanismus füglich als ein mächtiger Bundesgenosse des eroberungssüchtigen Frankreichs, wo nicht gar als ein antizipirter Sieg betrachtet werden darf, muß ich der Beurtheilung des Lesers überlassen.

2. Unter so ernsten Gesprächen waren wir auf dem Quai längs dem Lustparke der königlichen Villa zu der Stelle gekommen, wo einer unserer Begleiter, der liebenswürdige Alfonso Capecelatro, Verfasser des meisterhaft entworfenen Lebensbildes der heiligen Katharina von Siena, bemerkte, wie hier am 8. September 1853 sich Agesilao Milano, mit Schießwaffen versehen, aufstellte, um dem Pilgergange, der von der königlichen Familie an jenem Tage unternommen

[1]) Zum großen Theil möchte Obiges sich auch auf das italienische Bühnenwesen beziehen, welches für ein Hauptvehikel des wachsenden geistigen wie sittlichen Verderbnisses gehalten werden muß. Wie sehr Theater und Ballet, Oper und Sänger an Italiens edelstem Marke zehren, dafür würde es nicht schwer sein, zahlreiche Belege vorzuführen. Aus dem Munde eines neapolitanischen Adeligen, mit welchem ich in jenen Tagen häufig zusammen war, hörte ich die ungebührlichsten Auslassungen gegen das St. Januariusfest, „da dasselbe in Folge der gesetzlich gebotenen Schließung sämmtlicher Theater, während der vorbereitenden Novene und der Oktav, gerade den unentbehrlichsten täglichen Hochgenuß raube!“

zu werden pflegt, ein tragisches Ende zu bereiten; ein Vorhaben, welches nur ein ihm selbst, wie er später bekannte, räthselhaftes Hemmniß vereitelte. In ähnlicher Weise, so versicherte der älteste unserer Gefährten, ward wenige Jahre vorher ein schwarzer Anschlag zu Nichte, den die Bosheit bei jenem Hause dort der vielgeprüften Königsfamilie zugedacht hatte. Schon waren alle Anstalten zu dem Feste des 8. Septembers getroffen, und die Straßen bereits von den unabsehbaren prunkenden Truppenspalieren besetzt, als vom anfangs blos leicht bewölkten Himmel ein so starker, wahrhaft tropischer Regen niederstürzte, daß gegen Erwarten die Königsfahrt abbestellt wurde[1]). Bei der darauf folgenden unvermeidlichen Verwirrung der hin- und herreitenden Kavallerie, tritt das Pferd eines königlichen Husaren so gewaltsam mit seinem Hufe einen Stein aus dem erweichten Pflaster, daß in der Kellerwölbung, die sich, wie es hier nicht ungewöhnlich ist, bis in die Straße erstreckte, eine Oeffnung entsteht, aus welcher dem bestürzten Reiter seltsamer Weise ein Licht entgegenschimmert. Die Untersuchung ergab die entsetzliche Gewißheit, daß dieses Souterrain, um dem Landesfürsten den Untergang zu bereiten, in eine mit Pulver gefüllte Höllenkammer war umgeschaffen worden. Wenn das gläubige Volk die zweimalige Rettung seines geliebten Königs dem wunderbaren Schutze der Gottesmutter zuschrieb, zu deren Gnadenbilde er zu pilgern im Begriffe war, so dürfte man schwerlich mit Grund einen Einwand dagegen erheben wollen.

Da ich nicht zeitig genug in Neapel eingetroffen war, um dem erwähnten Feste des 8. Septembers beiwohnen zu können, äußerte ich den Wunsch, in der lebendigen Schil-

[1]) Es war dies das einzige Mal während der Regierungszeit Ferdinand's, daß jene Fahrt gänzlich unterblieb, indem sie im stürmischen Jahre 1848 wenigstens zu Meer auf einem Dampfboote unternommen wurde.

derung eines der Freunde den etwaigen Ersatz zu gewinnen. Ein Resumé der gütig gewährten Beschreibung darf dem Leser nicht vorenthalten werden. Den Festmorgen kündigen in der Dämmerung unzählige Kanonen von den Forts und fahnengeschmückten Schiffen mit ihrem donnernden Gruße an. Bald füllen sich die belaubten, mit Blumen gezierten Straßen, namentlich die stattliche Strada di Toledo, mit dem gesammten Militär der drei Provinzen Neapel, Salerno und Terra di Lavoro, welches in glänzendster Gala von 11 bis 2 Uhr unter klingendem Spiel, von seinem königlichen Souverän gemustert, unter dem Palazzo reale vorbeizieht, und sich dann in endlosem Spaliere bis zur Kirche della Madonna di piè di Grotta aufstellt. Nachdem auch die Flotte an dem zaubervollen Quai entlang aufgefahren, und die Verdecke mit Matrosen und Marinetruppen besetzt, alle Masten und Segelstangen in malerischer Weise mit bunten Wimpeln und Flaggen geziert sind, dröhnen Punkt vier Uhr von St. Elmo herab die Kanonen, anzeigend, daß der königliche Zug den vom Meere bespülten Palast verläßt. Unter dem fortwährenden Donner des Land- und Seegeschützes und den leidenschaftlich freudigen Evviva's von Volk und Heer, rollen die Wagen zur Kirche der Madonna. Die königliche Familie wird von dem Kapitel der lateranensischen Stiftsherrn empfangen, verrichtet vor dem Bildnisse der Himmelskönigin eine kurze Andacht, und kehrt nach erhaltenem sakramentalen Segen in derselben Ordnung zur Residenz zurück. Den frohen Festtag beschließt eine glänzende Beleuchtung der Stadt.

3. Da unser Wagen eben vor der genannten Marienkirche angelangt war, wurde mit ungetheilter Freude der Vorschlag angenommen, zum Zeichen unserer treuverbundenen Liebe, für Italiens und Deutschlands Wohl vor dem Bilde ein herzliches Ave zu beten. Die muntern Rosse trabten dann mit uns weiter und bogen bald gegen die berühmte

Posilippo-Grotte ein. Nahe am Eingange in dieselbe grüßte uns das Grab des lieblichsten und glücklichsten unter den Dichtern der alten Roma, — das Mausoleum Virgil's. Der Gedanke, daß dieser durch feines Wissen, Zartheit des Gefühls und Adel der Gesinnung als Heide in seltenem Maße ausgezeichnete Geist hier in ländlich stiller Zurückgezogenheit die sinnigen Georgica gedichtet, und sein unsterbliches National-Epos begonnen, hatte für mich, ich gestehe es, mehr Reiz, als die Besichtigung der angeblichen Todtengruft nur bieten konnte, zu welcher eine Reminiszenz aus Brunner's „Kennst du das Land" ohnehin nicht sonderlich einladend anregte. Ein scharfes, geübtes Auge ist, wie mir bedeutet wurde, noch vermögend, in der Grabgrotte über den verfallenen Nischen (columbarium) die Inschrift zu entziffern, welche der Dichter sich vor seinem Tode selbst aufgesetzt hat:

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope. Cecini pascua, rura, duces.

Mantua hat mich gezeugt, geraubt Calabrien, nun hält
Parthenope mich. Die Trift, Fluren und Held ich besang.

Neben der Gruft des Sängers von Mantua ließ sich ein englischer Sonderling begraben, wohl um in unheimlicher Grabesstille noch am Klang der heidnischen Dichterharfe sich zu ergötzen. Der Herr sei seiner armen Seele gnädig.

Wir machten ohne Weiteres Anstalten, in die Grotte einzufahren, welche nichts anderes, als ein künstlich geschaffener Tunnel ist und Ursprung und Namen dem römischen Imperator Augustus verdankt. Dieser erbte hier eine anmuthige Villa des reichen Asinius Pollio, stattete sie mit den prächtigsten Gebäuden, Bädern, Anlagen und Grotten aus, und gab ihr den süßen Namen Pausilypon, d. i. die Gramstillende[1]. Ob der ländliche Lieblingsaufenthalt diese

---

[1]) Von παύειν und λυπή, ähnlich dem brandenburgischen Lustschlosse Sans-souci. Nach einigen Andeutungen der Alten (so des Seneka

wundersame Wirkung hatte und auf den mächtigen Weltbeherrscher ausübte, darüber möchte wohl die unwürdige Schlußscene seines Lebens eine kaum zweifelhafte Auskunft geben. Das nach unendlichem Glücke dürstende Menschenherz, ach! es befriedigt kein irdischer, wenn auch noch so reich gewürzter Trank. Unwillkürlich hielt ich das Pausilypon mit dem, durch auffallende Fügung seinen Eingang hütenden Grabe zusammen, und siehe, da hatte ich in der That einen treffenden Bescheid. Ja das Grab, die alle Leiden und Trübsale in sich verschließende Todtengruft allein ist die wahrhaft gramstillende Ruhestätte für das menschliche Herz, aber wohlgemerkt, nur dann, wenn des Kreuzes Siegel — nicht allein ein Schmuck der Todtengruft — vielmehr die eigentliche Lebenssignatur des jetzt wohl in Staub zerfallenden, aber der Auferstehung entgegenharrenden Inwohners des Grabes war. Armes Heidenthum, dem dies kummerstillende, ewig beseligende Friedensbanner weder die irdische Wohnstätte, noch das furchtbar ernste, unentrinnbare Grab überschattete!

Es ging nun im Schritt durch die ungefähr ein Drittel Meile lange, fünfzig Schuh hohe und zwanzig breite Grottenstraße, die mit ihren düstern, wie Irrlichter kaum aus dem Dunkel aufleuchtenden Laternen, mit dem unheimlichen Knirschen der Räder und dem wiederhallenden Geschrei der Fuhr-

---

in seinem 57. Briefe) scheint man Villa und Hügel Pausilypon, die Grottenstraße dagegen Crypta Neapolitana genannt zu haben. Letztere war indeß im Alterthum länger und niedriger als heute. Die Verkürzung ist durch den Einsturz eines Theiles der Felsenwölbung, die Erhöhung durch eine beträchtliche Abtragung der alten Straße entstanden. Diese Veränderung erklärt nicht nur den Umstand, daß jetzt die Gruft Virgil's hoch über dem Straßenniveau schwebt, sie enträthselt auch die seltsame Erscheinung, daß in ansehnlicher Höhe, oft in der Mitte der Grottenwand Furchen und Schrammen wahrnehmbar sind, die von Räderachsen in den harten Felsen eingeschnitten wurden.

leute, welche mit Noth einander zu unterscheiden und auszuweichen vermochten, einen ungemein schwermüthigen Eindruck machte. Ich wurde auf das Lebhafteste in die Stimmung versetzt, welche mich vor Jahren in dem öden, trost- und zwecklosen Themsetunnel zu London beschlich und meine Seele eine Zeitlang wie ein Alp niederdrückte; nur hatten wir diesmal den Trost, aus der nächtlichen Höhle nicht in die schwere, feuchtkalte, brittische Nebelluft, sondern in das hübsche, Anfangs wenigstens noch balsamische Thal von Bagnoli aufzutauchen. Rechts senkte sich der Felskamm des Vorgebirges von Posilippo in fast jähem Sturze in die smaragdene See, und hob sich weiter westlich als Isola di Nisida wieder aus der zitternden Fluth empor. Von der scheidenden Wasserfläche aber schimmerte uns in weißem Sonntagsgewand wie ein silberbefiederter Riesenschwan die Quarantäne entgegen. Fürwahr eine entzückende Lage, wie sich wohl auf dem ganzen Erdboden kein anderes Lazareth oder derartiges Institut einer ähnlichen erfreut; zugleich aber auch ein Sinnbild des Erdplaneten, dieses schwimmenden schmucken Menschenspitals, in dem nur die Frist der zu bestehenden Quarantäne eine verhängnißvoll unbestimmte ist, und nicht allemal mit der frohen Einfahrt in den paradiesischen Seligkeitshafen endigt.

4. Eine breite Heerstraße, von welcher das Auge die ganze entzückende Gegend übersah, führte nun rasch unserm Ziele zu, als uns nicht eben lieblich die Dämpfe der ersten Schwefelquellen entgegenqualmten und in empfindlicher Weise die Nähe Pozzuoli's, des alten Puteoli, verbürgten. Zwar ist die ungeheuer wichtige und mit gebührendem Eifer verfochtene Streitfrage, ob die Stadt dem anrüchigen Zeitworte putere (puzzare), oder vielmehr, nach Angabe des Plinius, dem geruchlosen Nennworte puteus (wegen der zahlreichen Brunnen) ihren Namen verdanke, unter den Alterthumsforschern noch immer nicht zum Abschlusse gekommen. Uns

indeß drängte der pikante Schwefelgeruch für die erste Ableitung ein so unwiderstehliches, wahrhaft nasenfälliges Argument auf, daß uns vor seiner Gewalt schier alle Wasserbrunnen und Cisternen wie verschüttet vorkamen. Eindringlicher ward der Beweisgrund noch durch den Umstand, daß wir mehrere Minuten dicht vor den zischenden Thermen zu verziehen genöthigt waren. Sie sind nämlich zur Zeit Eigenthum der Philippiner, von denen sie, ein christliches Bethsaida, zu unentgeltlicher Benützung mittellosen Kranken überlassen werden. Sobald sich meine Begleiter etlicher Aufträge an den Badaufseher ertledigt hatten, rasselte unser Gefähr polternd über das rauhe, schorfige Pflaster von Pozzuoli, bis es vor einem mächtigen Bretterthore stille hielt. Eine Art Klosterglocke wurde gezogen und aus dem geöffneten Hofthore trat, in der Hand einen Schlüsselbund haltend, ein stämmiger, wohlgenährter Bursche hervor. Er schritt an den Wagen heran, küßte den Patres die Rechte und grüßte mit einem so treuherzigen Ausdruck der Freude und Ergebenheit, daß ich in ihm auch ohne nähere Aufklärung sogleich den anhänglichen Diener errieth.

Das Gebäude, bei welchem wir angelangt, war das nicht unansehnliche Hospiz der Oratorianer, eine jener schönen menschenfreundlichen Anstalten, deren der edle christliche Wohlthätigkeitssinn der Neapolitaner so viele in's Leben gerufen hat. Dieses Hospiz, die fromme Stiftung eines Priesters, dem die Dankbarkeit in der Vorhalle des Klosters eine Marmorbüste widmete, öffnet seine gastlichen Räume allsommerlich einer Anzahl dürftiger Geistlichen aus dem ganzen Umfange des Reiches, und ihr siecher, hülfsbedürftiger Körper findet hier die zärtlichste Pflege, während ihr Geist durch Erneuerung und Erfrischung gehoben wird. Geführt von meinen Freunden, die an dieser Stätte in doppelter Beziehung opferfreudig das Liebeswerk des barmherzigen Samaritan fortsetzen, durchwanderte ich die in dieser Jahreszeit

schon wieder verlassenen saubern Schlafkammern, die reinlichen und zierlichen Baderäume, sowie das schlichte, aber freundliche Refektorium, in welchem die leibliche Nahrung allemal durch erbauende Lektüre gewürzt wird. Hauskapelle und Erdgeschoß konnten wir nicht betreten, da die unmittelbar anschäumende Meeresfluth sie jetzt schon, wie sonst erst im Winter, mit ihrem salzigen Elemente einen Schuh hoch überschwemmt hatte. Zuletzt ward noch die stattliche Loggia des Hauses besucht, welche hochgelegen und nach italienischer Sitte aus Arkaden gebildet ist.

5. Der über alle Erwartung herrliche und weite Ausblick, welcher hier das Auge überrascht, entlockte mir einen unwillkürlichen Ruf des Erstaunens. Wunderbar klar und durchsichtig, mit smaragdgrünem Wellengekräusel bespülte das Meer die mächtige Grundfeste des Hospizes und dehnte von da seinen zitternden Spiegel hinaus in die weite Ferne, bis es fast unmerkbar mit dem golddurchwebten Hellblau des Himmels zusammenschmolz. Unser Blick beherrschte den ganzen Umfang des prachtvollen Golf von Pozzuoli, welcher links durch die Trümmer des alten Molo, rechts von den anmuthigen Höhen des Vorgebirges von Miseno in sanften Conturen abgegrenzt wird. Die Natur war licht, klar und durchsichtig, wie ein glänzend geschliffener Edelstein. Es lag eine majestätische Ruhe über der ganzen Landschaft, als belausche die friedliche Schöpfung sich selbst in leisem Geflüster. Auf dem Hafendamm spielten Knaben, andere sahen still dem Austernfange zu, womit Fischer ihren kargen Lebensunterhalt gewinnen. Gleichsam in Hast sog ich den Gesammteindruck dieses schweigenden und doch so mächtig beredten Rundbildes in mich ein. Aber unwillkürlich blieb die Betrachtung an Einzeltheilen haften; es belebten allmälig bedeutungsvolle Scenen der Welt- und Culturgeschichte die Gegend vor meinen Augen. — Trauriger Contrast zwischen dem lichten Frieden

der Landschaft und den düstern Menschenschaaren voll wilder Leidenschaft, die sie bevölkerten.

Ungefähr einen Steinwurf zur Linken von unserer Loge taucht ein mächtiges Gemäuer aus der See herauf; es sind die Trümmer des alten Molo, von den Wogen der Zeit und des Meeres benagt, aber immer noch imposant. Von den achtundzwanzig Bogen, welche einst sein Schmuck, sind sechszehn noch wohlerhalten. Den Schiffen im Hafen von Puteoli, dem umfangreichsten des alten Italien, und dem Stapelplatz des ganzen Morgenlandes, bot es schützende Herberge, und wahrte mit seinem Riesenarm die Fahrzeuge vor der Wuth von Sturm und Wogen. An diesen Mauerdamm knüpft sich eine Begebenheit, deren Andenken die Stromfluth von 1800 Jahren so wenig zu zerstören vermochte, wie die schäumende Brandung das Quaderwerk. Es heißt nämlich der Molo noch heute Ponte di Caligula. Dieser römische Imperator hatte beschlossen, die von seinen Legionen über die Dazier und Parther erfochtenen glänzenden Siege durch einen außerordentlichen Triumph zu feiern, mit dem Nebenzwecke, den Barbaren Germaniens und Brittanniens, welchen der grollende Herrscher zunächst eine Züchtigung zugedacht, einen unwiderstehlichen Respekt dadurch einzuflößen [1]). Die Siegesfeier sollte in nichts Geringerem bestehen, als in einer Nach-

[1]) Hinter diesen offenkundigen und erklärten Beweggründen vermuthet Sueton, der nebst Dio Cassius unser Gewährsmann für die zu erzählende Begebenheit ist, ein anderes geheimes Motiv, welches durch Personen vom vertrautesten Hofkreise bekannt und ihm in der Jugend von seinem Großvater mitgetheilt worden sei. Danach wäre die verborgene Triebfeder zu der gleich zu erwähnenden wahnsinnigen Ueberbrückung des Golfs nichts anderes gewesen, als eine Aeußerung des Mathematikers Thrasyll, der dem über die Thronfolge besorgten Tiberius den edlen Drusus empfohlen und versichert habe: „Cajus (Caligula) werde eher über den Golf von Bajä spazieren reiten, als Kaiser sein" („non magis Caium imperaturum, quam per Bajanum sinum equis discursurum." Suet. Calig. 19. Dio C. LIX. p. 653.).

ahmung des Baues jener großartigen Brücke, welche einst der übermüthige Perserkönig Xerxes über die Dardanellen schlug. In einer Strecke von fast zweitausend Schritten vom äußersten Bogen jenes Hafendammes bis nach Bajä wurden zwei endlose Reihen Lastschiffe, die man aus allen Häfen des Mittelmeeres zusammengeholt hatte[1]), durch Anker an den Meergrund befestigt, mit Brettern und einer Erddecke belegt, dann nach Art der Appischen Straße gepflastert und zu beiden Seiten mit Brustwehren versehen. Auf der ganzen riesigen Brücke brachte man zahlreiche Büffets, Trink- und Springbrunnen, Blumengewinde und Altäre an, von welch letztern unausgesetzt Wolken des kostbarsten Weihrauchs zum Himmel dufteten. Nach so verschwenderischen Vorbereitungen beging der stolze Kaiser, angethan mit dem Waffenrock Alexander's, dessen Heldengrab er kurz zuvor entweihte, und mit einem golddurchwirkten, von Edelsteinen blitzenden Seidenmantel, die zweitägige Festlichkeit, welche er mit reichen Opfern an den Meeresfürsten Neptun und die Göttin des Neides einleitete. Auf goldgezäumtem, purpurbehängtem Rosse hielt er seinen prunkenden Triumphesritt auf der von den Wellen getragenen Siegesstraße. Sein Haupt war mit Eichenlaub umkränzt, seine Trabanten, die Prätorianer, Fußtruppen, Reiter und eine zahllos bunte Volksmasse jubelte wild ihm nach. Er führte die Parade bald in gravitätisch langsamem Schritt, bald stürmte er wild mit verhängtem Zügel über die dröhnende Brücke und schlug klirrend, in coquettem Kriegesmuth, das blitzende Schwert gegen die spanische Cätra.

Von früher Jugend stellte sich meinem Geistesauge oft, besonders wenn ich prangenden Festlichkeiten beiwohnte, eine

---

1) Diese auf kaiserlichen Befehl veranstaltete Einziehung fast sämmtlicher Transportschiffe Italiens hatte eine monatenlange Stockung des Seeverkehrs und dadurch eine über die ganze Halbinsel sich erstreckende Hungersnoth zur Folge.

Doppelwelt dar, wie durch den Zauber der Dichtkunst gewahrte ich in dramatischer Anschaulichkeit über dem Tummelplatz irdischer Lust und Herrlichkeit eine Region, erfüllt mit den Schaaren jener vollkommnen Geister, die den Menschen überall hin als Schutzengel folgen. Gleichsam ein heiliges Reservecorps sind sie da, bereit für ihre schwachen Schützlinge einzutreten, sie zu vertheidigen gegen die Angriffe des Feindes, ihnen Rath und himmlische Weisheit in's Herz zu flüstern — gleichzeitig aber auch als ein furchtbares untrügliches Tribunal, welches die Wage menschlichen Urtheilens und Meinens unerbittlich umstürzt. Wie früher nun bei selbst erlebten Festgelagen, so sah ich auch jetzt vermittelst der Einbildungskraft, über Caligula's stolzer Siegesbrücke am Golf von Pozzuoli jenes Himmelsheer erscheinen, eine Legion schweigender Racheengel, die ernst und traurig den Tag des Gerichtes erwarten. Denn wer war der Urheber jenes tollen Festes? — der häßlichste Auswuchs am Stammbaum des Menschengeschlechtes, ein Mann, der Alles in sich vereinte, was je die Leidenschaft von cynischer Unverschämtheit und heidnischem Wahnwitz ausgebrütet: ein maßloser Verschwender, ein unersättlicher Schlemmer, ein Tempelräuber und Wollüstling, der keinen Gott kannte außer seinem Leibe, den er denn auch in lächerlichster Weise mit dem Theaterflitter aller erdenklichen Götter aufputzte. Wie nun so Caligula jeden Funken von Geistes- und Gottesbewußtsein im Sumpfe seines Lasterlebens ausgelöscht hatte, trug er, mit ungleich strengerer Consequenz als unsre neueren Afterweisen, auch kein Bedenken, die letzte Spur höheren Adels, den Abstand des Menschen vom blöden Thiere, thatsächlich zu vernichten. Ein echt pantheistischer Stoffdemokrat, ein vollendeter Kommunist und Sozialist, machte er sein Lieblingsroß, von dem wir oben Erwähnung gethan, zu seinem Vertrauten und Tafelgenossen, baute ihm einen Stall aus Marmor, Krippen von Gold und Elfenbein, schirrte und deckte

es mit Purpur und Juwelen, wies ihm einen förmlichen Hofstaat an und stand eben im Begriff, es zum römischen Konsul zu erwählen, als es — krepirte[1]). Es pflegt sich jedoch aller sündhafte Dienst der Natur im Menschenherzen dadurch zu rächen, daß dieses in die gräßliche Gewalt ihres polaren Doppelgesetzes, der Erhaltung und der Zerstörung, gewaltsam hineingezogen wird. Und so keimte denn auch in Caligula neben der schamlosen, selbstmörderischen Schwelgerei und Ausschweifung eine entmenschte Grausamkeit auf, mit der er im Rausche der Wollust gleichsam höllische Vermählung feierte. Wenn nun dieser Tyrann, dem es ein Hochgenuß war, bei seinen Mahlzeiten gleich einer Tafelmusik das Todesröcheln seiner sterbenden Opfer zu hören, die alsdann in qualvollster Weise zu Tode gemartert wurden, und der den landesväterlichen Wunsch aussprach, sein Römervolk möchte nur einen Hals haben, damit er dasselbe mit einem Streiche köpfen könnte[2]), — wenn dieser Wütherich nicht auch an jenem Triumphfeste seine Vampyrnatur gezeigt hätte, das wäre wohl seltsam gewesen. Der zweite Tag stieg herrlich und sonnig herauf und es erschien der aufgeblasene Cäsar, diesmal als Triumphator mit Lorbeer gekrönt, umwallt vom blutigen Purpur, unter Musik auf einem glanzvollen

[1]) Daß, aller Gesittung ungeachtet, dieser Pferdedienst auch bei uns nicht ganz ausgestorben, wird einem bisweilen auf die widerwärtigste Art in Erinnerung gebracht. So begab es sich noch in diesem Jahrhundert, daß ein Frankfurter Geldwechsler, welcher in der Roßmanie mit dem verrücktesten Britten wetteiferte, seinen verendeten Gaul in reiche Trauertücher hüllte, mit einem Zuge leidtragender Pferdeliebhaber zu Grabe trug und durch Leichenrede, Todtenschmaus und Marmordenkmal ihm vollends die gebührende Ehre erwies.

[2]) Wie bekannt, endigte auch Pontius Pilatus, der feige und charakterlose Mitschuldige an dem Gottesmorde der Juden, aus Furcht vor dem Zorne des Caligula im Exil (zu Vienne in Gallien) sein Leben durch feigen Selbstmord, dergestalt Schuld und Schicksal des unseligen Verräthers Judas theilend.

Zwiegespann, vor welchem er den jugendlichen Partherfürsten Darius, Sohn des Königs Artaban, den sein Vater als Geißel gestellt hatte, einhertrieb. Er bestieg, in die Mitte der Brücke angelangt, eine Estrade, hielt von dort herab an seine bekränzten Soldaten eine Rede voll der maßlosesten Lobeserhebungen und ließ große Summen unter sie austheilen. Ein schwelgerisches Gelage krönte das Fest; für den Kaiser und Hofstaat wurden auf der Brücke, für die Truppen in den Barken die ausgesuchtesten Speisen und kostbarsten Getränke aufgetragen. Selbst der Abend machte der unmäßigen Schmauserei kein Ende. Kaum flimmerten die ersten Sterne am klaren Himmel, als sich über Brücke, Barken und den ganzen Halbkreis der Küste ein fabelhaftes Lichtmeer von Fackeln und Flammen ausgoß, daß die Nacht in Tag umgewandelt schien. Nach Mitternacht endlich winkte der Kaiser, erhitzt vom Weine, um dem Feste einen überraschenden Schlußakt zu geben. Seine Prätorianer erhielten den grausamen Befehl, nicht nur mehrere mit Truppen und jauchzendem Volk angefüllte Schiffe umzustürzen, sondern auch — alles dies zu seiner unaussprechlichen Ergötzung — einen Theil vom Hofgefolge ergreifen und ohne Weiteres über die Brustwehr in die See zu werfen. Daß sich manches dieser unglücklichen Opfer durch Schwimmen an die Küste rettete, war lediglich der stillen Ruhe zuzuschreiben, welche damals eben im Golfe herrschte.

Wenn in Vorstehendem ein entsetzliches Bild heidnischer Gewaltherrschaft und Raserei vor die Seele trat, so schweifte das Auge nun, der Richtung jener längst zerschellten Schiffbrücke folgend, nach Capo Miseno hinüber, um gewissermaßen aus Schutt und Ruinen, wie aus verlöschten Inschriften, neue Sittenschilderungen des gepriesenen Alterthums herauszulesen. Das Vorgebirge, von einem zarten Duft übergossen, liegt wie ein rastendes Ungethüm, das eben das Meer verlassen hat, ausgestreckt und badet seinen Fuß in

den anschäumenden Fluthen. Während es heute einsam, still und verlassen ist, schaute es einst auf einen Kranz von Landhäusern nieder, die die ruhmvollsten Namen der weltbeherrschenden Roma trugen. Alle aber ließ an Reichthum, Pracht und Ueppigkeit die Villa des Lukull hinter sich, deren dürftige Reste am Fuße des Gebirges hart hinter dem Hafen von Miseno sich zeigen, ernst mahnend an die schonungslose Nemesis, an die strenge Vergeltung des, auch die Gewaltherrscher erreichenden und züchtigenden Gottes. Hier war es nämlich, wo der 77 jährige Kaiser Tiberius, Angesichts der malerischen Insel Capri und des herrlichen Golfes, die der Schauplatz seiner unmenschlichen Orgien gewesen, im Jahre 55 von Makro, dem Befehlshaber der kaiserlichen Garde, im Einverständnisse mit dem würdigen Kronerben Caligula mittelst Kissen und Bettdecken erstickt wurde. Schreckliches Finale eines schrecklichen Lebens, das leider die Ouvertüre einer noch grauenvolleren, nie endenden Ewigkeit einleitete!

Indem das Auge dem aufgerollten Panorama folgte, reihte sich dieser höchst trüben Erinnerung eine andere, nicht erquicklichere an. Ostwärts nämlich vom Vorgebirge in nicht weiter Entfernung schimmerte an der Felssohle zwischen antikem Mauerwerk das Dörfchen Bauli hervor, dessen Name angeblich aus Bovile (Rinderstall) entstanden ist, weil die Sage den Herkules mit den geraubten Rindern Geryons dort landen läßt. Meine Gefährten machten mich an dieser Stelle auf das sogenannte Sepolcro di Agrippina aufmerksam, ein Denkmal, welches man durch das Fernglas leicht zu unterscheiden vermochte.

Was für eine Kette neuer, düsterer Begebenheiten legte sich um diese Steinmassen, die aus fahlgrünem Buschwerk verstohlen hervorblicken! Sie sind die kargen Reste der einst feenhaft prächtigen Villa des Julius Cäsar, welche in der Folge der Lieblingsaufenthalt mehrerer Kaiser war, zumal

des Claudius, dieses ebenbürtigen Nachfolgers Caligula's, und seiner vierten Gemahlin Agrippina. Von letzterer möchte man fast glauben, es habe sich in ihrer Brust alles Gift, welches die Sündenschlange in das empfängliche Frauenherz nur zu ergießen vermag, in so grauenvoller Entwicklung angesammelt, daß sie in Wahrheit eine Natter des Menschengeschlechts genannt zu werden verdient. Zu Köln, welches ihr Namen [1]) und Aufblühen verdankt, geboren, und vom Schöpfer mit äußern Reizen und hohen Geistesanlagen in seltenem Maße ausgestattet, war sie leibliche Schwester des Caligula und wurde entsprechend Mutter des Ungeheuers Nero, und Gattin wie Mörderin ihres blödsinnigen Oheims Claudius. Unnatürliche Ausschweifungen, unmenschliche Herzlosigkeit und teuflische Ränke brandmarken ihren Namen in den Blättern der Geschichte. Nachdem sie angeordnet hatte, daß die Giftmischerin Lokusta dem kaiserlichen Gemahl ein Gericht Schwämme, seine Lieblingskost, bereite und sein Arzt Xenophon ihm noch zum Ueberflusse eine in starkes Gift getauchte Feder in den Hals stieß, ereilte sie nach diesem gräßlichen Verbrechen die Rache des Himmels. Gleichsam als Verbannte athmete und verpestete sie noch eine Zeitlang jene herrliche Luft von Bauli, bis ihr Sohn, der Mutter an Grausamkeit nicht nachstehend, sie daselbst gewaltsam um's Leben bringen ließ. Ihr noch ziemlich erhaltenes Grabmal hat, der Ueberlieferung zufolge, die Hand der Diener ihr geweiht, eine seltsame That, die gleichsam die Schauer der Ruinen- und Grabstätte mit dem Epheuschmuck der Treue umrankt.

Auf demselben Landgute soll überdies die verschmitzte Livia, Gemahlin des Kaisers Augustus, dessen hoffnungsvollen, edeln Adoptivsohn und vermuthlichen Thronfolger

---

[1]) Nach ihr nämlich erhielt die Stadt Ara Ubiorum den Namen Colonia Agrippina.

Marcell in der Blüthe seiner Jugend durch Gift aus dem Wege geräumt haben.

Es ist eine beachtenswerthe Thatsache, wie gerade die Gefühlstiefe und Zartheit der Empfindung, welche dem Weibe in reichlicherem Maße beschieden sind, selbes zu einem untrüglichen Nilmesser machen in der über die Menschheit hereingebrochenen Fluth der Sünde und des Heidenthums, und erkennen lassen, warum das weibliche Geschlecht verhältnißmäßig wenige Zwittercharaktere aufweist, indem es entweder unter dem Sonnenstrahl der Gnade sich zu lichtvollen und duftigen Himmelsblüthen entfaltet oder als unheimlicher Nachtschatten aufschießt, dessen düsterfarbiger Kelch Gift und Verderben aushaucht.

6. Setzen wir die begonnene Rundschau in unserem Natur- und Sittenpanorama fort. An die großartige Kaiservilla, so sagten mir meine kundigen Führer, stieß der Landsitz des Piso an, in dessen unheimlicher Stille die bekannte, so schrecklich geahndete Verschwörung gegen den Tyrannen Nero ausgebrütet wurde, die man nicht unpassend das letzte Todeszucken der erwürgten römischen Freiheit nennen kann. Weiter rechts erzählen zerstreute Trümmer an der Meeresküste abermals von dem fast fabelhaften Reichthume Lukull's, dem ich in meinen Kinderjahren wegen der Einführung des Kirschbaumes aus Asien ganz besonders zugethan war. Eine Anlage in dieser Villa indeß goß wieder eine Fluth bitterster Erinnerungen in meine Seele; es war die berüchtigte, merkwürdig erhaltene Piscina mirabilis, ein über 200 Fuß langer, noch heute von vier Reihen hoher Kreuzgewölbe und achtundvierzig Pilastern getragener künstlicher Behälter für Muränen, Meerhechte, Seebarben und andere Fische. Wäre auch nur der Gedanke an die ekelhafte Gaumenlust und Schwelgerei der römischen Großen aus diesem Fischteiche aufgetaucht, er allein hätte hingereicht, mich wiederum recht lebhaft eine düstere Schattenseite des heidnischen Lebens erkennen zu lassen.

Aber der Name „Muräne“ durchzuckte noch aus einem andern Grunde wie ein elektrischer Schlag die Seele und entzündete in ihr eine wahre Gluth des gerechtesten Unwillens und Zornes.

Wessen Herz wollte sich nicht empören beim Gedanken an all die Greuel der Sklaverei, dieser die Menschheit am gründlichsten höhnenden schmachvollen Ausgeburt des sozialen Heidenthums? Hätte es nicht der Griffel der Geschichte aufgezeichnet, man würde in tiefster Entrüstung den der Lüge und Verleumdung an seinem eigenen Geschlechte zeihen, welcher behauptete, es habe eine Zeit gegeben, da die vierfache, ja nach dem Grade der Kunst- und Kulturentwicklung in steigender Progression bis auf's Zehnfache anschwellende Ueberzahl der Bevölkerung von dem verhältnißmäßig geringern Theile nicht etwa nur beherrscht, auch in brutaler Selbstsucht geknechtet, zertreten, wie rechts- und schutzlose Wesen behandelt wurde. Hunderttausende von solchen Unglücklichen seufzten unter der erdrückenden Arbeitslast auf dem Felde, in Mühlen, Fabriken und Werkstätten; selbst beim Eingange der Paläste lag ein Sklave gleich dem die Thürwache theilenden Haushunde angekettet und wurde so sehr für einen integrirenden Theil, für ein immobiles Mauerstück des Hauses gehalten, daß er oft mit letzterem verkauft wurde und an den jeweiligen Besitzer überging [1]). Millionen dieser armen Geschöpfe ackerten mit Eisenketten beschwert die Ländereien und benetzten mit Schweiß, mit Thränen und Blut die Fluren der vielbesungenen Länder klassischer Civilisation, deren hundertfältigen Segen die schwelgerischen Gebieter verpraßten, während ihre armen, unfreien Knechte und Ernährer nur nothdürftige Getreiderationen erhielten und bei Brod, Wasser und etwas Salz kärglich das Leben fristen mußten. Bei diesem Anlaß

[1]) Vergl. Appian. de bell. civil. IV., p. 971.

möchte man die sinnlosen, blind nachbetenden Lobpreiser der klassischen Humanität auffordern, zu kommen, zu sehen, zu staunen über die herzzerreißenden Unmenschlichkeiten und kaum ersinnlichen Qualen, die das geringste Versehen und manchmal nur die Laune des Herrn über diese Verlassenen brachte. Da sehet ihr unter den unzähligen Marterarten und Werkzeugen Holz- und Fußblöcke, Halseisen und Stampfmühlen, zerfleischende Geißeln und Skorpionen, glühende Brandeisen, verstümmelte und zerhackte Glieder, und endlich, oft nach vorheriger Ausschneidung der Zunge, die furchtbare Kreuzigung. Kommet und folget einen Augenblick an der Hand verbürgter Thatsachen jenen beklagenswerthen Wesen auf ihren dornigen Pfaden, um jene Zeit und ihre Anschauungen besser verstehen und würdigen zu können, die solche Erscheinungen zu Tage förderte. Cato, der sittenstrenge Cato, dieser gepriesene Spiegel ächter Tugend und Menschlichkeit, pflegte diejenigen seiner Sklaven, welche sich bei der Aufwartung des Tisches das geringste Versehen hatten zu Schulden kommen lassen, nach aufgehobener Tafel mit eigner Hand bis auf's Blut zu peitschen. Ein gewisser Minucius Basyllus verstümmelte seine leibeigenen Diener zur Strafe für kleinliche Vergehen; er ward freilich zuletzt selbst das Opfer seiner Unmenschlichkeit, indem er von einigen aus ihnen, weil er sie entmannen wollte, grausam erwürgt wurde. Augustus, der „friedsame und milde Kaiser,“ ließ einen dieser Unglücklichen kreuzigen, weil er ihm eine Wachtel heimlich entwendet und verzehrt hatte; und dem Beispiele des Kaisers folgten viele berühmte Große der römischen Weltstadt, es für nichts achtend, ihre ausgehungerten Sklaven, blos weil sie von einer Fisch- oder Fleischschlüssel genascht, zum Kreuze oder zu einem andern grausamen Tode führen zu lassen. Das kleinste Versäumniß, das unbedeutendste Vergehen ward scharf geahndet, selbst Schluchzen, Husten, Nießen oder Stolpern oft mit grausamen

Peitschenhieben gestraft[1]); ja es wird uns ausdrücklich von einem freien Römer berichtet, daß er oft gar ohne alle Veranlassung seine Sklaven gezüchtiget habe, lediglich aus Furcht, er möchte bei etwa vorkommenden künftigen Fehltritten keine gelegene Zeit haben, seine Wuth auszulassen. Von ihren Herren war diese arme Menschenklasse dermaßen verachtet, daß sie mitunter nicht eines Wortes gewürdigt wurden; Zeichen, Winke und Handbewegungen mußten manchmal die zu hoch geachtete Sprache ersetzen[2]) und nach der Versicherung des Tacitus[3]) zogen einige bei complicirteren Befehlen es vor, selbe niederzuschreiben, als die Sprache zu entehren oder sich durch die Unterredung zu entweihen. Ob man bei solcher Sachlage auch nur daran gedacht habe, diesen Armen gegenüber gewisse Pflichten, welche die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit und Nächstenliebe gebieten, zu beobachten, oder ob man sich ein Gewissen daraus machte, ihnen Zusagen, Verträge, Schwüre nach Belieben zu brechen, wer möchte das noch sagen? Bis spät in die Kaiserzeit dauerte der empörende Brauch, sie, krank, nutzlos und altersschwach, auf die Tiberinsel auszusetzen und in Hunger und unsäglichem Jammer verschmachten zu lassen. Wurde von den Sklaven des Hauses einer zum Mörder an seinem Gebieter, so verfielen sie alle — und nach Athenäus gab es Herren, die in einem Hause Hunderte, zusammen aber Zehn- bis Zwanzigtausend besaßen — trotz erwiesener Unschuld dem Kreuzestode. Während der Bürgerkriege waren Tausende von ihnen

---

1) Vergl. Seneca Epist. 47: „Et ne fortuita quidem excepta sunt, tussis, sternutamenta, singultus.“

2) Martial spricht von strepitus digitorum und Cicero gebraucht den Ausdruck digitis concrepare für das gewöhnliche Zeichen an die Sklaven.

3) Annal. XIII., 23: „nunquam se domi nisi nutu aut manu significasse, si plura demonstranda essent, scripto usum, ne vocem consociaret.“

in die Armee eingetreten, hatten unter Roms Adlern tapfer gestritten und zum Lohne dafür war ihnen auf Antrag des Sextus Pompejus vom Senate feierlich und vertragsmäßig die Freiheit geschenkt worden. Da erließ zwölf bis vierzehn Jahre später Augustus an die Heere den Befehl, an einem bestimmten Tage alle diese für frei Erklärten heimlich festzunehmen. Es waren der Verhafteten nicht weniger als Dreißigtausend. Nach Rom gebracht, wurde ein Theil an die reklamirenden Besitzer oder Erben zurückgegeben, der Rest von etwa Sechstausend an den Orten, von wo sie entlaufen waren, erdrosselt oder gekreuzigt.

Und wenn sich nun das körperliche Leid und Elend, zu dem ihr Stand sie verdammte, für diese unfrei geborene Menschenklasse so gräßlich gestaltete, was für Noth und Qual, welch' unermeßlicher Schaden muß erst ihre Seelen betroffen haben bei den entsetzlichen Orgien der raffinirten heidnischen Unzucht, denen Sklave und Sklavin als schutzlose Opfer, als willenlose Werkzeuge Preis gegeben waren! Diese verhängnißvolle Seite des Sklaventhums entzieht sich unsern Blicken, weil sie dem Dunkel der Nacht und Verborgenheit angehört, und unsere Vorstellung würde schaudern, müßte sie den unheimlichen Schleier lüften; — und doch sind unzweifelhaft diese Leiden unsäglich bitterer, verderblicher, empörender gewesen, als all die körperlichen Schmerzen, von denen die Geschichte Meldung thut.

Nicht selten, wenn ich über die Trümmerstätte des römischen Forums wanderte, baute sich meine Seele unmittelbar vor dem durch drei majestätisch aufragende Säulen noch erkennbaren Minervatempel jenen der Dioskuren Castor und Pollux auf und sah rings zu dessen Füßen das entsetzliche Schauspiel des Sklavenmarktes, des Menschenhandels. Auf dem feuchten Boden, auf Schaubühnen und in Buden erblickte man sie dann, Männer und Weiber jeden Alters, hingestreckt, an ihrem Halse eine Tafel mit der Angabe

etwaiger Gebrechen und begangener Verbrechen, und neben ihnen rohe nichtswürdige Sklavenzüchter und Menschenverkäufer (mangones), die in brutalster Weise, wie sie es nannten, ihre Fleischwaaren feilboten[1]) und nicht selten unter Peitschenhieben die fast nackten Gestalten zum Verkaufe ausriefen. Auch sah ich dann wohl, indem ich mich Angesichts der Reste des Alterthums in dieses selbst zurückversetzte, andere dieser Unglücklichen von der Härte oder Laune ihrer Gebieter zum Tode bestimmt, eine Tafel mit Angabe des Urtheils auf der Brust, unter grausamen Skorpionenstreichen über das Forum wanken, diesen Mittelpunkt und Hauptschauplatz des römischen Lebens, dann die Richtung des Esquilinus einschlagen und dicht vor dem gleichnamigen Thore auf dem Sestertium, der Schädelstätte der Sklaven, an den Kreuzesgalgen geheftet werden, um an demselben oft nach vieltägiger Marter vor Hunger und Qual ihr Jammerleben zu enden und den Raubvögeln zur Beute zu werden.

Doch, so mag vielleicht einer denken, solche Ungeheuerlichkeiten waren wohl nur verpönte Excesse, nur geduldete Ausartungen, von welchen der edlere Theil der gebildeten alten Völker sich mit Entrüstung abwandte? Mit Nichten. Gerade die gefeiertesten Koryphäen klassischer Größe und Bildung billigten, vertheidigten und priesen den entehrenden Rechtsgrundsatz, daß gegen den Sklaven Alles erlaubt sei, daß Sklavenmord unsträflich, Tödtung eines Pflugochsen hingegen mit dem Leben zu büßen, daß der Sklave ohne caput, d. h. ohne Persönlichkeitsrecht, und deßhalb auch unfähig sei, ein Ehebündniß einzugehen. Betrachtete man ihn doch gleichsam als einer andern Menschenart angehörig[2]), ja als weniger denn einen Menschen, so daß Juvenal ausrufen konnte: „O Unsinniger, so ist denn der

---

[1]) „Carnificinam facere.“ Plaut. Cap. I., 2, 29.

[2]) „Quasi secundum hominum genus.“ Florus III., 20.

Sklave ein Mensch?" [1]) Selbst der sonst edle Cicero meldet seinem Freunde Attikus den Tod eines besonders geliebten Sklaven mit den Worten: „Ich habe Sositheus, der mir als Vorleser diente, verloren, und bin hierüber mehr betrübt, als sich, wie mich dünkt, für den Tod eines Sklaven ziemt [2])." Und damit dem an der Menschheit begangenen entsetzlichen Frevel selbst die Gutheißung und Genehmigung der erhabensten unter den damaligen Wissenschaften nicht fehle, so sprach der Mund eines Aristoteles und anderer angesehener Weltweisen das schmähliche und wahrhaft unglaubliche Dogma aus: der Sklave habe keinen Geist, sei keine Person; er sei nichts als Besitz, nur eine käufliche Waare, ein Hausgeschirr; der Sklave sei ein lebendiges Werkzeug, wie das todte Werkzeug ein unbeseelter Sklave!

Wenn in Folge so entwürdigender Mißachtung und Mißhandlung in den Sklavenhorden die niedrigsten Leidenschaften wucherten, wenn der unter der Asche heimlich glimmende Haß und Groll endlich zur Feuerlohe des offenen Aufruhrs gegen die entmenschten Bedrücker aufflammte, darf es uns Wunder nehmen? Eben diese reichen campanischen Gefilde sahen die beispiellos mörderischen Sklavenkriege, die durch eine Reihe von Jahren wie ein blutiges Rachegericht den römischen Staat bedrohten und damit endigten, daß sie den Aufständigen nur neue Leiden, nur vermehrte Qualen einbrachten. So hatte der erste jener Kriege den Ausgang, daß, nachdem der trotzige und tapfere Sklavenkönig Spartacus mit dem Kerne seiner verzweifelt kämpfenden Schaar auf dem Schlachtfelde gefallen war, der eingefangene Rest von Zehntausend auf Befehl des Crassus an eben so viele Kreuze geschlagen und an der Straße, die von Capua nach

---

1) „O demens, ita servus homo est!" Juvenal. 6, 222.

2) Cic. ad Attic. l., 12.

Sklave ein Mensch?" [1]) Selbst der sonst edle Cicero meldet seinem Freunde Attikus den Tod eines besonders geliebten Sklaven mit den Worten: „Ich habe Sositheus, der mir als Vorleser diente, verloren, und bin hierüber mehr betrübt, als sich, wie mich dünkt, für den Tod eines Sklaven ziemt [2])." Und damit dem an der Menschheit begangenen entsetzlichen Frevel selbst die Gutheißung und Genehmigung der erhabensten unter den damaligen Wissenschaften nicht fehle, so sprach der Mund eines Aristoteles und anderer angesehener Weltweisen das schmähliche und wahrhaft unglaubliche Dogma aus: der Sklave habe keinen Geist, sei keine Person; er sei nichts als Besitz, nur eine käufliche Waare, ein Hausgeschirr; der Sklave sei ein lebendiges Werkzeug, wie das todte Werkzeug ein unbeseelter Sklave!

Wenn in Folge so entwürdigender Mißachtung und Mißhandlung in den Sklavenhorden die niedrigsten Leidenschaften wucherten, wenn der unter der Asche heimlich glimmende Haß und Groll endlich zur Feuerlohe des offenen Aufruhrs gegen die entmenschten Bedrücker aufflammte, darf es uns Wunder nehmen? Eben diese reichen campanischen Gefilde sahen die beispiellos mörderischen Sklavenkriege, die durch eine Reihe von Jahren wie ein blutiges Rachegericht den römischen Staat bedrohten und damit endigten, daß sie den Aufständigen nur neue Leiden, nur vermehrte Qualen einbrachten. So hatte der erste jener Kriege den Ausgang, daß, nachdem der trotzige und tapfere Sklavenkönig Spartacus mit dem Kerne seiner verzweifelt kämpfenden Schaar auf dem Schlachtfelde gefallen war, der eingefangene Rest von Zehntausend auf Befehl des Crassus an eben so viele Kreuze geschlagen und an der Straße, die von Capua nach

---

1) „O demens, ita servus homo est!" Juvenal. 6, 222.

2) Cic. ad Attic. 1., 12.

Rom führt, als grauenvolles Spalier für die zum Triumphe hindurchziehenden Legionen aufgepflanzt wurde.

Wahrlich, in all' diese Greuel zu blicken, und in den Abgrund geistiger und sittlicher Versunkenheit, worin der Mensch im Menschen nicht mehr den Bruder erkennt und sich selber im mißhandelten Nächsten dem Lastthiere nachsetzt, hineinzuschauen, muß Jedem, dessen Herz noch für menschliche Empfindungen fähig ist, Schmerzensthränen erpressen, — zugleich aber auch Thränen des innigsten unversiegbaren Dankes gegen den süßen Erlöser und herrlichen Heiland, der voll göttlicher Liebe und Erbarmung in eben diesen schauerlichen Abgrund niederstieg (formam servi accipiens), und, um ihn auszufüllen, den ganzen bitteren Wermuthkelch jener Auswürflinge der menschlichen Gesellschaft leeren wollte bis zum Sklaventode des Kreuzes. Ihm ewig Preis und Dank, Schmach und Schande aber den ruchlosen Lästerern, die, wie Voltaire, Vogt, Proudhon und Gesellen in unserem philanthropischen Jahrhundert sich nicht entblöden, das Christenthum Barbarei und seine Vernichtung eine Preisaufgabe für die fortschreitende Gesittung zu nennen.

Doch zurück zum abgebrochenen Faden. Wie Lukull's Muränenteich unwillkürlich zu jener Abschweifung geführt, braucht den meisten Lesern wohl kaum erst nahegelegt zu werden. Die Muränen, eine Art brauner, gelbmarmorirter Meeraale, genossen in so hohem Grade die theilnahmvoll zärtliche Pflege der römischen Feinschmecker, daß sie gar oft mit goldenen und von Juwelen strahlenden Halsbändern geschmückt und nicht selten mit Milch und — Sklavenblut gemästet wurden. „Ad murenas!“ rief Vedius Pollio, der Besitzer jener Villa von Posilippo, als ein Sklave aus schuldlosem Versehen ein kostbares Gefäß zerbrochen hatte; und der Unglückliche wurde erbarmungslos zum Teiche geschleppt. Dem beredten Hortensius war das Wohlsein und Gedeihen seiner Muränen und Barben weit kostbarer als

das seiner Sklaven; er gerieth bei der geringsten Unpäßlichkeit derselben in die sorgenvollste Unruhe, während ihn das Hinsterben eines Sklaven nicht im geringsten berührte. Seine Fischteiche in Bauli waren mit unglaublichem Aufwand zum Aufenthalte seiner leidenschaftlich gehegten und gepflegten Fische hergerichtet, während seine Sklaven, zu Tausenden die Nächte in den Ergastulen, dumpfen unterirdischen Cisternen, zusammengepfercht, schmachteten. Schaaren dieser Elenden mußten ununterbrochen am Meere andere, gewöhnliche Fische fangen zur Speise für die begünstigten Teichbewohner, die zudem mit Kuchen, Käse, Sahne, Feigen und Mandeln regalirt wurden. Die edlen Söhne der Licinii trieben ihre Vorliebe für jene Meeraale bis zu dem Grade, daß sie sich nach ihnen Murena nannten, und Crassus, der besonnene und gebildete Senator, verliebte sich dergestalt in eine Muräne, daß er sie wie eine Braut ausstattete und mit Geschmeiden zierte. Als sie endlich krepirte, scheute sich der edle Censor nicht, Trauer anzulegen und sie wie sein Kind zu beweinen; ja er hatte, als er öffentlich im Senate von Domitius, seinem Amtsgenossen, deßhalb zur Rede gestellt wurde, so wenig Schaam über sein ungeziemendes Benehmen, daß er desselben sich vor der Versammlung als eines Aktes der Pietät und des Zartgefühls rühmen durfte. War er ja doch gewiß, selbst unter den Senatoren in dieser Thorheit viele Gleichgesinnte zu haben und Genossen, wahre Fischnarren[1]), die diesen ihren Lieblingen Namen ertheilten, auf welche sie herbeischwammen und aus ihrer Hand Leckerbissen annahmen, die sogar eigene Nomenclatoren hielten, welche ihnen diese Art von Wasserklienten bezeichnen und benennen mußten[2]).

7. Vollenden wir nun unsere Rundreise im denkwürdigen Golfe Pozzuoli. Von einer ziemlich jäh in's Meer

---

[1]) Cicero nennt sie spöttisch piscinarii und piscinarum tritones.

[2]) Vergl. Macrobius, Saturn. II., 11; Martial IV. und X.

abstürzenden Felsenhöhe, unfern Bauli, lächelte ein malerisches Schloß sonnig beleuchtet mit seinen mittelalterlichen Zinnen und Schutzwehren. Es ist das Kastell von Bajä, welches einsam und ernst von seiner Felskrone niederschaut in den Thal- und Meergrund, gleichsam sinnend über hingeschwundene Zeiten. Und bei Gott! hätte der steinerne Einsiedler droben Geist und Empfindung, was für ein reicher, wehmuthsvoller Stoff würde sich seiner nachdenklichen Betrachtung aufdrängen. Ihm zu Füßen prangte einst, wie eine stolze Meernymphe, das üppige Bajä, der beliebteste, aber auch verrufenste Badeort des Alterthums, dessen sittliches Verderbniß Cicero [1]) wiederholt hervorhebt und von dem Horaz singt [2]):

„Keiner der Golfe auf Erden erstrahlt wie Bajä in Anmuth."

und Properz [3]):

„Fliehe, sobald als du kannst, das schnöde entsittlichte Bajä.
Jenes Gestade, es hat Manchem schon Trennung gebracht;
Jenes Gestade, das nie den züchtigen Jungfrauen hold war:
Fluch den Quellen, um die stets man die Treue beklagt."

Zur Rechten küßten das thermenreiche Felsgestein zwei der denkwürdigsten italienischen Seen, von denen der eine, der Lucriner, durch seine Fisch- und Austernzucht bekannt ist; der andere heißt Avernersee [4]), und um ihn hat die heidnische Phantasie ihre schauerlichsten Todtenbilder und Höllensagen wie einen dunkeln Cypressenkranz gewunden. Die vielen

---

[1]) Orat. pro M. Coelio Rufo, cap. 11, 13 und 25.

[2]) „Nullus in orbe sinus Baiis praelucet amoenis." I. Epist. 1, 83.

[3]) Prop. I., 11.

[4]) Der Name Lucrinus soll von dem reichlichen Fischertrage (lucrum), Avernus aber von dem Umstande herstammen, daß die giftigen Schwefelausdünstungen des See's jeden Versuch der Vögel, darüber hinweg zu fliegen, mit deren Tode straften, so daß er in Wahrheit ein vogelloser See war (ἀ-ὄρνις).

Schwefeldünste, die rings sich öffnenden Höhlen, denen unablässig heiße Dämpfe und siedende Quellen entströmten, die Nähe der Solfatara endlich und des feuerathmenden Vesuv, — alles machte diesen, von einem dichten, unheimlichen Wald umfangenen See zum Schauplatze heidnischer Nekromantie und zum fabelhaften Eingang in den Tartarus. Hier gab es einen Styx, einen Flammenstrom, plutonische Tempel und unterirdische Orakelstätten. Aller Zauber der Dichtung und Lüge indeß muß zuletzt, wenn nicht dem zertheilenden Sonnenstrahle der Wahrheit, so doch der zersetzenden und auflösenden Denkthätigkeit des Menschengeistes weichen. Kaum hatte Agrippa den schauerlich heiligen Wald niedergehauen, da schmückten sich alsogleich die Uferhügel des See's mit einem Perlenkranz der schönsten Villen und die schimmernden Wellen der zwei vereinten Seen, die fortan den Namen des Julischen Hafens trugen, sahen die großartigsten Seegefechte, durch deren mörderisches Spiel die übersättigten Kaiser und Vornehmen Roms ihre innere Leerheit auszufüllen strebten.

Werfen wir einen Schleier über die schamlosen Geheimnisse heidnischer Ausschweifung, wie sie in Bajä's Palästen, Villen und Bädern herrschend waren und die wie eine Pest die Sittlichkeit jedes Alters und Geschlechts vergiftete, selbst bis in die mittlere Zeit herab, wo man noch von Bajä sprichwörtlich sagte, es sei la rovina de' vecchi e de' giovani[1]). Kein Wunder, daß endlich diese Lasterstätte, über

---

[1]) Nicht unpassend dürfte hier, wenigstens auszugsweise, der 51. Brief Seneka's eine Stelle finden, der in ernster Rüge folgendermaßen das Leben zu Bajä geißelt: „Ich verließ Bajä," so schreibt er an Lucilius, „gleich wieder am Tage meiner Ankunft. Ein Ort, den man meiden muß, weil er gewisse natürliche Reize besitzt, um derentwillen die Ausschweifung ihn sich zum Festschauplatze erkoren . . . . Wer an seinen Tod denkt, wird nicht das ausschweifende Kanopus zu seinem Aufenthaltsorte wählen; ebensowenig aber auch Bajä, das nachgerade

welcher sich gleichsam eine Sündenatmosphäre gebildet und zu elektrisch gespannten Wetterwolken verdichtet hatte, wie einst die gesegneten Thäler Sodom's und Gomorrha's, vom vernichtenden Strafgerichte der ewigen Gerechtigkeit getroffen wurde.

Nachdem durch mehrere Jahrhunderte Gothen, Vandalen und Sarazenen diese Gegenden verwüstet, Erdbeben auf Erdbeben Paläste und Tempel, insbesondere den berüchtigten der Venus genitrix, zertrümmert hatten, zerriß in der schrecklichen Nacht vom 29. September 1538 ein gewaltiges Zucken der Erde die Hafendämme und den Boden der Landschaft; die Erde öffnete sich und verschlang unter gräßlichem Tosen die Reste von Bajä, sowie die Ortschaft Tripergole sammt allen Bewohnern. Es loderte aus dem weit klaffenden Schlunde, Sand und Gluthsteine emporschleudernd, eine rauchende Flamme auf, und während das zurückgewichene

---

eine Herberge der Laster (diversorium vitiorum) geworden ist; dort gestattet sich die Ausschweifung Alles, dort wird ihr, gleich als schulde man dem Orte eine größere Zügellosigkeit, reichlicherer Tribut entrichtet. Nicht für den Körper allein, auch für die Sitten muß die von uns gewählte Stätte zuträglich sein. Unter Schlemmern aber mag ich ebenso wenig wohnen, als unter Folterern und Peinigern. Was frommt es, Schaaren von Trunkenen an den Gestaden umhertaumeln zu sehen, die schwelgerischen Gelage in den Gondeln zu schauen, den Gesängen und Harmonien zu lauschen, von denen die Seeufer wiederhallen, und alles übrige mitzuerleben, was die aller Schranken ledige Ausschweifung hier nicht nur verübt, sondern schamlos zur Schau trägt" ... Nachdem Seneka noch einige andere sittliche Ermahnungen angeknüpft, kommt er gegen Ende des Briefes nochmals auf Bajä zurück und erwähnt der zahlreichen ehebrecherischen Buhlen, der schallenden Lieder nächtlicher Schwelger, der mannigfaltigsten buntbemalten Kähne und der die ganze Oberfläche des See's bedeckenden Rosen, an deren Duft die Weichlinge sich beim Bade wie bei der Gondelfahrt labten. (... ut praeternavigantes adulteras dinumeraret et aspiceret tot genera cymbarum variis coloribus picta et fluitantem toto lacu rosam, ut audiret canentium nocturna convitia ...)

Meer brausend wiederkehrte und für immer die Stätte des alten Bajä überfluthete, entstieg der Tiefe ein Berg von 400 Fuß Höhe und 8000 Fuß Umfang, dessen Lavakegel, Monte nuovo genannt, bis auf den heutigen Tag ernst gen Himmel ragend den Sterblichen die Gerichte des Herrn verkündet. Statt des balsamisch süßen und heilbringenden Klima's lagert sich nunmehr, zumal im Sommer, eine pestartige Atmosphäre über die Gegend, und statt der lachenden, den Meeressaum wie ein goldenes Band umziehenden Landhäuser ragen nur sporadische Ruinen aus der Salzfluth oder aus dem verlassenen, zerrissenen Boden, über welchen, als einzig bewohnte Stätte, romantisch zwar, aber traurig, das königliche Kastell thront. Gewiß ein ergreifendes, ernstes Bild der göttlichen Vergeltung nicht minder als der Vergänglichkeit und Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge.

„Andiamo!" rief plötzlich mit jugendlicher Fröhlichkeit der Nestor der Oratorianer, „zur Villa des Cicero, zum Serapistempel und zur Marterstätte des heiligen Januarius, dem schönen Amphitheater!" Dieser Mahnruf gab unserer Reflexion eine neue, rasche Wendung.

8. Anfangs führte der Weg durch enge Gassen, die eigentlichen Boulevards von Pozzuoli, deren Unsauberkeit der Sanitätspolizei kein lobendes Zeugniß ausstellte, und unsere Vermuthung über die Namensabstammung der Stadt in empfindlichster Weise zu bestätigen schien. Die Straßen sind Spaliere der elendesten Hütten, in denen halbnackte, lärmende Kinder und arme Fischer, welche ihren Austernfang säuberten und den frischgehobenen Schatz uns mit spekulativer Zudringlichkeit feilboten, entsprechende Staffagen bildeten. Nach dieser nicht eben anziehenden Partie spazierten wir, nun wieder von der frischen kühlenden Seeluft angeweht, der Hafen-Rhede entlang, bis sich hart am Gestade ein, anfangs ebenes, dann ansteigendes Plateau öffnete. Hin und wieder zerstreute und versteckt hervorblickende Mauerreste

ließen keinen Zweifel, daß sich vor Zeiten ansehnliche Gebäude auf dieser Terrasse erhoben.

Wir hatten in der That den klassischen Boden der puteolanischen Villa oder Akademie des Cicero betreten, den bedeutsamen Ort, wo dieser gefeierte Fürst der altrömischen Literatur so gern in stiller friedlicher Zurückgezogenheit des Landlebens den wissenschaftlichen Studien oblag und die großentheils noch erhaltenen „akademischen Erörterungen" (Quaestiones academicae) verfaßte. Aber welche Umwandlung, was für einen traurigen Wechsel hat auch diese Stätte im Laufe der Jahrhunderte erfahren! Von dem stolzen, einst in die helle Spiegelfluth hineinragenden Landhause zeugen nur noch spärliche Grundmauern, meist von den Wogen überspült oder im glitzernden Küstensand halb vergraben; die prächtige Villa aber, aus deren Fenstern sich der Besitzer mit dem Fischfang vergnügte, die schattigen Baumgelände, Säulengänge und Arkaden, die anmuthigen, mit Statuen gezierten Lustgänge und Gärten, — Alles spurlos verschwunden, zermalmt unter dem über der Menschen Werke wie ein Gericht dahinfahrenden Rollwagen der Zeit. Nur dem unsterblichen Plätschern der Meereswellen ist es noch heute wie vor Jahrtausenden vergönnt, die Kirchhofstille der Grabstätte zu beleben, eine nie verstummende Leichenrede über die Eitelkeit jeder irdischen Größe, wie aller blos menschlichen Wissenschaft. Wie die Zeit diesen anmuthigen römischen Musensitz schonungslos in Schutt gelegt, so hat auch des Christenthums obsiegende Macht die schillernde Wissenschaft der Heiden zertrümmert, in ihrem strengen Gerichte nur das schonend, was in den geistigen Schöpfungen derselben nach Ursprung und Wesen unsterblich ist. Wir rechnen hieher alle Lichtgedanken von der Bestimmung und dem Adel des Menschen, die auch aus der Nacht des gottentfremdeten Geschlechtes noch als freundliches Abend- oder Morgenroth aufleuchten; wir zählen dazu auch die oft überraschenden,

tiefwehmüthigen Regungen des friedlosen, unter dem Bleigewichte der Schuld nach Erlösung seufzenden Herzens, und tragen kein Bedenken, diesen Kundgebungen des Verstandes und Willens [1]) endlich auch die ächt klassische Kunstform anzureihen, welche, geschmückt mit dem Gepräge edler, keuscher Schönheit, gerechten und begründeten Anspruch auf Unvergänglichkeit besitzt. Diese drei Dinge wollen uns wenigstens als die ausschließlich schätzbaren Goldkörner erscheinen, welche der Gelehrte und namentlich der Jugenderzieher aus dem Strombette der alten Literatur hervorzuziehen und von dem anklebenden Sand und Schlamm zu reinigen hat.

Wenn aber diese Auffassung und Behandlungsweise der klassischen Studien die allein vernünftige und zulässige ist, wie verhält sich zu ihr die Methode, welche auf den Schulen der christlichen Völker durchgängig eingeführt ist? Wir können uns der schmerzlichen Besorgniß nicht entschlagen, daß eine strenge, unbefangene Prüfung an manchen Hochschulen und Gymnasien, vielfach alles Andre eher, als erzhaltige Goldgruben entdecken dürfte. Oder wird dort, nicht gar zu oft aus der klassischen Stromtiefe statt ächten, körnigen Edelmetalls rohes werthloses Kieselgerölle erhoben?

---

[1]) Wie sehr bei aller Wissenschaft und Empfänglichkeit für edle Eindrücke, bei allem Geschmack und Kunstsinn dennoch die geistige Bildung bei den Heiden ein blätterreicher Baum ohne Frucht, d. h. ohne sittliche Erhebung blieb, beweist gerade M. T. Cicero. Begabt mit seltenem Geistesadel, mit feinem Sinn für Schönheit, Wahrheit und moralische Würde, tritt er uns demungeachtet in der Geschichte als eine wahre sittliche Zwerggestalt entgegen; kläglich und unmännlich im Mißgeschick, nicht unbescholten im Privatleben, eitel bis zur lächerlichsten Ruhmsucht im öffentlichen Auftreten, so daß er für die Unterdrückung etlicher Räuberbanden einen Triumph verlangen zu dürfen glaubte. Jede Geistesentwicklung, wenn sie nicht unter der Sonne der Erlösungsgnade aufblühet, bringt nichts als fruchtleeres, dürftiges, fahl aufgeschossenes Blätterlaub.

Findet aber ein Goldkorn Gnade, muß es nicht alsbald auf dem kritischen Ambos, zerhämmert und in's Unendliche verdünnt, als blendender Goldschaum die falschen Münzen der glaubensbaren Humanität übertünchen? Und für dergleichen bewußte, wohlberechnete geistige Falschmünzerei, welche die christliche Münze außer Cours zu setzen und ganze Nationen dem unheilvollsten Bankbruche zu überliefern droht, für sie, großer Gott! gibt es keinen wehrenden Gerichtshof, keine öffentliche Züchtigung; ja, in den Augen verblendeter Staatswächter ist sie häufig gar eine nicht nur grundehrliche, sondern überaus preiswürdige und rühmliche Kunst, welche Bildung und Aufklärung unter allerhöchsten Schutz zu nehmen und mit — baarer Münze pflichtschuldig zu belohnen gebietet! Wahrlich, vor den Adepten einer so glaubens- und sittenverderblichen Wissenschaft[1]) ragen doch die Heiden des Alterthums, wie Pythagoras, Sokrates, Plato, Seneka, Cicero, als unendlich achtenswerthe, ja als ethische Größen hervor. Sie sehnten sich wenigstens, ihrer Dürftigkeit bewußt, nach Eröffnung des reichen Tiefschachtes der ihnen vorenthaltenen und verschleierten Wahrheit, und ob sie sich schon wie billig, an dem unzulänglichen Nachtlicht ihrer bloßen Vernunfterkenntniß trösteten und erfreuten, unablässig seufzte doch ihr Herz nach dem ahnungsvoll begrüßten schönen Morgen, da sonnenhell die ewige Gotteslampe am Himmel der Menschheit aufsteigen sollte. Die

---

[1]) Mit strengerer Consequenz, als seine heutigen Gesinnungsgenossen bekunden, verlangte Pomponius Lätus, einer der angesehensten Philologen Roms aus dem fünfzehnten Jahrhundert, in einem der antiken Grabmäler auf der Via Appia beigesetzt zu werden, um den alten Heiden, deren Anschauungen und Leben er getheilt, auch im Tode noch nahe zu sein. Zu seinem Glücke legte noch frühzeitig eine höhere Macht Verwahrung ein gegen diese bedenkliche Verfügung. Besiegt von der Gnade, bereute er auf dem Todbette seine Verirrungen, versöhnte sich mit der Kirche und starb den 9. Juni 1498 als Christ.

modernen Heiden aber? Um ihre Absichten und Bestrebungen zu kennzeichnen, dürfte man nicht unpassend von der Akademie zu Athen, die der in Rede stehenden Villa den Namen gab, einen Vergleich hernehmen. Die Platanen und Cedern, welche die lieblichen Haine dieser harmlosen Versammlungsstätte der Schüler Plato's zierten, wurden von Sulla und seiner zügellosen Kriegsschaar zu Belagerungsmaschinen wider Athen verwendet. Nehmen nicht ebenso unsere neuheidnischen Söldlinge aus dem klassischen Musenhaine mißbräuchlich den Baustoff zu Widdern, Katapulten und Geschossen gegen die heilige Sion, im thörichten Wahne, mit solchem Belagerungszeug die himmelragende Veste zertrümmern zu können? Wollten doch endlich, ehe das frevle Werk seine unseligen Verwüstungen in den Herzen der Völker vollendet, die christlichen Fürsten, gottbestellte Schirmvögte des heiligen Grals der Menschheit, „zur Einsicht, und die mit der Gewalt Ausgerüsteten zur Erkenntniß gelangen!"

Wir schickten uns eben an, die jetzt unerquickliche, verödete Stätte[1]) wieder zu verlassen, als wir von Ferne zwei Knaben, welche unsere Ankunft erspäht hatten, athemlos auf uns zueilen sahen. Sie wollten einige im Meer aufgefundene „Reliquien von der Villa des großen Cicero," kleine Stücke Marmor, Porphyr oder Achat, gegen Metallstücke umtauschen. Einen zartfühlenden über Gebühr begeisterten Schwärmer für das Alterthum hätte das bloße Anerbieten schon in einen außergewöhnlich erregten Gemüths-

---

[1]) Auf ihr fand auch der nimmer rastende Kaiser Hadrian, nachdem er dreimal sein unermeßliches Reich durchwandert und endlich zu Bajä gestorben war, eine kurze Grabesruhe, bis er pomphaft seinen Todeseinzug in die zu Rom erbaute Moles Hadriani halten konnte. Noch heute wirft dieses ungeheure Mausoleum, entkleidet und schmucklos, seinen riesigen Schatten in die Tiberfluth; allein die Kaiserasche ist längst zerstoben und statt des Götzentempels krönt Michaels, des sieghaften Erzengels, Standbild das düstere Haupt der Veste.

zustand versetzt. Mich vermochte es, ungeachtet einer mehrjährigen Thätigkeit im höheren Schulfache, nicht sonderlich zu reizen, doch rief es mir ein interessantes Begebniß aus den Erfahrungen eines meiner Jugendlehrer in's Gedächtniß. Derselbe trat eines Tages zu Niebuhr, dessen Freund und Verehrer er war, in's Zimmer und wurde nicht wenig betroffen, als der sonst ruhige, pathetisch gemessene Geschichtsforscher, einen Stein in der Hand, in heftigster Bewegung auf ihn zueilte. „Sehen Sie doch, mein Liebster, mit welch' kostbarem Geschenke ich erfreut worden bin! Eine Steinreliquie aus Karthago! O, der Gedanke, daß auf ihr vielleicht der Fuß eines Hannibal oder Marius gestanden, ist für mich unendlich entzückend." Dies sagte ein Protestant, dem die christliche Reliquienverehrung, seinem Bekenntnisse gemäß, verwerflich und ein Stein des Anstoßes sein mußte.

9. Es war eilf Uhr geworden. Die fast im Zenith flammende Sonne sandte trotz der vorgerückten Jahreszeit scharfe Gluthgeschosse auf unsere Häupter nieder. Dazu waren auch die engen staubigen Feldwege, die wir, von der alten Herkulischen Straße abgehend einschlugen, nichts weniger als geeignet, die beinahe tropische Hitze zu mildern. Bald hatten wir indeß die ersten Häuser der Stadt erreicht, bogen zur Linken ab und traten sofort auf quer übergelegten Planken in das Innere des Sonnen- oder Serapistempels. Eine prachtvolle, auch in ihrer Zerstörung noch ungemein imponirende Ruine, die kühn mit den herrlichsten Ueberresten aus der Römerzeit wetteifern darf. Vierzig mächtige Säulen aus rothem Marmor geben Zeugniß von der ausnehmenden Pracht und den kolossalen Dimensionen dieses gewaltigen Tempels. Wie der Rhetor Aristides berichtet, war er eines von den zweiundvierzig Heiligthümern, welche die Mythe im Umfange des Römerreiches dem Jupiter Serapis geweihet hatte. Ob dieser ägyptische Götze ursprünglich einerlei

mit Osiris oder eine plutonische Gottheit oder bloßes Symbol des Nils (der Nilmesser) gewesen, überlassen wir den Fachmännern zur Entscheidung. Uns genügt die Thatsache, daß er in der Folge als Repräsentant, gleichsam als universelles Prinzip des gesammten Götzendienstes angesehen und verehrt wurde. Der geheimnißvolle Schleier, in den seine Mythe gehüllt ist, verschaffte dem grauenvollen, vernunft- und zuchtlosen Kulte einen eigenen Reiz und eine nicht minder allgemeine als rasche Verbreitung und trug zur völligen Zersetzung und Auflösung der alten Völker wesentlich bei.

Der Aussage der Priester gemäß war der hellenisch-ägyptische Serapis Herr aller Elemente und Naturkräfte, ein launenhaftes, bald furchtbares, bald freundlich heilspendendes Wesen, der Zerstörer, Todtenrichter, Sonnen- und Orakelgott, welcher sich vor dem fragenden Cypernkönige Nikokreon mit den Worten legitimirte: „Der Himmel ist mein Haupt, mein Leib das Meer, der Aether mein Ohr, und meine Füße der Erdball.“ — Kurz er war der leibhaftige Inbegriff aller poly- und pantheistischen Naturvergötterung. Höchst bezeichnend war es daher, daß ihm die bildende Kunst um den Leib und um das bärtige, strahlenbekränzte Haupt eine greuliche Riesenschlange wand, ein treffendes Sinnbild der Schuld und des Sündenfluches, welche sich in tausendfältigen Verschlingungen um Menschheit und Weltall ringelte.

Alle diese Erinnerungen stürzten sich wie durch eine Stromschleuse auf die Schöpfräder der Phantasie und führten aus der Tiefe der Seele alsbald nebelbilderartig das ganze Unheil des Heidenthums herauf. Wahrlich ein unheimlich düsteres Gemälde! Grenzenloser Aberglaube, Zauberei und Dämonendienst bedeckten mit ihren Todesschatten die Erde. Auf Bergen und Hügeln, in Tempeln und Hainen prangten die Bildnisse von nicht weniger als dreißigtausend falschen Göttern, vor zahllosen Götzenaltären lag die Menschheit,

dieses königliche Geschlecht der Schöpfung, anbetend die vernunftlosen Thiere, die todten Gestirne, die Bildwerke von Holz, Erz und Stein. Und im Gefolge solcher Verdunklung des Verstandes und des Verlustes erleuchteter Gotteserkenntniß, welch' ein sittlicher Greuel, welche Geheimnisse des Lasters und Verbrechens! Die Erde schien in ein unermeßliches Sodoma verwandelt, so daß vor Schaam sich Sonne und Sterne hätten verhüllen mögen. Die Zügellosigkeit der heidnischen Ausschweifung, das widernatürliche Laster, die empörende Preisgebung der Ehrbarkeit in den Tempeln, die Unmäßigkeit und Rachsucht, der gepriesene Selbstmord, — alles dies entschleierte sich in unserer Einbildungskraft wie schauervolle Abgründe, die bei nächtlichem Unwetter der zuckende Blitzstrahl erhellt. Hier sah unser Geist ein Standbild aus Stangen und Weidengeflecht, dessen riesige Glieder man mit gefangenen Männern, Weibern und Kindern füllte, um sie dem celtischen Götzen Kruschman zum Brandopfer zu weihen; dort nimmt Moloch's Stierbild Hunderte von Säuglingen, von den eignen Müttern gereicht, in seine ausgestreckten ehernen Arme, um sie unter Cymbeln- und Paukenschall weinend und wimmernd in seinen geöffneten glühenden Bauch rollen zu lassen; auf den fluchwürdigen Altären fließt stromweise das Menschenblut, und Tausende neugeborner Kinder werden ausgesetzt, um vor Hunger umzukommen oder von den Thieren des Waldes zerrissen zu werden. Ja, dies blühende Heidenthum, um das man von gewisser Seite eine so strahlende Glorie zu flechten bemüht ist, hat nicht einmal ein Wort für die Nächstenliebe, keine Anstalt, keine Thräne des Mitgefühls für Arme und Kranke, für Schwache und Hülflose! — Doch, die Prachtruine des Serapistempels half auch wieder das heraufbeschworene Schattenspiel bannen. Auf den Wink des zürnenden Schöpfers erbebte die Erde und die mächtigen, stolzen Tempelhallen liegen zerstört! Niedergestürzt sind die imposanten Colonnaden, zermalmt Götzenbild

und Schlange, und die wuchtigen Säulenschäfte verwittern, zerbrochen und der Kapitäler beraubt, in der gelben Salzfluth, die gegenwärtig pestathmend den Boden bedeckt[1]). Von den vierzig Säulen ragen nur noch drei aus der überschwemmten Tiefe schlank empor, als wollten sie schwörend wie steinerne Riesenfinger den Sieg des Dreieinigen über die alte Götterhydra bezeugen. Ueber die alte, sagen wir, denn der ruhmumstrahlte Götze des modernen Serapisdienstes[2]) wird mit seinen kathedergeschmückten Tempelhallen wohl erst bei jenem Erdbeben zusammenbrechen, dessen Zuckungen die Säulen der gegenwärtigen Weltordnung zertrümmern und den Lebendigen und Todten die ernste Gerichtsstunde ankündigen werden.

Begleitet vom jetzigen Tempelhüter, einem redseligen Cicerone und wahrhaft argusäugigen Zöllner, besichtigten wir die Ruine in ihren einzelnen Theilen und nahmen mit besonderem Interesse die zweiundvierzig Priester- und Weihbadkammern, die einen Ring um den Tempel bilden, in Augenschein, in denen einst unheimliche Mysterien gefeiert oder Heilung, Traumgesichte und Götterorakel gespendet wurden. In mehreren derselben qualmen und kochen noch jetzt, nach fast zwei Jahrtausenden, die heilkräftigen Mineralquellen.

10. Unserem Vorsatze getreu, schlugen wir den Weg nach dem nicht gar fernen Amphitheater ein, dem sogenannten Coliseo, welches trotz der häufigen Erderschütterungen, von

[1]) Nicht ohne Grund stützt man hierauf den Nachweis, daß die Oberfläche dieser Gegend Schwankungen unterworfen ist. So sind auch an den noch stehenden Säulen in nicht unbeträchtlicher Höhe Zerstörungen wahrnehmbar, welche die Bohrmuschel angerichtet hat, ein Umstand, der für eine frühere Periode eine noch bedeutend tiefere Bodensenkung anzunehmen nöthigt.

[2]) Der älteste und berühmteste aller Serapistempel des Alterthums, das Serapeum zu Alexandrien, war auch zugleich Sitz der Universität und eine der reichsten Bibliotheken.

denen dieser vulkanische Boden heimgesucht wird, vortrefflich erhalten ist. In seinem fast zweihundert Fuß langen Ovale zeigt es noch die großartigen Eingänge, das Podium und den Balkon mit der Kaisertribune, die Thierbehälter und die meisten der stufenweise aufsteigenden konzentrischen Kreise, deren Sitze für ungefähr fünfundvierzigtausend Zuschauer ausreichten. Der Umfang dieser Steinmasse läßt auf die ansehnliche Bevölkerung des alten Puteoli schließen, welches Cicero seiner Ausdehnung und stattlichen Paläste wegen „Kleinrom" nannte [1]).

Hatten die bisher besuchten Orte schon grelle Bilder der schreckenvollen heidnischen Despotie, Menschenentwürdigung und sittlich-religiösen Verkommenheit vor unsern Augen aufgedeckt, so sollte nun das Amphitheater ein schauderhaftes Schlußgemälde liefern. Zunächst verdient Beachtung, daß die bisher erwähnten Früchte vom Giftbaume der Abgötterei mehr oder minder allen unter seinem Todesschatten gelagerten Völkern gemein sind, während die Blutscenen des Amphitheaters ihre unrühmliche Erfindung ausschließlich dem Römervolke verdanken. Schauer befiel uns, als wir die Arena überblickend der Greuel gedachten, die daselbst zur unauslöschlichen Schmach der alten Weltbeherrscherin aufgeführt worden. Kaum hatten sich in Rom, anfangs blos bei Leichenspielen, die Gladiatorenkämpfe einigermaßen entwickelt, so wuchsen in allen Provinzen des unermeßlichen Reiches die Amphitheater gleichsam aus der Erde hervor und die Leidenschaft für diese Blutspiele zog wie eine verheerende Pestseuche über den Erdkreis, die Völkerstämme entweihend, entsittlichend, verwildernd. Ließen doch selbst in Judäa, während der Heiland und seine Apostel Frieden und Segen spendend dessen Thäler und Berghöhen durchzogen, die Fürsten von der Familie des Herodes ganze Reihen von Gladiatoren gegen

[1]) Parva Roma oder auch Puteolana (et Cumana) regna.

einander rasen und zur Volksbelustigung sich erwürgen[1]). Arme, zum gegenseitigen Morde abgerichtete Menschen, unter ihnen bisweilen als Dilettanten angesehene Männer, Consularen, Senatoren, Ritter, ja Frauen aus höheren Ständen[2]) betraten die Blutbühne, um mit Netzen und Schlingen, mit Harpunen, Lanzen, Schwertern oder Dolchen einander zu morden; oder es erschienen unglückliche Verbrecher, Sklaven und todesmuthige Bekenner des Christenthums als Opfer für die entsetzlichen Thierhetzen. Zuletzt genügten dem Blutdurste des Volkes selbst die Tage nicht mehr, ganze Nächte hindurch wurden diese Unmenschlichkeiten bei Fackelschein fortgesetzt und mit wildem Jauchzen und Freudenlärm erfüllte die herzlose, von Blut berauschte Menge die zitternden Lüfte, während das jammervolle Aechzen und Stöhnen der Sterbenden an ihr Ohr drang und ganze Haufen schon ge-

---

[1]) Man vergleiche den jüdischen Geschichtschreiber Fl. Josephus.

[2]) Man sehe Suetonius im Leben des Domitian, Kap. 4. Es waren bekanntlich ausgedehnte Schulen von solchen Fechtern, vornehmlich zu Ravenna und Campanien errichtet, in denen Tausende dieser Schlachtopfer eingeübt und — gemästet wurden; nannte man doch ihre Speisung die Gladiatorenmast (sagina gladiatoria). Schon Cäsar unterhielt eine derartige Anstalt zu Capua, in welcher sich nicht weniger als fünftausend Sklaven blos für eine Fechtart befanden, die ihren Namen „Verfolger" (secutores) der Kampfweise verdankten. Sie pflegten von den Netzträgern (retiarii) angegriffen und, wofern es diesen gelang, sie mit Netz und Harpune an sich zu ziehen, von dem Dreizack (tridens) durchbohrt zu werden. Mißglückte der Versuch, so setzte rachesüchtig der „Verfolger" dem fliehenden „Netzträger" nach, um ihn mit dem Schwerte abzuschlachten. Die wilde, ungestüme Leidenschaft für diese blutigen „Geschenke" (munera nannte sie der Römer) wartete häufig nicht einmal den Aufbau eines sicheren steinernen Theaters ab. So ließ ein reicher Freigelassener zu Fidenä, einer kleinen Sabinerstadt, ein Amphitheater aus Holz errichten, um ohne Zeitverlust dem Bergvolk den Genuß der unmenschlichen Spiele zu bereiten. Während der Mordscenen aber brach der übermäßig gefüllte Holzbau zusammen und fünfzigtausend Zuschauer verloren ihr Leben. Man vergleiche Tacitus Annal. IV., 62 und 63.

schlachteter Opfer mittelst eiserner Hacken zur „Todtenpforte“ hinausgeschleppt wurden.

Ach wie oft, so dachten wir mit Entsetzen, wie oft war wohl auch diese Stätte der Schauplatz der gräßlichsten Scenen, der Blutacker zahlloser zur Kurzweil hingewürgter Unglücksmenschen! Auf der Kaisergalerie dort saßen einst in glänzendem Ornate Augustus, Caligula, Claudius, Nero, und auf ihren Herrscherwink schmetterten die Trompeten zum Beginne der Metzelung oder es öffneten sich die Thiergewölbe und Löwen, Leoparden, Tiger und Bären stürzten hervor, um die wimmernden, nackten, oft wehrlos gebundenen Opfer mit blutiger Gier zu zerfleischen und zu verschlingen. Ja Kaiser Trajan der „Edle“ (optimus) bestimmte für ein einziges Spiel, welches hundertunddreiundzwanzig Tage dauerte, zehntausend Gladiatoren und eilftausend Raubthiere der Wüste, so daß ob des Mordens und Zerfleischens das Blut in dampfenden Strömen selbst den Sandboden der Arena überfluthete[1].

---

[1]) Und trotzdem, man traut in Wahrheit seinen Augen nicht, begegnen einem mitunter in Lehrbüchern für höhere Schulen Darstellungen dieser Greuel, welche die Absicht, eine Apologie zu sein, gar zu ungeschickt verbergen. Zum Beweise nur folgende Stelle aus Meier's „Lehrbuch der römischen Alterthümer für Gymnasien und Schulen.“ S. 247: „Obschon der häufige Anblick dieser blutigen Scenen einen nachtheiligen Einfluß haben mußte, so war doch die ursprüngliche Anordnung der Fechterspiele ohne die spätern Mißbräuche (großmüthige Einschränkung!) in moralischer und politischer Hinsicht nicht ohne Nutzen. Sie waren eine Uebungsschule der Standhaftigkeit und ausdauernden Geduld (welch' schlagendes Argument zur Vertheidigung jeder beliebigen Frevelthat in der Geschichte!); daher Seneka und andere Römer die Beispiele dieser Tugenden vom Kampfplatze entlehnen. Sie dienten in der üppigen Hauptstadt und in der Entfernung vom Kriegsschauplatze, den kriegerischen Geist (!) zu erhalten. Sklaven und andere des Todes würdige Verbrecher (und die christlichen Märtyrer?) wurden zum Gefechte aufbewahrt und Schuldner und liederliche Bürger fanden, statt aller Zucht- und Verbesserungshäuser, den Schauplatz für sich geöffnet, um

Solche Unthat, so viel unschuldig vergossenes Bruder- und Märtyrerblut mußte laut zum Himmel aufschreien, und der Himmel ist nicht taub geblieben gegen den Nothschrei. Daran erinnerte uns mitten auf der Mordstätte selber eine kleine schlichte Kapelle, die mit ihrem Kreuzlein auf einmal wie ein heller Stern aus dunkelm Gewölk freundlich in unsere trübsinnigen Gemüther hereinleuchtete. Es war die Kapelle des heiligen Januarius, vom Volke irrthümlich Gefängniß genannt (carceri di S. Gennaro), welche in der Arena zwischen den Thiergewölben, Marmorresten und Säulenstümpfen uns heimisch anlächelte wie ein süßer Friedensbote. Und in der That, Vieles hatte uns das traute Kirchlein zu erzählen. Es redete von der stillen, veredelnden Macht des Evangeliums, vom Triumphe des christlichen Kreuzes, vorzüglich aber von dem Heldenmuthe und dem Siege jenes erhabenen Blutzeugen, dessen Namen es trägt.

---

noch durch ihr Beispiel dem Staate zu nützen." (!!) Wem sollte über eine solche Auffassungsweise nicht Zorn und Entrüstung durch die Seele fahren? Und das Gift solcher Lehren darf unserer deutschen Jugend ungestraft und ungerügt gereicht werden! Wie viel wahrer beurtheilt Lessing diese „frostig grausamen Schauspiele" in ihrem zerstörenden Einfluß auf Geist und Herz: „Diese Benennung (Klopffechter im Cothurne) verdienen alle Personen der sogenannten Seneka'schen Tragödien, und ich bin der festen Meinung, daß die gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Ktesias seine Kunst studiren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles" . . . . (Laokoon). Nach dem oben angeführten Beispiele darf es uns nicht wundern, wenn so zartfühlende Seelen keinen Anstand nehmen, in Oden und Heldengesängen solche Herrscher und Fürsten zu preisen, welche nicht etwa blos Hunderte, sondern Hunderttausende unschuldiger Schlachtopfer in die große Kriegsarena werfen und einander würgen lassen, um einer Laune und „Idee" willen oder um ihre unersättliche Herrschsucht zu befriedigen. Solch' blutiges Spiel wird dann, blos weil en gros aufgeführt, nicht mehr Grausamkeit und Mord, sondern des Lorbers würdige, erhabene Kriegsthat genannt!

Um das Jahr 200 unserer Zeitrechnung, zu Neapel geboren, wurde Januarius zum apostolischen Hirten über die Kirche von Benevent gesetzt und in den Beschwerden seines heiligen Amtes, wie die Urkunden besagen, wundersam gestärkt und getröstet durch einen überaus frommen und gottseligen Mann, der den Ruhm des Martertodes mit ihm theilen sollte. Es war der heilige Sosius, Diakon der Kirche von Misena, welcher mit dem Flammeneifer eines Stephanus und mit des Laurentius Liebesgluth mächtig wirkte in der christlichen Gemeinde. Beide umschlang ein überaus zartes Freundschaftsband und in heiligem Wetteifer suchte der eine dem andern es zuvorzuthun in wahrer aufopfernder Liebe wie in christlicher Demuth, so daß der jüngere in seinem älteren Freunde stets den bevorzugten Gnadenspender und Hirten, den geistlichen Vater erkannte und ehrte, der Bischof aber auch es nicht verschmähte, zu des Diakon Füßen zu sitzen und aus seiner Fülle Himmelsweisheit und männliche Begeisterung für den Gekreuzigten zu schöpfen. Nicht selten auch ging Januarius hinüber nach Misena, um unvermerkt in der christlichen Versammlung dem ergreifenden Lehrwort des Diakon zu horchen. Bei solcher Gelegenheit sah er einst auf dem Haupte des Redners eine lichte Flamme auftauchen. Tief ergriffen und von prophetischem Geiste erfüllt, trat er zu Sosius hin, küßte sein Haupt und pries ihn vor der erstaunten Gemeinde glücklich, daß ihm der Himmel in jener Flammenkrone das Diadem des Martyriums verheißen habe. Gar bald sollte sich diese Weissagung erfüllen. Gegen das Jahr 300, da Kaiser Diokletian wider die Christen wüthete, ließ Drakontius, Landpfleger von Campanien, den durch sein apostolisches Wirken ganz besonders gefürchteten Diakon ergreifen und vor seinen Richterstuhl nach Nola bringen. Als Sosius die Zumuthung, den Götzen zu opfern, in heiligem Unwillen von sich wies und trotz Androhung von Kerker, Folterqualen und Hungertod bei seiner Weigerung

standhaft verblieb, ließ ihn der erzürnte Richter mit Geißeln zerfleischen und dann in ein grauenhaftes Gefängniß nach Pozzuoli abführen. Drei Christen dieser Stadt, der Diakon Proculus und die Laien Eutyches und Acutius, welche, den christlichen Mitbruder zu trösten und sein Leid zu lindern, auf ihre eigene Sicherheit zu wenig bedacht waren, wurden ergriffen und, nach abgelegtem muthigen Bekenntnisse, mit Geißeln gezüchtigt und dem Sosius zugesellt.

Als Drakontius sein Amt in die Hände eines gewissen Timotheus niedergelegt hatte, der sich den Christen wo möglich noch mehr abhold zeigte, als sein Vorgänger, gewann die Verfolgung eine größere Ausdehnung und bald ward auch Januarius, Bischof von Benevent, angeklagt, von seinem Sitze weggeführt und in Nola vor Gericht gestellt. Versucht wie Sosius, bestand er kräftig, gleich ihm jede Aufforderung, jede Verlockung und Drohung entschieden von sich weisend. Er ward hierauf in Bande geworfen und drei Tage ohne Nahrung gelassen; dann von Neuem vorgeführt, von Neuem aufgefordert, Christum zu verläugnen. Da auch diese Versuche scheiterten, ließ der Statthalter ihn in einen glühenden Feuerofen werfen. Mitten in den Flammen stimmte der heilige Bekenner gleich den Jünglingen von Babylon, frohlockend Loblieder an und ging aus der Gluth so unversehrt hervor, daß kein Faden seines Gewandes, kein Haar seines Hauptes versengt war. Diese wunderbare Rettung ward einer geheimen Magie zugeschrieben und der heilige Dulder in den Kerker zurückgebracht zu den grausamsten Qualen. Zwei seiner treuesten Gefährten, der Diakon Festus, und Lektor Desiderius, welche auf die Schreckenskunde von den namenlosen Leiden ihres Bischofs von Benevent nach Nola geeilt waren, um dem duldenden Hirten Trost und Ermuthigung zu bringen, mußten ihre Liebe gleichfalls mit den Fesseln büßen. Bald traf die drei Gefangenen von Nola das Urtheil, nach Pozzuoli geführt und dort mit Sosius

und seinen Gefährten den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. So sahen sich der Bischof und der Diakon, beide als Gefesselte des Herrn, wieder und wurden nicht müde Gott zu loben, dessen Erbarmung sie vereint zu so glorreichem Siegesfeste führe. Die ganze Nacht, welche dem Tage der Hinrichtung vorherging, hallten die dumpfen Gewölbe wieder von den Preisliedern und Gebeten der sieben zum Tode bestimmten christlichen Bekenner.

Kaum zitterten die ersten Sonnenstrahlen über dem Golfe von Pozzuoli, als das Volk in unzählbarer Menge nach dem Amphitheater strömte, um ungeduldig des blutigen Schauspiels zu harren. Ein lauter Jubel begrüßt die Ankunft der gebundenen Schlachtopfer; ein Wink des Statthalters und es stürzen brüllend die Löwen auf die Wehrlosen. Doch wie gebannt stehen sie auf einmal stille, starren zu den Märtyrern empor, welche um den Bischof geschaart mit himmelwärts gerichteten Augen eine unendlich zarte, überirdische Gruppe bilden, und kommen, sich wie Lämmer zu ihren Füßen zu schmiegen. Timotheus, auch hierin nichts als Zauberkünste sehend, geräth außer sich und ruft durch die vor Bewunderung staunende und schweigsame Versammlung von hoher Tribune das Todesurtheil in die Arena hinab. Da berührt ihn die strafende Hand des Allmächtigen, er fühlt über seine Augen sich dunkel einen Schleier ziehen, er ist erblindet! In christlichem Edelmuthe will Januarius an seinem feindlichen Verfolger sich rächen und erfleht von seinem Gotte, als letzte Gnade in diesem Leben, die Heilung des Erblindeten. Und sein Gebet findet unverzügliche Erhörung. Bei so glänzend strahlendem Wunder öffnen bei fünftausend der versammelten Heiden, zu Jesum Christum sich bekennend, die Augen ihres Geistes, während der Statthalter, obgleich wieder sehend mit leiblichem Auge, nur um so mehr am Herzen erblindet, und ergrimmt über den Freudenruf der bekehrten Schaar, die

heiligen Bekenner unverzüglich zur blutigen Hinrichtung wegführen läßt.

11. Vom Amphitheater war unsre kleine Gesellschaft wieder zum lieben Oratorianerhospiz zurückgekehrt. Auch diesmal zog es unsere durch die Erinnerung an die gekrönten Blutzeugen noch gehobenen Herzen wieder hinauf zur reizenden Loge. Und wie unser Blick über Strand und Meerbusen hinschweifte, trat durch ungesuchte Ideenverbindung der redegewaltige Völkerapostel vor unsere Seele, welcher bald nach dem heiligen Petrus in dieser Stadt weilte, die frohe Botschaft der Erlösung verkündend. „Hier," so bemerkten meine Begleiter, „vielleicht an eben dieser Stelle, wo sich nun unser Hospiz erhebt und wo ehedem die Appische Straße, die Hauptpulsader für Rom und die Königin der alten Heerstraßen[1]), in den schiffreichen Hafen auslief, stieg 59 Jahre nach Christi Geburt Paulus[2]), der „Gefesselte des Herrn" an das italienische Ufer, wohin ihn von Sizilien her ein alexandrinisches Fahrzeug gebracht hatte, geschmückt mit dem ägyptischen Purpursegel und dem Embleme der sturmbeschützenden Heroen Castor und Pollux. Auf mein Herz mußte das Andenken an dies segenvolle Ereigniß einen um so lebhaftern Eindruck machen, da mich die Vorsehung aus ferner Heimath in die Metropole der Christenheit an das stille Grab des heiligen Paulus geführt, um dort im Vereine mit gottgeweihten Brüdern treue Wache zu halten. Dieser Apostel, welcher einst, arm und mit Ketten beladen, seinen Fuß an das fremde Gestade setzte und zwischen den

---

[1]) „Appia longarum regina viarum." Stat. Sylv. II, 2.

[2]) „Wir kamen nach Puteoli, wo wir Brüder fanden, die uns baten, sieben Tage lang bei ihnen zu bleiben, und so kamen wir Rom zu." (Apostelgesch. 28, 13). Zur frommen Erinnerung an diese Landung des Apostels wird noch jährlich im Mai eine feierliche Prozession auf dem Quai von Pozzuoli gehalten.

Götzentempeln, prunkvollen Palästen und Mausoleen längs der Appischen Straße, Gott allein weiß unter welchem Sturme von Empfindungen, den schweren Gang zum Tode antrat, er ruht nun in einer majestätischen Basilika und an seiner Gruft ertönen Hymnen und steigen wie Weihrauchwolken die Gebete der Pilger auf, die seine Gebeine verehren und seine Ketten küssen, den Triumph der Lehre bezeugend, welche er mit seinem Tode besiegelte. Die vom Golde schimmernden Paläste der Heiden hingegen und ihre stolzen Säulentempel sind in Staub und Schutt gesunken, und auf ihre Trümmer hat des Allmächtigen Finger wie auf Grabsteine die Vernichtung des heidnischen Aberglaubens geschrieben[1]).

Diese anregenden Gedanken, deren Austausch dem Herzen Bedürfniß war, trugen nicht wenig dazu bei, das bereitete frugale Frühstück auch zum geistig erquickenden Symposion

---

1) In welch' hoher Verehrung die Ketten der Apostelfürsten bei den Christen der Vorzeit standen, möge man aus folgenden ebenso beredten als innig frommen und begeisterten Worten des heiligen Chrysostomus ersehen: „O daß ich den Ort schauen könnte, wo man die Ketten der Apostelfürsten aufbewahrt! Wie gerne möchte ich diese eisernen Bande betrachten, vor denen die Hölle sich fürchtet, die der Himmel verehrt! Hielten mich nicht die Pflichten meines Amtes und die Gebrechlichkeit meines Körpers zurück, wie froh träte ich die Pilgerfahrt nach Rom an, nur um Ketten und Gefängniß des Petrus und Paulus zu sehen. Gesegnete Ketten und glückselige Hände, die damit geziert wurden! O hätte ich in jener Zeit gelebt, wie hätte ich diese Hände, welche würdig waren, für meinen Meister gefesselt zu werden, mit Küssen bedeckt! Glorreicher waren des heiligen Paulus Hände, als sie mit Ketten beladen waren, als da sie den Lahmen zu Lystra gehen machten; — glücklicher er selbst im Gefängnisse, als in der Verzückung des dritten Himmels, herrlicher im finstern Kerker, als auf einem königlichen, von Gold und Edelstein funkelnden Throne. Schöneres fürwahr gibt es nichts, als eine für Jesus Christus getragene Kette: für Ihn in Banden zu schmachten, ist rühmlicher, als Apostel, als Lehrer, als Evangelist, als Engel zu sein. O beglückte Ketten, schöner als alle Halsketten, als alle Diademe, als alle Kronen der Könige, könnte ich euch doch sehen!“ (Homil. 8. in Ephes. c. 4.)

zu machen. Meine zuvorkommenden Wirthe hatten den Imbiß auf die Loge hinaufbringen lassen, wo Stirn und Schläfe vom leisen Zephyr umfächelt und die Hitze durch schattig schirmende Arkaden wohlthätig gemildert war. Die Früchte, welche uns das gesegnete Campanien, vom Neapolitaner das „glückliche Gefilde," il campo felice, genannt, in üppiger Fülle darbot, mundeten nach den mannigfachen Wanderungen vortrefflich, und wie einmal die unvermeidlichen Austern, die man mit frischem Meerwasser würzt, gekostet waren, lachten uns die saftigen Orangen, Feigen und Trauben nicht vergeblich an. Sie gaben mir Anlaß, über Besitz und Bewohner dieser Gegend Nachfrage zu halten, worauf ich mit Bedauern vernahm, daß, den Zuständen im Alterthum genau entsprechend, in der weiten Runde der Boden mit all' seinen vegetabilen Schätzen den reichen Gutsbesitzern Neapels gehört, die Bevölkerung von Pozzuoli aber lediglich auf die Freigebigkeit des Meeres angewiesen ist. So lebt denn der weitaus größte Theil der sechstausend Insassen, gänzlich besitzlos, nur vom Austern-, Thun- und anderweitigen Fischfang und zieht Monate lang in schlechten Barken gegen Sizilien, Ostia und Toskana hin, um unter näselndem Gesang in den Strandgewässern das Netz auszuwerfen und den glücklichen Fang nach den Hauptstädten zu Markte zu bringen. Diesem unsteten Leben mag es mit beizumessen sein, daß Pozzuoli, wie es äußerlich eine gar wenig empfehlende Physiognomie hat, so auch in sittlicher Beziehung einen nicht eben hohen Barometerstand aufweist[1]).

---

[1]) Vormals erfreute sich diese Hafenstadt, die das Haupt-Emporium, ja fast der einzige, unglaublich belebte Stapelplatz für die orientalischen, zumal die alexandrinischen Kauffahrteischiffe war, eines so bedeutenden Rufes, daß man sie „das kleine Delos" nannte nach der gleichnamigen, unermeßlich reichen und heiliggeschätzten griechischen Insel, auf welcher sich der Welthandel für die griechischen Kaufleute concentrirte („τὸ κοινὸν Ἑλλήνων ἐμπόριον" Pausan. III, 23). Wenn daher jetzt

Durch die Erfrischung neu gestärkt, nahmen wir wieder unsere Wagensitze ein und sagten dem „kleinen Rom" (das heute zu Rom so ziemlich dasselbe Verhältniß hat, wie das Gothaer Kleindeutschland zum deutschen Kaiserreiche) ein dankbares und herzliches Lebewohl. Das nächste Ziel der Fahrt war die Solfatara, der Schwefelkrater, das erste von den nun folgenden merkwürdigen Naturphänomenen. Vor dem verschlossenen Thore einer Schwefelfabrik stiegen wir aus und traten, nachdem wir durch die freundliche Vermittlung des Pfarrers von Pozzuoli Einlaß erhalten, durch mehrere Fabrikräume, wo Schwefelstaub gereinigt und in Säcke gefüllt wurde, auf einen Pfad hinaus, welcher uns in wenigen Minuten zur Solfatara führte.

Eine eigenthümlich schwermüthige, wo nicht beängstigende Stimmung ergreift den Besucher in dieser von mächtigem Lavawalle umzäunten Oval-Ebene, deren größter Durchmesser beiläufig fünfzehnhundert Fuß betragen mag. Das Auge sieht nichts, als spärlich aufkeimendes Gras, schwindsüchtige, fast durchweg gelbe Haideblumen und einiges Strauchgewächs, das melancholisch am kreideartigen Boden kriecht. Der hohen vulkanischen Ringmauer näher erstirbt der Pflanzenwuchs vollends und aus den Erd- und Lavaspalten [1]) brechen, statt des wohlthuenden Grüns, Schwefeldämpfe hervor, welche erstickend die Luft erfüllen und die Spaltenmündungen mit allen Farbentönen des Schwefels, vom blassesten Gelb bis zum feurigen Orange überziehen. Eine dieser Oeffnungen zeichnete sich vor den übrigen besonders aus. Sie hatte eine

---

bei so traurig contrastirenden Umständen die Regierung der beiden Sizilien, wie verlautet, ernstlich an Wiederherstellung des einst weltberühmten und vortrefflichen Hafens denkt und sogar schon die nöthigen Vorarbeiten verfügt hat, so verdient eine solche Maßnahme die lobendste Anerkennung.

[1]) Die Alten nannten sie bezeichnend Charonsschlünde, **Charoneas scrobes** oder **spiracula (Plin. II., 93).**

förmlich grottenähnliche Ausmündung, aus welcher unheimlich zischend und polternd mit erschreckender Gewalt der Schwefeldampf hervorschnaubte. Den Versuch, mit dem goldig schimmernden Drachenloche nähere Bekanntschaft zu machen, hätte ich beinahe mit einer Sinnenbetäubung bezahlen müssen.

Das Interesse, welches diese Wüste an sich als Naturerscheinung bot, ward durch die anziehende Erläuterung des kundigen Pfarrers nicht unwesentlich erhöht. Er setzte uns auseinander, wie das Thal nichts sei, als ein durch die hervorqualmenden schwefelsauern und ammoniakhaltigen Dämpfe entfärbter vulkanischer Krater, der nicht nur die von Strabo erwähnte Stadt Forum Vulcani [1]) bis auf die letzte Spur verschlungen, sondern Pozzuoli selbst wiederholt mit glühendem Regen überschüttet und mit furchtbarem Erdbeben bis auf den Grund zerstört habe. Zwar feiere nun der gefahrvolle Feuerherd bereits mehrere Jahrhunderte; allein es sei kein Zweifel, daß nur eine Schwefel- und Lavadecke wie eine dünne Kruste über der Flammentiefe liege, die bei dunkler Nacht sogar mit ihrem feurigen Schein durch den Boden hervorschimmere. Zum Erweise seiner Angaben griff er nach einem ansehnlichen, an der Oberfläche bis zur Kalkfarbe gebleichten Stück Lava und ließ es, ziemlich im Mittelpunkte der Ebene, mit Macht auf den Boden fallen, der wirklich sofort erzitterte und dumpf und hohl wiederklang. Ich gestehe, das Experiment vollendete mehr als zur Genüge den unheimlichen Eindruck sowohl der Erzählung, als der gesammten, etwas stark romantischen Scenerie.

Wie in einen Hohlspiegel schoß gerade die Sonne ihre Strahlen in den Krater nieder und belebte so nachdrücklich die einmal aufgeregte Einbildungskraft, daß wir unvermeidlich die Vorstellung gewannen, wir befänden uns in einem

---

[1]) Wofern diese Benennung sich nicht lediglich auf den Schwefelkrater bezieht. Man vergleiche Strabo V. p. 246, 262 ff.

riesigen, über lohen Flammen stehenden Kessel, dessen unzuverlässiger Lavaboden die behagliche Situation noch gemüthlicher machen mußte. Wie? wenn dem unterirdischen Heizer die Lust ankäme, die Ventile zu öffnen, oder sich unerwartet wieder einmal den Spaß einer Dampfkessel-Explosion zu machen? Schon die bloße Möglichkeit machte einen erbeben und erweckte ein Gefühl des Neides gegen den Reiher, der eben hoch über der ausgebrannten Oede majestätisch seine Schwingen im sichern, reinen Aether wiegte. Und auf dieser gräßlichen Hohlebene ließ 1452 König Alfons zur Belustigung seines kaiserlichen Gastes Friedrich III. zur Nachtzeit gar einen Fackeltanz anstellen. Auch die Erde, dachte ich, ist eine durch die Schuld verödete und ausgebrannte Solfatara, wo die Adamskinder, anstatt sich mit dem Silberreiher zur sonnigen Höhe lichter Erkenntniß und sittlicher Reinheit aufzuschwingen, lieber der unterirdischen Flammen der ewigen Gerechtigkeit spotten und dem Fürsten der Finsterniß zur Lust den nächtlichen Fackeltanz sinnlicher Leidenschaft aufführen, bis plötzlich unter ihren Füßen im Tode der Boden einbricht.

Von so unsicherer und unheimlicher Stätte zu scheiden, ward uns nicht schwer. Wir eilten zu einer erquicklichern Stelle, zur Marterstätte des heiligen Januarius und seiner Gefährten. Nach kurzer Frist grüßte uns von einsamer, üppig bepflanzter Berghalde das Kloster, das dem genannten Heiligen geweiht ist. Die Anhöhe, deren steiler Pfad eine immer wundervollere Aussicht entfaltete, war bald erstiegen und wir traten in die unbedeutende, aber trauliche Klosterkirche, in welcher ein Franziskanerbruder auf alle unsere Fragen freundlich Aufklärung gab. Er führte uns zunächst rechter Hand an einen dürftigen Altar, über welchem eine Steinplatte die Inschrift trug: „Ort der Enthauptung des heiligen Januarius und seiner Genossen“ [1]). Hier war der

[1]) Locus decollationis s. Januarii et sociorum eius.

Ueberlieferung gemäß der öffentliche Richtplatz, nach welchem, wie oben berührt, die sieben Helden vom Amphitheater aus lobsingend und frohlockend wie zu einem Feste zogen, um nacheinander hingerichtet zu werden. Als die Reihe an den Bischof kam, traf des Schwertes Schärfe außer dem Haupte auch noch den Finger der Hand, die er bis zum verhängnißvollen Streiche betend erhoben hielt. Der zuvorkommende Laienbruder lenkte sodann unsere Aufmerksamkeit auf eine durch Eisenstäbe geschützte Steinplatte, welche bei der Enthauptung des heiligen Bischofs mit Blutstropfen bespritzt wurde, die noch heute wahrnehmbar sind. Nach der Versicherung meiner Begleiter ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß diese Tropfen, so auffallend es auch ist, an dem Wunder des heiligen Januarius Antheil haben und in derselben Stunde, ja genau in dem nämlichen Augenblicke, da in der Cathedrale der Hauptstadt das verdichtete Blut des Märtyrers flüssig wird [1]), sich auf kurze Zeit auch die hier befindlichen dunklen Blutflecken röthen und netzen. Diese Thatsache, so versicherte man uns, sei durchaus erwiesen und

[1]) Als Nachtrag zu dem früher über das Januariusfest Mitgetheilten folgendes denkwürdige Ereigniß. Im Jahre 1849, da Pius IX. während seiner Verbannung im Königreiche beider Sizilien lebte, hatte er den Wunsch, die Blutreliquie des heiligen Patrons von Neapel zu sehen und an ihrem frommen Anblicke sein schwergeprüftes Herz zu stärken. Von der königlichen Familie geleitet, begab er sich mit einem Gefolge von Cardinälen, Bischöfen und Prälaten in die Cathedrale, wo sich in einer Kapelle das Blut und in einer geschlossenen Nische das Haupt des Märtyrers befand. Nachdem er mit sichtlicher Rührung gebetet, nahm er die Phiole, um den Inhalt genauer zu betrachten. Kaum hatte sie seine Hand berührt, als das verdichtete Blut wundersam zu wallen anfing und völlig flüssig ward. Auf's Tiefste ergriffen von diesem Gnadengruße des Heiligen brach der fromme Pius in Freudenthränen aus, die sich sofort in den Augen der staunenden und erschütterten Begleiter wiederspiegelten. Aehnliches ereignete sich, wie jüngst berichtet worden (und es ist dies seit Menschengedenken der erste derartige Fall) beim üblichen Huldigungsbesuche des jetzigen Königs von Neapel.

die wiederholten genauesten, mittels Chronometern angestellten Beobachtungen hätten die wunderbarste Uebereinstimmung der Zeit dargethan.

Da wir noch in der Festoktave dieses Heiligen standen, so hatten die Söhne[1]) des heiligen Franziskus ihren ganzen Reichthum an Kirchenschmuck aufgeboten, um das Heiligthum würdig zu zieren. An der Communionbank stand eine recht schöne Marmorbüste des Festheiligen, in ihren Zügen edel gehalten, aber der Landessitte gemäß mit Gewändern angethan. An sie knüpft sich eine nicht unmerkwürdige Volkssage. Als die in Sizilien ansässigen Sarazenen mit ihren Flotten Campaniens herrliche Küsten verheerten, drangen sie raubgierig auch in die Kirche der Stadt Pozzuoli, in welcher sich damals das vielverehrte Marmorbild befand. Einer aus der wilden Horde schlug mit dem Schwerte in das Gesicht des Heiligen und traf die Nase. Mit höhnenden Worten warf er die abgehauene Spitze in's Meer. Einige Zeit nachher zog ein Fischer mit seinem Fange im Netze auch jenes Fragment hervor und die Sage läßt dasselbe, an das entstellte Angesicht gehalten, plötzlich sich wunderbar an die Büste anheften und so fest mit ihr zusammenwachsen, als wäre es niemals getrennt gewesen. Mich erinnerte diese Volkslegende an ein seltsames Begegniß aus meinem Jugendleben. In jener unvergeßlichen Zeit, da ich an der rheinischen Hochschule meinen Studien oblag, führte mich in Gemeinschaft mit mehreren Freunden ein ländlicher Ausflug nach dem nahen Venusberg, in dessen schattenreichem lieblichen Gehölze sich mitunter Studenten, welche durch gegenseitiges Ritzen und Verstümmeln ihre Ehre zu retten wähnen,

[1]) Die Nähe der Solfatara gestattet den guten Brüdern nicht, eine bleibende Stätte an diesem Orte zu haben, indem Kloster und Kirche während der heißen Sommermonate dermaßen von Schwefeldünsten erfüllt sind, daß sie nicht bewohnt werden können.

den Wächteraugen der Pedelle zu entziehen suchten. Unser Streifzug führte uns in ein allerliebstes, von Gebüsch umschlossenes Versteck, in welchem wir wider Erwarten auf eine Gruppe theils bewaffneter, theils unbewaffneter, durchweg aber über die Maßen bestürzter Musensöhne [1]) stießen, welche zu unserm nicht geringen Befremden alle emsig im Grase suchten, spürten und herumtappten, einen Einzigen ausgenommen, der mit blutgetränktem Taschentuche sein Gesicht bedeckt hielt. Weniger aus Theilnahme, als aus Neugierde erkundigten wir uns, was man denn so eifrig suche, und erhielten die Antwort, es habe dem Einen sein Widersacher mit des Rappieres grausiger Schärfe die Nase abgehauen und noch immer suche man vergeblich nach dem fehlenden Gesichtstheil. Da unter den Suchern auch zwei ungeheure Neufundländer herumschnüffelten, die im Falle des glücklichen Fundes den eingebüßten Gegenstand schwerlich zur Anfügung an die verstümmelte Menschenbüste würden abgetreten haben, so machte der ganze Auftritt einen höchst komischen Eindruck, so daß wir, ohnehin erklärte Gegner jener ebenso lächerlichen, als abergläubischen und barbarischen Unsitte, mit freilich tadelnswerthem jugendlichem Uebermuthe in ein Gelächter ausbrachen und uns von der wilden Jagd entfernten [2]).

---

[1]) Solche arbeitsscheue Drohnen der Hochschulen dürfte man passender Bacchus- oder Momussöhne nennen.

[2]) Weil Vernunft- und Gewissensgründe selten in solche Brauseköpfe Eingang finden, so wäre unseres Dafürhaltens nichts so sehr geeignet, den Duellunfug allmälig zu beseitigen, als ihn schonungslos an den Pranger der Lächerlichkeit zu stellen, oder wenigstens das Verfahren eines meiner Studiengenossen zur Annahme vorzuschlagen. Von einem derartigen akademischen Don Quixote zum Zweikampfe gefordert, bediente er sich des Rechtes der Wahl der Waffen und erwiederte: „Ich acceptire, aber nur auf — Kanonen.“

12. Kaum hatten wir am Fuße der Anhöhe den Wagen wieder bestiegen, so trabten die Pferde, weil es heimwärts ging, munterer als zuvor, und wir erreichten links einbiegend durch einen schattigen, in vulkanische Steinmassen eingeschnittenen Hohlweg, dessen Ausgang ein zierliches königliches Jagdschlößchen hütet, den Lago d'Agnano. Er ist ein einsam stiller, bergumgürteter Seekessel, gleich dem Schwefelkrater von einem erloschenen, nur ungleich älteren Vulkane gebildet. Von der Stadt Augulanum, welche einst in der Nähe blühte, zeigt sich auch nicht ein einziger Rest mehr. Der See hat einen Umfang von zwei bis drei italienischen Meilen und ist nicht ganz ungeeignet, eine annähernde Vorstellung vom todten Meere zu geben. Aus dem Wasserbecken steigen fortwährend Schwefeldünste auf, während an den Ufern betäubende Quellen mit einer Hitze von 40° Reaumur, die sogenannten „Oefen des heiligen Germanus“[1]) dampfen, die mit dem See, so oft ein Ausbruch des Vesuv bevorsteht, in furchtbare Gährung und Wallung gerathen. Ein Gefühl von Unbehaglichkeit und Langweile peinigt den Besucher beim Anblick der bläulichen Wasserfläche und der monotonen Hügel, die trotz ihres grünen Laubgewandes die Oede doch nicht freundlich zu machen vermögen. Was außer dem dürftigen

---

[1]) „Le stufe di S. Germano.“ Dieser Heilige ist nicht der bekannte Bischof von Paris, sondern der von Capua, Zeitgenosse und inniger Freund des heiligen Benedikt. Als Letzterer im Jahre 543 kurz vor seinem Hingange einst in der Stille der Mitternacht auf Monte Cassino am Fenster seiner Zelle stand und betend gegen Capua hinausblickte, sah er plötzlich einen Lichtstrom sich vom Himmel ergießen, der die nächtliche Finsterniß in nie gesehener Tageshelle aufleuchten ließ. Durch wunderbar gesteigerte Sehkraft des Geistes schaute er alsbald in diesem einzigen Sonnenstrahle, vielleicht nicht ohne prophetische Andeutung des Berufes seiner Ordensjünger, alle Geheimnisse der sichtbaren und unsichtbaren Weltordnung. In Mitte des Lichtglanzes gewahrte er, von einer feurigen Kugel umflossen, die Seele des heiligen Bischofs Germanus, die eben von Engeln in den Himmel getragen wurde.

Buschwerk die Natur hier Lebendiges erzeugt, ist nur dazu angethan, das Trostlose und Widerwärtige der Gegend zu vermehren. Im Frühlinge nämlich nehmen sich viele auf der Höhe gebrütete Schlangen das sonderbare Vergnügen, in den See, der eben deßhalb den Namen „Schlangensee" (agnano für anguiano von anguis) trägt, hinabzustürzen und darin zu ertrinken. Im Herbste aber, und dies liebenswürdige Schauspiel war uns eben aufgespart, wimmeln die Ufer von einer so fabelhaften Unzahl von Fröschen, daß man keinen Schritt zu thun vermag, ohne eine ganze Schaar dieser widerlichen Quacker aufspringen und davonhüpfen zu sehen. Ueberdies ist der See selbst stets in einem moussirenden, dem Anscheine nach siedenden Zustande und hat die höchst merkwürdige Eigenschaft, daß sein Wasser an der Oberfläche süß, in der Tiefe salzig ist. Ein nur zu treues und treffendes Bild des in seinen Trieben gottentfremdeten, vereinsamten Menschenherzens. Von der Gluth sinnlicher Begierde ausgehöhlt, schlürft es Sünden „wie Wasser" und umhüllt sich im hartnäckigen Widerstande gegen die Gnade mit einem Erz- oder Lavapanzer; seine schauerliche Tiefe nimmt ohne Bedenken, zumal im Frühlinge des Lebens, die Giftpflanzen und Nattern der Verführung in sich auf, doch leider nicht, um dieselben zu ertränken, sondern um sie im geheimsten Busen zu nähren und großzuziehen; auch ihm entströmt ein verpestender Dunstkreis, und selbst wo äußeres Verhalten und geselliges Benehmen, wie jenes Wasser an der Oberfläche, süß und lieblich ist, kocht und siedet doch tief unten in steter Gährung die bittere Salzfluth der Gewissensangst, des Schuldbewußtseins, der Verzweiflung.

Inzwischen kehrte einer von uns, der sich zum Aufseher der Mineralbäder begeben hatte, mit der Frau desselben und einem nachtrippelnden Hündlein zu uns zurück, und einige hundert Schritte weit ging es nun zwischen lustig hüpfenden Fröschen, die man in den Städten Siziliens als „singende

Fische". (pesci cantanti) zum Verkaufe auszurufen pflegt, nach der sogenannten Hundsgrotte (grotta del cane). Die Felsvertiefung, welche bei fünf Fuß Breite etwa zehn Fuß Höhe und Tiefe hat, verdankt ihre Berühmtheit dem Umstande, daß dem Boden reichliche Kohlensäure entströmt, wodurch sich über demselben eine lethale Schichte von etwa sechs Daumen Höhe bildet[1]). Die Führerin zündete eine Fackel an, senkte sie langsam nieder und als sie sich auf einen halben Fuß dem Boden näherte, erstarb die Flamme plötzlich, wie von unsichtbarer Hand ausgelöscht. Ein ähnlicher Versuch sollte nun auch mit dem Hunde gemacht werden. Er wurde ergriffen und weil er, sein Geschick ahnend, nur mit Beben und Sträuben folgte, in die Grotte geschleppt und sein Kopf an den Boden hinabgedrückt. In wenigen Sekunden fing er an, sich zu winden, die Zunge zu recken, die ängstlichen Augen zu verdrehen, und er würde sein Leben in diesem lautlosen Kampfe eingebüßt haben, wäre er nicht rasch begnadigt und an die frische Luft gebracht worden. Hier kam er bald wieder zu Kräften und im frohen Gefühle des neugewonnenen süßen Daseins sprang er bellend und wedelnd umher, nicht ahnend, daß er bei der Ankunft neuer Fremden denselben schmerzlichen Versuch zu wiederholen habe[2]).

Wir waren eben im Begriffe das Seeufer zu verlassen, als uns vom Höhenrande des Hügelkranzes herab, wie ein

---

[1]) Eine ähnliche Erscheinung, Wirkung der unter diesem Landstriche schlummernden vulkanischen Elemente, wird fast in allen Kellern Neapels angetroffen, so daß, wenn sie längere Zeit verschlossen geblieben, eintretende Personen oft betäubt und bewußtlos niederstürzen.

[2]) Diese Thierquälerei macht auf den fühlenden Menschen den abstoßendsten Eindruck. Doch wurde hier einst das menschliche Gefühl auf ungleich rohere Weise verletzt, indem Pietro di Toledo, Vicekönig von Neapel, zwei unglückliche Verbrecher in diese Grotte sperren und in ihrer Stickluft umkommen ließ.

frommer, einsamer Beter die Camaldola noch ihren Gruß zusandte. Diese ewig schweigsame Klosterstätte schwebt wie ein Aar, der auf jäher Bergkrone horstet, hoch über dem öden Wassergrabe und ladet aus todathmender Tiefe in überirdische sonnige Sphären.

Bald hatten wir See und Hohlweg hinter uns und sanft ansteigend ging es durch Alleen von Akazien und Steineichen oder durch hohe, glänzend grüne Lorberhecken, hinter denen sich blühende Gärten und gesegnete Olivenhaine die Hügelflanke hinaufzogen. Die frische und duftige Vegetation ergötzte Aug' und Herz; nur dann und wann wurde die klare Seelenstimmung durch eine schwermüthige, düster ragende Cypresse von ernsteren Eindrücken gleichsam umwölkt.

Um die vierte Nachmittagsstunde endlich erreichten wir das am Rande eines Bergplateau's erbaute Casino oder Landhaus der Oratorianer, wo man uns schon erwartete und mit herzlichem Gruß zum bereiteten Mahle einlud. Aus dem Speisesaale eilten wir viele Stiegen hinauf zum Belvedere, einer logenähnlichen Terrasse, die stolz das ländliche Gebäude krönt. Unbeschreiblich schön ist die Aussicht, von der hier das Auge überrascht wird.

In imposanter Majestät sank die Abendsonne am fernen, ungetrübten Himmel nieder, mit ihrem scheidenden Strahle die Natur vergoldend, welche sich paradiesisch vor uns ausbreitete. Lieblich beleuchtet dehnte sich zu unsern Füßen die ungeheure Hauptstadt, aus deren lebensvollen Straßen ein verworrenes, dumpfes Brausen zu uns heraufdrang, so gedämpft indeß, daß es die über das Ganze ausgegossene wohlthuende Ruhe nicht zu stören vermochte. Die Sonne hatte der reizenden Neapolis das reichste Schmuckgewand angelegt. Von den zierlichen Häuserterrassen und „hängenden Gärten" schweifte der Blick nach dem blüthenreichen Park hinüber, einem wahren Zauber- und Hesperidengarten, dem

in der Veste S. Elm[1]) selbst der feuerspeiende Drachenhüter nicht abgeht, und welcher sich viele Stunden weit erstreckt über Thal und Hügel. Ueberall grüßten Pinien, Ulmen, Cypressen und Cedern mit ihren stattlichen Kronen und Palmen breiteten ihre schönen Strahlenarme aus gleichsam zum Segen über die wundervoll blühenden Fluren. Der ganze Thalgrund schien ein großes kunstvolles Smaragdmosaik, aus dem die Tausende der anmuthigsten Villen, lachende Städte und Dörfer, wie Portici, Resina, Torre del Greco und dell' Annunziata bis hinauf zum reizend schönen Castellamare und Sorrent, wie Perlen und Goldstreifen hell aufleuchteten. Weiter hin erhoben sich aus der Feenau in malerischem Farbenschmelze die Gebirgszüge, deren Felsenfirsten sich schon in Purpur tauchten, während der Vesuv, wie ein riesiger Rauchopferaltar, in goldgesäumten Wolken sein Abendopfer zum Himmel sandte.

Alles indeß an Zauber und Pracht überbietend war das Schauspiel, welches das Auge von der Seeseite her entzückte. Die unabsehbare, mit dem feurigen Abendhimmel verschwimmende Fläche glich einem Strahlenmeere von Millionen goldfunkelnder Lichtwellen, aus denen wie mährchenhafte Gestalten oder badende Riesen die Inseln auftauchten. Ein Kahn und

---

[1]) Dies wohl befestigte Kastell, das mit seinen Feuerschlünden fast in alle Straßen Neapels hineinblickt, hat seinen Namen von einem der eifrigsten Apostel des vierten Jahrhunderts, vom heiligen Erasmus; denn Sant' Elmo ist nichts anderes als das korrumpirte Sant' Erasmo. Zu Antiochien geboren, kam er nach Italien und predigte das Evangelium vornehmlich zu Gaeta, wo er denn auch den Martertod starb. Als er einst während eines heftigen Gewitters dem Volke die Lehre vom Kreuze verkündigte, begab es sich, daß der rings umschleierte Himmel über ihm und seinen Zuhörern allein wolkenlos und klar blieb. In Folge dieses Wunders wird S. Elm in Sturmesnöthen auf dem Meere von den Schiffern angerufen, die auch den, an den Schiffsmasten bisweilen aufleuchtenden elektrischen Flämmchen den Namen Elmsfeuer gegeben haben (fuoco di S. Elmo).

in weiterer Ferne ein Dampfer zog hier und da flammende Furchen in den Goldspiegel und belebte die feierlich ernste Stille, die Golf und Hafen beherrschte. Die ragenden Klippen glichen großen, aus rosenfarbigen Stoffen gewirkten Zelten, die sich irgend ein Fürst in jener Wasserwüste aufgeschlagen zu haben schien. Zunächst zog das felsenkühne Capri den Blick an sich, wo einst jenes Ungeheuer, Kaiser Tiberius, während zehn Jahren in zwölf Palästen hauste, den Abend seines Lasterlebens mit dem blutigen Schimmer von Menschenopfern röthend, welche er dort in seiner Mordlust schlachten oder von der höchsten Felszacke herab in's Meer stürzen ließ. Weiter rechts hob sich aus der Lichtfluth die reizende, fruchtgesegnete Insel Ischia empor, eine Tochter der vulkanischen Tiefe, deren höchstes Felsenhaupt, der Monte S. Nicolo, erst im Jahre 1301 seinen verderblichen Flammenmund geschlossen. Im fernsten Norden winkte uns das Eiland von Procida mit seinem stolzen Schlosse, auf dessen klassischem Boden die Glocke gegossen wurde, die mit so dumpfem, erschütterndem Tone den Franzosen die sizilianische Vesper eingeläutet hat[1]).

Allmälig verblich der Glanz, der die Natur verklärte, und kaum tauchte, nach einem letzten scheidenden Blicke, die Sonne in die Fluth nieder, so durchströmte ein prächtiges Hochroth Himmel, Meer und Erde, bis auch dies, immer mehr erbleichend, von den Schatten aufgesogen wurde, die die Abenddämmerung mit ungewöhnlicher Schnelligkeit heraufführte. Auch in unsere Seelen senkte das schöne Naturschauspiel eine feierabendliche Andachtsstille, die in dem frommen Wunsche einen Ausdruck fand, daß auch unseres Lebens Abend sich mit so friedlich seliger Sabbatsruhe auf

[1]) Diese fruchtreiche Insel ist bekanntlich die Geburtsstätte des Johann von Procida, des Hauptanstifters der sizilianischen Vesper und geschwornen Todfeindes der Fremdherrscher.

uns niedersenke und bei anbrechender Todesnacht zu freundlichem Gruße die ewigen Himmelssterne heraufführen möge.

Schon hatte die „dunkellockige Königin“ ihren mit Diamanten besäeten Schleier über die Erde ausgebreitet, als wir, gemahnt durch die Kühle der Abendluft, von der Anhöhe zur Stadt und in die gastliche Klosterzelle zurückkehrten, deren heimlich stillen Raum die Erinnerung noch eine Zeitlang mit den Bildern schmückte, die in so reicher Abwechslung an dem verflossenen Tage Aug' und Herz erfreut hatten.

Der Apostel Paulus und die griechischen Classiker.

I.

Mag man die Geschichte der neuen oder der alten Offenbarung durchsehen, fast überall wird man finden, wo arme schwache Menschen von Gott mit reichen Gaben ausgestattet und zu mächtiger Wirksamkeit berufen wurden, daß sie von Natur eine glückliche Begabung, durch Unterricht eine gute der Zeit angemessene Bildung hatten. Wer in den wunderbaren Haushalt Gottes und in das Walten seiner weise sparsamen, und doch so reichen Liebesfreigebigkeit einen Einblick thun konnte, wird wissen, daß es der ewigen Weisheit gemäß ist, die geistigen Kräfte des Menschen sich zunächst unter dem milden Licht der Gnade allseitig bethätigen, und sie in der Regel hernach erst des hellen Strahles außerordentlicher Erleuchtung theilhaftig und froh werden zu lassen. Warum sie diesen ruhigen besonnenen Gang der Entwicklung, diesen gleichmäßigen und natürlichen Schritt wählen mag, läßt sich, wie ich meine, bei einigem Nachdenken leicht einsehen.

Vorerst ist zu merken, daß sich auf dem Lebenswege des Geistes nirgendwo schroffe, unvermittelte Uebergänge finden,

weder in der vernünftigen noch in der sittlichen Ausbildung. Bekehrung und Wiedergeburt gibt es hier freilich, bewirkt durch die göttliche Huld und die kirchlichen Heilmittel, auch Geistessendung und Wundergaben; jähe Sprünge aber sind nicht nur selten, sondern gewöhnlich nur scheinbar vorhanden; und wo sie, namentlich bei sittlicher Unreife, vorkommen mögen, können sie nichts anders als einen gerechten und durchaus begründeten Verdacht erwecken. So ist uns aus der Geschichte, und wir dürfen sagen, auch aus der Erfahrung bekannt, daß der Feind Diejenigen, welche er in seiner Gewalt, und seinen Absichten dienstbar gemacht hat, bisweilen auf einmal fremde Sprachen verstehen und geläufig reden läßt, die sie nie gelernt in ihrem Leben.

Sodann muß hier beachtet werden, daß die göttliche Oekonomie mit außergewöhnlichen Zeichen, mit Wundern vorsichtig und mit höchst bedächtiger Sparsamkeit umgeht, daß sie in dieser Hinsicht lange nicht so freigebig und verschwenderisch sein dürfte, als Leichtglaube oder Unverstand zu wähnen geneigt sind. Was sich unter dem Schutze der Erlösungsgnade auf natürlichem Wege erreichen läßt, das soll so und nicht anders ersehnt, erstrebt, erlangt werden. So will es der weise Rathschluß Gottes, aus zweifachem Grunde, weil nur auf diese Weise dem mühevollen Ringen die Krone seines Verdienstes gesichert bleibt, und weil, was nicht minder wichtig ist, eine Ueberraschung vermieden wird, die, je plötzlicher sie kömmt, um so eher einer ungeübten Willenskraft unerträglich und dem Heile gefährlich sein könnte.

Wie der Gott der Weisheit nach wohlerwogenem Plane erst das Natürliche still und unmerklich fügt und ordnet, und dann fühlbar mit seiner Wunderhand in die menschlichen Geschicke einzugreifen pflegt, wird kaum irgendwo so anschaulich, als in den merkwürdigen und in dieser Beziehung ganz besonders lehrreichen Leben der Heiligen.

Um hier gleich mit einem Manne zu beginnen, der sich

erst in reifern Jahren, im Mannesalter, zum Christenthum bekannte: Cyprian hatte, bevor er von der Wahrheit der Gotteslehre überzeugt, wiedergeboren wurde, sich nicht ohne die Mühe angespanntester Selbstbethätigung die feinste Weltbildung erworben, und eine nicht geringe Gewandtheit in der Form und man darf hinzufügen, mehr als gewöhnliche Gelehrsamkeit. Und so fand denn die Gnade, als sie von ihm Besitz nahm, eine vortreffliche Grundlage, die sie nur von allem Heidnischen zu reinigen brauchte, um auf ihr fortbauend Vollkommenes zu schaffen. Auf ähnlichem Wege wurden von der Hand der Vorsehung die drei großen Cappadocier geleitet, Basilius und die beiden Gregore, der eine von Nyssa, der andere von Nazianz. In der Jugend besuchten sie die athenische Hochschule, welche damals noch, wie im Alterthum, die erste Stelle behauptete, hörten mit Julian, dem nachherigen Kaiser, die bedeutendsten Lehrer der Philosophie und Beredtsamkeit und waren unablässig bemüht, an den Vorbildern der besten Zeit den Geschmack zu reinigen, das Gefühl zu veredeln und den Geist überhaupt mit dem ganzen Reichthum wohlanständiger und nützlicher Kenntnisse auszuschmücken. Als nun endlich die Gnade für gut fand, mit ihrem Wunderstabe den Dreiklang dieser silberhellen Seelen anzuschlagen; mußte sie ihnen nicht einen unbeschreiblich süßen Ton, eine wahrhaft himmlische Harmonie entlocken? Auch dem gelehrtesten Philologen seiner Zeit, dem heiligen Hieronymus, der von Gott zu einem überaus wichtigen Werk ersehen wurde, konnte die Mühe des Fleißes keineswegs erlassen werden; unverdrossen arbeitete er Tag und Nacht, um Griechisch und Hebräisch zu lernen, und das Latein leicht, gefällig und mit Anmuth zu schreiben. Da er weder Opfer noch Anstrengung scheute, und sich und seine ganze geistige Kraft der Sache des Herrn unbedingt zur Verfügung stellte, so sah er diese seine Bereitwilligkeit, so wie den beharrlichen Eifer, den er auf seine Vorbildung verwendet

hatte, dadurch belohnt, daß er eine neue lateinische Bibelübersetzung anzufertigen berufen wurde, ein bedeutungsvolles Werk, dessen sich die Kirche nun schon mehr als tausend Jahre bedient, und das ohne Zweifel seinen hohen kritischen Werth ungeschwächt bewahren wird bis zum Ende. Es genügt, noch zwei Männer zu nennen, deren Leistungen bis in die fernsten Jahrhunderte befruchtend und anregend wirksam wurden, Ambrosius und Augustinus. Unvorbereitet kamen auch sie nicht; es hatten beide ihr Leben, zwar verschiedenen Wissenschaften, jedoch mit gleich feuriger Liebe und Begeisterung gewidmet, deßhalb sie es denn auch bald darin zu solcher Meisterschaft brachten, daß der eine zu den ausgezeichnetsten Staatsmännern, der andere unstreitig zu den ersten Rhetoren seines Jahrhunderts gezählt wurde. So ausgerüstet, und von dem höchsten Herrn in Dienst genommen, hatten sie das Glück, zu jenen herrlichen Vorkenntnissen noch das Pfund geistiger Weisheit zu empfangen, eine Gabe, die sie vor manchen andern Vätern fähig machte, im Wort auf die Zeitverwandten, in der Schrift auf die weite Nachwelt gewaltig einzuwirken.

Diese Männer, welche zu Lehrern und Propheten des neuen Bundes bestellt wurden, ließ die Fürsehung zuerst ihre natürlichen Kräfte frei und froh entfalten; und als sie dieselben auf der Höhe weltlicher Bildung angelangt sah, zog sie sie an sich, nahm sie bei der Hand, und führte sie zur christlichen, allseitig zugerundeten Vollkommenheit, ihr menschliches Wissen durch das göttliche Gnadenlicht verklärend. Es scheint sich demnach trefflich zu bestätigen, was wir gleich Anfangs sagten, daß es der ewigen Weisheit nicht selten gefällt, die größten und ehrenvollsten Sendungen eben solchen Männern zu vertrauen, welche von edlem Drange getrieben, die Bahn wissenschaftlicher Bestrebungen einschlugen, und bei guten Anlagen den Wettlauf aufnehmen durften mit den besten ihrer Zeitgenossen. Und wie könnte es auch anders

sein? Pflegt nicht auch der geschaffene Menschengeist zur höchsten Vollendung zu gedeihen, wenn er einen gesunden und wohlgebildeten Leib vorfindet? Treibt er seine lieblichsten, unschuldigsten und schönsten Blüthen nicht gerade da, wo ein frisches und geordnetes leibliches Leben den geeigneten Boden bietet? und wo ihm feine und empfängliche Sinne die erfrischende Feuchtigkeit, ein zartes Nervensystem die belebende Wärme zur rechten Zeit und in gehörigem Maaße zufließen lassen? Sollte nun nicht auch der heilige Geist, wenn er dem geschöpflichen Geiste vermählt, Frucht bringen will, sich eben den Boden aussuchen, welcher durch frühere angestrengte Bemühungen schon bebaut und für das himmlische Saatkorn mit Sorgfalt vorbereitet ist? Wird nicht auch er am liebsten den vielseitig und gründlich gebildeten Geist wählen, welcher von der Flamme rein menschlicher Wissenschaft mäßig erwärmt, den Vorzug hat, weder in dem Froste verderblicher Unwissenheit zu starren, noch in wilden und glühenden Leidenschaften zu entbrennen?

II.

Besaßen Diejenigen, welche die Kirche als Meister und Väter verehrt, alle eine allgemein menschliche, viele auch eine wissenschaftliche und gelehrte Bildung; so wird wohl gleichfalls von den Lehrern, die im alten Bunde durch den prophetischen Geist erleuchtet hervortraten, anzunehmen sein, daß auch sie von menschlicher Seite betrachtet, wohlbegabte, geist- und kenntnißreiche Männer waren. Von Moyses wenigstens wird ausdrücklich berichtet, daß er unterwiesen wurde in aller Weisheit der Aegypter; ein Wort, das in seiner Stärke und Bedeutung nur alsdann gewürdigt wird, wenn man erwägt, daß damals das ägyptische Volk gleichzeitig sowohl auf dem Gipfel politischer Macht

angelangt war, als auch in Kunst und Wissenschaft, in Lebensart und Gesittung vor allen andern Stämmen hervorragte. In der hieroglyphischen Zeichen- und Bildersprache unterrichtet, erlangte Moyses jene Vorkenntnisse, welche ihn bereit und fähig machten in die geheimnißvolle Sprache des heiligen Geistes, in seine räthselhaften Gleichnisse, Vorbilder und Weissagungen mit größerer Leichtigkeit einzugehen.

Was die späteren Propheten anlangt, so mag man sich vorstellen, daß einige von ihnen in einfacher Sitte erzogen, in den Formen und Künsten der feinen Welt gänzlich unerfahren waren; sie aber deßwegen sofort für unwissend und ungebildet zu halten, verbietet mehr als ein Grund. Zunächst ist zu bedenken, daß doch eigentlich die Religion es ist, welche allein Beherrschung seiner selbst, Großmuth und wahre Nächstenliebe lehrt und dem Menschen das gibt, was wir Erziehung nennen. Daher muß denn wohl zugegeben werden, daß diejenigen der Propheten, welche der weltlichen Bildung entbehrten, dennoch vermöge ihrer religiösen Erziehung unter einem unscheinbaren, vielleicht gar verächtlichen Aeußern ein gebildetes, wahrhaft zartfühlendes Herz und hohe edle Gesinnung verbargen, wie sich denn auch anderseits nicht läugnen läßt, daß man nicht selten die gefälligen Formen äußerer Wohlanständigkeit, wie ein faltenreich zierliches Gewand umwirft, um eine leere lieblose Seele, und man darf nicht sagen, welche sittliche Rohheit vorsichtig zu verhüllen. Ueberdies gibt uns der Umstand, daß die Seher des alten Bundes beinahe ausschließlich dem Priesterstande angehörten, die zuverläßigste Bürgschaft für eine mehr als gewöhnliche Stufe der Bildung. Nicht blos die ewige Tempellampe, auch das Licht heiliger Wissenschaft zu unterhalten und vor dem Erlöschen zu sichern, war die strenge Pflicht der Priester; und wie sie die göttlichen Bücher unter geheimem Verschluß zu bewahren und an gewissen Tagen hervorzunehmen hatten, so sollten sie auch die Vorschriften und Verheißungen des

Gesetzes unaufhörlich im Herzen erwägen und von Zeit zu Zeit dem Volke auslegen. Dazu kömmt, daß die Propheten, ähnlich wie die ältesten Philosophen, eigene streng abgeschlossene Schulen hatten. Vor Allem war es ein ascetisches Bußleben, zu welchem sie hier angeleitet wurden; jedoch versäumte man auch nicht, sie durch Uebung und Unterricht in die Räthsel der heiligen Schrift, so wie in die tiefen Geheimnisse der Weissagung einzuführen. Und so mochte Mancher hier rasch zu einer bewunderungswürdigen Höhe geistiger Entwicklung emporsteigen, wenn er auch gerufen vom Pfluge kam, wie Cincinnatus, als schlichter Mann mit einfältig klarem Verstand und gesunden Sinnen.

Wenn wir nach diesen allgemeinen Erwägungen auf die besonderen Klänge achten, wie sie uns aus dem Sängermunde des Job, aus den Liedern des Jesaias und den Psalmen entgegentönen, so muß wohl sehr bald merkbar werden, daß die Seelen dieser Seher kunstvolle und wohlgestimmte Harfen waren, auch bevor noch auf ihren Saiten himmlische Weisen gespielt wurden, von der wunderbar eingreifenden Gotteshand. Auch die Weissagungen des Jeremias lassen den Sohn des Hohenpriesters erkennen, den Mann von Bildung, der an hohem Orte geboren, sich in den höchsten Kreisen zu bewegen wußte. Indem wir über Ezechiel, der gleichfalls dem Priesterstamme entsprossen war, und die zwölf kleinen Propheten der Kürze wegen hinweggehen, kommen wir zu dem letzten der großen Seher, zu Daniel, bei welchem wir, wie billig, einige Augenblicke verweilen müssen. Es ist nämlich von ihm sowohl als von seinen drei Genossen bekannt, daß sie nach Babylon geführt, die chaldäischen Wissenschaften zu erlernen angehalten wurden, und daß sie durch Uebung strenger Ascese auch in weltlichem Wissen die ersten waren, allen andern leichten Fußes voraneilend. Denn von diesen vier seltsamen Männern wird mit Nachdruck bezeugt, daß weder am Hofe noch im

Reich des großen Kaisers irgend Jemand gefunden wurde, der ihnen gleichkam in der Weisheit der Chaldäer, in den Geheimlehren der Magier. Was aber hier vor Allem der Beachtung werth scheint, ist das auffallende Zusammentreffen, daß es um jene Zeit Babylon gelungen war, nicht nur aus vielen und blutigen Kämpfen die Siegespalme davonzutragen, sondern auch den Lorberkranz in den freien Künsten vor ganz Asien zu erringen. Was Aegypten war zur Zeit des Moyses, und Rom in den Tagen der Apostel, das war Babylon unter seinem gewaltigen Kaiser, der mächtigste, reichste und gebildetste Staat der Welt, der nicht viel weniger als alle Völker der Erde umfaßte. Mußte Moyses unter Anleitung der ägyptischen Priester in Zeichen und Sinnbildern seinen Geist üben, damit er empfänglich würde für die göttliche Offenbarung: so konnte es auch dem Daniel und seinen drei Freunden nicht erlassen werden, bei den Magiern ihre jugendliche Vorschule zu machen, aus der sie dann, mit den erforderlichen Kenntnissen versehen, vom heiligen Geist in die göttliche Weisheit eingeführt wurden.

Um endlich von den Jüngern des Herrn zu reden, will es uns der Klarheit wegen zweckmäßig scheinen, zwei Dinge, welche man leicht miteinander verwechseln könnte, scharf zu unterscheiden: höhere Bildung und vermittelnde Vorbereitung. Wie man den Aposteln das eine schlechterdings nicht zuschreiben darf, so muß man sich vor der Unbedachtsamkeit hüten, ihnen in einem Athem nun auch das andere absprechen zu wollen. Wie oft sie die Gleichnißreden, und manche anscheinend leichte Worte nicht verstanden, und wie viele Mühe sie dem Herrn durch ihre natürlichen, in geistigen Dingen ungeübten Sinne machten, wem wäre es aus den Evangelien nicht erinnerlich? Auch ist in der Apostelgeschichte angemerkt, daß sich die Priester und Schriftgelehrten über Petrus und Johannes wunderten, weil sie in ihnen ungelehrte und niedrige Männer erkannten

ohne Wissenschaft und ohne Ansehen. Doch wozu bedürfen wir noch der Zeugnisse, da wir aus der Schrift wissen, welchem Gewerbe die einen von ihnen oblagen, und welchem Stande die andern angehörten. Wenn man daher die Apostel, bevor sie zum Herrn kamen, für Idioten ansieht, die außer der Erziehung frommer Eltern keine Bildung, keine Wissenschaft, keine Gelehrsamkeit hatten, so folgt man darin unzweifelhaft den Aussprüchen und Andeutungen der heiligen Bücher. Wollte man ihnen nun aber auch eine vermittelnde Erziehung, Brücke und Uebergang von der ersten Berufung zu der Sendung des heiligen Geistes, streitig machen, und sie aus dem ärmlichen Fischerkahne ohne vorbereitenden Unterricht sofort zum Pfingstfeste kommen, und dann an das Steuer des Kirchenschiffes treten lassen, so zweifle ich sehr, ob man sich für diese Ansicht auf Zeugnisse derselben Bücher berufen könne. Ich will hier davon absehen, daß ein Gesetz die Juden verpflichtete, ihre Kinder in die Schule zu schicken, und daß dem gemäß wohl auch die Apostel in der Jugend Elementarunterricht genossen haben. Auch will ich nicht darauf hinweisen, daß sie von Kindheit auf das seltene Glück hatten, durch die tägliche Uebung das Hebräische und Griechische zu lernen, zwei kernhafte Ursprachen, von denen die eine an blühender Frische und lebendiger Anschauung, die andere an Anmuth, Feinheit und Gelenkigkeit wohl nicht leicht einer ihrer ältern oder jüngern Schwestern nachstehen dürfte. Worauf ich aber hier den Blick der Leser einzig und allein lenken möchte, ist die wunderbare Hochschule, der faßliche und doch so himmlisch erhabene Unterricht, dessen Einfluß auf Herz und Verstand nicht anders richtig geschätzt werden kann, als nach der Person des göttlichen Meisters. Den Sohn Gottes drei Jahre hindurch körperhaft anschaulich vor Augen zu haben, das Vorbild reinster Tugend täglich in ihm sehen, betrachten, bewundern zu dürfen, von ihm im vertraulichsten Umgange wie der Freund vom Freunde

seine sittliche Erziehung, seine geistige Bildung zu empfangen, mußte wohl eine hohe, unaussprechlich förderliche Schule sein. Wie rasch in ihr Männer, die offenen Sinn und empfängliche Herzen mitbrachten, und wie weit sie unter dem Einfluß der Gnade in der harmonischen Ausbildung des ganzen innern Menschen fortschreiten mußten, wer könnte das bestimmen? Wo findet sich der Maaßstab, nach welchem sich die sanft eindringliche Kraft, der bildende Einfluß, die veredelnde Wirkung des stetigen Verkehrs mit dem Gottessohn ermessen ließe? Es stiegen demnach die Apostel nicht ohne vermittelnde Schiffbrücke aus dem Fischerkahne an's Ufer, um durch die Pfingstgnade erleuchtet der ganzen Erde vorzustehen; nicht ohne vieljährige Vorbereitung unter der erziehenden Hand des göttlichen Herrn ward ihnen der heilige Geist verliehen. Gebildet von der höchsten Vollkommenheit und unterwiesen vom ewigen Wort, sammelten sie einen unerschöpflichen Schatz der herrlichsten Kenntnisse und Erfahrungen; und bei aller Einfachheit, welche ihr Aeußeres bewahrte, bargen sie im Innern die Reichthümer einer wunderbaren, dem sinnlichen Menschen unverständlichen Weisheit. Ob sie nun gleich den Samen, den der göttliche Sämann streute, mit aller Liebe aufgenommen, und in ihren Herzen gepflegt hatten, so blieben sie doch, wie wohlbestellte aber dürre und wasserlose Saatfelder, ohne Keim, ohne Regung, ohne Leben, und mußten des Segens und Regens von Oben, des belebenden Gottesgeistes harren, um von ihm getränkt fröhlich zu sprossen, zu blühen und endlich die ersehnte, unvergleichlich schöne Himmelsfrucht hervorzubringen.

III.

Wenn sich von sämmtlichen Aposteln sagen läßt, daß sie bei der Vorbildung, die sie vom Herrn, und bei der Vollendung, die sie vom heiligen Geiste empfingen, jeder

menschlichen Wissenschaft fern standen: so muß doch wohl Derjenige ausgenommen werden, welcher ja auch hinsichtlich seiner Berufung zum Glauben und zum Apostelamt eine Ausnahme bildet.

Mitten in dem regen griechischen Leben einer der bedeutendsten Städte Kleinasiens geboren, kam Paulus, wie es scheint, frühzeitig nach Jerusalem, um dort erzogen und in der ganzen jüdischen Schulweisheit, wie sie sich damals unter der Pflege der Pharisäer ausgebildet hatte, unterrichtet zu werden. Einer der gebildetsten und bedächtigsten Männer jener Schule, der verständige Gamaliel war sein Lehrer. Die Ruhe des Meisters indeß scheint gegen die Macht der Grundsätze und das verlockende Beispiel einer leidenschaftlich aufgeregten Sekte gar wenig vermocht zu haben. Den feurigen Jüngling zog es mit unwiderstehlicher Gewalt fort in das dunkele Gewühl stürmischer Parteikämpfe. An dem Streit, den seine Landsleute aus Cilicien mit dem unbesiegbaren Stephanus führten, nahm er ohne Zweifel den thätigsten Antheil, wie es denn geschichtlich bezeugt ist, daß er dem blutigen Ausgang desselben nichts weniger als fremd blieb. Von wildem Religionseifer entbrennend, wird er der Schrecken der Christen, und zieht, da ihm die Grenzen von Judäa zu eng scheinen, hinaus nach der syrischen Hauptstadt, um Männer und Frauen, wo er sie immer antreffen mochte, des Bekenntnisses wegen aufzusuchen und gebunden nach Jerusalem an das Hochgericht zu bringen. Auf diesem Wege war es, wo ihm der Herr entgegentrat.

Von der Art waren ungefähr die Lebensverhältnisse, in welche der heilige Paulus von der Vorsehung hinein versetzt wurde; sie sind offenbar gar sehr verschieden von denen der andern Apostel. Diesen verflossen die seligen Tage der Jugend und des ersten Mannesalters unter der harmlosen Beschäftigung mit Ackerbau und Fischfang; sie lebten still

und zurückgezogen im Innern des Landes, an einsam ländlichem Wohnort. Die sorgsame Erziehung im elterlichen Hause schloß um sie einen Ring, fest und undurchdringlich, wie der Hügelkranz, der ihre Heimath schützend umgab. Daher geschah es, daß sie sowohl von dem Hauch unseliger Aufklärung, als von der Zugluft gewerblicher Habgier frei und unberührt blieben. So erfreute sich ihr Leben bei beständiger Windstille der ungestörten Ruhe, der friedlichsten Behaglichkeit; und es glich in dieser Beziehung völlig der glatten Spiegelfläche des klaren See's, an dem sie wohnten. Wie ganz anders gestalteten sich die Lebensumstände beim Apostel der Völker; und wie sehr mußten sie von früher Jugend an bewegend und bestimmend auf ihn einwirken. Trat er als Knabe, vom Vater oder sonst Jemanden geführt, über die Schwelle seines Hauses, so umwogte ihn von allen Seiten das bunte mannigfaltige Leben, das geräuschvolle Treiben einer offenen See- und vielbesuchten Handelsstadt. Tempel und Kunstwerke mußten auf den lebhaften Knaben einen mächtigen Eindruck machen und ihm vor der sinnlichen und stofflichen Macht des Heidenthums eine gewisse Achtung abgewinnen. Ihn von der Berührung mit heidnischen Begriffen und Anschauungen fern zu halten, war, auch beim besten Willen der Eltern, durchaus unmöglich. Sprache und Unterricht und mehr noch die zahllosen Schriften der Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen, hauchten ihm den Geist griechischer Bildung duftig und anziehend entgegen. Mochte die Synagoge jüdische Sitte und Lebensweise noch so eifrig pflegen und fördern, so läßt sich doch nicht im Mindesten zweifeln, daß die Juden bei dem stetigen Verkehr mit Proselyten und Heiden nicht glaubten, sich gegen griechisches Wesen völlig abschließen zu müssen. Man wird daher begreifen, daß der wunderliche Knabe bei der Leichtigkeit, mit der er sich die Bücher von befreundeten Stammgenossen und Proselyten verschaffen konnte, munter zugriff,

fleißig las und sich wenigstens mit den gerühmtesten der griechischen Schriftsteller bekannt zu machen suchte. Und so legte er denn den Grund zu jener Bildung und Vielseitigkeit, die ihm einst in seiner großen, die Welt umspannenden Wirksamkeit, in seinem Beruf als Heidenapostel, zu Statten kommen sollte. Auch gelang es ihm auf diese Weise, sich in hohem Maaße das zu erwerben, was seine Schriften besonders auszeichnet, Leichtigkeit des Ausdrucks, Anmuth und Würde der Rede und überhaupt eine seltene, selbst von heidnischen Rhetoren anerkannte Vollkommenheit des Stiles. Wie viele Jahre er in der Heimath seiner mehr griechischen Ausbildung widmen durfte, läßt sich bei der Dürftigkeit der Quellen nicht ermitteln, gewiß hat ihn aber auch zu Jerusalem die jüdische Schulwissenschaft nicht so ganz in Anspruch genommen, daß er nicht noch Zeit gefunden hätte, die griechischen Dichter und Prosaiker nach Lust und Liebe zu lesen. Er wendete sich zwar als Jüngling der Handarbeit zu, entweder vom Vater aufgefordert, oder durch gewisse äußere Verhältnisse gezwungen. Da in Cilicien, weil es dazu den Rohstoff bot, das Tuch zu Zelten für ganz Asien gefertigt wurde, so lernte er, vielleicht dem Vater folgend, diese Art von Weberei, eine Verrichtung, die schon weissagend darauf hinzudeuten schien, daß er einst, den Rohstoff aus dem Heidenthume nehmend, das Zelt des neuen Bundes weben und zusammenfügen sollte. Von Natur indeß zu höhern Dingen bestimmt, mochte der lebendige und leicht erregbare Jüngling sich einem einförmigen Handwerk wohl nicht mit sonderlicher Lust hingeben, gewiß nicht mit jener strengen Gewissenhaftigkeit, welche wir an dem spätern Apostel nicht ohne Bewunderung wahrnehmen. Es war natürlich, daß sein strebsamer, jugendlich frischer Geist der mechanischen Arbeit überdrüßig, sich nach höhern Beschäftigungen zurücksehnte, und so hat er wohl oft, den Webstuhl verlassend, seine Hand nach den Werken der griechischen, hebräischen und chaldäischen

Meister wieder ausgestreckt. Mag den Vater die Besorgniß wegen der freiern Richtung seines Sohnes, oder die Schwierigkeit der Erziehung bestimmt haben, genug, er schickte ihn, um die heidnischen Eindrücke zu verwischen und die Lehre der Väter tief und unauslöschlich in sein Herz zu schreiben, nach Jerusalem, dem Mittelpunkt der jüdischen Welt, dem Centrum des zahllos über die ganze Erde zerstreuten Gottesvolkes.

IV.

Den heiligen Paulus von den übrigen Aposteln unterscheidend, wurden bisher zwei Dinge betrachtet, die äußern Lebensverhältnisse des Jünglings, und seine Stellung zu dem gebildeten Leben und Wesen der Griechen; das eine von höherem Willen geordnet, das andere von ihm selbst mit Freiheit gewählt. In beiden Beziehungen zeigte sich eine große und unverkennbare Verschiedenheit. Diese mußte noch weit schärfer und schroffer hervortreten und sich zu einem wahren Gegensatz steigern, als er sich nach Jerusalem und somit in die Lage versetzt sah, sich einer der dortigen Schulen nach Ansicht und Neigung anzuschließen. Die übrigen Apostel verstanden sämmtlich nur so viel von Schrift und Schriftdeutung, als sie bei den sabbatlichen Vorlesungen in den Synagogen und bei den großen Jahresfesten zu Jerusalem hatten lernen können. Abweichende Meinungen, gelehrte Streitfragen hatten für sie nur in so fern Bedeutung, als sie offene Spaltungen im Volke hervorriefen und das Ansehen des priesterlichen Oberhauptes zu gefährden drohten. Den Priestern und Leviten in der Heimath herzlich ergeben, ehrten sie in dem Hohenpriester den ersten Richter und Fürsten des gesammten Volks, den gottgesetzten Priesterkönig, und folgten ihm, dem treuen untrüglichen Führer, willig und gewissenhaft. So thaten die gerechten und gottesfürchtigen Vorfahren,

und so folgten auch sie dem Beispiel der Eltern in frommer Einfalt. Dem Streite der Schulen theilnehmend näher zu treten, und sich in die Kämpfe heißer noch entbrennender Leidenschaften der Parteien hineinzustürzen, hatten sie weder Lust noch Gelegenheit. Nicht so Paulus. Sein heißes Blut erlaubte ihm, als er nach Jerusalem kam, ebensowenig ein ruhiger Richter, als ein theilnahmloser Zuschauer der Parteikämpfe zu sein. Seiner Neigung und wohl auch der väterlichen Weisung gemäß wurde er Anhänger der gelehrtesten und mächtigsten Schule, der vielverehrten, auf ihre Orthodoxie stolzen Pharisäer. Seine erste Sorge war, die Fragen, welche zwischen den Schulen streitig waren, genau kennen zu lernen, Gründe und Gegengründe vorsichtig zu prüfen und sich für Angriff und Vertheidigung gleichmäßig auszurüsten. Da hier alles durch Schriftstellen entschieden wurde, so fühlte er sich angetrieben, der Schrift und ihren Auslegungen seinen Fleiß zuzuwenden und sich jene Weisheit anzueignen, welche in der Schule von Hand zu Hand überliefert, in herkömmlicher Weise vorgetragen wurde. Je tiefer er nun in die Lehren und Meinungen der Pharisäer eindrang, je mehr mußte er auch auf ihre Grundsätze und sittlichen Lebensnormen fast unwillkürlich eingehen und nach und nach das klare unbefangene Urtheil verlieren. Und so darf es denn nicht auffallen, daß er zuletzt sich dieser Partei mit aller Entschiedenheit, ja mit blinder Leidenschaft ergeben konnte. Bisher mochte Saulus seinen pharisäischen Meistern in gutem Glauben und ohne Sünde gefolgt sein; an den eigentlichen Scheideweg führte ihn endlich die Taufe des Johannes. Und hier sehen wir ihn nicht nur von den andern Aposteln abweichen, sondern sich ihnen, genau betrachtet, schon feindlich gegenüber stellen.

Da sie höchst einfache, fromme und Gott wohlgefällige Menschen waren, und dem verheißenen Gesalbten in erwartungsvoller Sehnsucht entgegensahen, so mußten sie bei der

ersten Kunde von dem prophetischen Manne am Jordan sich eigenthümlich ermuntert und zu gewissen frohen Hoffnungen erregt fühlen. Ungesäumt zogen sie in einer wundersam gemischten, freudig bangen Stimmung mit ihren Verwandten und Freunden der Wüste zu. So viel sie indeß erfahren und vernommen von dem großen Propheten, so mußte doch selbst die umständlichste und vollkommenste Beschreibung weit hinter dem zurückbleiben, was sie hier mit eigenen Augen sahen. Johannes der Täufer, „der Größte unter Allen, die von Weibern geboren" — ein Michael des Menschengeschlechts, der siegreichste Feind des Feindes Christi, noch bevor dieser von Christum gefesselt ward; der wunderbare Prophet, der gewaltige Bußprediger, der mächtige Apostel und Bekenner Jesu, bevor er Jesum gesehen; der hehre Einsiedler, der opferreichste Büßer auf Erden, der seine Wüste nicht verließ, um dem fleischgewordenen Wort mit jubelndem Herzen entgegen zu eilen, sondern in der heiligen Ruhe erhabener Selbstverläugnung, am Ufer des Jordans 30 Jahre harrte, bis das Lamm Gottes zu ihm kam; der königliche Held der Jungfräulichkeit und der Anmuth, der seinen reinen schon im Mutterschooß geheiligten Leib in rauhes Kameelsfell hüllte, und wenn er Speise bedurfte, mit dem Honig und den Heuschrecken der Wildniß sich begnügte; dessen ruhiges Flammenauge nimmer von irdischer Pracht berührt, nur die brandige Oede der Wüste gesehen; der, nie getäuscht von der bunten Herrlichkeit und Anmuth jener, die zu Tausenden bewundernd ihn umringten, unbestechlich in die verborgenste Tiefe jedes Menschenherzens blickte und mit der scharfen Geißel der Wahrheit alle Lügen und Laster der Zeit strafte: eine erschütternde Posaune Gottes ertönte der unwiderstehliche Ruf seiner Stimme durch Judäa und warf nieder die „Höhen" des Stolzes; mit der Lehre göttlicher Weisheit füllte er aus die „Thäler" der Unwissenheit, mit dem Kreuzstabe der Buße lenkte er die auf den „krummen" Wegen der

Sünde Wandelnden zu dem richtigen schmalen „Stege" göttlicher Reinheit, und starb — der ärmste Märtyrer christlicher Wahrheit — bevor Christus in seinem Erlösungstode ihm noch die Krone des Martyriums erworben. Tief ergriffen und zugleich von der wirksamsten Gnade gerührt, bekannten die ihm zuströmenden Schüler ihre Sünden, ließen sich taufen und faßten auf der Stelle den Entschluß, solchen Meisters gehorsame, treu ergebene Jünger zu werden. Wie so ganz anders Saulus! Der einförmige Vortrag, der doch so gar nichts hatte von schulmäßiger Feinheit und Form; die kurze und einfache Mahnung, einzig darauf berechnet, dem Volke verständlich zu werden; der weithin schallende Ton, der Tempel und Königsburg meidend in der entlegenen Wüste und Wildniß wiederhallte — dieses hätte dem gelehrten Pharisäer genügen, dieses ihn zum Gehorsam stimmen, zur Bewunderung fortreißen sollen? Daß überdieß seine vollkommene Gerechtigkeit, die fleckenlose Reinheit seines Wandels hier so gar keine Beachtung fand, daß ihm Buße zu thun und mit Zöllnern und Sündern zur Taufe zu kommen, zugemuthet wurde, mußte es sein Selbstgefühl nicht auf's empfindlichste verletzen? Und so schlug denn Saulus, statt sich mit den Aposteln für Johannes zu bekennen, den verhängnißvollen Weg zur Linken ein, auf dem er in pharisäischer Begleitung unaufhaltsam fortschreitend sich in die bekannten entsetzlichen Finsternisse verirren konnte.

Aus dem Bisherigen ist ersichtlich, daß Paulus durch die äußern Umstände bestimmt, in gewissem Sinne begünstigt, einen ganz andern Bildungsgang nahm, als die übrigen, früher erwählten Apostel. Die erste Jugend bot ihm die willkommenste Gelegenheit, dem Geiste griechischer Bildung näher zu treten, auf seine Anschauungsweise billigend oder prüfend einzugehen und sich mit den vorzüglichsten Erzeugnissen desselben wie es eben Neigung und Geschmack forderte, vollständig vertraut zu machen. Von den Griechen

mochte sich ihm der schon früh erwachende Drang nach Wissen, wie er von ihnen besonders lebendig empfunden wurde, mitgetheilt haben. Nach Jerusalem wandernd, schien er keine Ruhe zu finden, bis er an den freilich etwas trüben Quellen pharisäischer Weisheit das Bedürfniß nach größerer Erkenntniß befriedigt, den brennenden Wissensdurst gestillt zu haben glaubte. Wenn ihn nun schon dieses sein Verlangen nach Wissenschaft in eine schiefe Richtung, ja sogar zu der beklagenswerthesten Verblendung hintrieb, so läßt sich doch nicht läugnen, daß dieser Gang geistiger Entwicklung auf der andern Seite den erheblichsten Vortheil brachte, daß er vollkommen geeignet war, den Apostel der Heiden in erwünschter Weise das erlangen zu lassen, was ihm einst unentbehrlich sein mochte, das Doppelmaaß heidnischer und jüdischer Bildung.

V.

Als nun die Fürsehung endlich die menschliche Ausbildung dieses wohlbegabten, aus Unwissenheit sündigenden Mannes vollendet sah, beschloß sie seiner sich erbarmend anzunehmen, ihm Licht und Gnade, dessen er bis dahin entbehrte, in reicher Fülle zu geben, und seine neue übernatürlich göttliche Erziehung zu beginnen. Die Bekehrung selbst geschah plötzlich. Die drei Tage seines Catechumenats brachten den wohlunterrichteten Juden ohne Zweifel weiter, als die sonst üblichen drei Jahre den heidnischen neubekehrten Ankömmling. Von dem Strahl des göttlichen Richterauges getroffen und augenblicklich geblendet, saß er drei volle Tage da, ohne zu essen, ohne zu trinken, zerschlagenen Herzens, nachsinnend über Gottes unerforschliche Wege und seine eigenen Verirrungen bitterlich beweinend. Ließ sich die Vorbereitung bei der Taufe, wegen des Wunders

und der Stimmung des Apostels, auf wenige Tage einschränken, so durfte das nämliche wohl schwerlich geschehen bei der Handauflegung. Es konnte ihm unmöglich weder die Erziehung auf das Apostelamt erlassen, noch die Dauer derselben verkürzt werden. Wie die Apostel von allen irdischen Banden gelöst und Fremdlinge auf dieser Welt, drei runde Jahre hindurch um den Herrn waren, so sollte auch er genau eben so lange wie sie, als Ascet in der arabischen Einöde leben, abgeschieden von allem, nur dem Herrn Jesus verbunden in mystischer, unaussprechlich seliger Gemeinschaft.

Hier in der Einsamkeit der schweigsamen Wüste war es, wo der Herr laut und verständlich zu seinem Herzen redete, wo er ihn in seine besondere Schule nahm, über die Wunder der vollbrachten Erlösung unterwies und zu gleicher Zeit sein Auge in die entschleierten Geheimnisse der Zukunft schauen ließ. Welche Weise der Herr für diesen persönlichen Verkehr wählen mochte, ob er ihm sichtbar erschien, ob er ihm vernehmlich in's Ohr oder in's aufmerksam horchende Herz reden wollte, wer vermöchte das zu sagen? Woran aber der Auferstandene bei diesem so unendlich liebreichen Geheimlehren anknüpfte, welches Lehrbuch er seinen göttlichen Vorlesungen fortwährend zu Grunde legte, ist keineswegs so schwer zu bestimmen, als der Unkundige vielleicht glauben dürfte. Fragen wir nur die, welche vom Auferstandenen belehrt zu werden die Gnade hatten, die Jünger von Emmaus und die Apostel; sie werden es beide unverholen aussprechen. Mit brennendem Herzen bekennen die einen zugehört zu haben, als der mitwandelnde Meister ihnen die Schrift deutete und anfangend von Moses in allen Propheten das auslegte, was von ihm handelte. Und zustimmend geben die Andern die offene Erklärung, daß sie der Herr erst versicherte, wie sich Alles erfüllen müsse, was im mosaischen Gesetz, in den Propheten und Psalmen von ihm geschrieben sei, und daß er alsdann so huldvoll war, ihnen den Sinn

zu öffnen für die richtige Auffassung der Schriften. Der Herr fand es demnach zweckmäßig, die Apostel, noch bevor sie den heiligen Geist empfangen hatten, gerade über die Schrift zu unterrichten, auf die Uebereinstimmung des Geschehenen und Vorhergesagten hinzuweisen und sie in die räthselhaften Worte und Wendungen der biblischen Bildersprache einzuführen. Er schloß ihnen deßhalb den inneren Sinn, das geistige Auge auf, damit sie die Schrift verständen und durch ihr Verständniß für die Pfingstweihe würdiger und empfänglicher würden. Nun sollte auch Paulus für den Empfang der nämlichen Weihe vorbereitet, für das hohe apostolische Amt ausgerüstet werden. Um seinerseits an der Selbstheiligung, wie sie vorbereitend der Aufnahme des heiligen Geistes voran gehen muß, nichts fehlen zu lassen, und ungestört dem Wachen, Fasten, Beten und besonders der nachdenklich betrachtenden Lesung der heiligen Bücher obliegen zu können, hatte er sich in die Einsamkeit der Wüste zurückgezogen, den Herrn und seine Erleuchtung von Oben erwartend, wie einst die Apostel in der Abgeschlossenheit zu Jerusalem. Wird denn nun der Verklärte nicht auch bei ihm den Unterricht nach derselben Methode, wie bei den Elfen, eingerichtet haben? Sollte er nicht vor Allem darauf bedacht gewesen sein, die zahlreichen Weissagungen, die auf seinen Tod, auf seine Auferstehung und Himmelfahrt Bezug haben, der Einsicht des Lernenden offen zu legen? Und mußte er nicht, allmälig fortschreitend, die Decke des buchstäblichen Sinnes oder geschichtlichen Wortlautes von der Schrift hinwegheben, seinem Geiste ein neues durchdringendes Auge einsetzen und ihn in das eigentliche Innere, in die tiefe typische Bedeutung des Gesetzes und der von den Propheten aufgezeichneten Thatsachen einblicken lassen? In diesen biblischen Lehrstunden, deren sich der künftige Apostel durch drei Jahre als der höchsten Gunstbezeugung vom Herrn erfreute, war es denn auch, wo ihm seine gelehrte Vorbildung,

welche er der pharisäischen Schule verdankte, von entschiedenem Nutzen sein mußte. Denn was konnte bei dieser Schriftforschung erwünschter sein, als die umfangreiche und der feinsten Schattirungen kundige Wort- und Sprachkenntniß? Und was hätte die tiefsinnige Auffassung der Schrift, das Eindringen in ihren wundersam verschleierten Geist so sehr erleichtern, so wesentlich fördern können, als die genaue Bekanntschaft mit dem Thatsächlichen, was ja doch immer Stoff und natürliche Unterlage des geistigen Verständnisses bilden und bleiben muß? So wurde denn Paulus während der drei Jahre, die er bei hartem Bußleben als Einsiedler in der arabischen Wildniß zubrachte, vom Herrn selbst in der Schrift unterwiesen und nach Ablauf derselben nach Antiochien entlassen, daß er von der dortigen Kirche zum Apostel gewählt, geweiht und ausgesendet werde.

Bewundern wir bei der Verschiedenheit der Umstände die große Aehnlichkeit, welche hinsichtlich der apostolischen Erziehung hier im Wesentlichen hervortritt. Es waren beide, die früher erwählten Zwölf und der nachgeborene Paulus, Jünger des persönlich mit ihnen verkehrenden Meisters. Die einen wurden ununterbrochen des Umgangs gewürdiget mit dem noch unverklärten leidensfähigen Herrn, der andere mag von dem Auferstandenen nur zeitweilig beglückt worden sein. Der Unterricht dauerte auf beiden Seiten weder mehr noch weniger als drei Jahre. Das Wort, welches aus dem Munde Gottes gekommen und in den heiligen Büchern niedergelegt ist, wird beiden erklärt, beiden auch der Sinn für sein Verständniß aufgethan; und dies geschieht bei dem einen wie bei dem andern vom Verklärten, und zwar kurz vor der apostolischen Weihe, ohne Zweifel, damit jener geistigen Reife und Ausstattung, wie sie für den Empfang der Pfingstgnaden wünschenswerth war, in keiner Rücksicht irgendwas ermangeln möchte.

VI.

Da vorher ausführlich von der griechischen Bildung des Völkerlehrers die Rede war, so werden einige nachträgliche Bemerkungen, die bestätigend denselben Gegenstand betreffen, hoffentlich hier am rechten Orte stehen.

Daß dem großen Apostel die Wissenschaft eben des Volkes, an das er vorzugsweise gesendet war, nicht fremd geblieben, ließ sich von vorn herein erwarten. Mit der Sprache, mit Begriff und Anschauung der Griechen bekannt zu werden, war dem tarsischen Manne nicht nur leicht, sondern schlechthin unvermeidlich. Wie weit er es überdies durch fortgesetztes Lesen in der Leichtigkeit der Form, in der Kraft, Gewandtheit und Trefflichkeit des Ausdrucks gebracht, verrathen seine Briefe in jeder Zeile; wie sie denn auch gültige Zeugen dafür sind, daß er viele von den griechischen Werken nach Sache und Inhalt durch und durch kannte, und manche bedeutsame Stelle aus ihnen dem Gedächtnisse einzuprägen bemüht war. In der Hoffnung, seiner Rede entweder leichtern Eingang oder größeren Nachdruck zu verschaffen, trägt er denn auch kein Bedenken, Aussprüche heidnischer Dichter und Schriftsteller in seinen canonischen, unter göttlicher Eingebung geschriebenen Briefen anzuführen. Er ist von den Verfassern der neutestamentlichen Schriften, so viel ich weiß, der Einzige, der dies zu thun sich nicht scheute, wohl auf seine Stellung zu den Heiden vertrauend, von der er Entschuldigung hoffen konnte, wenn es selbiger bedurft hätte. Ob nun gleich der angezogenen Stellen nur äußerst wenige sind, so haben sie doch eine ungeheure Bedeutung, indem sie uns über die Bekanntschaft des Apostels mit der griechischen Literatur den allererwünschtesten Aufschluß geben. Sie sind nämlich sämmtlich von der Art, daß sie unstreitig nur dem geläufig sein konnten, der mit griechischen Schrift-

stellern von Jugend an verkehrt, mit ihnen vertraut zu werden gewußt hatte.

In seiner berühmten athenischen Rede, die zu den merkwürdigsten gehört, was sich in dieser Hinsicht in den biblischen Urkunden findet, versucht er mit seiner fremden Lehre in die heidnischen Herzen einzubringen, indem er von Heimischem, von dem was Allen bekannt war, von einer Altarinschrift zu reden anhebt. Wie er nun an sie anknüpfend zu lehren fortfährt, macht er gleich mit geschickter Wendung einen neuen Versuch, sich mit dem ausländischen Lied von der Schöpfung und Erlösung, mit diesen barbarisch christlichen Klängen bei den Griechen einzubürgern. Er schlägt deßhalb die Harfen ihrer eigenen Sänger an und läßt verwandte Weisen ihnen freundlich in's Ohr rauschen die Halbzeile anführend:

„Sind wir ja Gottes Geschlecht auch." [1])

Diese Worte werden von dem alexandrinischen Priester Clemens, von Hieronymus, Chrysostomus und andern[2]) dem Aratus zugeschrieben. Dieser Dichter, bei vielseitigem Wissen von einigen Arzt, von andern Mathematiker oder Astronom genannt, lebte gegen 278 vor Christus. Er stammte aus Soli in Cilicien, war also in demselben Lande wie Paulus, und nach einem Zeugnisse auch in derselben Stadt geboren. Mit dem König Antigonus von Macedonien befreundet, schrieb er auf dessen Anrathen seine Phänomena, ein Heldengedicht, in welchem er ein prosaisches Werk, das Enoptron des Eudoxus von Cnidus in ein poetisches, ebenso zierliches wie prachtvolles Gewand kleidete. Diese Dichtung erlangte eine solche Berühmtheit,

---

[1]) Ap.-Gesch. 17, 28: *ὡς καί τινες τῶν καθ' ὑμᾶς ποιητῶν εἰρήκασιν, τοῦ γὰρ καὶ γένος ἐσμέν.*

[2]) Clem. Alex. Strom. I., 19. Hieron. in Gal. IV.; in Tit. I.; epist. ad Magnum. Chrysost. in Tit. I. Oecumen. und Theophyl.

daß sie im Alterthum von Cicero, von Germanicus Cäsar, von Ovid und Andern in das Lateinische übersetzt und bis auf die Gegenwart erhalten wurde. Die Worte, welche hier in Rede stehen, sind gleich dem Anfange der fünften Zeile entnommen.

Man könnte vermuthen, daß der cilicische Dichter, in seinem Lande fleißig gelesen, dem Apostel bekannt sein mußte, und daß deßhalb dieser Stelle keine besondere Kraft und Bedeutung beizulegen sei. Es mag sein, daß die Stelle selbst nicht sonderlich viel beweist, um so mehr aber, denke ich, beweisen jene Worte, mit welchen der Apostel die Stelle einleitet.

„Wie auch Einige," bemerkt er, „von euern Dichtern gesagt haben: Sind ja auch Gottes Geschlecht wir." Es war demnach Aratus wohl nicht der Einzige, der sich so über das Verhältniß des Menschen zu Gott geäußert; es müssen andere Dichter dem Apostel bekannt gewesen sein, die denselben Ausspruch gethan, dieselben Worte gebraucht haben. Und in der That hat Euthalius, der Erfinder der stichometrischen Schreibart, angemerkt, daß die gedachte Halbzeile des Aratus ursprünglich von Homer herrühre[1]). Der Eine hätte sie demgemäß von dem Andern entlehnt. In den erhaltenen homerischen Dichtungen indeß findet sie sich nicht, vielleicht, daß sie in einem verlorenen Hymnus vorkam, was jedoch darum nicht sehr wahrscheinlich ist, weil dieser nicht leicht dem gelehrten Clemens von Alexandrien hätte unbekannt bleiben können. Wie dem auch sein mag, es sind uns die Lieder anderer griechischer Sänger aufbewahrt, welche den nämlichen Gedanken, wenn auch mit etwas geänderten Worten, ausgesprochen haben. Vor allen ist hier Cleanthes zu nennen, der zu Athen lebte, und auf den Paulus, zu den Männern dieser Stadt redend, mit den Worten „einige

[1]) Euthal. ed. Zacagn. pag. 420. Gallandi bibl. t. 10.

der Dichter bei euch," hinzudeuten schien. Die vierte Zeile der Hymne, welche Cleanthes dem Zeus sang, lautet:

„Sind wir aus dir ein Geschlecht ja." [1])

Eine größere Abweichung findet sich freilich im Worte, jedoch bei völliger Uebereinstimmung des Gedankens, in Folgendem:

„Ein göttlich Geschlecht ist den Menschen." [2])

welches uns unter den Sprüchen der Pythagoräer aufbehalten ist. Wenn man nun erwägt, daß der Apostel, gleichsam die ganze Geschichte des Dichterworts, das er anführt, überschaute; daß er wußte, von wem es zuerst ausgesprochen, und von wie vielen es hernach wiederholt worden: so wird man wohl gestehen müssen, daß er nicht blos um seinen Landsmann, um Aratus sich bekümmert, sondern sich vielmehr mit allen griechischen Schriftstellern recht eingehend beschäftiget hatte.

VII.

Fand der Apostel im Areopag zu Athen in der Rücksicht auf Ort, Zuhörer und Umstände die unabweisbare Aufforderung, seiner Rede Zeugnisse der Griechen einzuflechten, so sieht er sich in dem ersten Schreiben nach Corinth das nämliche zu thun gewissermaßen durch ein Naturgesetz genöthigt. Gegen einige leichtfertige und unwissende Menschen, welche in der dortigen Kirche Unruhe und Verwirrung anstifteten, vertheidigt er die Auferstehung des Fleisches. Dieser Streit, mit aller Lebhaftigkeit aufgenommen, führt ihn zu den raschen feurigen Fragen: „Warum ertragen wir unzählige Leiden? warum wollen wir stündlich in Lebensgefahr schweben, warum täglich sterben? wenn ich zu Ephesus mit den wilden Thieren kämpfte, was kann mir es nützen, falls

---

[1]) Cleanth. hymn. in Jov. 5: ἐκ σοῦ γὰρ γένος ἐσμέν.

[2]) Aur. Pythagor. θεῖον γένος εστι βροτοῖσι.

die Gestorbenen nicht auferstehen?" „„Laßt uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben."" Diese Worte, zu denen er die Gegner in unausweichlicher Schlußfolge hintreibt, sind eben so abgeschmackt als gefährlich; sie sind durchaus heidnisch und enthalten die ganze Fülle des Giftes, durch welches die verzweifelnde Gottlosigkeit ihre Opfer betäubte, und in den schauerlichen Abgrund des sinnlichen Genusses hinabstürzte. Dieses furchtbar und augenblicklich wirkende Gift durfte der Apostel nicht ohne sein Gegengift lassen. Wo wird er aber dieses Gegengift, dieses abwehrende Schutzmittel finden? Wenn er der entschiedenen Wirkung sicher sein will, darf er es wohl anderswo suchen, als eben da, wo der Todessaft bereitet wurde? Oder pflegt nicht auch die Natur gerade an dem Orte, wo sie todbringend Gift mischt, auch gütig fürsorgend das Gegenmittel zu bereiten? Wird denn nun die Gnade, die mit der Natur den nämlichen Urheber und Spender hat, andere Gesetze befolgen? Darf der Apostel demgemäß an dieser Stelle, wo er den heidnischen Unglauben sein stärkstes Todesgift hat ausgießen lassen, die heilsame Gegenarznei anderswoher nehmen als aus dem Heidenthume? Und so sagt er denn warnend: „Laßt euch nicht verführen," und die sechsfüßige jambische Zeile eines heidnischen Dichters als Gegengift einmischend, fährt er fort:

„Unschuldige Sitten schädigt gottlos bös Gered." [1])

Bevor wir von dieser Anrufung eines griechischen Sittenrichters umständlicher reden, sei es verstattet, über die heidnische Sentenz: „Laßt uns essen und trinken" u. s. w., welche diese Anrufung eigentlich nöthig machte, ein paar Worte zu sagen. Dieselbe wird von Euthalius ein lakonisches Sprichwort genannt und dem eben so witzigen und

---

1) I. Cor. 15, 33: *Φθείρουσιν ἤθη χρήσθ' ὁμιλίαι κακαί.*

gewandten, als sittlich verdorbenen athenischen Demagogen Demades in den Mund gelegt[1]).

Als „altes lakonisches Sprichwort" wird sie auch in manchen geschriebenen Bibeln, und unter anderm in einer Handschrift aus dem eilften Jahrhundert bezeichnet, welche Montfaucon auf seiner italienischen Reise einzusehen Gelegenheit hatte[2]). Die Worte finden sich nun zwar bei Isaias[3]), sind aber wie jene andere: „Es gibt keinen Gott," aus dem Munde der Heiden genommen, und so wäre es nicht unmöglich, daß es mit der Meinung des Euthalius und Anderer, die sie für einen auch bei den Griechen üblichen Spruch halten, allerdings seine Richtigkeit hätte.

Um nach dieser Bemerkung zu dem eingestreuten Dichterwort zu kommen, müssen wir bedauern, daß wir hier nicht so glücklich sind, dasselbe, wie es in der Apostelgeschichte möglich war, in den vollständig erhaltenen Gesängen nachweisen zu können. Die Werke des Dichters, dem es gewöhnlich beigelegt wird, sind sämmtlich bis auf wenige dürftige Bruchstücke verloren; und so müssen wir uns denn an den Aussagen derer genügen lassen, welche jene Werke noch zu lesen und zu loben in der Lage waren.

Zwei Schriftsteller, welche im vierten Jahrhunderte, somit zu einer Zeit lebten, da noch reiche literarische Schätze vorhanden waren, die unterdessen untergegangen sind, Hieronymus und Euthalius[4]), stimmen nicht nur mit dem ältern Origenes[5]) darin überein, daß die Zeile, von der wir hier reden, aus einer Comödie, sondern sagen auch ausdrücklich, daß sie aus einer Comödie des Menander genommen sei. Dieser Comiker, der eigentliche Vater und

[1]) Euthal. l. c. p. 543. 558.
[2]) Montf. iter ital. pag. 212.
[3]) Is. 22, 13.
[4]) Hieron. ll. cc. et in Eph. c. 5. Euthalius p. 558.
[5]) Orig. in Luc. hom. 31. III. p. 969.

Fürst des spätern Lustspiels, blühte gegen 300 vor Christus zu Athen. Wie sehr die Schöpfungen dieses geistreichen Dichters nach seinem Tode geschätzt, bewundert und geliebt wurden, ist gar nicht zu sagen; sie waren in den Schulen allgemein zu Uebungen im Vortrage bestimmt; alle Gebildeten wußten sie von Anfang bis zu Ende auswendig, und man ging so weit, daß man bei Festmahlen lieber den Wein, als den sprudelnden Witz des Menander vermissen mochte. Auch von den Römern, die das Griechische verstanden, wurden sie viel gelesen, und von Terenz so stark benutzt, daß ihn J. Cäsar scherzweise den Halbmenander nannte. Da nun Menander mehr mit dem Volke in den öffentlichen Versammlungen, als mit den Gelehrten in den Büchersälen fortlebte, so begreift es sich, wie er auch mit dem heidnischen Volksleben allmälig absterben und fast spurlos verschwinden konnte. Von seinen zahlreichen Stücken — er schrieb deren mehr als 100 — ist nichts übrig, als einige zufällig angezogene Stellen, wie die hier in Rede stehende. Wie nun der ernste sittliche Gedanke, den der Apostel von ihm hernimmt, in ein Lustspiel paßte, könnte man einen Augenblick zu fragen versucht sein, zumal wenn man bedenkt, was von Menander Ovid sagt, daß er in alle seine Stücke die sinnliche Neigung und Leidenschaft, die man mißbräuchlich Liebe nennt, einzumischen verstanden habe. Allein man darf auch wieder nicht vergessen, daß der dramatische Dichter alle Charaktere braucht, und daß er, wenn er das Leben darstellen will, vor allem darauf bedacht sein muß, einen Jeden seinen Grundsätzen gemäß reden und handeln zu lassen. Was aber insbesondere den Menander anlangt, so wissen wir aus zuverläßigster Ueberlieferung, daß er des Theophrast Schüler war, eines großen Meisters, der eine strenge und vortreffliche Sittenlehre vortrug, und daß, wenn er das Laster in seiner bloßen Gestalt vorführte, er es in der Absicht that, um Abscheu zu erregen. Wie reich er überdieß an

feinen und wahren Sentenzen war, läßt sich daraus erkennen, daß gerade er es ist, welcher dem Märtyrer Justin, um das Heidenthum mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, eines der schärfsten und schlagendsten Schwerter in die Hand gab.

Zwei spätere Geschichtschreiber, von denen der eine dem andern nachschrieb, Sokrates und Nicephorus, wollten, wie es scheint durch derartige Bedenken, wie wir sie eben berührten, veranlaßt, dem Comiker die Ehre und Auszeichnung nicht gönnen, daß er vom Apostel beachtet und an so wichtiger Stelle als warnender Sittenlehrer angerufen worden sei. Den erhabenen Sittenspruch, welchen Paulus aus seinen Comödien schöpfte, glaubten deßwegen beide von einer reinern Quelle, von Euripides, und der andere auch noch von Solon herleiten zu sollen[1]). Ich will indeß hier nicht verschweigen, daß vielleicht Clemens von Alexandrien die Ursache sein könnte, warum man auf den tragischen Dichter Euripides verfiel. Weil nämlich die sechsfüßige Zeile von den Tragikern viel gebraucht wurde, so nennt Clemens den vom Apostel angeführten Vers einen tragischen Jambus[2]). Da er nun zu sagen unterläßt, von wem die Worte eigentlich herrühren; so konnte jener sein Ausdruck, so unverfänglich er für den Unterrichteten ist, dennoch den Unkundigen leicht zu Mißverständniß und Irrthum hinführen.

Wenn nun die Väter, wo sie auf die classische Durchbildung des Apostelfürsten zu reden kommen, sich auch auf diese Stelle des Menander beziehen und ihr die nachdrücklichste Beweiskraft zu ertheilen nicht anstehen: so will uns bedünken, daß wir von ihrer Meinung abzustehen und ihnen zu widersprechen wahrlich keinen Grund haben. Denn mochte der Apostel den Menander kennen, weil er seine Stücke

---

1) Socrates h. e. 3, 16. Niceph. h. e. 10, 26.

2) Clem. Alex. Strom. 1, 14.

gelesen, oder weil er in der Jugend sie hatte aufführen sehen, so ist das für unsere Sache so ziemlich einerlei, da er in dem einen Falle mehr der Literatur, in dem andern mehr des Lebens der Griechen kundig zu sein scheint.

VIII.

Indem wir bisher die Zeugen, welche der Apostel aus den Heiden beibringt, vornehmlich in's Auge faßten, mußte die treffliche Auswahl dieser Zeugen, das Ansehen, das sie eben dort genossen, wo sie vorgeführt werden, völlig unberücksichtigt bleiben. Aus den entferntesten Zeiten und Orten Zeugen herbeirufen, die, um zu beweisen, selbst wieder einiger Erläuterung und nicht selten auch der schützenden Vertheidigung bedürfen, ist bei einiger Belesenheit wohl nicht gar schwer. Schwerer ist es unstreitig, Zeugen zu suchen und vorzuführen, denen der Gegner von keiner Seite etwas anhaben kann, deren blose Aussage genügt, jede Einwendung als unbegründet, jeden Zweifel als unstatthaft erscheinen zu lassen. Noch mehr solche Zeugen, welche außer diesen Eigenschaften noch den Vorzug haben, daß sie zu den Lesern oder Zuhörern in innigeren persönlichen Beziehungen stehen; vor deren Ansehen man sich wegen der räumlichen oder verwandtschaftlichen Nähe zu beugen gewohnt ist, deren Name hinreicht, um sofort die Gefühle einer gewissen Ehrfurcht zu wecken und den Willen zu gehorsamer Unterwerfung zu stimmen, — solche Zeugen also auszuwählen, und reden zu lassen, möchte wohl eine große Kunst sein, welche bei feinem Takte sowohl die umständliche Bekanntschaft mit allen örtlichen Verhältnissen als den Ueberblick über das ganze weite breite Gebiet der Literatur voraussetzt. Diese Kunst meinen wir beim Apostel anzutreffen, und war es uns auch bis jetzt nicht vergönnt von ihr zu reden, so konnten wir ihr doch unmöglich unsere stumme Bewunderung versagen. Den

großen Paulus von Ort zu Ort begleitend, sehen wir ihn in den Synagogen vor Juden und Proselyten sich immer nur auf die Propheten berufen; in der Hauptstadt der Wissenschaft aber, im Areopag zu Athen, wo er zu Philosophen sprach, bekräftigt er seine Lehre durch solche Zeugnisse, die entweder einen besondern Bezug zu Athen, oder allgemeine Geltung in der gesitteten Welt hatten. Zuerst ist es die Inschrift eines dortigen Altars, welche gleich beim Eingange mit der neuen unbekannten Lehre um so mehr versöhnen mußte, als sie, wie wir später erfahren werden, von einem fast göttlich verehrten Manne gesetzt war. Nächst dem bedient er sich eines gemeinsamen Ausspruchs zweier, gleich ansehnlicher Männer, des Aratus und Cleanthes, von welchen der eine in der ganzen griechischen Welt die unbegrenzteste Anerkennung genoß, der andere aber sowohl den Philosophen überhaupt Achtung, als seiner Schule dankbare Verehrung einflößen mußte, weil er ein ausgezeichneter Lehrer, der erste Nachfolger des Zeno und Meister der Stoa gewesen war. Von Athen folgen wir dem Apostel nach Corinth; begierig zu sehen, wen er hier, in der Stadt des reichen und behaglichen Lebens, als Gewährsmann anrufen, wen er im Mittelpunkt des feinsten Genusses und der zügellosesten Sinnenlust als Sittenlehrer vorführen werde. Einen Philosophen etwa? einen der wortreichen Sophisten? einen von den tiefsinnigen Weisen der Akademie oder einen gefühllosen Redner aus der Stoa? Hätten diese den Corinthern etwas anderes sein können, als unbekannte und wohl auch lächerliche Erscheinungen? Wen wird er denn nun unter diese Schaar christlich ernster, aber doch immer lebensfroher Menschen eintreten lassen? Nun, wen sonst als den überall bei Spiel und Scherz willkommenen Gast, den Freund der heiteren und frohsinnigen Unterhaltung? wen anders, als den muntern Sänger voll Lust und Laune, den vielbewunderten, unvergleichlichen Menander?

Gehen wir mit dem Weltapostel von der üppigen Seestadt nach Kreta hinüber, so werden wir auch dort gestehen müssen, daß er das, was wir oben eine Kunst nannten, die rechten Zeugen schicklich einzuführen, vortrefflich verstanden habe. Er schreibt dem Bischof der Insel Kreta, seinem lieben Schüler Titus von dem Stande der dortigen Kirche, und führt bittere Klage, daß viele Kreter, namentlich die von jüdischer Herkunft, auch als Christen noch ungehorsame Menschen seien, Prahler und Verführer, die Alles umkehrten, Ungebührliches lehrend schändlichen Gewinnes wegen. „Es sagte," fährt er dann fort, „einer von ihnen, ihr eigner Prophet:

„Kreter sind Lügner allweg, wahre Unholde, müßige Bäuche." [1])

Indem er diese Aeußerung für wahr erklärt, schließt er an sie die wohlbegründete Aufforderung, die Kreter recht scharf und nachsichtslos zurechtzuweisen, damit sie gesund und wohl würden im Glauben. Da er nun den Brief an den Bischof so verfaßte, daß er auch den Gläubigen mit Nutzen vorgelesen werden könnte, so läßt er hier nicht ohne Ueberlegung gegen das kretische Volk einen kretischen Mann auftreten, einen unverdächtigen Zeugen, dem man weder Abneigung vorwerfen, noch auch jemals zürnen mochte, weil er in der Heimath sowohl als über sie hinaus, so weit die griechische Zunge reichte, sich das unbedingteste Vertrauen, und ich weiß nicht was für eine unsägliche, beinahe übermenschliche Verehrung erworben hatte.

Wer dieser Vielverehrte war, wie er sein Leben einrichtete, was er lehrte und vollbrachte, melden die Alten mehr oder minder genau und vollständig. Es war Epimenides von Kreta, eine höchst merkwürdige und räthselhafte

---

[1]) Tit. *εἶπεν τις ἐξ αὐτῶν προφήτης, Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται κακὰ θηρία γαστέρες ἀργαί.*

Persönlichkeit, eine wahrhaft hohe, liebe und lichtvolle Gestalt, die, ob sie schon in den ascetischen Philosophenmantel gehüllt, geflissentlich ihren Glanz zu verbergen strebte, uns dennoch in bezaubernd schönem Scheine aus dem Dunkel des grauen Alterthums entgegenschimmert.

Daß er seinen Landsleuten das obige, freilich nicht sehr schmeichelhafte Zeugniß ausgestellt, berichten außer dem Scholiast des Lucianus [1]) die ältesten und angesehensten Kirchenväter, wie Clemens von Alexandrien, Euthalius, Hieronymus, Chrysostomus und Theodoret [2]). Wiewohl nun die beiden letzten den richtigen Namen angeben und sagen, der vom Apostel angeführte Zeuge sei kein anderer als Epimenides; so haben sie doch in dem Zeugnisse selbst einen kleinen Irrthum begangen durch eine leichte, naheliegende Verwechselung. Ein späterer Dichter, der gleichfalls die Kreter zu tadeln hatte, glaubte dies mit mehr Nachdruck thun zu können, wenn er sich des Ansehens und theilweise auch der Worte des Epimenides dazu bediente. Anlaß gab ihm zu diesem Tadel eine Grabstätte, welche die Kreter dem Zeus erbaut hatten mit der Inschrift: „Hier ruht Zan, den man Zeus nennt“ [3]). Wegen der Ungereimtheit, die doch bei einiger Klarheit des Bewußtseins ihr Gefühl verletzen mußte, daß sie dem Zeus, den auch der Heide für den höchsten und deßhalb für den unsterblichen Gott hielt, ein Grab zuschrieben, schilt sie der Dichter in folgender Weise:

„Kreter sind Lügner allweg; denn ein Grabmal haben, o Herr, dir Kreter errichtet, allein du starbst nie, bist ja doch ewig.“ [4])

---

1) Schol. Luciani 1, 3. *Ὁ Ἐπιμενίδης Κρὴς ἦν χρησμολόγος οὗ καὶ τὸ, Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, λόγιον.*

2) Clem. Alex. Strom. 1, 14. Euthal. p. 545. 567. Jo. Chrysost. in Tit. 1. Hieron. ll. cc. Theodoret. Socrat. Nicephor. l. c.

3) *Ἐνταῦθα Ζὰν κεῖται, ὃν Δία κικλήσκουσιν.* bei Jo. Chrysost. l. c.

4) Callimachus in Jov. 8:

Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται· καὶ γὰρ τάφον, ὦ ἄνα, σεῖο
Κρῆτες ἐτεκτήναντο· σὺ δ' οὐ θάνες· ἐσσὶ γὰρ αἰεί.

Da diese beiden Zeilen die Heiden ihres Irrthums zu überführen geeignet scheinen, so werden sie von den ersten kirchlichen Schriftstellern, von Athenagoras, Clemens von Alexandrien und Origenes fleißig benutzt[1]), jedoch nirgendwo dem Epimenides zugeschrieben. Vielmehr erklären diese drei einstimmig, daß sie den berühmten Grammatiker und Dichter Callimachus von Cyrene, der unter Ptolemäus Philadelphus gegen 250 vor Christi lebte, zum Verfasser haben, wie sie sich denn auch in seiner Hymne auf Zeus, die mit einigen anderen auf uns gekommen ist, wirklich vorfinden. Nur dem heiligen Chrysostomus, so viel ich weiß, und seinem Nachschreiber ist es begegnet, daß er des Callimachus Worte dem Epimenides zuschrieb, welchen Irrthum schon Hieronymus bemerkt und in Liebe berichtigt hat[2]).

IX.

Um auf den kretischen Epimenides zurückzukommen, müssen wir offen gestehen, daß uns nicht leicht einer der großen Männer, an denen das griechische Alterthum wahrlich nicht arm ist, mächtiger angezogen und in höherm Grade Theilnahme und Neigung erweckt hat. Die höchst eigenthümlichen Worte, welche der Apostel aus seinen Orakeln oder Sprüchwörtern anführt[3]), sind in Form und Inhalt von der Art, daß sie uns in ihm die seltensten Eigenschaften, ganz außergewöhnliche Tugenden vermuthen lassen. Sie scheinen mir einen geistigen Ernst, eine sittliche Festigkeit zu verrathen, wie sie in der Geschichte des griechischen Volks vielleicht nur noch einmal, und da freilich durch eine um-

---

[1]) Attenag. leg. 30. Clem. Alex. coh. p. 11. Origen. c. Cels. 3, 43.

[2]) Hieron. in Tit. 1.

[3]) Die Schrift hieß: περὶ χρησμῶν.

gänglichere Form gemildert, angetroffen wird. Zudem zeigen sie vollkommene Freiheit von Menschenfurcht, schonungslos wohlthuende Strenge und Offenheit, kurz allen jenen Freimuth, welcher für das eben so untrügliche Kennzeichen als unfehlbare Vorrecht der Propheten des alten Bundes gelten muß. Durch diese Aehnlichkeit, könnte man meinen, sei denn auch der Apostel bestimmt worden, ihn der höchsten Ehre, und einer fast unbegreiflichen Auszeichnung würdig zu halten. Während er nämlich den Aratus und Cleanthes blos Dichter nennt, den Namen des Comikers Menander aber völlig unterdrückt, und daß er fremde, von einem andern hergenommene Worte einfügt, nicht mit dem leisesten Laute andeutet; so konnte er bei all der Vorsicht und Zurückhaltung, die er diesen gegenüber beobachtet, bei Epimenides sich nicht enthalten, ihm die ehrenvollste Auszeichnung zu ertheilen, den bedeutsamen, vielsagenden Namen eines Propheten beizulegen. Die Ausnahme, welche Paulus mit dem Weisen von Kreta macht, die Benennung, durch die er ihn zu dem Range der Propheten erhebt, hat zu viel Wunderbares, als daß sie nicht schon früh die Ausleger zum Nachdenken angeregt, zu Erklärungen vermocht hätte. Schon Clemens von Alexandrien nimmt von dieser Stelle Anlaß, uns darauf aufmerksam zu machen, daß nicht alles im Heidenthum falsch sei, wie neuere Häretiker behaupten wollten, daß vielmehr der Apostel den Propheten der Griechen eine gewisse Wahrheit zugestehe" [1]). Daß Clemens weit entfernt war, diese Wahrheit von dämonischen Einflüssen und Offenbarungen herrühren zu lassen, daß er im Gegentheile der zwar verdunkelten, jedoch keineswegs ausgelöschten Vernunft die Fähigkeit zuschrieb, gewisse natürliche Wahrheiten zu erkennen, hat er an den andern Orten deutlich ausgesprochen, weßhalb denn über den Sinn seiner Worte hier

[1]) Clem. Alex. Strom. 1, 14.

kein Zweifel entstehen kann. Der heilige Chrysostomus ist nun geradezu entgegengesetzter Meinung. Ihm ist Epimenides ein gemeiner Wahrsager, ein falscher Prophet, der wie Balaam und die Besessenen im Evangelium manches Wahre sagt, aber vom bösen Geiste dazu bestimmt und angefacht wird[1]). Zwischen beiden Ansichten stellt sich Hieronymus in die Mitte, ohne sich für die eine oder andere zu entscheiden. Den Epimenides, meint er, nenne Paulus entweder spottend Prophet, weil solche Christen, wie die Kreter der Schilderung gemäß sind, solche Propheten zu haben verdienten, wie ja auch die Schrift der falschen Propheten Erwähnung thue, oder er gebe ihm diesen Namen, weil er Orakel oder Sprüche verfaßt habe, welche das Künftige vorher andeuten und das, was kommen wird, lange voraussagen[2]). Die neuern Schrifterklärer sind nun theils wie Calmet[3]) und Andere, dem Chrysostomus gefolgt, theils haben sie sich dem Alexandriner angeschlossen. Die letztern pflegen sich dahin auszusprechen, daß hier Prophet so viel als Lehrer bedeute, aber einen solchen Lehrer, welcher nicht aus dämonischer Eingebung rede, sondern ganz natürlich das Gegenwärtige durch die Vernunft, das Zukünftige, so weit es möglich ist, durch Schluß erkenne. Dieser Meinung darf man mit Cornelius a Lapide[4]) beizutreten um so weniger Anstand nehmen, als sich auch durch ein zuverläßiges, unwidersprechliches Zeugniß feststellen läßt, daß sich Epimenides bei seinem Unterrichte auf das Vergangene einschränkte, ohne je diese Grenzen zu überschreiten und sich in die Zukunft hineinzuwagen. Das Zeugniß werden wir beibringen, wenn wir zuvor die wenigen Züge, welche uns von diesem

---

[1]) Chrysost. in Tit. 1.
[2]) Hieron. in Tit. 1.
[3]) Calmet z. d. St.
[4]) Corn. a Lap. z. d. St.

wunderbaren Manne aufgezeichnet sind, zu einem dürftigen Schattenriß gesammelt haben.

So verschieden auch die Zeit des Epimenides von den Alten angegeben wird, so viel ist doch gewiß, daß er im sechsten Jahrhundert vor Christus lebte und gegen 550 aus der Verborgenheit seiner Jugend hervortrat. Es fiel demnach sein Leben in ein glückliches Alter, in jene große bedeutungsvolle Zeit, welche auch unter den Heiden einen so freien geistigen Aufschwung, eine so entschiedene sittliche Erhebung bewirkte, wie sie weder je zuvor dagewesen, noch bis auf Christus, unsern Herrn, wieder kommen sollte. Eben kurz vorher im Jahre 602 hatte der glänzende Esthersieg die nächtlichen Schatten des Heidenthums, die kalt und frostig auf der ganzen Welt lagerten, mit göttlicher Obmacht zerstreut, und es stieg nun mit Mardochäus der Morgen des fünften Welttages freundlich klar empor über die wiederauflebende, wie zu neuem Dasein erweckte Menschheit. Ein schweres Gericht, schreckliche Rache war es, die der Allgerechte an den Feinden seines Volkes, an den verbrecherischen gottlosen Scythen genommen hatte. Anfangs in Syrien ansäßig, später nach dem Norden an das schwarze Meer verpflanzt, waren diese Götzendiener die eigentlichen Träger und Apostel des Heidenthums. Ihr Hauptheiligthum, das auch den Griechen nicht unbekannt blieb, hatten sie in Bethzan, dem späteren Scythopolis; von da verbreiteten sie den Dienst des Sonnengottes Zan über ganz Asien, ja es lassen sich ihre Spuren auf den Inseln und Küstenländern des Mittelmeers bis nach Spanien hin verfolgen. Unter Cyaxares von Medien glückte es ihnen, in einem gewissen Sinne die Herrschaft von ganz Asien an sich zu reißen. Stolz auf diese Macht, beschlossen sie, alle Juden im ganzen Reiche an einem Tage auf ein gegebenes Zeichen, auf einen schriftlichen Erlaß hin, niederzumetzeln. Der gerechte Gott indeß wechselte Loos und Bestimmung; das Geschick,

das sie anderen zugedacht, wendete sich gegen sie; der Untergang, den sie den Juden bereiteten, traf sie. An eben dem Tage, welcher für die Ermordung der Juden angesetzt war, wurden auf Befehl des Mardochäus alle Scythen, oder wie sie in Asien hießen, alle Saken niedergemacht. Mehr als siebenzigtausend Todte lagen, nicht auf einer Ebene beisammen wie nach einer Feldschlacht, sondern hie und da zerstreut durch alle Theile des großen Weltreichs. Wo es geschehen konnte, ließ man sie an der Stelle, wo sie eben die Strafe ereilt, unbeerdigt liegen, oder man warf sie hinaus auf den Anger, wie gerichtete Verbrecher, den Raubvögeln und wilden Thieren zur Beute. Der Triumph der Juden war unbeschreiblich; die Freude theilten mit ihnen die Heiden. Alle hatten das Joch eines scythischen Tyrannen, den Druck dieser Räuberherrschaft schmerzlich empfunden; Alle freuten sich nun auch über Sieg und Rettung gemeinsam, und dies um so mehr, je weniger sie so rasche Hülfe, so plötzliche Rettung, so wundersame Erlösung gehofft hatten. Ein glänzendes Siegesfest ward aller Orten von den Juden gefeiert; und da sich in ihren Jubel auch die frohen Stimmen der theilnehmenden Heiden mischten, so ordnete Mardochäus von Staats wegen an, den alljährlich wiederkehrenden Tag des Ruhmes im ganzen Umfange des Reichs durch frohe und in Liebe gewürzte Freudenmahle festlich zu begehen. Diese öffentlichen Feste, die man bald auf mehrere Tage ausdehnte, hießen bei den Heiden von den erschlagenen Saken Sakeen; bei den Juden wurden sie von Mardochäus benannt, und bei den Angeln und Deutschen, die, wie sich nachweisen läßt, um jene Zeit noch ihre Sitze in Asien hatten, erhielten sie von Esther den Namen Easter- oder Ostertage[1]). Durch ihre Tapferkeit hatten sich die Juden bei den asiatischen Völkerschaften allgemeine Achtung, durch

---

[1]) Cf. J. A. Nickes de Estherae libro I., p. 250 ss.

den Erfolg unbegrenzte Bewunderung verschafft; die milde Herrschaft des Mardochäus, welche folgte, gewann ihnen nun vollends die Herzen; das Fest bildete fortan ein unlösbares Friedensband zwischen denen, die bisher Religion und Sitte scharf von einander geschieden hatte. Und so war es denn natürlich, daß die Juden überall einen mächtigen Einfluß auf die andere Bevölkerung zu üben anfingen, daß ihre Lehren nach und nach bildend und veredelnd in die empfänglichern Gemüther der Heiden eindrangen, daß es ihnen selbst gelang, viele Völker sich zu religiöser Gemeinschaft zu verbinden und unzählige Familien in ihre Anschauungen und Gesetze, in ihre Gebräuche und gottesdienstlichen Beobachtungen einzuweihen. Die neu ankommenden Heiden hießen Proselyten; sie wurden in zwei Klassen getheilt, je nachdem sie entweder blos den Esthertag feierten, sich von Götzendienst und groben Lastern enthielten und den Glauben an den einen wahren Gott entschieden annahmen, oder sich in das jüdische Volk durch die Beschneidung einreihen ließen und das ganze Gesetz und seine Gerechtigkeit zu halten sich bereit erklärten. Die erstern traten in den Vorhof und durften nur bis zur Schwelle und Pforte des Tempels kommen, deßhalb sie denn Proselyten des Thors hießen; die andern hatten staatliches und kirchliches Bürgerrecht und durften den Tempel betreten; und weil sie sich alle Gerechtigkeit zu erfüllen verpflichteten, so führten sie den Namen Proselyten der Gerechtigkeit. Es geschah wohl auch, daß die vollkommneren von diesen, von höherm Eifer beseelt, sich den zunftmäßig geordneten ascetischen Prophetenschulen anschlossen und den höchsten Grad der Tugend zu erringen strebten. Zu dieser erlesenen, aber kleinen Schaar von hochbegeisterten Männern scheint denn auch, so viel sich aus den dürftigen und vielfach entstellten Nachrichten schließen läßt, der vortreffliche kretische Prophet, der biedere Epimenides, gehört zu haben. Gerade um seine Zeit

begab es sich, daß die Juden dem Begründer des Perserreiches, Cyrus, im Kriege wesentliche Dienste leisteten und zum Lohne dafür nicht nur von ihm die Erlaubniß zur Rückkehr, sondern auch aus der Staatskasse die Mittel erhielten, welche zum Wiederaufbau des Tempels erforderlich waren. Das Judenvolk, durch die vielen Leiden gereinigt und gleichsam verjüngt, wieder auf den lieben heimischen Boden verpflanzt, mußte ein unendlich reiches, frisches geistiges Leben entfalten. So viel Licht, in Syrien auf den Leuchter der Sionshöhe aufgestellt, mußte es nicht nothwendig auch nach Kreta hinüberscheinen? Es schien hinüber und erleuchtete den unvergleichlichen Epimenides. Zunächst muß er zum Zeichen der Wiedergeburt und Neuschaffung die Beschneidung empfangen haben, und so wird es erklärlich, warum er von sämmtlichen Griechen für einen eben so reinen Menschen, als vielvermögenden Priester „des Gottes dem er diente" gehalten und von den Deliern, Athenern und Spartanern zur Darbringung von Sühn- und Reinigungsopfern herbeigerufen wurde. Nicht zufrieden mit der Beobachtung des Gesetzes, faßte er den männlich kühnen Entschluß, den Schülern und Anhängern der Propheten treulich zu folgen, der strengsten einsiedlerischen Ascese sein Leben zu widmen, und seinem Gott dienend unablässig nach dem höchsten Grad der Tugend zu ringen. Seine Wohnung war eine entlegene Steinkluft, eine einsam verborgene Felsenhöhle bei Knossus. Wie Paulus von Theben in seiner Oasengrotte mitten in der Wüste, so lebte Epimenides in seiner Einsiedelei rings von Heiden umgeben, ein stilles, abgeschlossenes und glückliches Leben. Daß er sich völlig von seinen Verwandten loslöste, den Umgang mit Menschen auf's ängstlichste floh und die gänzliche Abgeschiedenheit sich zur unverbrüchlichsten Pflicht machte, stellt uns eine schöne Sage recht gefällig und anschaulich vor Augen. Den Knaben schickte einst sein Vater in's Feld, einem verlornen Schafe

spürend nachzugehen. Des Suchens müde und von der Hitze ermattet, kömmt er in eine freundlich ernste Felsengrotte; er legt sich nieder in ihrer einladend schattigen Kühlung, wird schläfrig und schläft in süßen und himmlischen Träumen einen unbegreiflich langen langen Schlaf. Und wie er nun erwacht und in der Meinung, nur kurze Zeit geruht zu haben, den Heimgang antritt, kömmt ihm alles, Feld und Fluren anders vor, als er es früher gesehen zu haben sich erinnert. Die Verwunderung über diese plötzliche unerklärliche Aenderung mußte in stummes Staunen übergehen, als er sich im elterlichen Hause von Fremden fremd empfangen und um seinen Namen gefragt sieht. Der Verwirrte wurde endlich von seinem jüngern Bruder, der unterdeß ein alter Mann geworden war, wieder erkannt; bei genauer Nachrechnung stellte sich heraus, daß er nicht weniger als volle siebenundfünfzig Jahre geschlafen hatte[1]). Es möchte schwer sein, seine Trennung von den Blutsverwandten und von der übrigen menschlichen Gesellschaft mit lebhaftern Farben zu schildern, als es in dieser lustigen Erzählung geschehen ist.

X.

Einfach wie die Wohnung des Epimenides und dieser völlig entsprechend war seine Nahrung, weßhalb sie denn auch eben so unzweideutig seinen Zusammenhang mit den Prophetenschulen zu verrathen scheint. Die Propheten hatten nämlich bei der Erziehung ein Doppeltes im Auge, Zerstörung und Aufbau, Abtödtung und Belebung. Das Schaffen war ihr Zweck, das Vernichten war das Mittel, war die unerläßliche Bedingung, ohne welche jene Absicht auf keinem Wege erreicht werden konnte. Um den innern Menschen

[1]) Diog. Laert. 1. 109 ss. Plinius 7, 52.

erbauen, rein und vollkommen darstellen zu können, mußte der äußere wenigstens so weit zerstört und beseitigt sein, daß er jenem nicht mehr hindernd entgegentrat. Der vernünftige Mensch konnte unmöglich zu seiner zuständigen Würde, zu der herrlichen Gottähnlichkeit erhoben werden, wenn nicht zuvor der sinnliche gedemüthigt, erniedrigt und, wie sich geziemt, zu Unterwerfung und Dienstbarkeit gebracht war. Kurz, damit der Geist wie neugeschaffen auflebe, mußte das Fleisch geschwächt, bezwungen, abgetödtet werden. Deßwegen ließen sich die Propheten des alten wie des neuen Bundes besonders angelegen sein, ihre Jünger in strengem Fasten, in schwerer Entbehrung und in mancherlei harten Entsagungen zu üben und sie auf diese Weise allmälig zur unbeschränkten Selbstbeherrschung emporzuführen. Nicht genug, daß sie sich des Fleisches und der Fischspeisen enthielten; sie versagten sich auch, schon durch den Aufenthalt in unbewohnten Einöden gezwungen, den Genuß des Brodes und lebten von dem, was die Wüste bot, von Wurzeln und Kräutern. Und dieses war es denn auch, was Epimenides zu sich nahm. Er genoß nichts als Malvenkraut und die Wurzelknollen des Asphodill, welche den ärmern Klassen zum Nahrungsmittel dienten[1]). Auch diese Enthaltsamkeit ist der sinn- und bilderreichen Sage nicht entgangen. Zunächst muß uns die schöne Dichtung von seinem langen Schlaf den Gedanken nahe legen, daß, wie der Schlafende die Bedürfnisse des Essens und Trinkens nicht kennt, so auch der kretische Prophet dessen nicht beburft habe, was man sonst zur Befriedigung dieser Bedürfnisse für unentbehrlich erachtet. Ist der Schlaf ein Bild des Todes, so hatte die gestaltende Einbildung nur einen kleinen Schritt, um statt des Schlafes eine Art von Tod, einen Scheintod eintreten zu lassen. Sie gab ihm daher die Wundergabe, zu sterben und sich wieder

[1]) Hermippi Callim. fragm. 18. ed. Müller. Plutarch.

zu beleben, seinem geistigen Theile nach vom Leibe auszugehen und nach Gefallen zu ihm zurückzukehren [1]). Da dieser wohlgeübte Ascet in seiner Zurückgezogenheit keine Nahrung von Außen erhielt, was ließ sich anders erwarten, als daß er in den nächsten Tagen sterben würde? Und wenn man ihn nun gegen alle Erwartung nach langen Jahren noch lebendig fand, mußte man nicht vermuthen, er sei wirklich todt gewesen, aber wieder zum Leben erwacht? mußte man nicht zu der Annahme kommen, sein Geist habe eine Zeitlang vom Leibe sich gelöst und sich später wieder in Liebe mit ihm verbunden? Seine Erhaltung, die bei so kärglicher Nahrung höchst auffallend erscheinen mußte, hat die unerschöpflich reiche Sage noch in eine dritte sinnige Erzählung zu hüllen gewußt, indem sie ihn von unsichtbaren Wesen, von den Nymphen, ernährt werden läßt.

Wollte man das Ziel, zu welchem die scharfe Ascese hinführen sollte, nicht verfehlt sehen, so mußte man in demselben Maße, in welchem sich die leibliche Nahrung verminderte, die geistige zu vermehren bedacht sein. Nur durch diesen Ersatz ließ sich hoffen, daß der junge Ascet bei seinem Entschluß beharren, daß er sich allmälig zu einem geistigen Menschen erbauen, zu einem höhern Leben erheben werde. Deßwegen pflegten denn auch die Propheten ihre Jünger nicht nur in der Selbstüberwindung, sondern auch in dem Worte und Gesetze Gottes mit aller Sorgfalt zu unterrichten; sie empfahlen ihnen auf das Dringendste, die Psalmen dem Gedächtnisse einzuprägen; und wenn sie nicht wie Antonius die ganze Schrift auswendig wußten, glaubten sie, daß es nicht gegen die Armuth verstoße, ihnen eine Bibelhandschrift in die Einsamkeit mitzugeben. Sollte nun wahr und wirklich sein, was wir als Voraussetzung angenommen haben, daß Epimenides sich den jüdischen Prophetenschülern nachbildete,

---

[1]) Suidas. s. h. v.

so müßte sich wohl auch bei ihm so etwas wie eine Bibel, so ein Buch in fremder, in hebräischer Sprache nachweisen lassen. Und in der That wurde lange nach seinem Tode in der Felsenkluft ein Werk vorgefunden, auf Thierhaut geschrieben mit fremden, unbekannten Buchstaben, und da Niemand es zu lesen verstand, so wurde die „Haut des Epimenides" sprüchwörtlich für Verborgenes, das man nicht zu deuten, nicht zu entziffern vermag. Ja, es verbreitete sich sogar unter dem Volke das höchst sonderbare Mißverständniß, das Pergament sei seine eigene Haut, die man viele Jahre nach seinem Tode, mit geheimen Buchstaben beschrieben, in der Grotte gefunden habe[1]).

Da die Jünger der Propheten, wie gesagt, nur äußerst sparsame und dürftige Nahrung zu sich nahmen, so war nichts natürlicher, als daß ihnen in Folge davon ein unglaublich kurzer Schlaf genügte. Und so verwendeten sie denn die Nächte, welche sie gewöhnlich theilweise, öfters auch ganz, durchwachten, zum Gebet und Gotteslob. Daß sich diese Sitte nicht erst von den christlichen Einsiedlern herschreibt, geht deutlich aus dem Wort des Psalmendichters hervor, der von sich aussagt, er stehe um Mitternacht auf, den Herrn zu bekennen und seinen heiligen Namen zu rühmen. Auch dieser Gewohnheit der Prophetenschulen muß sich Epimenides angeschlossen haben; wenigstens erklärt sich dann leicht und ungezwungen die Ansicht, die unter dem Volke herrschend wurde, daß er Nachts im Traume geheime Offenbarungen empfange von dem Gott, dessen Diener er sich nannte[2]).

Das bisher Gesagte genau erwogen, werden wir es begreiflich finden, daß Epimenides den spätern Griechen

---

[1]) Suidas. l. c.

[2]) Maxim. Tyr. 38, 3.

unendlich ehrwürdig erschien, daß er neben Thales Pherecydes und Bias unter denen genannt wurde, welche den Pythagoras unterwiesen und herangebildet hatten, daß er endlich der höchsten Ehre theilhaft ward, an Periander's Stelle unter den hehrsten Gestalten des Alterthums, unter den sieben Weisen, zu glänzen[1]). Mag Plato ihn daher einen „göttlichen Mann" nennen[2]) und Plutarch ihn für einen „gottgeliebten Weisen" erklären, der „das Göttliche" verstand und in eine „begeisterte mystische Weisheit" eingedrungen war[3]); so werden sie hierin trotz der starken Ausdrücke doch allezeit von dem Verdacht, maßlos gelobt zu haben, frei bleiben. Wenn aber diese beiden Schriftsteller und mit ihnen Diogenes Laertius[4]) ihm die Weissagungen zuschreiben, wenn sie ihn künftige Dinge, die wirklich eintraten, vorhersagen lassen; so sind sie entweder zu weit gegangen oder haben, wie sie auch selbst andeuten, nur die Meinung Anderer wiedergegeben. Daß sich Epimenides keineswegs für einen Seher künftiger Ereignisse ausgab, sondern bescheiden und anspruchlos dem Geschehenen, dem Vergangenen nachdachte, scheint er in seinem Namen schon deutlich ausgedrückt zu haben. Wie nämlich Epimetheus die Vergangenheit, Prometheus hingegen die Zukunft zum Gegenstande seiner Erwägung macht; so bezeichnet auch Epimenides Denjenigen, welcher über das, was da gewesen, über die Geschichte sinnend nachdenkt, während Promenides mit Prometheus einerlei Bedeutung haben würde. Doch was der Name anzudeuten scheint, wird bestimmt und ausdrücklich von einem Manne bezeugt, der in dieser Beziehung, wie ich meine, mehr als

---

1) Plutarch. Solon 12. Diog. Laert. l. c. Clem. Alex. Cyrill.
2) Plato de legg. I. 642 D.
3) Plutarch. l. c.
4) Diog. Laert. I. 115.

irgend einer, auf unbedingte Glaubwürdigkeit Anspruch machen darf. Aristoteles läßt ihn die ebenso tiefsinnige als befremdliche Aeußerung thun: Das Geschehene müßten auch schon die Seher verstehen, und fügt dann, um einem möglichen Mißverständnisse vorzubeugen, hinzu, daß Epimenides „nicht über das was sein wird, weissagte, sondern über das Geschehene, es jedoch undeutlich machend“ [1]). Die Worte des Stagiriten, so scharf und bestimmt sie auch gefaßt sind, hat doch früher wohl schon Mancher und in letzter Zeit Herr Max Dunker in seiner Geschichte des Alterthums unrichtig verstanden. Er läßt den Aristoteles versichern, daß Epimenides „nicht Zukünftiges offenbart, sondern nur Vergangenes gedeutet habe, was Andern verborgen oder dunkel geblieben sei, und dieses selbst für die Kunst des Sehers erklärt habe“ [2]). Wenn der Prophet von Kreta sagt, der Seher müsse auch schon das Geschehene kennen, heißt das die Eröffnung des Künftigen ihm erlassen und die Auslegung des Vergangenen zu seiner einzigen Aufgabe machen? heißt das ihm seinen eigentlichen Wirkungskreis, die Zukunft und ihre Aufschließung entziehen und die Kenntniß der Geschichte, die Deutung des Vergangenen für seine Kunst erklären? Heißt es nicht vielmehr eine der nothwendigen Voraussetzungen, eine der unerläßlichen Bedingungen für die Weissagung in dem Verständnisse der Geschichte erblicken und dies Verständniß von Demjenigen fordern, der Seher werden und, wie sein Name besagt, in die Zukunft schauen will? Die Worte des Epimenides konnten vielleicht eher mißverstanden werden, hätte er nicht das bezeichnende „schon“

---

[1]) Arist. Rhet. 3, 17. *τὸ γεγονὸς ἐπιστητὸν ἤδη καὶ τοῖς μάντεσιν, ὥς ἔφη Ἐπιμενίδης ὁ Κρής· ἐκεῖνος γὰρ περὶ τῶν ἐσομένων οὐκ ἐμαντεύετο, ἀλλὰ περὶ τῶν γεγονότων μὲν ἀδήλων δέ.*

[2]) Max Dunker, Gesch. des Alterth. IV., 173.

hinzugefügt. Da er aber mit allem Nachdruck sagt: „die Seher müssen schon das Geschehene kennen;“ so ist eine andere Auffassung ebensowenig zuläßig, als irgend ein Mißverständniß möglich. Er spricht es zu unzweideutig aus, daß eine gewisse Erkenntniß der Sehergabe vorhergehen müsse, daß, wer die Zukunft voraussehen wolle, zuvor die Vergangenheit fleißig zu betrachten habe. Wenn Epimenides seine Forschung ganz entschieden von der Zukunft zurückhielt und sie ausschließlich der Vergangenheit zuwendete, so bewies er eben dadurch, daß er nicht die Absicht hatte, sich für einen Seher auszugeben. Wenn er aber persönlich sein Sinnen auf die Geschichte einschränkte, folgt daraus, daß er nun auch der Kunst des Sehers dieselben Grenzen steckte? daß er ihr einen andern, völlig verschiedenen Begriff unterschob? daß er sie von der Zukunft ausschließend in den engen Kreis der Vergangenheit verwies? Seine Worte besagen ganz etwas Anderes.

Offenbar hatte der kretische Philosoph in seiner Anschauung etwas Sonderbares, das ihm eigenthümlich war und deßhalb dem Aristoteles werth schien, angemerkt zu werden. Allein dies Sonderbare, dies Eigenthümliche ist nicht darin zu suchen, daß er dem Seher das Gesicht umwendete und ihn, statt in die Zukunft, in die Vergangenheit schauen ließ. Es findet sich vielmehr darin, daß er dem Weissagenden ein Doppelgesicht, einen Januskopf gab, daß er es ihm zur Vorbedingung machte, ehe er vorwärts in die Zukunft schauen könne, erst rückwärts zu blicken und in der Vergangenheit, in der Geschichte sich gehörig umzusehen. Diese Ansicht, welche sowohl dem Aristoteles als den Alten überhaupt nach den Begriffen, die sie vom Wahrsager hatten, befremdlich sein mußte, kömmt uns so natürlich, so bekannt vor, daß wir uns über das Befremden der Alten fast mehr, als über die Ansicht selbst wundern möchten. Durch die Apostel und Propheten belehrt, haben wir uns gewöhnt, die geschichtlichen Thatsachen,

welche in den heiligen Büchern verzeichnet sind, als Typen, als Vorbilder anzusehen, welche das, was kommen soll, wie im Spiegel erkennen lassen. Das berühmte prophetische Wort:

„Was ist es was war? eben das was sein wird;
Was ist es was geschah? eben das was geschehen wird," [1])

dieses Wort, so wunderbar es an und für sich sein mag, hat doch für uns nichts Befremdliches, nichts Neues und Auffallendes. Hier hat demnach des Epimenides weiser Ausspruch volle Wahrheit, daß der Seher wissen müsse, was war und geschah, damit er erkennen könne, was sein und geschehen werde. Daß diese Aeußerung bei dem Propheten der Kreter ein überraschend klares und tiefes Verständniß des Sehergeistes und seiner Thätigkeit voraussetzt, kann nicht geleugnet werden. Woher er aber dieses Verständniß der Sehergabe, woher er diese Einsicht in die typische Bedeutung des Geschehenen gewonnen habe; ob er sie aus dem Quell des eigenen Geistes geschöpft, ob er sie fremder und, um es offen zu sagen, jüdischer Belehrung verdankte; das sind Fragen, deren Beantwortung für den Unbefangenen ebenso unnöthig, als für die gelehrte Welt nutz- und fruchtlos sein würde. Wollte man doch endlich sich von dem alten Wahn los machen, das herkömmliche Vorurtheil ablegen: als vermindere und schmälere es den Ruhm des griechischen Geistes, wenn er nicht selbst den ganzen Fabel- und Mährchenkreis heraufgezaubert, nicht selbst alle Sagen und Dichtungen erfunden, nicht selbst seine gesammte Götterlehre ausgebildet und ausgestaltet hätte. Mag er dies Alles von Andern empfangen, von Außen entlehnt haben; Ruhm genug, wenn er jedem den Stempel seiner geistigen Eigenthümlichkeit aufdrückte, wenn er den fremden Stoff in eine feinere, anständigere,

---

[1]) Eccl. 1, 9.

geschmackvollere Form zu gießen wußte, als es den Barbaren nimmer gelang. Bis man sich zu dieser Höhe der freien Forschung erhebt und von diesem Gesichtspunkt aus das classische Alterthum zu betrachten anfängt; wird manche Wahrheit unterdrückt, manche Partie dunkel, manche Frage ungelöst bleiben. Wie Vieles ließe sich über Sparta und Athen, über die Gesetzgebung des Drako und Solon sagen, wollte man nur endlich zugeben, daß die Griechen es nicht unter ihrer Würde hielten, Gesetze und Einrichtungen, wenn sie gut waren, von Andern zu entnehmen und ihnen das Bürgerrecht zu ertheilen. Und wenn man sich in unserm Falle mit der Ansicht, daß Epimenides Proselyt und Schüler jüdischer Asceten war, befreunden wollte, würde sich nicht über die Richtung, die er seinem Geiste auf das Geschehene gab, noch ein helles Licht verbreiten lassen? Treffen wir nicht einerlei Richtung bei den Propheten? Oder richtet nicht auch der Psalmensänger seinen Blick auf die vergangenen Dinge? Sehen wir ihn nicht über die Schläge des Pharao und über die glückliche Befreiung des erwählten Gottesvolkes nachsinnen? über den Durchzug durch das Meer und den Jordan? über die Besiegung der feindlichen Könige und die endliche Besitznahme des milchreichen, honigfließenden Landes? ich sage, sehen wir ihn nicht alles dieses und was überhaupt vor Alters war, was von Anbeginn geschehen, öfters bei sich denkend und erwägend wiederholen? Und sagt er nicht ausdrücklich, daß er aus dem Geschehenen ein kunst- und sinnvolles Gewebe von Parabeln und Vorbildern anfertigen wolle? Es scheint demnach auch hier Epimenides den Weg eingeschlagen zu haben, den ihm die Propheten gezeigt, den Weg, auf welchem wir ihn schon manchmal anzutreffen die Freude hatten.

Herr Dunker begeht bei der Uebersetzung der Aristotelischen Stelle noch einen andern Fehler, den wir nicht nur im Interesse der Wahrheit, den wir auch darum auf-

decken müssen, weil die Berichtigung für das Verständniß der Grundsätze und Regeln, nach welchen der kretische Philosoph seine Schule einrichtete, nicht ganz gleichgültig sein dürfte. Herr Dunker schreibt: „es habe Epimenides Vergangenes gedeutet, was Andern verborgen oder dunkel geblieben sei.“ Die letzten Worte scheinen einen leeren, schaalen und höchst überflüssigen Zusatz zu enthalten. Wenn Andern das Vergangene nicht verborgen, nicht dunkel blieb, wozu brauchte es der fremden Deutung? Aristoteles hat diesen Zusatz nicht gemacht; was er statt dessen hinzugefügt, hat Sinn und Bedeutung. Er sagt, daß Epimenides zwar über das Geschehene Aufschluß gab, daß er dies jedoch that „verheimlichend, undeutlich machend.“ [1]) Wenn er das Vergangene, das er mit geistigem Auge beständig betrachtete, mündlich oder schriftlich erklärte, so geschah es auf behutsame Weise, mit undeutlichen Worten, in bildlichen Ausdrücken, indem er vor denjenigen, welche nicht eingeweiht waren, den Sinn der Rede verbarg, verhüllte, verheimlichte. Auf die eigentliche Weissagung, auf die Ankündigung künftiger Dinge ließ er sich ganz und gar nicht ein; er begnügte sich mit der seinigen, tief geistigen Erwägung dessen, was in frühern Weltaltern geschehen; das Ergebniß dieser geschichtlichen Betrachtungen pflegte er nun zwar Andern mitzutheilen, jedoch in solcher Weise, daß seine Worte den Blicken der Uneingeweihten zum undurchsichtigen Schleier wurden, während sie den Vollkommenen nicht hinderlich waren, mit scharfem, wohlgeübtem Auge durchzudringen und das Geheimniß der Vergangenheit zu erschauen. Daß dies die vorsichtige Lehrweise des kretischen Propheten war, daß er eine Arkan-Disciplin, wie sie hernach bei den Mysterien üblich war, in seine Schule einführte, daß er die Geheimlehren, welche den tiefen Sinn der Vergangenheit enthüllten, nur den Eingeweihten, den

---

1) Aristot. l. c. *ἐμαντεύετο ...... περὶ τῶν γεγονότων μὲν ἀδήλων δέ.*

Vollkommenen vertraute, das bezeugen außer Aristoteles andere, höchst glaubwürdige Gewährsmänner. So versichert Plutarch, daß Epimenides die göttlichen Dinge verstand und jene Weisheit besaß, welche nur denen eröffnet zu werden pflegt, die zu jenem Grad der Vollendung gelangt sind, daß sie in das sorglich verschlossene Innere der Geheimlehren einzutreten würdig befunden werden [1]). Damit stimmt trefflich überein, was Suidas von ihm anführt: in Versen habe er Vieles, in ungebundener Rede einige Mysterien, Reinigungen und anderes Räthselhafte geschrieben [2]). Was Suidas hier Mysterien nennt, darunter haben wir uns eben die geheimen Sprüche und Gesetze der geschlossenen Schule zu denken, und was er von andern räthselhaften Schriften sagt, ist ohne Zweifel auf die Geheimlehre zu beziehen, die in Bild und Räthsel gehüllt war, damit sie denjenigen, welche draußen standen, unverständlich bleiben möchte. Daß Pythagoras wohl schwerlich von selbst, durch eigenes Nachdenken auf die Stiftung dieses Geheimbundes verfiel, daß er vielmehr den Gedanken und wohl auch die ganze Anordnung von seinem Meister hernahm, wird man wohl recht gern zugeben. Weniger Bereitwilligkeit dürfte man zeigen, wenn es sich um die unvermeidlichen Fragen handelt: ob denn nun Epimenides selbstständig und unabhängig von Andern solche Geheimschulen stiftete? oder ob auch er von ältern Männern angewiesen wurde, sowohl selbst das Geheimniß zu bewahren, als Andern die Geheimhaltung auf's strengste zu empfehlen? Was darauf zu erwiedern sei, wird auch, ohne daß ich es ausspreche, derjenige leicht einsehen, welcher vorurtheilslos unserer bisherigen Erörterung gefolgt und mit der Einrichtung der prophetischen Ascetenschulen nicht ganz unbekannt ist.

---

1) Plutarch l. c. *σοφὸς περὶ θεῖα τὴν ἐνθουσιαστικὴν καὶ τελεστικὴν σοφίαν.*

2) Suidas l. c. *ἔγραψε δὲ πολλὰ ἐπικῶς καὶ καταλογάδην μυστήριά τινα καὶ καθαρμοὺς καὶ ἄλλα αἰνιγματώδη.*

XI.

Hat uns bisher Lehr- und Lebensweise des bewunderungswürdigen Einsiedlers von Kreta beschäftigt, so ist nun noch eine wichtige und unendlich folgenreiche That zu erwähnen, welche die hohe Weisheit, die er in der stillen Einsamkeit der Felsenkluft zu Knossus gepflegt hatte, aus dem Dunkel hervorzog und wie das Morgensonnenlicht Leben und Segen spendend vor den Augen des frohen Griechenvolks aufgehen ließ. Zu Athen war gegen 600 v. Chr. ein weiser und geachteter Mann, der sittlich strenge Drako, als Gesetzgeber aufgetreten; er hatte viele Uebelstände und Mißbräuche in Recht und Religion abgeschafft, alte und neue heilsame Gesetze schriftlich aufgezeichnet, und als Wächter derselben acht und vierzig Richter, die man Epheten oder Schöffen nannte [1]), eingesetzt. Da indeß diese bessere Ordnung, welche Anfangs Reiche und Arme mit gleicher Freude begrüßten, in der Folge von dem Adel, wo sie ihm Vortheil brachte, beobachtet, wo sie dem Volk hingegen günstig war, vernachläßigt wurde; so entstand eine gewisse Unzufriedenheit, die der herrschsüchtige Kylon benutzte, um von Megara aus in das attische Gebiet einzudringen, die Stadt zu überfallen und ihre feste Burg, die Akropolis, zu besetzen. Mit Hülfe der attischen Bauern schloß Megakles, der erste Archon jenes Jahres, die feindliche Schaar ein und zwang den Anführer zur Flucht, und bald nachher seine Leute zur Uebergabe. An den Abziehenden, denen er eidlich Leben und Freiheit zugesichert hatte, beging er im Einverständniß mit den übrigen Archonten Meineid und Meuchelmord. Da nach kurzer Zeit Stadt und Land von der Pest befallen wurde, so sah das Volk darin ein Strafgericht für die doppelte Frevel-

---

[1]) Diese Namen scheinen weder von deutscher, noch von griechischer Wurzel zu stammen; sie sind wohl nichts anders als das hebräische Schafet, „Richter", welches Schäfet und Ephet gesprochen wurde.

that, welche die Ersten des Staats an den wehrlosen Kriegern des Kylon verübt hatten. Die dumpfe Stimmung steigerte sich zu trüber, Gefahr und Unheil drohender Gährung. Sowohl diese zu unterdrücken, als dem Rechte seine Geltung wieder zu verschaffen, ließ Solon, der unterdeß die Leitung des Staates in seine Hand genommen hatte, die Schuldigen zur Strafe ziehen und beschloß, die Frevel, welche öffentlich begangen worden, auch von Staatswegen öffentlich zu sühnen. Die Sühnung in gehöriger Weise mit Beobachtung aller Gebräuche vorzunehmen, die Stadt von der Doppelschuld des Treubruchs und der Blutvergießung zu reinigen, und gegenwärtiges und künftiges Unheil, welches diese Verbrechen nach sich zogen, durch Gebet und Opfer abzuwenden, berief man den Priester und Propheten von Kreta, den ehrwürdigen Epimenides. Auf ihn mochte man aus dem Grunde sein Auge richten, weil er allgemein für einen besonders frommen und gottgeliebten Mann galt; vielleicht aber mehr noch darum, weil man mit Zuversicht hoffen durfte, daß er im Geiste des Drako, nur mit mehr Umsicht und Maßhaltung, alle jene Einrichtungen treffen oder wenigstens vorbereiten werde, welche das Volk sittlich zu bessern und sein wahres Wohl zu fördern geeignet waren.

Wie die öffentliche Sühnung der Stadt von Epimenides vorgenommen wurde, wie er sonst zu Athen auf Sittlichkeit, Religion und Gesetzgebung einwirkend thätig war, darüber sind mehrere Berichte der Alten auf uns gekommen, welche zwar in ihren Umständen von der Volkssage erweitert und ausgeschmückt, in der Hauptsache jedoch der Wahrheit gemäß sind. Daß er von einer Anhöhe der Stadt, vom Areshügel, eine kleine Heerde schwarzer und weißer Schafe sich frei und nach ihrem augenblicklichen Trieb habe zerstreuen lassen, daß er dann jedes an der Stelle, wo es sich eben niederlegte, auf einem eigens errichteten Altare geschlachtet habe, ist wohl nicht anders als eine spätere Erfindung des Volksgeistes, der

die rasche Vervielfältigung der Epimenidischen Altäre in diese anmuthige Dichtung einkleidete. So viel indeß darf man für gewiß annehmen, daß er einen neuen Altar erbaute und auf demselben eine gewisse Anzahl Lämmer „seinem eigenen Gott" als Opfer darbrachte. Schlachtopfer und Gebete waren, wie die Sage meldet, wohlgefällig und so wirksam, daß sie dem Wüthen der Pest sofort Einhalt thaten. Weßhalb er denn beim attischen Volke williges Gehör fand, als er befahl, auch künftighin gegen diese verheerende Seuche nicht einen der himmlischen oder höllischen Aftergötter, sondern „seinen eigenen," d. h. den von ihm angebeteten „Gott" anzurufen und durch fromme Opfer zu besänftigen [1]).

Ueber seine anderweitige Wirksamkeit zu Athen drückt sich Plutarch im höchsten Grade anerkennend und lobend aus. Er sagt, daß er dem Solon als Freund treu zur Seite war, ihm in vielen Dingen seine behülfliche Hand reichend und namentlich der neuen Gesetzgebung den Weg bahnend. Opfer und heiligen Dienst habe er einfacher, die Menschen hinsichtlich der Trauer um die Todten milder und mäßiger gemacht, indem er mit dem Leichenbegängnisse Opferfeste verband und das Harte und Barbarische, dem sich früher die Weiber hingaben, völlig zu beseitigen wußte. Das wichtigste aber, meint Plutarch, sei dieses, daß er durch Sühnopfer, durch Reinigungen und Stiftungen in die Geheimnisse eingeführt und eingeweiht, und auf diese Weise mit Erfolg dahin gewirkt habe, daß die Stadt gegen das Gesetz folgsamer, zur Eintracht bereitwilliger wurde [2]). Diesen Bericht des Plutarch, wie er es wohl verdiente, in genauere Erwägung zu ziehen, würde uns zu weit führen. Ein paar kurze Bemerkungen dürften indeß hier noch Raum finden. Zunächst muß es auffallen, daß die religiösen Handlungen, durch welche er die Aufnahme in seine geheime Genossenschaft zu

[1]) Diog. Laert. l. c. *προστάξας θύειν τῷ προσήκοντι θεῷ.*
[2]) Plutarch. Solon 12.

vollziehen pflegte, überall mit dem Worte Reinigungen bezeichnet werden, einen Ausdruck, dessen sich die Juden für die Beschneidung und andere Gebräuche bedienten. Was die Einfachheit des Opfercultes anlangt, so wissen wir, daß er die Schlachtopfer aus der Schafheerde, also aus denjenigen Thieren nahm, welche auch die Juden für rein und genießbar hielten. Wenn er nun das Volk anwies, wo nicht ausschließlich, doch vorzugsweise Lämmer zu opfern, so mußte dadurch der Gottesdienst, wie Plutarch sagt, einfacher und minder kostspielig werden. Von der Trauer um die Verstorbenen ist es nicht unbekannt, wie weit sie im vielgepriesenen Heidenthume ging, wie sie nicht nur zu Trostlosigkeit und Verzweiflung führte, sondern zu der gräßlichsten Selbstverstümmlung, ja zum schwärmerischen Selbstmorde hintrieb. Den endlosen Klagen, dem verzweifelten Heulen und Schlagen und all dem Jammer vernunftwidriger Trostlosigkeit, trat der Prophet von Kreta mit der ganzen Macht seines Ansehens entgegen, wie es scheint, auf denjenigen hinblickend, den er auch bei andern Gelegenheiten vielfach als Vorbild vor Augen hatte, auf den großen Gesetzgeber des Judenvolkes. Am wirksamsten mußte die unmäßige Trauer gelindert werden durch geweihte Handlungen, durch feierliche, erhebende Opfer; wie denn auch die Juden es nicht unschicklich fanden, die Bestattung der Fürsten und Könige mit unbeschreiblichem Aufwande, durch festliche Rauchopfer zu verherrlichen. Um noch ein Wort über die Mysterien zu sagen, so ist es außer allem Zweifel, daß Solon's Vorläufer in Athen diejenigen Jünglinge, welche für das Höhere und Geistige empfänglich waren, an sich zog, sie nach und nach in die tiefern Lehren und Satzungen einführte und zuletzt durch die reinigende Ceremonie in den geschlossenen, wohlgegliederten Geheimbund eintreten ließ. Von einem solchen Meister gebildet, mußte diese junge Schaar, ohnehin den ersten und einflußreichsten Familien angehörig, sehr bald bei der gesammten

Bürgerschaft das höchste Ansehen gewinnen, wodurch es ihr denn ohne sonderliche Mühe möglich wurde, dem Staate die beiden schönsten Güter zu schenken, ihn zur Achtung des Gesetzes und zur Liebe des Friedens und der Eintracht hinzuführen. Dankbar für die außerordentlichen Wohlthaten, welche die Stadt aus der Hand des Epimenides empfangen hatte, bot sie ihm beim Weggehen ein Talent Silber an, ein für jene Zeit unerhört großes Geschenk. Der kretische Prophet indeß lehnte die reiche Gabe dankend ab, brach von einer Olive einen Oelzweig und nahm statt aller Belohnung diesen mit sich auf das attische Schiff, welches ihn in die Heimath zurückbringen sollte. Und wie hätte er auch anders handeln können? er, der ernste und entschiedene Mann aus der Felsengrotte zu Knossus, der nur das eine Ziel kannte, den hohen Gestalten, die ihm seine Lehrer zu Vorbildern gegeben, in Allem ähnlich zu werden?

Die rasche Umwandlung des sittlichen Verhaltens, die friedlich ruhige Stimmung des Volkes, die andern Segnungen, welche die Anwesenheit des Weisen von Kreta über Athen in reichster Fülle ausgegossen, konnten bei der Bedeutung dieser Stadt den Blicken der übrigen Griechen nicht wohl verborgen bleiben. Und so entzündete sich denn auch an andern Orten das Verlangen, diesen gewaltigen Volkslehrer zu sehen, zu hören, nach seinen Weisungen häusliches wie öffentliches Leben einzurichten. Erst wurde er nach Delos gerufen, wo er, ganz wie in Athen, nach den Grundsätzen seiner Philosophie belehrend und erziehend wirksam war, heidnische Unsitte und Untugend bannte, und sowohl neue religiöse Bräuche und Uebungen, als heilsame bürgerliche Gesetze an ihrer Stelle einführte. Auch in Sparta lernte man ihn aus dem, was man hörte, schätzen und achten, und der Wunsch, ihn wenigstens auf einige Zeit zu besitzen, wurde um so lauter und entschiedener ausgesprochen, als man dort einen Landsmann des Epimenides, den kretischen Sänger Thaletas

von Gortyn noch in frischer Erinnerung hatte und mit stillem Danke gedachte, wie schweres Uebel er gewendet, wie viel Heil und Wohl er durch seine Lieder über Land und Leute herabgesungen. Mochte sich Epimenides diesem ältern Manne durch Pflichten der Pietät verbunden fühlen, oder mochte ihn eine andere Erwägung bestimmen, genug, der Einladung der Spartaner folgte er ohne Umstände und fühlte sich dort so wohl und heimisch, daß er nicht einen kurzen flüchtigen Besuch machte, sondern sich bleibend bei ihnen niederzulassen beschloß. Daß er sich auch hier dem heidnischen Unwesen widersetzte, daß er die geistigen und sittlichen Vorschriften, wie er sie von asiatischen Weisen hatte, mit Ernst und Eifer verbreitete, daß er endlich auch für reifere, ausgewählte junge Männer einen engern Bund stiftete, darf man nicht nur bei seiner Gewohnheit voraussetzen, es läßt sich auch aus einem höchst merkwürdigen und sonderbaren Geständnisse schließen, das bis zur Stunde noch seine befriedigende Aufklärung erwartet. Es bekennen nämlich bald nach den Zeiten Alexander's des Großen die Spartiaten, daß sie Brüder der Juden, Nachkommen Abraham's seien, und daß sie dies Verhältniß nicht erst seit gestern oder vorgestern hätten, sondern von Alters her, wie sie es in einer alten Schrift gefunden. Da es auf Grund einer unbezweifelten Urkunde[1]) feststeht, daß die Spartiaten wirklich mit den Juden verwandt zu sein gestehen, so kommt es einzig und allein darauf an, dieses Räthsel zu lösen, diese Verwandtschaft auf ihren rechten Ursprung zurückzuführen. Ich denke, man wird mir nicht sehr Unrecht geben, wenn ich sie auf jene religiöse Handlung deute, durch welche entweder der Sänger oder der Prophet von Kreta die Spartiaten in alter Zeit in den Geheimbund der jüdischen Proselyten feierlich aufnahm. Epimenides blieb in Sparta bis

[1]) Macc. 12, 6. 20.

zu seinem Tode; er starb, wie er gelebt, ein Prophet von 157 Jahren [1]). Wie er von seinen Zeitgenossen mit Ehrfurcht geliebt wurde, so war auch bei den Nachkommen sein Name in gutem Andenken und sein Grab in Ehren bis auf die späten Jahrhunderte [2]).

Seine Schriften, die ziemlich zahlreich waren, sind sämmtlich verloren, was nicht im mindesten befremden darf, da sie für die Eingeweihten bestimmt waren und deßhalb mit seiner Schule, wenn sie ausstarb oder entartete, verschwinden mußten. Außer der einen Zeile beim heiligen Paulus und drei andern bei Aelian [3]) ist alles, was er geschrieben, untergegangen. Eine starke Vorliebe für das Fremde und Ausländische, eine Neigung zum Räthselhaften und Ungewöhnlichen läßt sich in ihm nicht verkennen. Was Damascius aus seiner Kosmogonie anführt, daß er aus Luft und Nacht die verschiedenen Geschlechter hervorgehen ließ [4]), stimmt vollkommen zu seiner Weise. Es möchte auch dies auf fremden Ursprung schließen lassen und vielleicht in hebräischen Anschauungen seine Erklärung finden; wie denn auch darin ein bekanntes mosaisches Gesetz durchschimmert, was man von ihm meldet, daß er aus dem Schlafe um so viele Tage älter erwacht sei, als es Jahre waren, die er in diesem Zustande hingebracht.

Daß der Prophet von Kreta sich in der Jugend den Juden und ihren Asceten angeschlossen habe, wurde bisher durch gewisse Anhaltspunkte wahrscheinlich gemacht, die uns die dürftigen und mangelhaften Zeugnisse der Alten bieten. Diese Anhaltspunkte fanden sich sämmtlich in seinem eigenen Leben. Er war nun aber auch Lehrer eines großen Mannes, eines der bedeutendsten Philosophen, der selbst das Glück

---

1) Plin. l. c.

2) Paus. 3, 8.

3) Aelian. h. a. 8, 7.

4) Daucasc. p. 383. δύο πρώτας ἀρχὰς ἀέρα καὶ νύκτα.

hatte, Stifter einer gesegneten und weithin wirksamen Schule zu werden. Pythagoras rühmte sich, solchen Meisters Jünger zu sein. Wäre es uns hier darum zu thun, unsere Vermuthung, daß Epimenides Proselyt und mehr als Proselyt gewesen sei, aus dem Schimmer der Wahrscheinlichkeit in das Licht der Gewißheit zu stellen; so würden wir Leben und Lehre des Pythagoras durchgehen und alle jene seltsamen Strahlen und Strahlenbrechungen sammeln, von denen sich zeigen läßt, daß sie keinem andern als dem Lichtquell jüdischer Weisheit entströmt sein können. Da wir indeß nur einige Andeutungen geben wollten, so genüge es, auf Reuchlin, auf H. Grotius und den um die syrische Götterlehre verdienten Selden hinzuweisen und zu bemerken, daß ihre Beweisgründe eben so wenig widerlegt sind, als sie sich um Vieles verstärken und vermehren lassen. Aber auch abgesehen davon glauben wir unsere Voraussetzung durch viele Gründe nicht erwiesen, doch ziemlich annehmbar gemacht zu haben. Wird nämlich eine Vermuthung um so viel wahrscheinlicher, je zahlreichere Unbegreiflichkeiten sich daraus erklären lassen, so dünkt mich, ist es diejenige, welche wir hinsichtlich des Epimenides aufgestellt haben, im allerhöchsten Grade. Wir dürfen deßhalb die Worte des Apostels nur ganz kühn in ihrem eigentlichen Verstande nehmen, ohne uns zu ängstigen, er möchte den heidnischen Mann, wenn er ihn Prophet nennt, über Gebühr ausgezeichnet und allzuhoch erhoben haben.

XII.

Da von der Altarinschrift, welche Paulus in seiner Rede im Areopag berührt, noch einiges zu sagen ist, so wird es zu dem Behufe nöthig, auf Epimenides und insbesondere auf seinen Besuch in Athen wieder zurückzukommen. An der Stätte, wo er Anfangs aus rauhen Steinen, wie es scheint, nur eine einfache Opferhöhe bereitet hatte,

ließ er in der Folge einen eigentlichen Altar erbauen, dessen Inschrift den spätern Geschlechtern anzeigen sollte, wem er geweiht sei. Da nun der Gott, dem dort geopfert wurde, keiner von den zu Athen wohnhaften und bekannten Göttern war; da er auch nicht, wie diese, Zeus oder Athene hieß oder sonst einen eigenen Namen führte: welcher Laute und Worte, welcher Benennung sollte sich Epimenides bedienen, um ihn kenntlich zu machen? Blieb ihm etwas anderes übrig, als ihn den unbekannten Gott, den ausländischen, den fremden, zu nennen? Und wenn nun der Altar dem unbekannten Gotte geweiht war, wenn er in seiner Inschrift nicht den Eigennamen irgend eines Gottes vorzeigte; wie wollte ein Schriftsteller, der ihn zu erwähnen hatte, um verständlich zu werden, sich ausdrücken? Mußte er ihn nicht entweder als „Altar des unbekannten Gottes" bestimmen? oder, da dieser selbst namenlos, auch seinem Heiligthume keinen Namen aufdrückte, ihn schlechthin als „unbenannten Altar" bezeichnen? Beide Benennungen waren den alten Schriftstellern geläufig; diese wählt Diogenes Laertius an der Stelle, wo er von jenem Altar redet, welcher von Epimenides errichtet und dem Gotte, den er anbetete, gewidmet wurde [1]); jener bedient sich Pausanias, wo er des Athenischen, und eines andern, nach ihm erbauten Olympischen Altars Erwähnung zu thun hat. Sie bringt uns denn auch dahin zurück, von wo wir gleich Anfangs ausgegangen sind, auf die Rede des Apostels. Von den Epikuräern, Stoikern und Andern in den Areopag geführt, sagt Paulus, daß er beim Herumgehen die verschiedenen Gegenstände der Verehrung betrachtet und unter andern einen Altar bemerkt habe, welcher die Aufschrift trug: „Dem unbekannten Gott." An diese Worte anknüpfend, versucht er sowohl die Meinung

---

1) Diog. Laert. l. c. *καὶ νῦν ἔστιν εὑρεῖν κατὰ τοὺς δήμους τῶν Ἀθηναίων βωμοὺς ἀνονύμους, ὑπόμνημα τῆς τότε γενομένης ἐξιλάσεως.*

einiger, daß er fremde Götter lehre, zu widerlegen, als sie über den einen allmächtigen Gott unterweisend zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen. Was sie sonach, ohne es zu kennen, verehrten, das komme er ihnen kund zu machen. Der Gott, welcher die Welt geschaffen und was in ihr ist, dieser, sagt er, der Herr Himmels und der Erde, wohne nicht in Tempeln, nicht in Gebäuden von Menschenhand gefertigt. Und nun fährt er in seinem Unterrichte fort mit jener unübertrefflichen Gewandtheit, die wir an dem gottbegeisterten Redner allezeit bewundern müssen.

Die Altarschrift war durch den Apostel und durch die Aufmerksamkeit, welche er ihr geschenkt, zu wichtig, zu ansehnlich geworden, als daß man hätte versäumen dürfen, sich nach ihr auf's genaueste und sorgfältigste umzusehen. Von den Vätern und kirchlichen Schriftstellern, deren Werke uns erhalten wurden, ist meines Wissens Hieronymus derjenige, welcher sie zuerst vollständig in lateinischer Uebersetzung aufgezeichnet hat. Sie lautet nach ihm also:

„Den Göttern Asiens, Europa's, Afrika's:
Den unbekannten und fremden Göttern." [1])

Die ursprünglichen Worte in griechischer Sprache, den eigentlichen Urtext geben uns zwei spätere Schriftsteller, die selbst geborne Griechen waren, Oekumenius und der von ihm abhängige Theophylaktus, in allem mit Hieronymus übereinstimmend; nur darin weichen sie ab, daß sie statt der Mehrzahl die Einzahl setzend in der zweiten Hälfte schreiben:

„Dem unbekannten und fremden Gott." [2])

---

[1]) Hieron. in Tit. 1. Diis Asiae et Europae et Africae: diis ignotis et peregrinis; oder zurückübersetzt: *Θεοῖς Ἀσίας καὶ Εὐρώπης καὶ Λιβύης· θεοῖς ἀγνώστοις καὶ ξένοις.*

[2]) Oecum. Theoph. in Act. Ap. 17. *Θεοῖς Ἀσιάς καὶ Εὐρώπης καὶ Λιβύης· θεῷ ἀγνώστῳ καὶ ξένῳ.*

Da sich hier unmöglich an zwei verschiedene Inschriften denken läßt, so kann es sich einzig und allein darum handeln, wer von beiden sich treu und gewissenhaft an den eigentlichen Wortlaut gehalten habe, ob der Lateiner von demselben abwich, oder ob der Grieche ihn eigenmächtig zu ändern sich erlaubte. Abgesehen davon, daß der erstere schon wegen seiner Herkunft und mehr noch wegen seiner philologischen Bildung bei weitem zuverläßiger und glaubwürdiger ist, liegt mehr als ein Grund vor, der uns bestimmen muß, für ihn zu entscheiden und seinem Zeugniß vor dem des späteren Griechen den Vorzug zu geben. Zunächst spricht entschieden für ihn, worauf in Fragen der Kritik das allergrößte Gewicht zu legen ist, daß er die schwierigere, die scheinbar widersprechende Aufschrift bringt, welche entweder selbst einer Erläuterung bedürftig ist, oder wenigstens eine Rechtfertigung des heiligen Paulus nöthig zu machen scheint. Da nämlich die Inschrift, nach ihrem starren Wortlaut, etwas anderes sagt, als sie der Apostel sagen läßt, da sie von unbekannten Göttern, er von dem unbekannten Gotte redet; so wird man leicht fühlen, daß hier, nach dem Aeußeren zu urtheilen, keine wahre Uebereinstimmung, kein rechter Einklang herrsche. Diesen unversöhnten Mißton, diese fühlbare Mißhelligkeit empfand Hieronymus in seiner ganzen Stärke. Und ob er es schon empfand, so wollte er doch lieber eine Rechtfertigung oder, wenn es das nicht wäre, mindestens eine Entschuldigung des Apostels versuchen, als die Unredlichkeit begehen, eine Aenderung an der Inschrift vorzunehmen und da Einverständniß vorzugeben, wo sich, wirklich oder scheinbar, Widerspruch und Zwietracht merkbar machten. Er ist, wie es sich bei seiner heiligen Gesinnung nicht anders denken ließ, ehrlich und aufrichtig genug, offen und rückhaltlos zu gestehen, daß die Aufschrift des Altars nicht so war, wie Paulus versicherte, daß sie vielmehr auf unbekannte Götter lautete, daß der Apostel indeß nicht meh-

verer, daß er nur eines unbekannten Gottes bedurft und sich deßhalb des Wortes in der Einzahl bediente, um denjenigen Gott als den seinen zu verkündigen, welchen die Athener in der Altarschrift angezeigt hatten[1]). Mit der Gewissenhaftigkeit in der Wissenschaft, mit der ernsten und pünktlichen Genauigkeit scheinen es die spätern Griechen überhaupt nicht gar zu streng genommen zu haben. In Ansehung der Kritik und ihrer Anforderungen unerfahren, mochte daher auch Oekumenius in der Meinung, eine fehlerhafte Inschrift vor Augen zu haben, sich für berechtigt halten, sie nach dem Apostel auf eigene Faust zu verbessern, den störenden Mißton auf diese Weise zu lösen und die vermißte Einstimmigkeit auf's Vollkommenste herzustellen.

Lassen Vernunftgründe mit vollem Rechte urtheilen, daß die Inschrift in der Gestalt, wie sie von Hieronymus wiedergegeben wird, rein und unverfälscht sei; so fehlt es doch auch nicht an Zeugnissen, welche dieses Urtheil auf's Kräftigste unterstützen, und man darf sagen, über jeden Zweifel sicher stellen.

Pausanias bezeichnet in seiner Beschreibung Griechenlands genau den Ort, wo man den gedachten Altar zu suchen hatte. Er fand sich an bedeutsamer und passender Stelle, bei dem ältesten Hafenplatze der Stadt, in der Nähe des Phalereus. Dort, sagt er, sei ein Tempel der Scirischen Athene und des Zeus in einiger Entfernung, auch Altäre der sogenannten unbekannten Götter und der Heroen und der Kinder des Theseus und Phalerus[2]). Daß hier Pausanias mit Rücksicht auf die Heroen und die Kinder der beiden Helden von mehreren Altären redet, daß er sonach nicht mehr als einen Altar der unbekannten Götter hat

[1]) Hieron. l. c.

[2]) Pausan. I., 1, 4: *βωμοὶ δὲ θεῶν τε ὀνομαζομένων ἀγνώστων καὶ ἡρώων καὶ παίδων τῶν Θησέως καὶ Φαλήρου.*

andeuten wollen, ist höchst wahrscheinlich. Daß er sich aber anders hätte ausdrücken sollen, wenn er, wie gewisse Ausleger meinten, mehrere Altäre des einen unbekannten Gottes bezeichnen wollte, daß er in diesem Falle ausdrücklich Altäre des unbekannten Gottes sagen mußte, ist unwidersprechlich. Denn die Mehrzahl von den Altären auf den Gott zu übertragen, ihn selbst, weil er mehr als einen Altar hatte, zu vervielfältigen, ist doch wohl gar zu große Kühnheit. Gegen die obige Auffassung mußte demnach nicht nur der Ausdruck des Pausanias Bedenken erregen; auch eine ähnliche Stelle, wo bei einem einzigen Altar doch ausdrücklich „der unbekannten Götter" von ihm gedacht wird, konnte, wie mir scheint, den Irrthum sofort erkennen lassen [1]).

Dem Pausanias treten noch zwei andere Zeugen bei, welche beide gleich gelehrte Kenner des griechischen Alterthums sind, Philostratus [2]) und Tertullian. Auch sie brauchen die Mehrzahl, wenn sie von den Göttern reden, die in Athen und Attika die unbekannten genannt wurden. Der Letztere sagt, wie es so seine Art ist, recht kurz und kräftig: sogar finde er den unbekannten Göttern Altäre gesetzt, doch es sei attischer Götzendienst; auch ungewissen Göttern, und das sei römischer Aberglaube [3]).

Dies alles zusammengenommen, kann es wohl kaum mehr zweifelhaft sein, ob Hieronymus mit seinen ältern Gewährsmännern, oder ob der unzuverläßige Oekumenius mit seinem spätern Ueberarbeiter in dem Streite um die Aechtheit der Inschrift Recht behalten müsse. Wenn es aber

---

1) Pausan. V., 14, 6: *πρὸς αὐτῷ δ' ἐστὶν ἀγνώστων θεῶν βωμός.*

2) Philostrat. 6, 2: *ἀγνώστων θεῶν βωμοί.*

3) Tertullian. c. Marc. 9: Invenio plane ignotis deis aras prostitutas, sed attica idololatria est; item incertis deis, sed romana superstitio est.

wahr ist, daß der Altar nicht ausschließlich dem einen Gotte geweiht war, wenn es wahr ist, daß die Inschrift sich auf mehrere ausdehnte und ausdrücklich auf die unbekannten Götter lautete: wie durfte sie der Apostel auf den einen wahren Gott, auf den einzigen Herrn und Weltschöpfer einschränken? was konnte ihn hindern, die einfache Erklärung zu geben, einer von denjenigen, die sie unbekannter Weise ehrten, sei der Gott, den er zu verkündigen komme? woher wollte er die Berechtigung nehmen, vom Worte nicht sowohl abzugehen, als ihm vielmehr einen andern Verstand, einen neuen und, wie es scheint, unzuläßigen Sinn unterzuschieben? Wüßte man nicht, von wem der Altar aufgestellt und die Inschrift gesetzt wurde, so könnte es selbst dem scharfsinnigsten und klügsten Anwalt des Apostels begegnen, daß er sich um eine befriedigende Antwort, um eine sichere und genügende Auskunft in einiger Verlegenheit befände. Da es indeß gewiß ist, daß Erbauer des Altars und Verfasser der Inschrift Epimenides war, so, denke ich, brauchen wir uns nur auf seine Art und Weise zu besinnen, um den Apostel nicht etwa blos entschuldigt, sondern auf's Glänzendste gerechtfertigt zu sehen. Wenn Epimenides seine Gedanken in das künstliche Gewand des Räthsels und der bildlichen Rede zu hüllen pflegte, wenn er nur durch diesen Schutz den hohen und geheimen Sinn seiner Lehre vor Entweihung sichern zu können glaubte: wird er nicht auch hier eine Verhüllung für nöthig erachtet haben? einen Schleier, der dem sinnlichen Auge undurchdringlich und unbeweglich blieb, während er von dem Wissenden leicht durchschaut oder hinweggehoben werden konnte? hier, sage ich, wo der verschwiegenste Gedanke seines Herzens den sichern Verschluß der Schule verlassen mußte? wo das tiefste Geheimniß seiner Weisheit als Inschrift verkörpert und verewigt, sich den Augen des ganzen Volkes auszusetzen, den Blicken Aller bloszustellen hatte? Sollte sich nun bei näherer Prüfung ergeben, daß des Epi-

menides Worte eines tiefern Verständnisses würdig und fähig wären; so darf man nicht besorgen, mit denen in eine Klasse geworfen zu werden, welche im Alterthume eben so sehr die Allegorie als den Homer mißbrauchten und mit beiden allerlei Phantasiespiel zu treiben sich erkühnten. Dort hatte man mit einem griechischen Dichter zu thun, der seine Gedanken und Gefühle so schön und so klar als möglich vortragen mußte, wenn er der Aufgabe seiner Kunst entsprechen wollte; hier handelt es sich um einen Philosophen, der nach semitischen Grundsätzen gebildet, eine doppelte, eine esoterische und exoterische Lehrweise befolgte, und was er geheim gehalten wissen wollte, den Schülern offen vorlegte, dem Volke hingegen hinter Bild und Gleichniß zu verbergen beflissen war.

In der Meinung, daß die Inschrift einen tiefern Sinn habe, muß man sich nicht wenig bestärkt fühlen, wenn man die erste Hälfte:

„Den Göttern Asiens und Europas und Afrikas“

genauer untersucht und findet, daß darin die drei damals bekannten Welttheile aufgezählt und somit „die Götter des ganzen Erdkreises“ gemeint sind. Auch darf nicht übersehen werden, daß nicht Europa, wie man es erwarten könnte, daß vielmehr Asien an erster Stelle aufgeführt ist, was freilich Denjenigen nicht befremden wird, der bedenkt, daß der Gott, dem Epimenides opferte, keine Scheu trug, sich für den Gott eines der asiatischen Völker zu erklären. Was den zweiten Theil der Inschrift anlangt:

„Den unbekannten und fremden Göttern,“

so ist vor allen Dingen zu merken, daß er ohne Bindewort angefügt, nichts als eine Ergänzung, ein erklärender Zusatz ist, nicht dazu bestimmt, neue Götter namhaft zu machen, sondern lediglich die Erstgenannten näher zu beschreiben.

Und dieses festgehalten, folgt nothwendig, daß nicht nur die Gottheiten Asiens und Afrikas, sondern auch die in Europa, ja selbst jene von den Griechen verehrten, ohne Unterschied als diesen fremde und unbekannte Wesen bezeichnet werden; ein Widerspruch, der um so greller wird, als die griechischen und asiatischen Gottheiten durch Natur und Namen mehr oder minder ein und dieselben waren. Die Ungereimtheit ist aber daher entstanden, daß wir die Worte des kretischen Propheten in ihrem gemeinen Sinne, in ihrem buchstäblichen Verstande nahmen; sie wird alsogleich wegfallen, sobald wir den Schlüssel entdecken, der uns Geist und Geheimniß dieser Worte aufzuschließen geeignet ist. Der Schlüssel aber liegt, wie ich glaube, nicht in den Gesetzen der griechischen, sondern in einer Eigenheit der hebräischen Sprache. Wenn Epimenides dem Gotte eines asiatischen Volkes, wenn er, offen gestanden, dem Gotte Jakobs diente: warum sollte er nicht auch den Gotte der Hebräer mit der geziemenden Ehrerbietigkeit der Hebräer anreden? was konnte ihn abmahnen, die göttliche Majestät nach hebräischer Sitte durch die ehrfurchtsvolle Mehrzahl auszuzeichnen? wer wollte ihm verdenken, wenn er den höchsten Namen Elohim durch das griechische θεοὶ „Götter" wiederzugeben den Muth hatte? Aber, wird man einwenden, der griechische Sprachgebrauch? Durfte der Sprachgebrauch, frage ich, ihn von einer dichterischen Freiheit, von einer prophetischen Licenz zu einer Zeit abhalten, da die Sprache, jugendlich biegsam und flüssig, noch nicht unter dem frostigen Einflusse grammatischer Gesetze erstarrt war? und in einem Falle, wo er dabei seinen größten wohlberechneten Vortheil sah, wo er durch ein so schickliches Mittel dem Volke unverständlich zu bleiben und sein Geheimniß vor Entheiligung zu bewahren auf das Sicherste rechnen durfte?

So war denn der Apostel vollkommen in seinem Rechte, wenn er nicht sowohl vom eigentlichen Sinne, als von der

Unwissenheit der am Buchstaben haftenden, unerfahrenen Menge abwich; wenn er die bedeutungslose Schale wegstieß und geraden Wegs auf den gesunden Kern ging; wenn er diejenige süße und wohlschmeckende Wahrheit daraus hervorholte, welche ein prophetischer Geist darin hinterlegt, welche weise Vorsicht sorglich verschlossen hatte. Die Art und Weise nun, wie der große Völkerlehrer von seinem Rechte Gebrauch macht, sich näher anzusehen, ihn bei der Erhebung des Inhalts, bei der Ausbeute, die er daraus gewinnt, genauer zu beobachten; ja ihm auf dem Gedankengange, den die Inschrift in seinem Geiste anzuregen scheint, Schritt für Schritt zu folgen, möchte wohl eine eben so anziehende, als lehrreiche Aufgabe sein. Ein paar Andeutungen zu geben, können wir uns hier nicht wohl versagen.

Für den Anfang übergeht er den ersten Theil der Inschrift, nicht als ob er ihn überhaupt für werth- und nutzlos achtete, sondern weil er gleich dasjenige Wort herausgreifen wollte, welches ihm den leichtesten und glücklichsten Anknüpfungspunkt zu bieten versprach. Es ist das „unbekannt." Was die Athener, ohne es eigentlich zu kennen, durch Altar und Opfer ehrten, das erklärt er ihnen verkündigen zu wollen. Wie nun die Anwesenden von dem Altar, von der Inschrift hörten; wie sie die oft gelesenen Worte: „dem unbekannten Gott" vernahmen, mußten sie sich nicht im Geiste den Altar vorstellen? seine Aufschrift vergegenwärtigen? und am Lebhaftesten sich mit dem Anfange, mit dem ersten Theile derselben beschäftigen? Auf diese psychologische Nothwendigkeit nimmt der Apostel Rücksicht, indem er sich unverzüglich zur Deutung der Anfangsworte wendet. Der Gott, sagt er, den er ihnen kund thue, sei eben der ihnen unbekannte Gott der ganzen Erde, der ganzen Welt, der „Gott Asiens, Europas, Afrikas;" er sei der Gott, „welcher die Welt schuf und Alles, was in ihr, der Herr des Himmels und der Erde." War durch diese Beleh-

rung die ungeduldige Wißbegierde, die einmal erregt, auf die Aufmerksamkeit hätte störend einwirken können, befriedigt; war dem Verlangen, mit welchem der theilnehmende Zuhörer der Deutung der ersten Hälfte der Inschrift entgegensah, Genüge geschehen: so erübrigte nur noch, daß das Beiwort „fremd," welches Epimenides nicht minder dem unbekannten, als einige der Anwesenden dem vom Apostel verkündigten Gott [1]) gegeben hatten, erklärt und richtig verstanden werde. Und eben dieses vieldeutige und gefährliche Beiwort zu erläutern, auf seinen rechten Begriff zurückzuführen und in erforderlicher Weise zu berichtigen, ist offenbar das Ziel, welches dem Apostel bedeutend und wichtig genug schien, um sich demselben mit der ganzen Kraft seiner Rede zuzuwenden. Ohne sich mit der Altarinschrift in offenen und erklärten Widerspruch zu setzen, belehrt er die Athener, daß eben dieser Gott weder ihnen, noch ihren Vorfahren völlig fremd geblieben sei; daß er aus einem Menschen das gesammte Geschlecht gemacht habe, damit sie Gott suchten, ob sie ihn treffen und finden könnten; daß er Keinem von uns fremd, Keinem fern sei, da wir ja in ihm leben, in ihm uns bewegen und befinden. Diese wenigen und dürftigen Bemerkungen mögen hinreichen, um erkennen zu lassen, daß es dem Heidenlehrer nicht genug war, von dem Altare ein paar Worte herabgelesen und sie ohne weitere Benutzung seiner Rede eingesetzt zu haben; daß er vielmehr um Herkunft, Umgebung und Zusammenhang derselben bekümmert,

---

[1]) Daß der zu Athen unbekannte Gott kein anderer als Jesus Christus, kein anderer als der wahre Gott sei, sagen Johannes, Chrysostomus und Augustinus ausdrücklich (Chrysost. l. c. Aug. c. Crescon. 1, 29). In demselben Sinne faßt ihn ein Ungenannter des dritten Jahrhunderts auf, in dem Zwiegespräch Philopatris, welches sich unter Lucian's Werken befindet. Von den Zweien, die er redend einführt, läßt er den einen seine Aussage „bei dem Unbekannten zu Athen" versichern und beide gegen den Schluß „dem zu Athen Unbekannten" Lob und Danksagung darbringen (Lucian Philopatr. 9 p. 594, 29 p. 617).

die ganze, gewiß providentielle Inschrift von Wort zu Wort durchnimmt und nichts ohne Erörterung oder Berichtigung zu lassen bestrebt war.

Wenn wir die Zeugnisse, welche der Apostel aus den griechischen Dichtern und Philosophen anführt, noch einmal übersehen, so dünkt mich, müssen wir uns in der Ueberzeugung, die wir früher aus seinem Lebens- und Bildungsgange gewonnen hatten, nicht wenig befestigt fühlen. Angesichts solcher thatsächlicher Beweise dürfte es schwer sein, zu läugnen, was die Väter allezeit gern gestanden, daß Paulus in den weltlichen Wissenschaften, in der classischen Literatur nichts weniger als unerfahren war [1]). Ein Mann von doppelter, jüdischer sowohl als hellenischer Bildung, ward ihm vom Herrn die unermeßlich große und umfangreiche Sendung, den Juden wie ein Jude, den Unbeschnittenen wie ein Unbeschnittener, kurz Allen Alles zu werden. Daß es nur sehr wenige Stellen sind, die er aus den heidnischen Schriftstellern aufnimmt, ist begreiflich, da er nicht anders als in dem Falle nach Fremdem greifen wollte, wo er durch die Umstände unumgänglich dazu genöthigt wurde, und weil er nicht die Absicht hatte, daher Glanz zu entlehnen, sondern seinen Lesern dadurch förderlich zu werden [2]). Was er aber auf diese Weise von Außen in das Heiligthum der göttlichen Bücher einführt, muß unstreitig der Weihe des heiligen Geistes theilhaftig werden [3]), und sich mit dem übrigen Gotteswort verschmelzen wie Honig, den die Bienen aus verschiedenen, wohl auch unheilsamen Blumen zu sammeln pflegen [4]). Wollte der Apostel durch die angeführten Stellen gewiß nicht alles billigen, was Aratus, was Cleanthes und Menander

1) Hieron. in Gal. 4.
2) Hieron. in Tit. 1.
3) Orig. in Luc. hom. 31. III. p. 969.
4) Hieron. in Tit. 1.

gesagt haben[1]); so war er doch auch eben so weit entfernt, dasjenige, was die classische Zeit geschaffen, ohne Unterschied für bös, für unrein und verwerflich zu erklären. Findet sich ja, wie Hieronymus versichert[2]), Mehreres bei Moyses und den Schriften der Propheten, was den Büchern der Heiden entnommen ist. Natürlich. Sie sowohl, als der Apostel der Völker lassen, um die Heiden desto siegreicher zu überführen, gegen dieselben ihre eigenen Zeugen auftreten[3]); sie entwinden ihnen, wie David dem Goliad, ihre eigenen Waffen[4]) und bekämpfen Wissenschaft mit Wissenschaft, überzeugt, daß einst alles Wissen dem Herrn und Könige der Weisheit lobsingen und ihm allein dienstbar werden müsse.

1) Jo. Chrysost. in Tit. 1. hom. 3. Hieron. in Ephes. 5.
2) Hieron. ep. ad Magn.
3) Jo. Chrysost. l. c.
4) Hieron. ep. ad Magn.

Edgardo Mortara und das ungläubige Israel.

Zwei Zeichen sind es, welche nach den Andeutungen der heiligen Bücher vorzugsweise den nahenden Schritt eines großen, furchtbar ernsten Tages ankündigen — der Abfall der Christen und die Bewegungen unter den Juden. Diese beiden Zeichen, Vorboten einer eben so schrecklichen als in ihrem endlichen Ausgange glanzvollen Verwickelung, traten, wie uns dünkt, gleichzeitig hervor in der ersten französischen Umwälzung. Die Männer, welche den Umsturz in Frankreich bewirkten und nach Löwenart herrschten in Gewalt und Blut, die waren nicht Schismatiker, nicht Häretiker; sie rühmten sich vielmehr Apostaten zu sein, Abgefallene, die Christus läugnend und lästernd, sich kühn, offen und ungescheut zum nacktesten Unglauben bekannten. Diese Empörung, gegen staatliche wie kirchliche Ordnung plötzlich hervorbrechend, hatte mancherlei Mit- und Nebenursachen, die sich in den gewöhnlichen Geschichtsbüchern recht zahlreich und umständlich aufgeführt finden. Den Hinweis indeß auf eine der Haupttriebfedern wird man dort vergeblich suchen. Daß die Juden und ihre unermüdlichen Bestrebungen es waren, welche zum Aufstand vorbereitend und treibend mitwirkten und ihn endlich

zum Ausbruch brachten, ist ebenso über allen Zweifel gewiß, als von Manchen nicht unabsichtlich verschwiegen. Den letzten Jahren und ihrer mehr freien und vorurtheilslosen Forschung war es aufbehalten, die planmäßige wohlberechnete Einwirkung, den entschiedenen Einfluß nachzuweisen, welchen die Juden schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf ihre Zeitgenossen gewannen und den sie fortan durch Flugschriften und Tagesblätter unabläßig übten. Und auf diese Weise vermochten sie, die geheimen Anstifter, die entfernten Urheber dieser entsetzlichen Unordnung zu werden; wie denn auch sie offenbar den erheblichsten und dauerhaftesten Gewinn aus ihr zu ziehen verstanden. Als der Revolutionsstaat sein Löwenhaupt erhob und überallhin Schrecken verbreitete, fühlten sich die Juden auf einmal und wie durch Zauberschlag frei und der lästigen Fesseln entbunden. Und wie nun dieser Staat unter den Direktoren angreifend gegen die Kirche vordrang; da durften sie sich schon eines ganz behaglichen Wohlseins freuen, vor dem Gesetze völliger Gleichheit genießend. Von da an sind sie auch in den übrigen Ländern nach und nach der alten mehr als tausendjährigen Haft entkommen, bis sie im Jahr 1848 denn auch endlich zu Rom die Eisenpforte des Ghetto sprengten und bald nachher von Pio IX. die Vergünstigung erhielten, sich ungehindert in allen Stadttheilen ansiedeln zu dürfen. Mit dieser äußern Freiheit nicht zufrieden, streben sie nun auch noch nach jener bürgerlichen Gleichstellung, wie sie ihnen im Staate der Umwälzung rückhaltlos verliehen wurde. Daß ihnen jene volle Gleichberechtigung in einem Staate, der gegen das Bekenntniß nicht gleichgültig ist, unter keinem Vorwande zugestanden werden darf, liegt auf der Hand. Ob es indeß billig sein mag, ihnen auf der einen Seite durch Militärdienst und Besteuerung gleiche Pflichten mit den übrigen Bürgern aufzubürden und auf der andern den entsprechenden Ersatz, die gleichen Rechte vorzuenthalten, müssen

wir mit einem nicht minder gerechten als erleuchtet frommen Staatsmanne bedenklich in Frage stellen. Sollte man es aber angemessen und zweckmäßig finden, sie in dem mittelalterlichen Verhältnisse der Dienstbarkeit zu erhalten; so versage man ihnen doch auch das nicht, was ihnen das Mittelalter freudig gewährte; man schütze sie uneigennützig und großmüthig im Kriege und im Frieden, und ohne sie je zum Kriegsdienst heranzuziehen, vertheidige man sie in Person und Eigenthum vor jedem ungerechten Angriffe, damit sie zuletzt von den Christen gestehen müssen, was Nabals Knechte von Davids Genossen bekannten, daß diese Männer ihnen überaus gut und nicht lästig waren, daß nie eines von der Heerde fehlte, während der ganzen Zeit, die sie mit ihnen zubrachten in der Wüste.

Die freie äußere Stellung hat dem Volke der Juden unberechenbare Vortheile gebracht, geistige und materielle, kaufmännische wie wissenschaftliche. In den meisten Staaten wurde ihnen in Folge davon gestattet, die öffentlichen, niedern und höhern Schulen zu besuchen, ein Recht, von dem sie um so mehr Gebrauch zu machen geneigt waren, als sie, dem Ackerbau und der Handarbeit abhold, ihre Kinder am liebsten sich dem Geschäftsleben widmen sehen. Viele haben sich auch eine recht gründliche wissenschaftliche Bildung anzueignen gewußt, und in Philologie und Geschichte, in Heilkunde und Naturwissenschaft nicht Unnamhaftes geleistet. Da sie jedoch den Zugang zu Amt und Anstellung überall verschlossen fanden, so war nichts natürlicher, als daß sie sich nicht nur mit Eifer auf Poesie und schöne Wissenschaften verlegten, sondern sich mit dem Unmuth der Verzweiflung auf die Thätigkeit warfen, welche sich ihnen in Zeitungen und Zeitschriften darbot und eröffnete. Und so ist es ihnen denn durch ihre gewaltige Strebsamkeit allmälig gelungen, sich in der heutigen Gesellschaft eine Stellung zu erobern,

in der sie, bei der allzu wenig ängstlichen Anwendung der Mittel, den Christen fast gefährlich zu werden drohen.

Bei zunehmender Bildung legte ihnen nun auch das feinere religiöse Gefühl die Einsicht nahe, daß die bisherigen Synagogen für die wachsende Gemeinde unzulänglich, und, was bei Weitem bedeutsamer ist, für die Erhabenheit des Gottesdienstes unwürdig erscheine. Von der Liebe zu ihrem Gott und wohl auch von dem Geiste einer gewissen Nacheiferung getrieben, scheuten sie daher kein Opfer, als es sich darum handelte, neue geräumige und anständige Häuser für ihre Versammlungen zu errichten. In Köln und Frankfurt, in Wien, in Prag, in Paris, Petersburg, Edessa und unzähligen andern Städten erheben sich zierliche und prachtvolle Gebäude, eben sowohl Zeugen von dem Schwinden der alten Zeit, als weissagerische Verkünder der vielersehnten, und wie wir hoffen, endlich nahen Erlösung Israels.

Es ließ sich erwarten, daß die riesenhaften Fortschritte, welche die Juden auf jedem zugänglichen Gebiete in den letzten siebenzig Jahren gemacht haben, nicht ohne Gefahr für ihr religiöses und sittliches Leben sein würden. Das Volk, bis dahin in Ueberzeugung und Bekenntniß einig, fing unvermerkt an, sich in zwei großen Hälften, und es fehlte wenig, in zwei feindliche Lager zu theilen. Die Einen, der herkömmlichen Sitte und Meinung treu ergeben, legen dem Gesetze seine vollgültige und im Gewissen verbindliche Kraft bei, deßhalb sie denn ihre Gebete verrichten, sich der unreinen Speisen auf's Strengste enthalten und in Allem dem Beispiele der Väter gemäß leben zu müssen glauben. Die Andern, bezwungen von böser Lust, griffen gierig nach dem was verboten, was unrein ist in Speis' und Sinnengenuß. Erst nachträglich, als sie sich in ihrem Gewissen beunruhigt fühlten, versuchten sie nach der schon vollbrachten äußern That die innere Ueberzeugung zurecht zu rücken, was ihnen nur dadurch möglich wurde, daß sie dem Gesetze für unsere

Zeit Kraft, Ansehen und Verbindlichkeit absprachen. Die leere Stelle, welche so entstand, durch anderes so gut es eben gehen mochte, anständig auszufüllen, fand man es wünschenswerth, Predigt zu halten, die Gebete in der Landessprache zu verrichten und mancherlei andere sinnlose Neuerungen einzuführen. Da viele von ihnen das Unglück hatten, von Stufe zu Stufe bis zum kalten Unglauben, bis zum starren Heidenthume hinabzusinken, so ist es zu verwundern, warum sie nicht auch, wie zur Zeit der Maccabäer, um völlig unkenntlich zu sein, das äußere Zeichen der Beschneidung von sich werfen. Dieser seltsame Widerspruch löst sich nicht anders, als wenn man darin die Hand des allweisen und erbarmenden Gottes erkennt, der wohl dem Volk das Zeichen im Fleisch nicht eher abzulegen erlaubt, bis er sich seiner in Liebe annimmt, und es vielleicht in eben dem Augenblicke rettet, wann es das Kainszeichen von sich zu thun in Gefahr steht.

Kann man sich keineswegs freuen, daß unter den freisinnigen Juden die innere, sittliche und religiöse Auflösung mehr und mehr um sich greift, so muß man sich im tiefsten Herzen betrüben wegen der vielen und unendlich schweren Sünden, welche von denselben nach Außen hin gegen die Kirche fortwährend mit der blindesten Gleichgültigkeit begangen werden. Stolz und übermüthig durch die Erfolge, welche sie durch die französische Umwälzung erlangt hatten, begannen sie gleich nachher wieder offen, wie in den ersten Tagen des Christenthums, mit Kühnheit und Trotz den Herrn anzufeinden und seine untadelhafte Braut durch Lug und Lästerung zu bekämpfen. Und da sie in ihren Versehen und Vergehen ungestraft blieben, ist es zu verwundern, daß sie in ihren Angriffen gegen die Christen von Tag zu Tag heftiger wurden und in diesen letzten Zeiten unverhältnißmäßig viel, ja in einem Jahre mehr gefrevelt haben, als früherhin, da das deutsche Reich noch mächtig war, in einem

Jahrhundert? Mit welcher Stirn sie vor den Papst, dem sie im Kirchenstaate so viel verdanken, und vor die Bischöfe hinzutreten wagen, ist wohl nie so offenbar geworden, als in den zwei letzten Jahren, da es sich um einen christlichen Knaben jüdischer Abkunft handelte. Mag diese Angelegenheit in jeder andern Beziehung gering und verächtlich scheinen, in sofern ist sie von hoher und unermeßlicher Bedeutung, als sie bewirkt hat, daß sämmtliche Juden und Judenfreunde im Widerspruche gegen Papst und Kirche mächtig zusammenstimmten. Juden aller Länder und Zungen sahen wir sich verbinden und zusammen schaaren, um entschiedene Beschwerde, um laute, weithin schallende Klage zu führen in einer Sache, in der sie von Seiten der römischen Curie Unrecht zu erfahren vermeinten oder vorgaben. Der Streithandel schien vergessen, der Lärm war theils verschollen, theils von dem stärkern Geräusche der Kriegsgerüchte und des Krieges übertönt und zum Schweigen gebracht worden. Da indeß denjenigen, welche in der Presse beschäftigt sind, die schweigsame Stille unerträglich ist, so mußte neuerdings der Versuch gemacht werden, ob sich nicht Englands Mitwirkung gewinnen und durch den europäischen Congreß eine endliche günstige Entscheidung des Streites herbeiführen lasse. In Ansehung dieser Thatsache mag es daher weder überflüßig noch unstatthaft erscheinen, zwei Briefe, welche in der Mortara-Angelegenheit vor mehr als einem Jahre geschrieben wurden, an diesem Orte in einen größern Leserkreis einzuführen.

Erster Brief.

Rom, im November 1858.

Sie wünschen über eine an und für sich geringfügige Sache möglichst bald Neues zu vernehmen; wünschen, daß ich den jungen Mortara sehen, ihn sprechen und befragen möchte,

um bei dem heftig hin- und hergeführten Streit mitreden zu können, — aus unmittelbarer Anschauung. Mehr Ihrem Wunsche zu genügen, als weil ich in mir irgend einen eigenen Antrieb empfand, entschloß ich mich, den ersten freien Tag nach Rom zu gehen und den Knaben aufzusuchen. Es war der 21. November. Alles versprach einen heitern guten Herbsttag. Der Morgen leuchtete mit seltener Pracht von Fraskati's anmuthigen Hügeln, und goß, als ich von der Basilika nach der Klosterbibliothek hinging, seinen wundervollen Purpur über die dort aufgestellte Bildsäule des Täufers, der, selbst ein Morgenroth, die neue Sonne anzukündigen kam, flüchtigen Schrittes ihr voraneilend im Purpur seines Heldenbluts. Dießmal wurde meine Erwartung von der Wirklichkeit nicht getäuscht. Ein reicher, unbeschreiblich schöner Tag liegt hinter mir mit mancherlei unverhofft freudigen Eindrücken.

Um sieben Uhr fand ich den Wagen bereit mit zwei muntern Thieren, die mich auf der ostischen Straße schnell in die ewige Stadt bringen sollten. Nach mehreren Regentagen war die Straße schon wieder rasch getrocknet und schien zu bestätigen, was man fast sprüchwörtlich sagt, daß die römische Regenzeit nie der angenehmen Unterbrechung durch den Martinssommer entbehren dürfe. Die Morgenluft kam mir ein wenig kalt entgegen, und hätte mich fast den Mantel vermissen lassen, den ich zurückließ, um nicht auf dem Rückweg zu Fuß damit belästigt zu sein. Wie mich nun so von Rom her der frische Morgenwind stärkend anwehte, mahnte er mich an den Morgen der jungen Kirche, da gleich mit Tagesanbruch der Morgenhauch des heiligen Geistes segend über die versunkene Heidenwelt hinzog, die sumpfigen Ausdünstungen der Unsittlichkeit verscheuchte, und gesunde Lebensluft schaffte für ein neugeborenes, unendlich seliges Dasein. Und es regte sich in meiner Brust der stille Wunsch, es möchte doch dem Herrn gefallen, über diese undankbaren Japhets-

söhne seinen Geist von neuem auszusenden und noch einmal das faltenreiche Antlitz der alternden Erde zu verjüngen. Jedoch war mir sehr wohl bewußt, daß dieser mein Wunsch nicht anders als nach den allerschwersten Prüfungen erfüllt werden könne, daß wir den frostigen Winter, nicht den neubelebenden Frühling vor uns haben, kurz, daß wir nicht der Morgendämmerung, sondern dem Abend des großen Welttags mit entsetzlicher Geschwindigkeit entgegenrücken. Wenn Bunsen meint, daß wir auf der Mittagshöhe des vierten Weltalters angelangt seien, so ist das ein süßer selbstgefälliger Traum des schlafenden Sionswächters, der einem schimmernden Spinnengewebe gleich, vielleicht noch vor unsern Augen vom ernsten Schritt der Wirklichkeit zerrissen wird. Ist es ja doch leicht einzusehen, daß unsere Zeit tief in die Nacht des sechsten Tages der geheimnißvollen Weltwoche hineinfällt. Und so mußte mich denn ein sehnliches Verlangen nach einem hohen und, wie es fast scheinen könnte, unerreichbaren Glücke in eine wehmüthige Stimmung bringen. Gleichwohl hob mich mächtig der Gedanke, daß der Herr, wie er mit den Juden angefangen, so auch mit den Juden enden wird; daß die Christusreligion, wie sie groß, würdig und erhaben in die Menschenwelt eintrat, so wohl auch noch einmal mit wundersam göttlicher Hoheit die Bühne der Weltgeschichte beherrschen werde. Indem mich aus solchen Erwägungen die Umarmung der Apostelfürsten, zur Rechten von der Straße im Bilde von Stein dargestellt, weckte, grüßte ich andächtig die Stelle, wo auch sie so herzlich einander gegrüßt zum Abschied. Und nun an den Gärten der heiligen Franziska Romana — dem Lieblingsaufenthalt dieser fürstlichen Seele vorbeifahrend, ließ ich alsbald hinter mir die Grabpyramide des Cestius, die ein Bild des überwundenen Heidenthums, stolz in unsere Tage hineinragt, und welche noch immer eben so kalt läßt, als die Marmorsteine, aus denen sie aufgebaut.

Am Fuße des Capitols entließ ich den Wagen, weil ich den höchst merkwürdigen Weg, welcher von da in ziemlich gerader Richtung nach Maria Maggioro hinführt, zu Fuß machen wollte, um dem Bogen des Septimius Severus, so wie den andern Resten einstiger Herrlichkeit, die man immer wieder mit ungeschwächtem Vergnügen sieht, einige ruhige Augenblicke schenken zu können. Eine Seitenstraße mit der Aufschrift: Via dei neofiti, brachte mich an das Haus der „Neugebornen," ein klösterlich einfaches, jedoch stattliches Gebäude, welches jener Straße den Namen gegeben. Diese Anstalt ist für Heiden und Juden bestimmt, die ungetauft die christliche Religion annehmen, während das „Haus der Katechumenen" für diejenigen sorgt, welche aus den verschiedenen Häresien als Christen zur Kirche übertreten. Eine schwarzgekleidete Pförtnerin ließ mich befürchten, daß ich in einer Anstalt für Mädchen den Knaben vergeblich suchen werde. Indeß klärte sich die Sache bald auf. Der weiblichen Erziehung sind die untern, der männlichen die von jenen getrennten obern Räume zugewiesen. Zwei Treppen hoch öffnete mir auf mein Klingeln ein ansehnlicher, überaus freundlicher Mann; es war der Vorsteher selbst, Don Arrigo Sarra. Wie ich in sein Studierzimmer eintrat, traf mein Auge so vollkommen gleichzeitig auf ihn und auf einen stämmigen Knaben, daß es mir fast vorkam, als hätte mir der Knabe die Thüre aufgemacht. Ich schätzte ihn auf neun Jahre, nicht wegen seiner Größe, sondern weil mir Kopf und Brust so stark entwickelt und ausgebildet schien. Haltung, Miene und Gesichtsfarbe ließen mich in ihm unfehlbar den Juden erkennen, ziemlich gewiß den jungen Mortara vermuthen. Kaum hatte ich dem Herrn Rektor meine Bitte vorzutragen angefangen, als er mir gleichzeitig durch Wort und Wink andeutete: „da ist er." Mit beiden Augen trank ich die kleine Gestalt so begierig ein, daß ich fast besorgen mußte, sie möchte mir auf dem Grunde der Seele

unauslöschbar haften bleiben. Er ist ein breitschulteriger, stark gebauter Junge, von so schöner Gesichtsbildung, als es bei so scharf hervortretenden jüdischen Zügen, nur immer möglich ist. Auf kurzen, unten ein wenig ausgebogenen Beinen wölbt sich, während der Unterleib völlig verschwindet, eine ungemein starke, volle Brust, von der sich der männliche Kopf mit kräftigen Zügen gefällig hervorhebt. Jedes Glied, jede Bewegung deutet auf Gesundheit und unverwüstliche Lebenskraft. Seine hellweißen Zähne tauchen aus dem feuchten Element, über das ein- und ausgehend der Athem des Mundes streift: wie zur Zeit der Schur junge, glänzend reine Lämmer aus dem hellen, durch einen Lufthauch sanft bewegten See; oder auch wie seine Seele aus dem Taufbrünnlein, über das belebend Gottes Odem weht. Die Nase tritt entschieden hervor, ob sie es gleich niemals weder zu scharfem noch zu kühnem Adlerrücken hat bringen können. Ein ehrliches, schwarzes Augenpaar thront mit ruhiger Würde unter dem Baldachin dunkler Brauen. Es hat durchaus nichts von jener scheuen, furchtsam blickenden Unstätigkeit, welche nach dem Gottesmord eben so unveräußerliches Erbe des beschnittenen Israel, wie nach dem Brudermord beständiger Antheil des kenntlich gezeichneten Kain geworden ist. Aus seinen Augen blickt vielmehr, wie mir schien, ruhiger Verstand, glänzt bescheidene, aber keineswegs schüchterne Anspruchslosigkeit, strahlt Entschiedenheit und Geisteskraft. Ueberhaupt ist an dem ganzen Jungen nichts Gemachtes, nichts Erkünsteltes; Alles zeugt von ungezwungener Freiheit, von kindlich unbefangenster Natürlichkeit. Im Spiel, im Fragen und Antworten, im Benehmen gegen Erwachsene, im Umgange mit Gleichaltrigen — in Allem diesem ist er ganz Kind, — und ganz Mann, wo es sich um Recht und Unrecht, um zwanglose Freiheit der religiösen Ueberzeugung handelt.

In einer so seltsamen Verbindung kindlichen Wesens und männlichen Bewußtseins verbirgt sich etwas Räthselhaf-

tes, das hier wenigstens nicht ohne den Versuch einer Erklärung bleiben darf.

Wenn Edgardo — so heißt er — mit sechs Jahren in das kaufmännische Leben eingeführt worden wäre, so würde er jetzt, in allem Andern freilich Knabe, in seinem Geschäftskreise jedoch vollkommen Mann sein. In Deutschland erinnere ich mich, neun- bis zehnjährige Knaben hebräischer Herkunft gesehen zu haben, welche im Feilschen und Markten, der einträglichsten der jetzigen freien Künste, es manchem ergrauten Zöllner zuvorthaten. Der semitische Stamm entwickelt sich auch unter dem nordischen Himmel weit schneller, als der germanische. Schon wegen dieser seiner Abstammung darf es daher nicht auffallen, wenn Edgardo in Allem eine außerordentliche Reife verräth. Nun bringe man den Semiten erst wieder in die laue Mittagsluft des Südens, die seiner Natur besonders zusagt; so wird durchschnittlich das zehnte Jahr die Mädchen, das zwölfte die Knaben zur Reife bringen. Es ist begreiflich, daß es den nördlichen Völkern schwer wird, sich den Einfluß der mittägigen Gegenden auf körperliche wie geistige Entwicklung groß genug vorzustellen. Als ich im Alter von neunundzwanzig Jahren hieher kam, schätzten auch diejenigen, von welchen ich gewiß war, daß sie mir nicht schmeicheln wollten, meine deutsche Jugendlichkeit auf neunzehn oder zwanzig Jahre. Es stellt sich demnach ein so bedeutender Unterschied heraus, daß man einen Deutschen von neunundzwanzig, und einen Italiener von zwanzig Jahren fast als gleichalterig nebeneinander stellen darf, wozu denn freilich bei Ersterem blondes Haar und goldner Bart nicht wenig beitragen. Dasselbe Verhältniß ergibt sich aus einer andern augenfälligeren Beobachtung. Während dem zwölfjährigen Italiener der Bart schon recht lustig um Mund und Kinn keimt, muß der kaltblütigere Deutsche oft mit Ungeduld das zwei- oder dreiundzwanzigste Jahr erwarten.

Von der eben so raschen geistigen Entwicklung kann man sich durch längeren unmittelbaren Umgang mit Kindern, wie er jedoch dem Fremden nur ausnahmsweise gestattet wird, hinlänglich überzeugen. Kinder von zwei bis drei Jahren, deren Zunge eben erst der leichtesten Töne mächtig zu sein scheint, sagen schon, obgleich ihnen bisweilen das r mangelt, unzählige kleine Gedichte her, und fangen bereits ganz leidlich auf dem Klavier zu klimpern an; während es nicht selten vorkommt, daß Knaben von sechs Jahren die ganze lateinische Formenlehre, die allerdings für sie bedeutend leichter ist, verstehen. Bei diesem Alter tritt denn wohl auch das Gedächtniß mit solcher Stärke hervor, daß der Knabe, von seinem Lehrer bestraft, weil er nichts gelernt, indem er, sich bei dem Maestro zu beschweren, aus einem Zimmer in das andere geht, seine Aufgabe geschwind überliest, und sie von Wort zu Wort fehlerlos und ohne Stocken hersagt.

Findet sich überhaupt unter Italiens tiefblauem Himmel ein zeitigeres Aufblühen, so muß dies noch ganz besonders von der Romagna mit ihrem kräftigen naturwüchsigen Menschenschlage gerühmt werden. Der neunjährige Romagnole zeigt schon um den Mund deutliche Falten, welche ihn um Vieles älter erscheinen lassen; und wenn er nun ja seinen Mund öffnet, so möchte einem der Verstand still stehen vor lauter Altverstand, so weiß der Bursche in der That ut unus paterfamilias, zu Allem seine väterlich klugen Bemerkungen zu machen. Nun ist aber Edgardo nicht blos semitischen Stammes, nicht blos unter italienischem Himmel aufgewachsen, er ist auch Romagnole, aus Bologna gebürtig.

Bei solchen Betrachtungen, wie man sie hier über frühzeitiges Blühen und Welken zu machen häufig Anlaß hat, kommt mir das jugendliche Alter in den Sinn, in welchem nach einigen Schrifterklärern dem König Salomo sein wenig hoffnungsvoller Sohn und Nachfolger Roboam geschenkt wurde. Mag das Resultat der Berechnung Manchem unwahrscheinlich oder

unglaublich scheinen, genug, Hieronymus hielt es für nöthig, ein ähnliches, freilich wenig erbauliches Beispiel aus seiner Zeit zur Bestätigung beizufügen. Daß mit dieser körperlichen Ausbildung die geistige Reife gleichen Schritt zu halten pflegt, haben wir bewiesen, und versteht sich im Grunde von selbst. Erwägen wir daher, daß Edgardo dem semitischen Stamme entsprossen unter dem warmen, ihm besonders zuträglichen Himmel rasch heranblühen mußte, daß er zudem von Gott eine reiche natürliche Begabung empfangen: darf es uns dann noch befremden, wenn er nicht nur zwischen Gut und Bös zu unterscheiden fähig, sondern auch das einmal ergriffene Gut auf alle Fälle festzuhalten entschlossen sei? Wenn derselbe zwischen Licht und Finsterniß in die Mitte gestellt, sich froh dem Lichte zuwendet, wenn er bei der Wahl zwischen dem todten Moyses und dem lebendigen Christus, das Leben dem Tode vorzuziehen keinen Augenblick ansteht; wenn er endlich bei dieser geistigen Reife der Erkenntniß und des Willens sich frei und aus eigenstem Antrieb Christ zu bleiben entschließt — wird uns das, auch abgesehen von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade, noch im mindesten wundern? Sollen wir es nicht vielmehr natürlich finden, daß er den Christusglauben, welchen er mit Gottes Hülfe angenommen, nun auch mit einer Entschiedenheit festhält, mit einer Wärme empfiehlt, mit einem Feuer vertheidigt, wie es niemals durch Abrichtung und Einschulung von außen angefacht werden, sondern nur aus dem innersten Heerde des eigenen Denkens und Wollens hervorsprühen kann? Ich knüpfte mit Edgardo ein Gespräch an und wurde bald gewahr, daß seine Rede mir vollkommen bestätigte, was ich aus seinen Zügen gelesen hatte. Auf meine Frage, ob er gern Christ geworden, ob er froh und glücklich sei, wendete er statt der Antwort seine Augen, vor Freude glänzend, gegen Himmel, und dieser so dankbare, so glückselige Blick sagte mir unendlich mehr, als irgend ein Erguß des beredsamsten

Mundes mir hätte sagen können. Er hielt mir ein kleines gesticktes Bildchen entgegen, das auf der einen Seite ein Kreuz trug mit dem bekannten J. H. S. V. Ich erzählte ihm die geschichtliche Thatsache, von welcher diese Worte ihren Ursprung herleiten, wobei ich mich denn unwillkürlich zum Dank gegen Gott gedrungen fühlte, daß Er auch dies Kind schon, in diesem Zeichen zu siegen, gelehrt. Auf der andern Seite des Bildes flammte das liebevolle Herz des Heilandes, welches auch diese Seele an sich zog, und ihr seine Gnade in der Weise zufließen ließ, daß sie gleich im zweiten Jahr nach der leiblichen Geburt geistig wiedergeboren ward, und sieben Jahre alt die Möglichkeit erlangte, im Glauben unterrichtet, der christlichen Lehre gemäß leben zu können.

Indem ich mich bald mit dem Knaben unterhielt, bald mit dem geistvollen Rektor, hatte ich die Freude, manche höchst interessante Aeußerung und Begebenheit zu erfahren, welche ich diesmal dem Leser nicht vorenthalten würde, hätte nicht der Rektor in seiner zuvorkommenden Freundlichkeit sich erboten, sie mir in ihren Anhaltspunkten der Genauigkeit wegen selbst aufzuzeichnen, und mich an einem der nächsten freien Nachmittage mit Edgardo zu besuchen. Und so empfahl ich mich denn, das Herz voll des innigsten Dankes gegen Gott und gegen diesen ausgezeichneten Menschen. Ich merkte erst draußen, daß mein Besuch das anständige Maaß der Zeit in etwas überschritten hatte, so schnell und angenehm war mir eine ganze Stunde dahin geflossen. Es war neun Uhr, und da ich durch das Ghetto nach dem Vatikan wollte, hatte ich Muße genug, mich meinen Gedanken ungestört zu überlassen. So natürlich ich es fand, daß eine böse Welt, die ihrem Heiland untreu und eidbrüchig geworden, sich durch die Festigkeit eines Kindes betroffen fühlt: so sonderbar schien mir die Zumuthung, die man diesem Kinde macht, das Heil, dessen es durch so wunderbare Fügungen habhaft geworden, leichtsinnig wieder aus der Hand zu lassen.

Doch in meinem Nachdenken störte mich das Ghetto, das in meiner Seele, wie gewöhnlich, das unbeschreibliche Gefühl trüber Wehmuth wach rief. Ich muß gestehen, mit Verachtung habe ich keinen Juden jemals ansehen können, und wem der Jude verächtlich scheint, der nehme mir nicht übel, wenn ich ihn selbst für ungleich verächtlicher halte. Ist es denn mein Verdienst, daß ich Christ bin? Ob es aber seine Schuld ist, daß er nicht Christ ist, habe das ich, oder hat das Gott zu beurtheilen? Und so empfand ich denn nichts von einem stolzen Selbstgefühl, wohl aber ein eisiges Schauern wegen der Vergangenheit, und eine ahnungsvolle Ehrfurcht wegen der Zukunft dieses räthselhaften Volkes. Ich sage nicht unbedachtsam, „eine ahnungsvolle Ehrfurcht.“ Oder ist es vielleicht erlaubt, alles Andere zu verehren, nur den wilden Feigenbaum, den Sycomorus nicht, auf dem Zachäus ungeduldig wartend der Gnadenzeit entgegen sah, die den langersehnten Herrn in seine Nähe brachte? Was ist denn das jetzige Judenthum anders, als ein wilder unfruchtbarer Stamm, der, entartet und seiner Ahnen im höchsten Grade unwürdig, dennoch dem Abraham eine goldene Frucht, einen reuigen Zachäus zu tragen bestimmt ist?

Noch einen andern Gedanken warf mir der Anblick des Ghetto diesmal in die Seele; ich glaubte eine auffallende Aehnlichkeit zu finden zwischen dem Ghetto und einem von Aristoteles erdichteten unterweltlichen Erdgewölbe. Man denke sich einen Menschen, sagt der Stagirite, der unter der Erde in einer düstern Höhle geboren, in Finsterniß sein Leben hinbringt, ohne je weder das Licht noch die Schönheit des Kosmos zu schauen; wenn nun ein solcher plötzlich aus diesem unseligen Zustande, der mehr Tod als Leben ist, errettet würde, wenn er mit einem Male den vollen Glanz der Sonne, der Sterne, des Aethers gewahrte, die himmlische Wohlthat des Lichtes verspürte, die ungeahnte Ordnung der unorganischen wie der organischen Wesen betrachtete, und endlich die

unerfaßliche Herrlichkeit der ganzen Natur mit einem Blicke überschauend anstaunte; würde er nicht aus dem Werke auf den verborgenen Werkmeister schließen? den Urheber erkennen? den Schöpfer bewundern? sich und ihn im Gefühle unaussprechlichen Dankes glücklich preisen?

Dies auf unsern Fall angewandt, konnte ich kaum noch einen Augenblick zweifelhaft sein, über die Eindrücke und die Stimmung, welche Edgardo beherrschen müssen. Was bei Aristoteles Erfindung und Dichtung war, ist das nicht hier handgreifliche Wahrheit, körperhafte Wirklichkeit? Oder gleicht nicht das Ghetto vollkommen jener gespensterhaft finstern Grotte, dessen Bewohner weder das Leuchten der Sonne bei Tag, noch das Flimmern der Sterne bei Nacht zu schauen vermögend sind? Was ist dieses Judenghetto neben der Kirche anders, als jene schauerliche Höhle des Loth im Innern des Berges, in welcher dieser seltsame Mann sich barg, durch Abraham's Bitten aus den Flammen der versinkenden Stadt gerettet, und wo derselbe „gräßlich zu sagen" — schlafend zwei Söhne zeugte? Werden nicht auch im Ghetto Menschen gezeugt, von einem schlafenden, d. h. todten Vater? Oder ist Abraham nicht todt für diese seine unartigen Söhne? Theilt sich nicht das Ghetto in zwei Lager, durch seine beiden Straßen gesinnbildet, in das Lager der alten conservativen Gesetzesbeobachter, und in das der neuaufgeklärten Liberalen? Wenn nun Edgardo aus diesem Orte des Schattens und des Todes, aus diesem Abgrunde von Finsterniß, wo mit dämonischer Lust die alten Götter ungestraft ihr Wesen treiben, erlöst, an das liebe helle Tageslicht auftaucht, will man ihm verargen, was er nun einmal nicht anders kann, daß er sich wohl, daß er sich leiblich und geistlich wie neugeboren fühlt? daß er sich des jungen Lichtes herzlich freut, und, was er einmal verkostet, Gnade und Friede des Herrn, zu genießen fortfährt?

Und so zog ich denn zum Vatikan kommend einen ganz

einfachen Schluß, der aber unfehlbar die Anklagen wegen Verletzung der Gewissensfreiheit auf das Haupt der Ankläger selbst zurückwirft, aus folgenden Prämissen:

1) Edgardo ist alt und reif genug, sich mit freier Selbstbestimmung für die Annahme irgend eines Bekenntnisses zu entschließen.

2) Edgardo hat sich mit freiester Selbstbestimmung für Christus und seine Kirche entschieden.

Die Gewissensfreiheit wird also nicht von der römischen Curie verletzt, indem sie ihm es möglich machte, sich frei zu entscheiden und dieser seiner Entscheidung gemäß zu leben, sondern von denjenigen, welche ihn gegen seine wohlerwogene und wiederholt erklärte Entschließung zur Rückkehr in die Nacht des Judenthums nöthigen möchten.

Zweiter Brief.

Rom, St. Paul, Anfangs Dezember 1858.

Es war natürlich, daß ein so aufrichtiges, so herzliches Wohlwollen, wie mir der Rektor der Neophyten bei meinem ersten Besuche geschenkt hatte, demselben keine Ruhe ließ, bis er seinem Versprechen auf's freundlichste genug gethan. Und so kam er denn ungesäumt, gleich den nächsten Donnerstag, an welchem Tage es hier noch üblich ist, die Schüler nach den Arbeiten der ersten Wochenhälfte frei zu lassen, und mit ihnen einen größern Ausflug zu unternehmen. Ich hatte nun, mehr als ich mir je hätte versprechen dürfen, ungestörte vollkommene Freiheit, Edgardo ruhig zu beobachten, mit ihm ein zutrauliches Gespräch anzuknüpfen und zu meiner eigenen Beruhigung einen prüfenden Vergleich anzustellen meines ersten Eindruckes mit den jetzigen Wahrnehmungen. Es stellte sich alsbald heraus, daß meine früheren Beobachtungen die Probe abermaliger Vergleichung nicht im mindesten

zu fürchten hatten, daß ich mein Urtheil, um es mit der Wahrheit möglichst in Einklang zu bringen, durchaus nicht herunterstimmen durfte, daß vielmehr seine Sprache männlicher, seine Miene heiterer, sein Auge heller und ausdrucksvoller zu sein schien, wozu denn wohl auch der Spaziergang an diesem herrlich schönen Nachmittage das Seinige beitragen mochte.

Theils den Umgang dieser liebenswürdigen Menschen länger zu genießen, theils auch so viel Güte nach Möglichkeit zu erwiedern, that ich den Vorschlag, Klosterbibliothek und Basilika, von denen die eine allen, die andere wenigstens Edgardo neu war, zusammen zu besuchen.

In der Bibliothek fand sowohl manches Andere als namentlich die werthvolle Bibelhandschrift, welche Karl's des Großen Bild und Monogramm trägt, aufmerksame Beachtung. Es ist begreiflich, daß Edgardo bei seiner Lebhaftigkeit es nicht an Fragen fehlen ließ, in denen sich jedoch seine ungewöhnliche Reife und Verständigkeit immer wieder deutlich aussprach. Nun ging es in die Basilika, welche in den letzten Monaten um manches schöne Werk italienischer Kunst reicher geworden ist.

Es hatte eben einer meiner Freunde, Irländer von Geburt, die Schatzkammer öffnen lassen, um einer befreundeten Familie aus England die werthvollen stofflichen sowohl als geistigen Kleinodien zu zeigen. Was konnte angenehmer sein, als diese Gelegenheit mit benutzen zu dürfen für meine höchst achtungswerthen Freunde? Da man mir überließ, den Anwesenden die bedeutendsten Reliquien sowohl zum Anschauen als zu stiller Verehrung vorzuzeigen, fühlte ich mich mehr als je von mächtigen, höchst eigenthümlichen Empfindungen bewegt. Als ich die kostbare Kreuzpartikel, welche, in Gold gefaßt, selbst an Werth alles Gold der Welt unendlich übertrifft, Edgardo zum andächtigen Kusse darbot, da war mir es, als würde ich an die Schwelle der geheimnißvollen Ge-

schichte seines Volkes zurückversetzt. Nicht blos war ich bei Christi Opfertode gegenwärtig; es schien das unverwesliche Holz des heiligen Kreuzes auch diesmal die Wirkung zu haben, daß es mich wie im Fluge über drei Jahrtausende hinwegtrug, und vor der Bundeslade, die gleichfalls aus unvergänglichem Holze gefertigt war, niederließ. Es war ja dem wirksamen Schutze der Bundeslade zuzuschreiben, daß das junge Geschlecht durch den furchtsam zurückweichenden Jordan ging und das eidlich gelobte Land eroberte, nachdem die götzendienerischen Väter sämmtlich in der Wüste ein jämmerliches Ende gefunden. Hat nun dem Christen nicht auch das Kreuz, diese bei weitem ehrwürdigere Lade der neuen „Ehe" denselben wunderbaren Schutz gewährt? Daß jenes neu aufblühende Geschlecht der Christen das hinwelkende, lebendig todte Judenvolk in der Wüste hinter sich zurückließ, durch den Jordan der Taufe hindurchschritt und in das verheißene Land der Kirche seinen Einzug hielt — wie geschah das anders, als durch die göttliche Kraft des sieghaften, alles überwältigenden Kreuzes?

Edgardo in seiner Verehrung des heiligen Kreuzes zu beobachten, war ergreifend. Ihn nur aber gleich nachher die Handketten des heiligen Paulus sinnig anblicken, nachdenkend bewundern, mit glühender Liebe an seine Lippen drücken zu sehen, mußte in mir Gefühle erregen, welche in unaussprechlich wehmüthigen Schwingungen meine ganze Seele durchzitterten. Waren es nicht die Juden, welche, von den Furien unerleuchteten Eifers getrieben, dem Apostel eben diese Ketten anlegten durch falsche Ränke und arglistige Anschuldigungen? Möchten sie indeß in allen religiösen Dingen noch so verblendet sein, hier läßt sich nicht läugnen, daß sie einen ungewöhnlich scharfen und trefflichen Blick verriethen, daß sie den Apostel Paulus in Stellung, Einfluß und Wirksamkeit wohl zu schätzen wußten, daß sie ihn für das hielten, was er war, für den gewaltigen Streiter des lebendigen Christus,

für den unüberwindlichen Bekämpfer des in buchstäblichem Verständnisse begrabenen Moses. Und wie seltsam ist das Leben des Paulus mit dem Tode des jüdischen Volkes verschlungen? Die Synagoge fristete gerade so lange ihr geistiges Leben, als sie den ungläubigen Saulus, wie in ihrem Mutterschooße, umschloß. Sobald sie den gläubigen Paulus als letzten Sohn an's Licht des Evangeliums gebar, war es um sie geschehen, wie es einst auch um Rachel geschehen war, als sie ihren Schmerzenssohn, Benjamin, dessen Sprößling und Vorbild Paulus ist, zur Welt brachte, ihm das Leben, sich den Tod gebend. Und wie Jakob der Rachel ein Grabmal setzte, so schrieb auch Christus der Synagoge in der Beschneidung ihre furchtbar ernste Grabschrift, von der er wollte, daß sie nicht ausgelöscht werde, bis zur Stunde der Bekehrung.

Weil ich sehr wohl wußte, daß meinen irländischen Freund nichts angenehmer überraschen könne, als der Anblick des jungen Mortara, so fand ich es schicklich, ihn auf den Knaben aufmerksam zu machen. Ich zog es vor, dies heimlich zu thun, weil ich wünschte, daß er meinen Wink nur für sich nutzen möchte. Was war indeß natürlicher, als daß ein jeder die Kunde so ganz und gar insgeheim, wie er sie empfangen, weiter gab, bis sie von Hand zu Hand die ganze Runde gemacht hatte? Und so ward denn Edgardo, als wir in die Vorhalle zurück kamen, von der Neugierde der Engländer umzingelt und recht eigentlich bestürmt. Man hob ihn auf eine der dort aufgestellten Lehnbänke, schloß um ihn einen dichten Doppelkreis, und schien des Sehens, des Fragens und Hörens nicht müde zu werden, die Männer schenkten ihm zum Andenken kleine Bildchen, während die Frauen nicht unterließen, ihm der Reihe nach die Hand zu drücken mit viel theilnehmendem Gefühl. Ich besorgte, es möchte am Ende die allgemeine Aufmerksamkeit, welche ja doch Edgardo unmöglich entgehen konnte, seinem Charakter nachtheilig wer-

den, und machte mir den leisen Vorwurf, in diesem Falle selbst gesagt zu haben, was ich von andern zu verschweigen wünschte. Um daher den Vielgeplagten von der hartnäckigen Belagerung englischer Schaulust zu entsetzen, fragte ich den Rektor, ob wir nicht die Vorhalle verlassen und in die Basilika eintreten sollten.

Die größte und herrlichste Basilika der Welt, welche der ferne Süden durch seinen Alabastermarmor, der äußerste Norden durch seinen Malachit würdig zu schmücken wetteiferten, so auf einmal vor seinen Augen aus dem grenzenlosen Marmorboden emporwachsen zu sehen, und die unzähligen Granitsäulen, die erhabene Confession, die prächtige Apsis, die zierliche, reich vergoldete Decke mit eins zu überschauen — das mußte wohl für Edgardo ein überwältigender Anblick sein. Unvermögend, was er hier zum ersten Male erblickte, mit seinem Auge gehörig zu umspannen, wurde er schweigsam und fing erst, als er sich von den allzumächtigen Eindrücken erholt, wieder dies und jenes zu fragen an. Nach einem so kurzen als innigen Gebet am Grabe des Apostels hielten wir Umschau; alte und neue Säulen, die Freskomalereien, die Bildnisse der Päpste, der Bogen der Placidia so wie die übrigen Mosaikgemälde — Alles wurde, wenn auch nicht mit erster, doch mit sichtlich neuer Freude gesehen. Und so schieden sie denn, diese überaus liebevollen Männer, indem sie meine Seele in einer Stimmung zurückließen, von der ich nicht wüßte, wem sie sich vergleichen lasse außer dem heitern blauen Himmel an jenem Martinssommertage.

Der Besuch war nicht die einzige Gefälligkeit, welche mir der gütige Vorsteher des Neophytenhauses erzeigte, er ließ mir auch die Aufzeichnungen zurück, welche er anzufertigen versprochen hatte. Sie enthalten mehr einzelne Thatsachen als allgemeine Bemerkungen, und diese Thatsachen so einfach, so schmucklos, wie sie sich zugetragen. Wie könnte

ich diesen Zeilen mehr Treue, mehr Frische und Glaubwürdigkeit geben, als wenn ich sie hier gleich mittheilte?

Edgardo Mortara, von israelitischen Eltern Salomon Levi und Johanna zu Bologna geboren, ward im Alter von zwei Jahren, da eine gefährliche Krankheit sein Ende befürchten ließ, von seiner christlichen Magd getauft. In Folge deß, wurde er im Juni dieses Jahres von der päpstlichen Regierung, die eben Kunde davon erhalten hatte, seinen Eltern als siebenjähriger Knabe entzogen, und Don Arrigo Sarra, dem Rektor der Neophyten, übergeben, damit er als Christ christlich erzogen werde.

In seiner neuen Umgebung war nichts so klein, nichts so unbedeutend, das nicht auf sein frisches empfängliches Gemüth Eindruck zu machen geeignet war. Wie hätte es auch anders sein können?

Völlig unbekannt mit der christlichen Religion, fand er sich plötzlich mitten in das reiche sinn- und seelenvolle Leben der katholischen Kirche hinein versetzt. Namentlich waren es die Bilder, welche auf seine lebhafte Seele auf's eindringlichste zu wirken pflegten. Unter andern zog ihn ein Gemälde an, das in mittelmäßiger Ausführung die leidvolle Gottesmutter darstellte. „Wer ist das?" fragte er. „Warum weint sie?" — Es ist die Mutter Christi. Ueber die Bosheit der Sünder weint sie, und über die Hartnäckigkeit der Juden, die ihr einziges Kind tödten konnten.

„Weint sie denn auch über mich?" fragte er weiter. — Ueber dich weint sie nicht mehr, weil du Christ bist, und wird es auch in Zukunft nicht, wenn du nach der Lehre Christi lebst. — Bei dieser Antwort verloren sich von seinem Angesicht die Spuren des erregten Mitgefühls und sein Auge strahlte vor freudiger Zufriedenheit.

Es war ihm völlig unbekannt, daß er getauft worden. Später unterrichtet, wie dies geschehen, pries und segnete er das Mädchen, das ihm die Taufe ertheilte, indem er hinzu-

fügte, daß er es ihr noch, sobald er erwachsen, durch Wohlthaten vergelten wolle.

Dem französischen Gesandten vorgestellt, und von ihm gefragt, ob er nicht nach Hause zu den Eltern zurückzukehren wünsche, erwiederte er: „Sehr gerne, wenn sie Christen werden!“

Nachher wurde er zum Papst gerufen. Unvorbereitet, war es zu verwundern, mit welcher Schnelligkeit und Gewandtheit er die verschiedenen Fragen beantwortete. Sehr bald angezogen durch das huldvolle Wohlwollen, welches aus dem ganzen Wesen des heiligen Vaters hervorscheint, wagte er die zutrauliche Bitte, es möge Sr. Heiligkeit gefallen, die Eltern zu mahnen, daß auch sie den christlichen Glauben annähmen. Der seligste Vater, wie er immer mit ungemein feinem Takte das Schickliche herauszufühlen versteht, machte dem Knaben auf die Stirne das heilige Kreuzzeichen, das, so geschwind es äußerlich verschwinden mochte, in seiner Seele unauslöschlich zu haften scheint.

Den 15. August war es, als der Vater von Bologna hier angelangt, die erste Gelegenheit hatte, seinen Sohn wiederzusehen. Mögen bei ihm die väterlichen Gefühle so heftiger, oder die religiösen Vorstellungen so schrecklicher Natur gewesen sein, genug, er gerieth außer sich beim Anblick Edgardo's. Seiner wieder mächtig, erregte er einen solchen Sturm der Empfindungen, daß er sein Kind auf's zärtlichste umarmend und küssend immer wieder an sein Herz drückte, und, indem er von dem unsäglichen Leid der Mutter und Brüder erzählte, keinen Augenblick zu weinen aufhörte. Das Kind in tiefster Seele ergriffen, sprach unter Thränen nichts, als diese abgebrochenen Worte: „Warum weinen Sie? — ich bin nicht verloren — man will mir hier wohl.“ —

Was hier dem israelitischen Vater begegnete, als er in Abrahams Schooß sein Kind sah, das, glaube ich, würde

dem ganzen erblindeten Israel zustoßen, wäre es ihm vergönnt, die Augen zu öffnen, und seine einstige Nachkommenschaft sämmtlich in dem Schooße der katholischen Kirche aufgenommen zu erblicken. Eine ganz wundersame Rolle ist es, welche die ewige Weisheit den künftigen Söhnen Israels aufbehalten hat, sehr verschieden von der, welche kürzlich das Hamburgische Theater ihnen zu übertragen beliebte. Ein gewisser Dichter desselben machte nämlich den Versuch, den Vorhang der Zukunft aufzuziehen und jüdische Zustände auf die Bühne zu bringen, wie er vermuthete, daß sie eben nach einem Jahrhundert sein würden. Schade nur, daß dieser, ein wenig sehr kurzsichtige Poet, noch dazu einer von den falschen Propheten war, die dies beklagenswerthe Volk so manchmal, wie ein blindes Saumthier, an der Nase herumzuführen verstanden haben. Nicht zu herrschen, sondern zu dienen ist Israels Bestimmung. Sobald Japhet, wenigstens theilweise, das Joch des Herrn widerspenstig abwirft, soll Israel es freudig wieder aufnehmen, so daß ihm das eigenthümliche Loos zufällt, Jude zu sein, so lange der Christ geehrt ward; Christ zu werden, sobald Jude zu bleiben von der ungläubigen Welt für rühmlicher gehalten wird. Wenn nun Israel einsähe, daß es für die Zeit des Durstes Wasser im Tempel zu tragen berufen ist, daß es sein Leben fristet, um eine Nachkommenschaft zu hinterlassen, welche am Tage der Noth, der vom langen Wege ermüdeten Kirche jugendlich frische Lebenskraft zuführen soll, — wenn es dies einsähe, würde es nicht auch ohnmächtig zu Boden sinken, besinnungslos vor Seelenschmerz über diese seine vermeintlich ungerathene Leibesfrucht? Und wäre es nun gar Israel gestattet, durch einen Blick in die Zukunft wahrzunehmen, wie sein einstiger Nachkomme, was Jahrhunderte auf eine oder die andere Weise erworben und erspart haben, theils zur Linderung grenzenloser Bedürfnisse so auf einmal an die Armen austheilen, theils zur anständigen Ausstattung der

beraubten Braut Christus zu Füßen legen werde — müßte man nicht besorgen, daß Israel vor Gram über diesen unartig freigebigen Sohn völlig den Verstand verlieren könnte? Und der Sohn? wie könnte er den kummervollen Vater trösten? Wie anders, als durch die einfache Versicherung: „Ich bin nicht verloren, mein Vater, man will mir hier wohl."

Auf die Frage, warum er denn so gar wenig geredet, gab Edgardo zur Antwort: er habe gefürchtet, den Vater zu betrüben. In demselben Herzen so viel kindliche Liebe, daß ihm die Stimme zittert, und die Thränen aus den Augen fließen, und zugleich eine so ruhige, wahrhaft männliche Besonnenheit! Mehr als einen Monat, vom 15. August bis den 19. September, wiederholte der Vater seine Besuche tagtäglich. Im höchsten Grade war dem Jungen das Wiedersehen erwünscht, wie die Unterhaltung angenehm — bis auf einen gewissen Punkt. Der Alte beging nämlich fast regelmäßig die Unschicklichkeit, von Religion zu reden, daß sein Sohn, aus Israel entsprossen, von Christus lassen, und zu den Juden zurück müsse. Da wußte sich denn Edgardo der väterlichen Unverbesserlichkeit bald auf diesem, bald auf jenem Wege zu entziehen, nicht selten mit dem Bedürfnisse, seinem gepreßten Herzen in Thränen Luft zu machen. Es geschah wohl auch, daß er über allzu nachgiebige Mäßigung des Rektors klagte. Warum dieser nicht dem Vater offen und unverholen erkläre, er sei Christ, und könne nun unmöglich wieder Jude werden?

Schwerlich konnte dem Vater entgehen, daß er es hier mit etwas Anderem als einer blosen Stimmung zu thun habe, unbeständig und launenhaft, wie das Gefühl, aus dem sie entspringt. Er mußte erkennen, daß Edgardo's Entschluß aus geistiger Ueberzeugung hervorgewachsen, bereits zur selbstständigsten Entschiedenheit gereift war. Deßwegen mochte er sehr wohl einsehen, daß eine That, welche von keinerlei sinnlichen Beweggründen herrührte, nicht anders

als auf dem Wege vernünftiger Ueberredung rückgängig gemacht werden könne. Und so glaubte er denn an die kindlichen Pflichten erinnern zu müssen. Das Kind, sagte er, hat zu thun, was Vater und Mutter befehlen; so will es das vierte Gebot. — „Was der heilige Vater befiehlt, thue ich! — Ist das nicht Recht?" versetzte Edgardo, seinen Papa und wohl auch unsere Staatsmänner in Verlegenheit setzend. Wenn sie übrigens zu begreifen fähig sind, daß diese Antwort etwas mehr, als eine treffende Spitze im Ausdruck hat, daß sie einen Sinn enthält, der gerade so scharf und sieghaft durchdringt, daß sie nur eben aussagt: der heilige Vater habe als Statthalter Christi, die unabweisbare Pflicht, für die höchsten unumschränkten Vaterrechte Christi zu wachen; daß sie keinen vermeintlichen Ansprüchen jemals zum Opfer fallen. Bei all' seiner unbiegsamen Festigkeit in Ansehung der Religion läßt sich nicht verkennen, daß der Knabe ein ungemein weiches Gemüth hat, bildsam, empfänglich, theilnehmend und voll der zärtlichsten Liebe gegen die Seinigen. Nichts in der Welt würde ein so großes Glück für ihn sein, als wenn seine Eltern eben den Schritt thäten, durch den er sich von ihnen entfernt hat, und sie so wieder Alle zusammen sein könnten.

Eines Tages mit einem andern Neophyten in ein Nonnenkloster geführt, wo die Mutter des Letzteren Novize ist, blieb er bei der Unterhaltung ungewöhnlich nachdenklich und schweigsam. Nach vielen Fragen über den Grund, brach er endlich in Thränen aus, und sagte: „Peppino" — so heißt der Andere — „hat eine Mutter so gut, so fromm; und ich nicht." Wobei es denn nicht wenig Mühe kostete, ihn zu beschwichtigen.

Die begeisterte Liebe gegen den Heiland mischt sich selbst in seine Träume. Mitunter scheint es ihm, er verkündige seinen Brüdern Christus, rede von dem Lobe der großen Gottesmutter, finde seinen Vater bereit, Christ zu werden.

Wie wäre es anders möglich? Da er am Tage denkt und sagt, daß er, etwa genöthigt nach Hause zurückzukehren, dort seinem Glauben treu bleiben und ihn seinen Brüdern predigen wolle: wie sollten ihn nicht eben dieselben Vorstellungen im Traumbilde freundlich umgaukeln?

Den 24. September verließ der Rektor, von Edgardo begleitet, Rom, um in Alatri, seinem Geburtsorte, die Herbstferien vergnüglich zuzubringen. Der alte Mortara war bereits einige Tage vorher weggereist, im Ganzen ziemlich beruhigt, weil ihm der Rektor von Zeit zu Zeit Nachrichten zu geben verheißen hatte, und herzlich dankbar über die Aufmerksamkeit, welche sowohl seinem Sohn, dessen blühendes Aussehen ihm auffiel, als auch ihm persönlich zu Theil geworden. Der Rektor hielt treulich Wort, wie er denn noch dazu dem Knaben einen Brief an die Mutter zu schreiben auftrug.

Um so mehr mußte es befremden, daß Edgardo's Eltern, so Vater wie Mutter, unangekündigt und heimlich den 21. Oktober in Rom, den folgenden Sabbat in Alatri eintrafen. Dieser verstohlene Besuch konnte dem Rektor nach der so rücksichtsvollen Güte, wie er sie Mortara erzeigt, nicht anders als mißfällig sein. Da die Mutter überdies bis zu dem Grade aufgeregt war, daß ihre Liebe bereits in Unwille über den vermeintlichen Undank umzuschlagen anfing; so fand man es angemessen, diesmal den Knaben, wie er auch selbst wünschte, dem Unmuthe der leidenschaftlich erregten Eltern nicht auszusetzen. Man überredete sie, sich wieder nach Rom zu begeben, wohin man recht bald mit ihrem Sohne nachkommen wolle.

Die Rückkunft der Neophyten wußten die Eltern so genau abzupassen, daß sie den 22. Oktober an der Thürschwelle mit ihnen zusammentrafen. Die Mutter, nach dem vergeblichen Versuche in Alatri begieriger zwar und ungeduldiger, jedoch offenbar auch weit vernünftiger, warf sich

mit sehnsüchtigen Händen Edgardo entgegen, zog dieses ihr Kind umarmend, streichelnd, küssend an ihr Herz, und hielt es wohl eine Stunde so auf's Innigste umschlungen, indem mit Thränen gefühlige Ohnmachten wechselten und Mutterklagen süß einschmeichelnden Liebkosungen aller Art weichen mußten. Mochte ein so heftiger, unvorgesehener Andrang mütterlicher Liebe Edgardo bis in die tiefste Seele erschüttern; ihn in seinem geistigen Entschluß wankend zu machen, vermochte er nicht. Ernstliche Vorstellungen, tändelnde Schmeicheleien, Bitten, Anhalten, Flehen, Beschwören — Alles vergeblich. So sehr vergeblich, daß man fast glauben sollte, es habe sich wohl auf Kosten des Herzens dieser gewaltige Wille gebildet und befestigt, und eine derartige Beständigkeit müsse ganz gewiß alles kindliche Zartgefühl bis auf den letzten Rest verschlungen haben. Und doch ist auch das wieder nicht der Fall, wie es daraus unzweifelhaft ersichtlich ist, daß Edgardo nach diesem Besuche beinahe ohnmächtig zusammen sank, und obgleich er vom andern Abende her nüchtern war, und von der Reise hungrig zurückkam, dennoch nur äußerst wenig zu genießen im Stande war.

Vom 22. Oktober bis zum 9. November verging kein Tag, an welchem sich die Eltern nicht eingefunden hätten, wie es offenbar war, nicht so sehr ihr Kind zu besuchen, als vielmehr ihm die Liebe zum Herrn aus dem Herzen zu nehmen. Die Mutter, unerschöpflich an klugen Anschlägen, wußte sich aller Künste der Verführung meisterhaft zu bedienen. Es wurden dem Knaben von ihr recht artige Geschenke gemacht, andere kostbarere Gaben in Aussicht gestellt, wobei denn höchst bezeichnend war, daß sie ihm auch Geld für seinen Rücktritt zu bieten sich nicht scheute. Erinnerungen aus frühester Kindheit aufgefrischt, zarte Empfindungen mit Geschick und Seelenkenntniß geweckt, Lieb und Leid der sieben Geschwister mit lebhaften Farben geschildert, der Gram der Mutter, bald der Wahrheit gemäß kund gegeben, bald durch

Verstellung erheuchelt oder über das Maaß der Wirklichkeit hinaus vergrößert — dies Alles, ohne den mindesten Erfolg.

Die Geschenke von mütterlicher Hand machten ihm nicht geringe Freude. Was aber die glänzenden Verheißungen von Gold und Goldgewändern, von Sackuhren und dergleichen Dingen anlangt, so bemerkte er, seine guten Schätze habe er im Paradies. Es muß auffallen, daß der Wille eines noch nicht achtjährigen Knaben fest und entschlossen genug war, allezeit diesen Angriffen, welche bald mit dem Ernste des väterlichen Ansehens, bald im Tone mütterlich süßer Milde, mit Judenklugheit ausgeführt wurden, siegreich zu widerstehen, zur Verwunderung nicht minder als zum Aerger der Eltern. Da sie in dem Benehmen ihres Kindes eine Art von Zurücksetzung erblickten, was war begreiflicher, als daß sie durch eine solche Standhaftigkeit besiegt, sich zugleich verletzt und gekränkt glaubten. Es dürfte mehr als Empfindlichkeit sein, was sich in einer zufälligen Aeußerung des Vaters ausspricht.

Ein Freund bat den Alten, um seines Sohnes willen wenigstens, seinen Vaterschmerz einigermaßen zu mildern oder zurückzudrängen. Ich denke eine solche Bitte kann nur herzlich theilnehmende Liebe eingeben. Und was war die Antwort? Eine Herzlosigkeit: „E' bene che patisca.“ „Es ist gut, daß er leide.“

Vater und Mutter täglich wieder zu sehen, sich bei ihnen nach seinen Geschwistern, nach dem Geschäfte, nach den übrigen noch so kleinen häuslichen Angelegenheiten zu erkundigen, gewährte ihm das allergrößte Vergnügen. Die Mutter wußte er mitunter auf die Zukunft zu vertrösten, daß er ja erwachsen, wieder nach Hause zurückkehren werde, und wenn er von ihr hören mußte, sie sterbe vor Gram, so blieb ihm freilich nichts übrig, als sie vom Gegentheile zu versichern.

Er pflegte bei ihnen ganz außerordentlich munter und gesprächig zu sein, und Nichts war ihm angenehmer, als

ihr Umgang, so lange sie sich von Dingen zu reden begnügten, welche seine religiöse Ueberzeugung nicht berührten. Doch wie viel fehlte, daß sie so vernünftig und billig gewesen wären? Sie sprachen ihm offen gegen die christliche Religion, redeten ihm zu, keine Messe mehr zu hören, worauf er denn in der Weise diente, daß er den nächsten Tag deren zwei zu hören versprach; hielten ihm vor, wie er als Hebräer geboren, als Hebräer sterben müsse, zogen ihm die Medaglie mit dem Bildnisse des Gekreuzigten von der Brust, und gingen von Tag zu Tag weiter in ihren Unverständigkeiten. Diese unheilvolle Verblendung täglich mehr und mehr hervortreten zu sehen, den Ton der Verachtung mit dem von Christus, dessen Lehre und Gnaden geredet wurde, unabläßig anzuhören, Verkennung endlich und Mißbrauch elterlicher Gewalt, obgleich durch eine höhere Macht eingeschränkt, doch immer noch zu empfinden — mußte dies nicht zuletzt ihm eine unerträgliche Folter werden? War es zu verwundern, daß es ihn mit den Eltern allein zu sein die schwerste Ueberwindung kostete? Ja, mußte es nicht allmälig dahin kommen, daß es nicht mehr ohne Strenge und ohne Thränen abging, wenn er zu den Eltern hingeführt werden sollte? Es darf uns deßhalb nicht im Mindesten wundern, wenn er einmal auf die Frage nach seinem Befinden, erwiederte: es würde ihm sehr wohl gehen, wenn nicht die Eltern wären; und bei einer andern Gelegenheit äußerte: „Hat euch, als ihr Christen wurdet, irgend Jemand Schwierigkeiten gemacht? Warum macht man sie denn mir?"

Lange hatte der Rektor die Seelenqual, welche dem Kinde angethan wurde, theilnehmend, aber stillschweigend angesehen, bis er zuletzt zu den Eltern ein offenes Wort zu reden für seine Pflicht hielt. Sie möchten doch endlich die Gnade Gottes anerkennen, und einsehen, daß nicht er, sondern, daß sie der sinnlichen Lockungen und Liebkosungen sich fortwährend bedienten, daß diesen gegenüber ihr Sohn bei

seiner Ueberzeugung fest und standhaft verharre, daß es demnach höhere Beweggründe sein müßten, welche ihn sowohl anfänglich zur christlichen Religion bestimmt hatten, als auch hernach unerschütterlich darin verbleiben ließen. Die Mutter schien gerührt und betroffen. Wie dies der Vater wahrnimmt, wird er bleich, bricht die Unterredung ab, nimmt sie bei der Hand, und will davon, um nicht mehr wiederzukommen. Vielleicht, weil er von seiner Frau fürchtete, sie möchte am Ende dem Beispiele des Sohnes folgen; vielleicht, weil sie sich überzeugt hatten, daß bei dem Sohne alle Künste der Ueberredung vergeblich seien; vielleicht auch aus andern unbekannten Gründen.

Die kindliche Liebe mußte durch den Schatten im elterlichen Charakter stark verdunkelt werden, wäre sie nichts als natürliche Hinneigung gewesen. Wie sehr sie indeß geistiger Natur war, geht aus einer Aeußerung hervor, die deutlich sein ganzes Herz verrieth. „Er bete," sagte er, „daß seine Mutter nicht als Jüdin sterbe."

Kindliche Liebe, durch die höchste Gottesliebe geordnet und verklärt, scheint aus folgendem Ausspruch hervorzuleuchten. „Es kann sein," meinte er, „daß Vater und Mutter, um mich wieder zu haben, zum Christenthume übertreten; ich werde dann zu ihnen gehen, wenn sie indeß nicht gute Christen wären, könnte ich nicht bei ihnen bleiben."

Indem wir eine Reihe von Thatsachen, aus denen die geistige Reife des Knaben klar erhellt, übergehen, sei uns nur noch verstattet, einige Aeußerungen in aller Kürze zu erwähnen.

Es wurde in seiner Gegenwart ein Zweifel ausgesprochen, ob ihm die Taufe von der Hand der Magd gültig ertheilt worden. Tief bestürzt und außer sich vor Schmerz, verlangte er von Neuem getauft zu werden.

Ein wenig verfänglich gefragt, was wir im Himmel thun würden, meinte er: „Eben das was Gott thut." —

Werden wir denn auch essen? — „Ißt denn etwa Gott?" sagte er, Frage durch Frage beantwortend.

Als Jemand die Frage stellte, ob es eine große Gnade sei, die er von Gott empfangen, oder eine kleine, entgegnete er: „Es ist die allergrößte Gnade," eben so geschwind als unübertrefflich.

Der Anfrage, ob er zu den Eltern zurückkehren wolle, setzte er mit geschickter Wendung die andere Anfrage entgegen: „Was würden Sie thun?"

Gleichzeitig von zwei Freunden beschenkt, wünschte einer derselben zu wissen, welches von beiden Geschenken ihm mehr gefiele. In die Nothwendigkeit versetzt, sich darüber aussprechen zu müssen, gestand er offen: „Wenn es Ihnen nicht mißfällt, so sage ich, daß mir das Ihres Freundes lieber ist."

Da Jemand den gewöhnlichen Ausdruck gebrauchte: Wir sind als Christen geboren; bemerkte er verbessernd: „Sie wollen sagen, unter Christen."

Die Thatsachen, welche bisher aufgeführt wurden, reden so laut, so unwidersprechlich, daß es überflüssig wäre, noch ein Wort dazu zu thun. Daß Edgardo

1) alt und reif genug ist, sich mit freier Selbstbestimmung für die Annahme irgend eines Bekenntnisses zu entscheiden; daß er

2) sich mit freiester Selbstbestimmung für Christus und seine Kirche entschieden hat — ist mehr als hinreichend bewiesen.

Ich erlaube mir zum Schlusse nur noch eine kurze, wie ich glaube, nicht unwesentliche Bemerkung; sie betrifft die Vaterrechte Christi, von denen freilich unsere vielerfahrenen Staatsmänner, wie von so manchen andern Dingen, wenig Kunde zu haben scheinen.

Man hat in der Mortara-Angelegenheit viel und mit recht vollem Munde, von der Heiligkeit der Vaterrechte geredet; man hat die Kühnheit gehabt, offen auszusprechen, daß die Rechte des Vaters vom Vater der Christen verletzt worden. Ich muß gestehen, daß mir dieses duftende, salbungsvolle Gerede vorgekommen ist, wie Pomadengeruch aus der Parfümerie Joseph's II., der man wahrlich mit Unrecht nachsagen würde, daß sie irgend etwas enthielte, was geeignet wäre, wie Balsam die Wunden der Menschheit zu heilen, oder wie Weihrauch dem Herrn zu gefallen.

Die Kirche hat allezeit Jedem das Seinige gegeben; sie hat mit der Feinheit der Wahrheitsgoldwaage Gott das Göttliche, das Menschliche den Menschen zugewogen; sie allein hat es verstanden, die scharfe, bestimmte unverletzliche Grenzlinie, welche menschliches und göttliches Vaterrecht scheidet, mit unfehlbarer Sicherheit zu ziehen. Man wage nicht, dem Vater Angesichts der Kirche seine heiligen Rechte abzusprechen; Rechte, welche ihm von Adam übergeben, von Christus feierlich bestätigt sind. Man hüte sich jedoch auch zu verkennen, daß Christus durch die neue Zeugung in der Taufe Vaterrechte erwirbt, welche ihrer Natur nach unendlich höher und heiliger, keinen menschlichen Ansprüchen jemals weichen dürfen. Es ist unwidersprechlich, daß der Vater aller Vaterschaft Gott ist. Geheimnißvoll und unaussprechlich ist die ewige Zeugung, die des Wortes aus Gott; geheimnißvoll und unaussprechlich ist die andere Zeugung, die der Gläubigen aus Christus und der Kirche, welche sich im Wasser und im heiligen Geiste vollzieht. Vermöge dieser geistigen Zeugung, stellt sich Christus nicht etwa neben Adam, er steigt vielmehr als neuer Stammvater über ihn empor, da Er seine Vaterschaft von Gott hat, während Adam sie durch Ihn empfängt. Wie daher die Rechte des leiblichen Vaters von Adam stammen, so stammen die geistigen Vaterrechte von Christus. Die einen hat der Staat, die andern die

Kirche zu vertreten. Sollte es sich nun treffen, daß die unverletzlichen Vaterrechte Christi mit vermeintlichen Rechtsansprüchen eines menschlichen Vaters in scheinbaren Zusammenstoß gerathen, so kann Derjenige, welcher Grundsätze hat, keinen Augenblick zweifelhaft sein, wer von beiden, ob der geistige Urvater Christus, oder der leibliche Vater weichen solle. Besitzt der Letztere irgend ein Recht, das er nicht von Adam, von Christus hat? Ist es denkbar, daß Christus irgend einem Vater rechtliche Ansprüche leihe, welche seine eigenen unveräußerlichen Vaterrechte verletzen oder aufheben könnten?

Indem die Kirche immer nach diesen unwandelbaren Rechtsnormen entscheidet, bietet sie zugleich mit größter Vorsorge Alles auf, daß es niemals zu einer vorgeblichen Collision der beiderseitigen Rechte kommen möge. Bemüht, den Vater in seinem Rechte zu schützen, hat sie auf's Strengste verboten, Judenkinder jemals gegen den Willen der Eltern zu taufen. Sie hat dies für ein so schweres Vergehen gehalten, daß sie es in einem Erlaß von Julius III. mit Suspension und einer Geldbuße von 1000 Dukaten belegen zu müssen glaubte. Auch hat sie den Juden christliche Dienstboten zu halten, auf's Entschiedenste untersagt, um sowohl die Ihrigen zu schützen, als auch ähnlichen Fällen, wie wir ihn hier haben, vorzubeugen.

Während sie aber die linke Hand schützend um den menschlichen Vater schlingt, kann sie sich doch darum unmöglich entschließen, mit der rechten Hand die göttlichen Vaterrechte Christi Preis zu geben. Ist es daher geschehen, daß ohne ihr Zuthun irgend ein Judenkind getauft wurde, so hat sie die unabweisliche Pflicht, das allerhöchste Vaterrecht, welches Christus durch den Akt der Wiedergeburt auf dieses Wesen gewonnen hat, mit aller Entschiedenheit geltend zu machen, und es von den Eltern in christlichen Staaten selbst mit Zwang zu ertrotzen. Es ist verzeihlich, wenn der

Privatmann in einer Frage, die außer seinem Bereiche lag, irrte; es ist auch bei den verwirrten Begriffen begreiflich, wenn selbst Denjenigen, welchen die Aufrechthaltung der menschlichen Ordnung anvertraut wurde, Menschliches begegnete, wenn sie das Recht eher dem jüdischen Vater als Christus zuzusprechen geneigt waren. Wenn indeß erklärte Söhne des Umsturzes auf der einen Seite durch Festhalten an den Grundsätzen des Aufruhrs allem menschlichen Vaterrechte Hohn sprechen, und auf der andern zur Achtung gegen dieselben menschlichen Vaterrechte mahnen möchten, so weiß ich in der That nicht, ob dieser Widerspruch lächerlicher oder abgeschmackter genannt zu werden verdient.

Der edelste Brautring.

Ueber dem seraphischen Thale, dem anmuthigen und wahrhaft paradiesischen Garten Umbriens, war sonnig hell und prächtig der erste Augusttag des Jahres 1857 aufgestiegen. Obgleich der Name Umbrien eine schlechte Empfehlung gewährt[1]) und die Sommerzeit fast regelmäßig in den Hügelthälern und Bergkesseln gewaltige Gewitter bringt, war diesmal den ganzen Tag das Wetter heiter geblieben. Die herrlich schöne Luft lockte mich, es mochte ungefähr die vierte Nachmittagsstunde sein, vom Arbeitstische einen Augenblick an das bescheidene, offene Fenster meiner Zelle. Bei der hohen Lage der alten und ehrwürdigen St. Peters-Abtei zu Perugia, über deren Scheitel bereits tausend Jahre dahingezogen, entrollte sich dem Blicke eines der reizendsten, prachtvollsten Panoramen, welche Italiens Binnenland aufweist. Durch seine wunderbare Großartigkeit spottet es jeder Be-

---

[1]) Umbrien verdankt nämlich keineswegs, wie vielfach angenommen wird, seinen Namen dem lieblich kühlenden Schatten (umbra), sondern jenen naßkalten und widerwärtigen Regenschauern (ymber oder imber von ὕω), die so häufig und mit so ungestümer Gewalt auf Berg und Thal niederströmen.

schreibung und bleibt Allen, die es einmal geschaut, unauslöschlich eingeprägt, besonders Demjenigen, der es vom stillen Benediktinerkloster aus, das stolz und stattlich auf einer in's Thal vorgeschobenen Hügelkante thront, mit Aufmerksamkeit gesehen hat. Aus der Tiefe lächelte mir, wie ein süßes Kind aus der Wiege, das üppige reizende Thal entgegen; in seinem Hintergrunde hoben sich in immer ernstern und kühnern Formen die kahlen Höhen des Apenninus, ihre Felslinien scharf in den durchsichtigen Saphir des Himmels zeichnend. Von den bebuschten Abdachungen der Bergwälle winkten im freundlichsten Sonnengewande die malerischen Städtchen Assisi, Foligno und Spoleto, während in der nähern Thalflur hunderte von zerstreuten Villen und Weilern aus dem saftigen Grün der Reben-, Feigen- und Olivenhaine hell aufschimmerten, ein zauberhafter Sternenhimmel, aus dessen Mitte wie die Mondampel die Portiunkulakirche S. Maria degli Angioli mild und prächtig hervorstrahlt. Ihre imposant emporsteigende Kuppel, die jüngst noch einem entsetzlichen Erdbeben trotzte und, wie von Engelhänden gehalten, über die Trümmer der eingestürzten Gebäude emporragte, übte heute auf Herz und Auge mehr denn sonst ihre Anziehungskraft. Sie schien umschleiert von den zarten und lieblichen Erinnerungen an jenen Seraph in Menschengestalt, der hier zu einem bedeutenden Orden den Grund gelegt, hier in hoher Wunderkraft geliebt, geredet, gewirkt, hier endlich sein väterlich liebes Auge zum sanften Todesschlummer geschlossen. Zu diesen freudigen und anregenden Erwägungen trat heute noch das festlich frohe Andenken an eine Begebenheit, welche auf dem ganzen weiten Erdenrunde, wohin des heiligen Franziskus Name und Jüngerschaar gedrungen, bewundert und gesegnet ist. Es feiert nämlich die Kirche eben an diesem Tage das Gedächtniß an die Erscheinung und Gnadenverheißung, welche der göttliche Meister in der Portiunkulakapelle dem „Jünger der Armuth" gewährte und

deren Segensfrucht im Laufe der letzten sechs Jahrhunderte so viele Millionen mit Dank und Freude erfüllt hat [1]).

Unverwandt ruhte mein Blick auf dem ungefähr drei Stunden entfernten Dome, nach den Tausenden andächtiger Pilger spähend, die zur Gewinnung der Gnade des gran perdono oder Portiunkula-Ablasses alljährlich dorthin zusammenströmen. Mein Bemühen war indeß vergeblich, weil

[1]) Um das Jahr 352 ließen sich, wie die Legende erzählt, vier Pilger, die eben aus dem gelobten Lande zurückgekehrt waren, in dem Thal von Assisi nieder, um daselbst als fromme Einsiedler ihr Leben zu beschließen. Nicht mit leeren Händen waren sie aus dem Morgenlande heimgekommen: sie brachten eine Reliquie vom Grabe der Gottesmutter und ein hochverehrtes Madonnenbild mit. Zur würdigen Verehrung dieser Heiligthümer errichteten sie unweit Assisi eine kleine, liebliche Kapelle, die in der Folge das Ziel so vieler andächtigen Pilger werden sollte. Etwa drei Jahrhunderte nach ihrer Gründung kam die Kapelle durch Schenkung an die Benediktiner vom benachbarten Berge Subasio, von denen sie wegen der dazu gehörigen und gleichzeitig übermachten Landparzelle „Portiunkula“ geheißen wurde. Das war die andächtige Stätte, welche später der Lieblingsaufenthalt des heiligen Franziskus ward. Als dieser Heilige einst (im Jahre 1208) nach Gewohnheit dort betete, hörte er von einem Priester, der das heilige Opfer darbrachte, die Worte des Evangeliums: „Traget weder Gold noch Silber noch Geld in euern Taschen, noch einen Sack, noch zwei Gewänder, noch Schuhe noch einen Stab.“ Diese göttlichen Mahnworte wurden die Grundveste zum großen Ordensgebäude des seraphischen Jüngers Christi. Der Abt des Benediktinerklosters de Monte Subasio, der dem Heiligen über die Maßen zugethan war, schenkte ihm und seinen armen Söhnen nicht nur das Kloster St. Damian und die in wildromantischer Schlucht gelegene Niederlassung le Carceri, sondern auch die Portiunkulakapelle. Letztere war es dann bekanntlich, wo Franziskus einstmals (im Jahre 1222) der Erscheinung des Heilandes und der seligsten Gottesmutter nebst einer großen Engelschaar gewürdigt und von Ersterem gemahnt wurde, beim Papste Honorius III., welcher sich gerade im nahen Perugia aufhielt, einen vollkommenen Ablaß für alle diejenigen nachzusuchen, welche nach reumüthiger Beichte mit bußfertigem Herzen die Portiunkulakirche besuchen würden. Unverzüglich begab sich Franziskus mit einem Ordensbruder in jene Stadt, entledigte sich mit heiligem Freimuthe des himmlischen Auftrages und erwirkte urkundlich vom Stellvertreter Christi die

die drückende Tageshitze, die auch durch den schwachen Höhenwind nur wenig gemildert wurde, einen nebelhaften, bläulichen Dunstschleier über das Thal gewoben hatte. Dafür tauchten alsbald im Vordergrunde bewegliche Gestalten auf, die in immer dichteren Zügen, bisweilen um einen Pilgerwagen gereiht, auf der geradlinigen, die Ebene durchschneidenden Straße mir näher kamen und mit den grellen, glühenden Farben ihrer Nationaltracht das Grün des Thalgartens wie ein sich immer neu wirkendes buntes Band durchzogen. Dies kam mir jedoch nicht unerwartet. Nachdem nämlich die Pilger an der Wiege des Franziskaner-Ordens ihrem Herzensdrange genügt haben, pflegen sie frommer Sitte gemäß gen Perugia zu wallen, das von der Höhe einladend in's Thal niederblickt. Hier öffnet sich ihren gläubigen Herzen eine neue Quelle seliger Andachtsfreude. Der Brautring Marien's, einst in der ganzen Christenheit hoch berühmt, nun über Italiens Grenzen hinaus fast völlig unbekannt, wird in der Kathedrale dieser Stadt aufbewahrt und alljährlich an diesem Tage vor Sonnenuntergang ausgestellt zur öffentlichen Verehrung. Von Andacht und wohl auch von einer Art verzeihlicher Neugierde getrieben, schloß ich mich, in Begleitung eines Benediktiners ungesäumt der Schaar der Wallfahrer an und spannte meine Erwartungen um so höher, als ich mich unlängst über die Beschaffenheit und Geschichte jener merkwürdigen Reliquie auf's Gründlichste hatte unterrichten können. Ich hatte nämlich das Glück,

---

erflehte Gnade: „Ecce ex nunc concedimus, quod quicumque venerit et intraverit praedictam ecclesiam bene confessus et contritus, sit absolutus a poena et a culpa, et hoc valere volumus in perpetuum singulis annis tantum per diem unam naturalem a primis vesperis includendo noctem usque vesperas sequentis dici.“ Dies der Ursprung jenes berühmten Ablasses, der in der Folge auf alle Kirchen des Franziskanerordens, in der Portiunkulakirche selbst aber durch Innocenz XII. (1695) auf jeden Tag im Jahre ausgedehnt wurde.

in die bezüglichen Urkunden des Domarchives Einsicht zu gewinnen und überdies ein Werk zu lesen, welches vom Standpunkte der neueren Kritik eigens darüber verfaßt ist. Das gewonnene geschichtliche Ergebniß diesem unserm Festberichte in Kürze voranzuschicken, dürfte nicht unangemessen sein.

Es steht unbestreitbar fest, daß Ringe bei Eheschließungen als sinnbildliche Zeichen der unauflöslichen Verbindung dem Christenthume nicht erst ihre Einführung verdanken, sondern schon im hohen Alterthume bei den meisten europäischen (ich erinnere nur an den römischen annulus pronubus, welcher Name noch bei Tertullian sich findet) wie asiatischen Völkern und später auch bei den Juden üblich waren (vrgl. 1 Moses 38, 18; 2 Mos. 35, 22 u. a. O.) Nur unterschied sich der damalige Gebrauch von dem jetzigen dadurch, daß statt eines wechselseitigen Austauschens der Ringe der Bräutigam allein einen solchen seiner Braut, und zwar schon bei der Verlobung, überreichte. Diese Sitte möchte bei den heidnischen Völkern vielleicht in dem Mißverhältnisse, welches rechtlich zwischen beiden Geschlechtern bestand und das geringgeschätzte, als Sklavin angesehene Weib wohl dem Manne gegenüber, nicht aber diesen gegenüber jenem zur Treue verpflichtete, einen ausreichenden Erklärungsgrund finden; bei den Juden und ersten Christen, unter denen dem Weibe sein edler Beruf, seine sittlich erhabene Stellung und geistige Gleichberechtigung wieder gegeben waren, findet diese Auslegung selbstredend keine Stelle. Ihnen war der Ring, der zugleich auch Siegelring war, beiderseitig, weil gegeben und angenommen, Symbol der unverbrüchlichen Treue, hatte aber bei den Christen außerdem noch die besondere Bestimmung, die Uebertragung des Oberaufsichtsrechtes, des dominium in der Wirthschaft und Oekonomie des Hauses zu sinnbilden, wie solches klar aus folgenden Worten des Clemens von Alexandrien erhellt (paedag. l. III. 11.): „Der Mann gibt der Frau den goldenen Ring nicht zum Schmucke, sondern

um, was des Hauses werth und aufzubewahren ist, zu besiegeln und weil ihr zugleich die Obsorge über die Haushaltung übertragen wird." — Nicht minder bekannt ist, daß die Brautringe weder durchgehends von derselben Gestalt noch aus gleichem Stoffe gefertigt waren, daß sie sich vielmehr nach Bildungsstufe und Vermögensumständen der Völker wie der Einzelnen richteten. Demgemäß bedienten sich die Europäer, mit Metallen reichlich versehen, fast ausschließlich des Erzes, die daran ärmeren Asiaten aber durchschnittlich der edlen Gesteine. Blieb bei dieser Beschränkung den Wohlhabenden immer noch eine nicht geringe Auswahl, so sah sich hingegen der Unvermögende oft auf ein einziges Material, das am leichtesten erschwingliche und mindest kostspielige, angewiesen. Diese Thatsache, welche durch Zeugnisse nicht minder wie durch Ueberreste aus dem Alterthume genugsam erhärtet wird, ist nun sogleich geeignet, auf die kostbare Reliquie, welche uns beschäftigt, ein überraschendes helles Licht zu werfen. Wie bei den unbemittelten Abendländern insgemein eiserne Brautringe gebräuchlich waren, so reichte der dürftige Orientale seiner Braut einen geschnittenen Achat- oder Marmorring, wie solche von den Handelskaravanen aus Arabien und den asiatischen Binnenländern in beträchtlichen Vorräthen eingeführt wurden. Für einen der gesuchtesten und preiswürdigsten dieser Steine aber galt in Syrien und Palästina der sogenannte Band-Achat oder Onyx [1]), der nicht nur weil er leicht zu bearbeiten war, sondern auch wegen seiner vielen Werth- und Farbenstufen gerade zu Braut- und Siegelringen ganz vorzüglich passend erschien. Und ein Onyx eben ist der Stein, aus welchem wir nach dem Brauche des Morgenlandes den Ring der Gottesmutter, die bescheidene Brautgabe des armen Zimmermannes von Nazareth, geschnitten sehen. Daß diese treffliche Uebereinstimmung ein bedeutsames,

[1]) Den Namen hat dieser Stein von dem griechischen Worte ὄνυξ, Fingernagel, wegen seiner hellen Farbe und Durchsichtigkeit.

erhebliches Moment bildet und auf die Aechtheit der vielverehrten Reliquie schließen läßt, wer wollte es in Abrede stellen? Gehen wir jedoch näher auf ihre großentheils freilich traditionelle Geschichte ein, wie sie uns eine alte Chronik zu Perugia einfach und schlicht erzählt.

Man darf wohl von vornherein annehmen, daß die seligste Gottesmutter, auch nachdem ihr edler Bräutigam bereits zu seinen Vätern versammelt war, den von ihm empfangenen Trauring über Alles lieb und theuer gehalten habe. War er ihr doch ein süßes und heiliges Andenken, welches sie sowohl an den engelreinen Herzensbund mit dem demüthigen Patriarchen, als an den aufopferungsvollen, treuen Schutz mahnte, welchen der tugendsame Gemahl und Nährvater seinen Pflegebefohlenen in Noth, Trübsal und Verfolgung gewährt hatte. Als dann endlich auch Maria glorreich von der Erde schied, welcher Sterbliche hatte wohl größeren Anspruch auf den kostbaren Schatz, als der seit jener unsäglich schmerzlichen Kreuzesstunde auf des Herrn Geheiß gleichsam in Amt und Pflicht des heiligen Joseph eingetreten war, — der Liebesjünger Johannes? Ganz so läßt sich denn in der That der Chronist vernehmen. Nach seinem weiteren Berichte nahm Johannes, da er um das Jahr 95 unserer Zeitrechnung nach der Weltstadt zog, das heilige Erbe mit sich, der römischen Christengemeinde dadurch eine unbeschreibliche Freude bereitend. Doch nur zu bald traf den vielverehrten Apostelgreis die blutige Verfolgung, welche jüngst Kaiser Domitian durch einen Erlaß für den ganzen Umfang des Römerreichs hervorgerufen hatte. Ergriffen und seines geringen Besitzes beraubt, ward er in einen Kessel siedenden Oeles getaucht und, nachdem er aus selbem unversehrt hervorgegangen, auf die öde, unwirthliche Inselklippe Patmos verbannt. Unter der kümmerlichen Habe des Apostels hatte sich dennoch ein unschätzbares Kleinod befunden: der heilige Brautring, dessen Hochhaltung Sei-

tens der Christen den heidnischen Verfolgern nicht entgangen war und sie auf die Vermuthung brachte, es müßte die hohe, bei der sonstigen Werthlosigkeit unerklärbare Verehrung ihren Grund in einer geheimen, ihm innewohnenden Magie oder Zauberkraft haben. So gelangte das theure Kleinod als vermeintlicher Talisman an den römischen Hof, wo es fast siebenzig Jahre hindurch ein Gegenstand abergläubischer Hochschätzung blieb. Da begab es sich, daß unter der Regierung Mark Aurel's eine kaiserliche Verwandte, mit Namen Mustiola, den Glauben an den Gekreuzigten annahm und in ihrem Herzeleid ob der Entweihung des kostbaren Ringes den Entschluß faßte, sich desselben zu bemächtigen und im Falle der Entdeckung sich den Verfolgern durch die Flucht zu entziehen. Der Anschlag, kühn und mit männlichem Muthe ausgeführt, glückte nach Wunsch. Im frohen Besitze des Schatzes entwich die edle Jungfrau aus der frevelhaften, neuerdings mit Strömen christlichen Märtyrerblutes befleckten Kaiserstadt, wanderte flüchtigen Fußes, meist unter dem Schutze der Nacht, Etrurien zu und erreichte endlich nach mancherlei Mühsal die Uferhügel des trasimenischen Sees, von denen sie, Allen unbekannt, in das nahegelegene Clusium hinabstieg. In dieser Stadt, wo vor Alters König Porsenna seinen Macht- und Ruhmessitz und später Jahrhunderte lang seine Gruft hatte, blühte schon in jugendfrischem, fröhlichen Gedeihen eine christliche Gemeinde. Sofort eilt die fürstliche Jungfrau in die brüderliche Versammlung, enthüllt die Ursache ihrer heimlichen Flucht, und ihre Worte wie ihr heiliger Schatz werden mit der wärmsten Liebe, mit der frömmsten Begeisterung aufgenommen. Aber nicht lange währte es, bis die rohe, blindeifernde Gewalt der Ungläubigen auch in diese Gemeinde die Fackel der Verfolgung schleuderte. Man drang blut- und beutegierig in die friedlichen Wohnungen der Christen, und was sich nicht durch die Flucht hatte retten können, schleppte man gebunden unter Hohn und Miß-

handlungen in die öffentlichen Gefängnisse. Die heilige Mustiola hatte zwar das Glück, abermals den Nachspürungen der Häscher zu entgehen, ließ sich aber in ihrem glühenden Liebeseifer nicht abhalten, freiwillig und mit eigener Gefahr das Loos ihrer Brüder und Schwestern wo nicht zu theilen, so doch nach Kräften zu mildern. Sie wußte sich Eingang in die Gefängnisse zu verschaffen und unterstützte, tröstete, ermuthigte hier die des Todes harrenden Bekenner, sie durch Vorzeigung des heiligen Brautringes begeisternd zur Hoffnung der nahenden himmlischen Hochzeitsfreude. Solch heiliger Muth beschleunigte auch für sie die blutige Opferstunde und reichte ihr unerwartet schnell die ersehnte Palme. Auf einem der nächtlichen Besuche, die sie den gefangenen Christen abzustatten gewohnt war, wurde sie von den Wächtern ergriffen, und da sie muthig den Glauben an Christus bekannte, mit bleiernen Kugeln zu Tode gegeißelt. Den zerrissenen, blutbedeckten Leib der Märtyrin, an welchem sich durch wundersame Fügung noch der verehrte Ring befand, trug Markus, ein Priester jener Gemeinde, nächtlicher Weile auf eine entlegene Anhöhe und bestattete ihn daselbst nicht weit vom Ufer des Sees in einer verborgenen Grotte. An der leiblichen Hülle der Heiligen aber ließ er auch die Reliquie, hoffend, sie so während des Sturmes der Verfolgung am besten vor Entehrung zu schützen und für eine ruhigere Friedenszeit aufzuheben. Um diesen Schatz der Nachwelt zu sichern, legte er eine Steintafel bei, die in lateinischer Sprache die Inschrift trug: „Hier ruht die Märtyrin Mustiola mit dem Brautring Mariä [1]).“

---

[1]) Erst neuerlich sind die christlichen Katakomben und Grabstätten des alten Clusium, ehrwürdige Zeugen frühester Anpflanzung des Christenthums, entdeckt und von Bartolini sowohl, wie von dem Modeneser Archäologen Cavedoni beleuchtet worden. Vgl. Bartolini: Le nuove catacombe di Chiusi, und Cavedoni: Bagguaglio di due cemeteri di Chiusi. Vielleicht finden wir einen andern Anlaß, über diese interessante Entdeckung ausführlicher zu berichten.

Die drei Jahrhunderte der Verfolgung, dieses im Purpur des Märtyrerblutes glühende Morgenroth des christlichen Tages, und noch manche Jahre gingen über Italien hin, ohne daß sich vom Ringe mehr als eine, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende Ueberlieferung erhalten hatte. Um das Jahr 800 endlich entdeckten einige auf den Höhentriften am See weidende Hirten die obige Grotte, welche entweder absichtlich zur Zeit der Prüfung oder durch natürliche Ereignisse mit Erde und Schutt gefüllt worden war. Nach einigen Nachgrabungen stieß man auf den Leib der Blutzeugin und auf die beiliegende, noch vollkommen leserliche Tafel. Das Gerücht von diesem seltsamen Funde drang alsbald in das benachbarte Clusium, welches nun schon Chiusi hieß. Schaarenweise zogen dessen Bewohner zu dem Orte, um von den Gebeinen der heiligen Mustiola und dem unschätzbaren Ringe Besitz zu nehmen, selbe lautjubelnd in die Stadt zu tragen und dem Stiftskapitel der Kathedrale zur Bewahrung zu übergeben. Ungefähr vierhundert Jahre hindurch erfreute sich dieses des ehrenvollen Wächteramtes. Als aber im dreizehnten Jahrhundert die mindern Brüder des heiligen Franziskus daselbst ein Haus gründeten, glaubte der Magistrat nicht anstehen zu dürfen, den frommen Ordensmännern zum Beweise seines Wohlwollens den heiligen Ring anzuvertrauen. War schon zuvor die Verehrung der Gläubigen für diese Reliquie eine bedeutende und vielverbreitete, so stieg sie nun, unter der eifrigen, unermüdlichen Pflege jener Väter zu einem außergewöhnlichen Grade. Wenn die Reliquie jedes Jahr am 30. Juli auf dem Altare ausgestellt wurde, strömten in Menge die Pilger aus allen Ländern an den reizenden Ufern des Trasimenus zusammen, und nicht selten traf es sich, daß sie ihr frommes Vertrauen, vorzüglich bei Augenkrankheiten, auf wunderbare Weise belohnt und gekrönt sahen. Geraume Zeit blieben so die Chiusiner im friedlichen, unbestrittenen Besitze des heiligen Ringes, bis sie

plötzlich durch eine ruchlose Frevelthat darum gebracht wurden.

Es hauste nämlich um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts mit den Franziskanern ein gewisser Bruder Winterius[1]), welcher, mehr der Herkunft als der Gesinnung nach Deutscher, die ohnehin nicht unbefangen beurtheilten Germanen bei den Welschen nur noch gründlicher in Unehre und Mißkredit brachte. Der Verfasser der Chronik gibt von ihm ein nichts weniger als empfehlenswerthes Bild, schildert ihn als einen schlauen, verschmitzten, dabei unförmlich umfangreichen Menschen, der unter den Insassen des Conventes gar böse gelitten war. Dies brachte ihm, wie leicht erklärlich, mancherlei Ungelegenheiten, bisweilen auch herbe und verletzende Kränkungen. Zuletzt wurde er sogar von seinen welschen Brüdern angeklagt, einen Meßkelch, den man vermißte, entwendet zu haben, und auf diesen durchaus unerwiesenen Verdacht hin von den Stadtschöffen zur Folter und zu vierzigtägiger strenger Haft verurtheilt. Eine so harte Verunglimpfung an Leib und Ehre war zu viel für Bruder Winter. Ueber die Maßen ergrimmt, schwur er Stadt und Kloster Rache und faßte nach langem Brüten den verwegenen und gottlosen Entschluß, sie heimlich ihres kostbarsten Kleinodes, des Trauringes der Gottesmutter zu berauben. Durch Wachsabdrücke wurde es ihm leicht, sich die erforderlichen Schlüssel zu beschaffen und so schritt er zur Ausführung seines unglückseligen Vorhabens. Allnächtlich, während sich die Brüder ahnungslos in den Armen des Schlummers wiegten, schlich er sachte aus seiner Zelle in die einsame

---

[1]) Bekanntlich verdanken die Italiener den früherhin mit besonderer Vorliebe in ihrem citronenreichen Lande gastlich aufgenommenen Germanen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Wörtern, an die sich denn mitunter die empfindlichste Erinnerung knüpft. So heißt roba (unser Raub) bei ihnen Habe, und rubare (unser rauben oder nach altgermanischem Kriegsgebrauch sich Habe verschaffen) stehlen.

Kirche, öffnete die durch mehrfachen Verschluß sorglich verriegelte Kapelle, in welcher der Ring bewahrt wurde, und lag mit unverdrossener Ausdauer seinem Diebesgeschäfte ob. So gelang es ihm nach vielen Anstrengungen, die er durch vier Wochen hindurch beharrlich fortsetzte, mit Hülfe jener falschen Dietriche und eines ätzenden Scheidewassers, die entgegenstehenden Eisenfutterale zu öffnen und endlich, es war am 23. Juli des Jahres 1473, auch die letzte Umhüllung, eine gediegene starke Silberkapsel, gewaltsam zu erbrechen. Mit zitternder Hand greift der Tempelräuber nach dem erstrebten Heiligthum, wickelt es in Seide, und bringt Alles behutsam wieder in Ordnung und Verschluß. Er hat sogar nach vollbrachter That noch das Herz, mehrere Tage mit heuchlerisch freundlicher Miene im Kreise der so frevelhaft von ihm hintergangenen Mitbrüder zu verweilen. Weiter durfte er freilich seine unverschämte Dreistigkeit nicht treiben. Denn schon stand der Tag der Entscheidung, die jährlich wiederkehrende Ausstellungsfeier bevor, und damit für ihn die drohendste Gefahr, entlarvt und dann unzweifelhaft am Leben gestraft zu werden. Es mußten ihm daher nochmals Verstellung und List zur sichern Flucht, ja zu einem ehrenvollen Abschiede behülflich sein. Die inständigsten, durch fromme Betheuerungen unterstützten Bitten erwirkten ihm vom Guardian die Erlaubniß, auf einige Tage nach Assisi zum nahen Portiunkulafeste pilgern zu dürfen.

Der Morgen des 27. Juli sah mit seinem hellen, Alles beleuchtenden Sonnenauge auf den einsamen Waller freundlich nieder, der von einer Anhöhe aus noch einmal einen scheuen Blick nach seinem in der Ferne entschwindenden Kloster warf und dann in angstvoller Hast, den geraubten Schatz im Busen tragend, seinen Wanderstab über Berg und Thal lenkte. In grellem Kontraste mit der heiteren, in Morgenpracht glänzenden Natur glich des Flüchtlings Seele einer stürmischen unheimlichen Gewitternacht, die drohend das

Antlitz der Erde mit ihrem Gewölke verschleiert. Bei aller Verirrung war bei Bruder Winter das Thermometer des sittlichen Gefühls doch noch keineswegs auf den Gefrierpunkt der Verstockung hinabgesunken, weßhalb sich über seinem Herzen, wie ein Alp, Schwermuth, Angst und die peinlichste Beklommenheit lagerten. Schon begann sich der Tag zu neigen, als im Golde der Abendsonne schimmernd vom felsigen Höhenrande die Thurmzinnen Perugia's grüßten. Von der Reise matt und erschöpft kehrte der Wanderer in einem Gasthause vor der Stadt ein, wo er wenigstens für eine Nacht Ruhe des Körpers und des Gemüthes zu finden hoffte. Aber Ruhe, nach der er sich sehnte, war dem Beklagenswerthen nicht beschieden. Ist es doch eben die Nacht, welche, je geheimnißvoller sie mit ihrem schwarzen, sternenbesäeten Sammtmantel die Erde verhüllt, um so klarer die innere Welt des Gewissens aufdeckt und dem Menschen nach Umständen einen Himmel oder eine Hölle öffnet. Was für eine Aussicht sich vor dem Auge des pflichtvergessenen Klosterbruders aufthat, darf nicht erst gesagt werden. Ihm wurde die Lagerstätte zur Anklagebank, von welcher aus er den furchtbaren Richterstuhl erblickte, auf dem die menschliche und göttliche Strafgerechtigkeit sich niederließen, strenges, unerbittliches Recht sprechend wider den Tempelschänder. Und ob er sich gleich auf seinem Dornenlager hin und wieder wälzte und unter Seufzern den Schlaf herbeiwünschte, das erwachte Gewissen wühlte nur um so stürmischer, um so tobender die Grundtiefen der Seele auf. Sinnend ließ er einen Plan nach dem andern an seinem Geiste vorüberziehen, erwägte jede erdenkliche Gefahr, jedes mögliche Rettungsmittel, und dachte nach, ob nicht vielleicht einer seiner Freunde in Perugia weile. Da taucht auf einmal im Geiste das Bild eines alten Peruginer Bekannten, eines gewissen Luca, auf und ein Hoffnungsstrahl erhellt freundlich seine umdüsterte Seele. Und wie nun auf den Höhen der Apenninenhäupter das

erste zitternde Morgenroth glühet, so rafft er sich auf und eilt in die Guelfenstadt, sucht den heilversprechenden Freund auf und bittet denselben mit wenig verheimlichter Aengstlichkeit, ihm in den Dom zu folgen. Hier führt er ihn in einen verborgenen Winkel bei Seite, läßt sich eidlich strengste Verschwiegenheit geloben und eröffnet ihm dann mit pochendem Herzen und stotternder Zunge das unerträglich drückende Geheimniß. Betroffen und selbst rathlos begibt sich Luca ungesäumt zum ersten Senator der Stadt, eröffnet ihm die Sache ebenfalls unter dem Siegel eines Eidschwurs, und bittet um Rath in so bedenklicher und gefährlicher Lage. Der schlaue Magistrat legt die Maske der Ungläubigkeit an, schilt wacker auf den Franziskaner als einen strafwürdigen Betrüger, und verlangt, daß ihm der Ring vorgezeigt werde, um seine Unächtheit auf der Stelle zu beweisen. Unverweilt kehrt Luca in den Dom zurück, wo Bruder Winter unterdeß in banger Erwartung geharrt, schildert den mißlichen, höchst unfreundlichen Empfang beim edlen Senator, und forbert auf alle Fälle die Auslieferung der Reliquie, um dem ungerechten Argwohn ein Ende zu machen. Bei dieser Zumuthung traten dem armen, schon durch die Schläge des Gewissens erweichten Bruder die hellen Thränen in die Augen. Unvermögend, auch nur ein Wort herauszubringen, nimmt er den sorgsam versteckten, theuren Schatz hervor und übergibt ihn dem drängenden Freunde. Der Senator aber sah sich nicht sobald im Besitze des Kleinodes, als er, um sich der ihm noch immer zweifelhaften Aechtheit zu versichern, ohne Aufschub einen Frohnboten nach Chiusi sandte zum herangerückten Feste.

Frohes Glockengeläute hatte jener Stadt den Anbruch des 30. Juli angekündigt und eine unzählbare Schaar von nahe und ferne zum Franziskanerkloster zusammengerufen. Voll frommer Ungeduld harrten die Pilger der Stunde, da man die Kapelle erschließen und den vielverehrten Brautring

ausstellen würde. Endlich nahte der ersehnte Augenblick. Der Bischof von Siena trat mit dem Vorsitzenden der Stadtgemeinde und den Obern des Convents, welche nach alter Gerechtsame die drei Hauptschlüssel des Heiligthums aufbewahrten, an die von allen Augen erwartungsvoll gehütete Kapelle und schritten nach Aufschließung der Thüre in der feierlichsten Haltung an den Schrein, wo sie vor Jahresfrist den theuren Gegenstand sorglichst verschlossen hatten. Bald ist das dreifache Erzgehäuse, welches jeder List und Gewalt Widerstand leisten sollte, mittels der Schlüssel geöffnet, und mit wachsender Spannung langt man nach der zierlichen, geschmackvoll gearbeiteten Silberkapsel. Es hebt sich ihr Deckel und — das erstaunte Auge trifft auf ein leeres Reliquiarium! Bestürzung erfaßt die zunächst Stehenden und theilt sich sofort, da die Schreckenskunde nicht verheimlicht werden konnte und von Mund zu Mund durch die Massen eilte, dem Volke mit, sich in lauten Ausbrüchen des Schmerzes und des Unwillens Luft machend. Man klagt die zur treuen Hüterin bestellte Klostergemeinde an, dem öffentlichen Vertrauen nicht entsprochen, die heilige Wache schnöde vernachläßigt zu haben. Schon wurden bedenkliche Aeußerungen und ernsthafte Drohungen vernehmbar, als plötzlich in tausendfältigem Echo durch die murrende Versammlung der Name „Fra Winterio" lief und wie ein Blitzableiter die Zornfunken der elektrisch entzündeten Menge auffing. Mit jener Schnelligkeit, wie sie jede Bewegung kennzeichnet, die irgend einen Lebensnerv des Volkes berührt, treten Senat und Gemeinde zusammen, um schleunigst die geeigneten Maßregeln zu treffen. Der erste Schrecken ist gewichen und hat einer ruhigen Fassung, einem thatkräftigen Handeln Platz gemacht. Nach kurzen Verhandlungen sieht man Dienstmannen und Häscher nach allen Richtungen hinauseilen, um den „deutschen Bruder" aufzuspüren, welchen das einstimmige Urtheil, wie nach einem förmlichen Verhöre, als

den unzweifelhaften Thäter bezeichnet. Zwei dieser Boten lenken ihre eiligen Schritte gen Perugia, treten fast athemlos in die Stadt ein und staunend vernimmt ihr Ohr aller Orten auf den fröhlich belebten Straßen die „Wundermähr vom heiligen Ringe." Wenige Stunden zuvor war der Frohnbote, welcher nach Chiusi entsandt wurde, heimgekehrt und der kluge Senator hatte nicht gesäumt, den Peruginer Senat allsogleich zu einer außerordentlichen Versammlung zu berufen und in der Sitzung feierlich zu erklären: „Der Spender jeder guten Gabe und Vater der Lichter habe ihm über Nacht wunderbarerweise den gesegneten, kostbaren Marienring bescheert, und er habe bei anbrechendem Morgen den Augenblick mit Ungeduld ersehnt, da er das unaussprechlich theure Geschenk, wie hiermit geschähe, urkundlich seiner geliebten Vaterstadt zu ewigem, unveräußerlichen Besitzthum überweisen könnte." Mit Blitzesschnelle ging die frohe Kunde durch die ganze Stadt, und im freudetrunkenen Volke begann es sofort sich lebendig zu regen. Es schmückten sich alsbald die Häuser und Paläste insgesammt mit Teppichen und Laubgewinden und Alt und Jung wogte in den Straßen auf und nieder, Jubellieder singend wegen der Erlangung solch herrlichen Schatzes.

Mitten in diese Freude traten spähend die Kundschafter von Chiusi und standen wie erstarrt, als sie über die Ursache so allgemeiner Volkslust belehrt wurden. Allmälig indeß kehrte das Vertrauen auf ihr heiliges Recht und damit Hoffnung und frischer Muth in ihre Seele zurück. Klage führend traten sie vor den hohen Senat, der sich jedoch mit scheinbarer Theilnahme für incompetent erklärte und sie ohne Weiteres an die Volksinstanz, d. h. an eine Plenarversammlung aller städtischen Zünfte, Gewerke und Innungen verwies. Binnen Kurzem füllt sich der Marktplatz mit den froh bewegten Fähnlein. Von hoher Tribune aus wiederholen nun die Kundschafter, nicht ohne Thränen, im Namen

der tiefbetrübten Chiusiner ihre gerechten Beschwerden. Seit mehr als einem halben Jahrtausend sei Chiusi in unangefochtenem Besitze der Reliquie gewesen, bis unlängst frech und gottesräuberisch ein Fremdling Hand an das heilige Erbe gelegt, alles göttlichen und menschlichen Rechtes spottend. Unsägliche Trauer habe sich der Stadt bemächtigt und ein Schmerzensschrei sei laut geworden bei der Nachricht von dem entsetzlichen Frevel. Der Unwille über das verletzte Recht und der Eifer, es zu sühnen, habe auch ihre Schritte beflügelt, um des heiligen Gegenstandes und des ruchlosen Verbrechers, wo sie immer sich befänden, habhaft zu werden. Nun hätten Perugia's Mauern und seine jubelerfüllten Straßen sie kaum aufgenommen, da sei Muth und Zuversicht wieder in ihre niedergeschlagenen Herzen gekommen; gedankt hätten sie dem Himmel unter Thränen, und sowohl sich wie ihrer lieben Vaterstadt Glück gewünscht, daß die Fürsehung den verlorenen, sakrilegisch entwendeten Schatz gerade den Händen der edlen Peruginer vertraut. Geringe Zerwürfnisse abgerechnet, hätten diese seit undenklichen Zeiten mit ihnen in freundnachbarlichem Frieden gestanden, und stets das Recht, wo es verletzt zu werden drohte, bieder und ritterlich geschirmt. Auch jetzt würden sie des Anlasses sich freuen, großmüthig das gekränkte Recht ihrer schwächern Nachbarstadt beschützen und herstellen zu können. Hieran zweifeln, hieße ihren Namen entehren, ihren Ruhm schmälern. Deßhalb ständen sie nicht an, voll der frohesten Zuversicht die wohlehrbare Versammlung angelegentlichst zu mahnen, daß sie sich durch Erstattung des Ringes das ruhmvolle Bewußtsein sichern, eine glänzende Tugend- und Christenpflicht erfüllt und überdies eine trauernde und gebeugte Bürgerschaft wieder aufgerichtet, getröstet, zu unsterblichem Danke verpflichtet zu haben. — Als der geschickte Redner schwieg, herrschte eine Weile lautlose Stille, der bald ein summendes Gemurmel folgte. Endlich wurde den Bittstellern

nach einigen Zwischenberathungen als Wille und Beschluß des Volkes der Bescheid ertheilt: nichts läge Perugia's Bürgern mehr am Herzen, als mit den edlen Nachbarn das gute friedliche Einvernehmen zu bewahren; was indeß den Ring betreffe, der durch der Fürsehung gnädiges Walten ihnen so wunderbar zugekommen, so dürfte, wofern den Chiusinern Perugia's Freundschaft nicht gleichgültig sei, davon nimmer die Rede sein; im andern Falle würden die Bürger insgesammt nicht anstehen, die theure Schenkung selbst mit den Waffen zu vertheidigen. — Diese Worte, denen der laute Beifall der zustimmenden Menge Nachdruck gab, waren eine zerschmetternde und nur zu kategorische Antwort, mit der die Boten schmerzlich bewegt in ihre Heimath zurückeilten. Neue Gesandtschaften, neue Versuche und theilweise Zugeständnisse hatten keinen besseren Erfolg. Als aber auch die Entsendung des Bischofs von Siena erfolglos blieb und hiermit alle Hoffnungen auf freiwilligen Ersatz geschwunden waren, traten an die Stelle gütlicher Unterhandlungen ernsthafte und bedauerliche Ereignisse. Ueber den Verlust ihres heiligen Schatzes untröstlich und über die unrechtliche Vorenthaltung auf's Aeußerste ergrimmt, schritten die Chiusiner zur Gewalt, legten wehrlose Peruginer, die sich innerhalb der Marken und Grenzen der Stadt erwischen ließen, in Bande und machten sogar verheerende Streifzüge in das benachbarte Gebiet. Dies war der Beginn einer erbitterten Fehde, welche die beiden Städte, einander mit boshafter Lust an Person und Eigenthum schadend, zwölf volle Jahre unterhielten, und dies geschah eben wegen des Brautringes jener hohen und hehren Frau, welche auf dem ganzen Erdkreise als Königin des Friedens, als süße Mutter der Milde gegrüßt wird!

Es gewannen indessen die streitenden Parteien bald die Ueberzeugung, daß auf dem eingeschlagenen Wege weder die Mißhelligkeit geschlichtet, noch eine Entscheidung erzielt werde,

daß endgültig vielmehr eine päpstliche Erklärung den Ausschlag geben müsse. Beide Theile boten daher Alles auf, beim römischen Stuhle ihre wirklichen oder vorgeblichen Ansprüche geltend zu machen. Es herrschten damals allenthalben in Italien Zwiste, Bürgerkriege und Parteikämpfe. Zu Ferrara, zu Genua, zu Mailand, zu Florenz tobten mit all' ihren Schrecken Aufruhr, Anarchie und Empörung. Diese Ereignisse, sowie der kriegerische Uebermuth der Venetianer, zu denen noch die gleichzeitig drohenden Einfälle der Türken, welche Tarent erobert hatten, kamen, thürmten auch um das Schifflein Petri himmelhohe Wogen auf und bereiteten dem hohepriesterlichen Steuermanne mühe- und angstvolle Stunden, die unter Sixtus IV. (1471—1484), durch Aufstände in Rom und in dem Kirchenstaate selbst, noch um so viel trüber wurden. Nicht minder hoch ging die Brandung, als Innocenz VIII. (1484—1492) das Steuer des Kirchenschiffes lenkte, um so mehr, da dieser beklagenswerthe Mißgriffe nicht immer zu vermeiden wußte. Eine unausbleibliche Folge der politischen Stürme war, daß die genannten Päpste je nach dem Wellenschlage der Zeitereignisse ihren Sitz unaufhörlich wechselten. Dieser Umstand versetzte denn auch die Gesandtschaften von Perugia und Chiusi in die höchst unerquickliche Nothwendigkeit, mehrere Jahre hindurch wie im Wanderzuge dem umziehenden päpstlichen Hofe folgen zu müssen, bis es endlich im Jahre 1486 den unverdrossenen, und damals mächtigen Peruginern gelang, um den Preis politischer Verbindlichkeiten von Innocenz die urkundliche Bestätigung des Besitzrechtes zu erlangen. Wiewohl sich die Bürger von Chiusi dieser Entscheidung nothgedrungen fügten, so blieb doch lange ein Stachel bittern Grolles und Grames zurück und ihre Trauer war ebenso groß, als laut der Jubel war und der Triumph der Peruginer, die nun erst des ungestörten Besitzes ihrer theuern Reliquie froh wurden.

Wie aber, fragt wohl nicht ohne Theilnahme der Leser, war es unterdeß dem Bruder Winter, dem schuldvollen Urheber all' dieser Wirren und Feindseligkeiten ergangen? Nachdem er sich unter Schmerz und Thränen, den Vorboten der ernstern Reue, vom geliebten, aber auch furchtbar beunruhigenden Kleinod getrennt hatte, ergriff er wieder den Pilgerstab und wanderte der begnadigten Portiunkulakirche, der Lieblingsstätte seines Ordensvaters Franziskus, zu. Von der göttlichen Erbarmung, die ihm auch auf seinem Sündenpfade liebreich nachgegangen, besiegt, kehrte er nach Perugia zurück, wo er ein rettendes, von der Dankbarkeit bereitetes Asyl zu hoffen Ursache hatte. In dieser Erwartung jedoch sollte er sich vor der Hand bitter getäuscht sehen. Seine Ordensgenossen in jener Stadt wandten, wie vorauszusehen war, mit Entschiedenheit von ihm, dem Treubrüchigen, sich ab, mieden ihn wie einen Geächteten und gaben ihm auf seine Bitte um Obdach kurzen abschlägigen Bescheid. Wie er nun so hülf- und rathlos auf den Straßen umherwanderte, wurde er von den Mannen des Cardinal-Erzbischofes von Perugia aufgegriffen und in dessen Burgzwinger geworfen, um nach der Strenge der staatlichen und kirchlichen Gesetze gerichtet zu werden. Was die Reue in ihm begonnen, das sollten die nun folgenden Kerkerleiden, Drohungen und peinlichen Verhöre vollenden, eine schmerzhafte aber heilsame Sühne. Vor die Richter gerufen, erschien er leichenblaß, abgehärmt von Kummer und Elend und bis in den tiefsten Grund der Seele zerknirscht. Als man ihn nun unter Androhung der Folter zum Geständnisse aufforderte, bekannte er, in ein lautes Weinen und Schluchzen ausbrechend, ohne Hehl den ganzen Hergang seines Verbrechens. Allein auf die abgehärteten Gemüther der Richter machte weder seine klägliche, mitleiderregende Erscheinung, noch die aufrichtige, reuige Selbstanklage irgend einen Eindruck. Indem sie in seine Aussagen geradezu Zweifel setzten, bezüchtigten sie ihn

der Lüge, der Hinterlist und Verstellung, unter Androhung größerer Zwangsmittel seine Haft verschärfend. So wußte sich mittelst der irdischen Justiz die verletzte ewige Gerechtigkeit eine zeitliche Sühne, eine unerläßliche Genugthuung zu verschaffen. Sie ließ den Unglücklichen gerade in der Stadt leiden, die ihm doch eher alles Andere als Strafe zu ertheilen berechtigt schien.

Endlich regte sich jedoch, nachdem er achtzehn lange und qualvolle Monate im Gefängnisse geschmachtet, in den Herzen der Bevölkerung ein Gefühl des Mitleids und der Reue über so rücksichtslose Behandlung. Man erhob laute Beschwerde, zog in Masse vor den Versammlungsort des Senats und erwirkte Freisprechung und Entlassung des armen, um ihre Stadt so hochverdienten Franziskaners. Ja, die begeisterte Dankbarkeit des Volkes ließ es nicht dabei bewenden, den so lange mißhandelten Wohlthäter aus den Banden zu lösen und im Triumphe durch die Stadt zu führen, sie erwirkte außerdem einen Beschluß der städtischen Behörde, durch welchen, weil an eine Wiederaufnahme in die Ordensgemeinschaft sich nicht füglich denken ließ, dem deutschen Bruder ein lebenslänglicher Jahrgehalt und eine bescheidene Wohnung nebst Kapelle angewiesen wurde. Hier lebte er in ungestörtem Frieden wohl noch zwanzig Jahre, seine Verirrung allezeit bereuend, geliebt und geehrt von der erkenntlichen Bürgerschaft. Am Schlusse seines Lebens, gegen das Ende des fünfzehnten und beim Beginne des sechszehnten Jahrhunderts hatte er noch die Freude, nicht blos wie jeder Bürger der Stadt, sondern näher betheiligt, über Perugia jenen Glanz der umbrischen Malerschule aufsteigen zu sehen, der alsbald den klaren sonnigen Himmel überstrahlte und die schöne Halbinsel zur Königin im Reiche der Kunst erheben sollte. Es war nämlich die Wohnung, welche die Kommune dem Bruder Winter übergeben hatte, keine andere, als das nunmehrige, von allen Kunstfreunden besuchte

Cambio (Wechselbank), auf dessen Wände und Wölbungen Pietro Perugino, Ingegno und der jugendliche Rafael unter dem Auge des Franziskaners ihre unsterblichen Schöpfungen hinzauberten. Diejenigen, welche je Perugia gesehen, werden unbedenklich zugestehen, daß das Cambio und die anstoßende Johanneskapelle mit ihren Meister-Fresko's die lieblichsten und duftigsten Blätter im Kranze ihrer Erinnerungen sind. Denn wer noch unverdorbenen Sinn und reinen Kunstgeschmack besitzt, wird nicht nur den zauberischen Schmelz des Colorits und die markige Kraft in den antiken Gestalten würdigen, sondern auch in höchstem Grade den idealen überirdischen Ausdruck, die unvergleichliche Zartheit und Schönheit der Formen, und vor Allem die tiefe, aus katholischen Herzen geflossene Andacht und Himmelsbegeisterung der biblischen Gemälde lobend anerkennen, und lebendig empfinden, wie ihm diese Kunstschöpfungen, unter denen ich nur der Christnacht und der Verklärung des Herrn gedenke, mit ihrer Farbenpracht eine wahrhaft paradiesische, heimathlich selige Friedensluft entgegenwehen. Bevor die Gemälde noch vollendet waren, wurde Bruder Winter, bis an sein Lebensende unbescholten und tadellos, in die Friedensheimath hinübergenommen und unter großen Feierlichkeiten, an welchen sämmtliche Behörden der Stadt und das dankbare Volk Theil nahmen, glänzend und ehrenvoll in der Kathedrale bestattet. Sein Sarg wurde in der Kapelle der Vermählung eingesenkt, genau an der Stelle, wo er einst das schuldvolle Geheimniß dem Freunde enthüllte und mit blutendem Herzen den heiligen Schatz übergab. Ueber der Gruft brachte man einen Denkstein und eine Inschrift an, die auch den späten Enkeln noch Kunde geben sollte von der dankbaren Gesinnung und von dem freilich in der Wurzel nicht ganz reinen Edelmuthe der Peruginer.

„Mit der Zeit" indeß „und den irdischen Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten!" Gegen Ende des verflossenen

Jahrhunderts nämlich, als die gallischen Heere sich wie trübe, alles verwüstende Fluthen über Italiens Auen hinwälzten, fielen auch einige ungezügelte Kriegsrotten beutegierig über Perugia her, plünderten die Cathedrale und rissen mit unerhörter Rohheit selbst Leichen aus den Grüften. Bei dieser Gelegenheit entweihten und zertrümmerten sie auch Bruder Winter's friedlich stilles Grab. Aus der Kapelle raubten sie, wenn auch nicht die kostbare Reliquie, die man rechtzeitig verborgen hatte, so doch den prachtvollen, wahrhaft unschätzbaren und unersetzlichen Altarschmuck, das schöne Bild Rafael's, welches die Vermählung Joseph's mit Maria darstellt. Nach Paris gebracht, mußte es als Siegestrophäe im Triumphzuge figuriren. Mißgeschick oder Versäumniß verschuldeten leider, daß mit den übrigen weggenommenen Kunstwerken jener Raub nicht zurückerstattet wurde. Noch jetzt bildet er unter den Kunstschätzen der Stadt Rouen, wofern ich mich recht entsinne, die kostbarste Perle.

Was nun die Verehrung des heiligen Ringes anlangt, so dauerte dieselbe ungemindert fort und verlieh der Stadt Perugia bei jeder Wiederkehr der öffentlichen Ausstellung ein ungemein belebtes und festlich frohes Aussehen, indem aus den fernsten Städten und Ortschaften Italiens Pilger herbeiströmten. Daß Manche von ihnen ihr gläubiges Vertrauen wunderbar gesegnet sahen, davon zeugt ein ganzer Bund verbriefter und besiegelter Urkunden im Dom-Archiv, aus denen uns hier eines namhaft zu machen verstattet sei.

Ein in einem entlegenen Theile Italiens ansäßiger Fürst hatte das Unglück, daß scharfe Holzsplitter ihm in's Auge drangen und sich in den innern Theilen der Pupille festsetzten. Die Versuche der geschicktesten Aerzte, sie zu entfernen oder auch nur zu entdecken, mißlangen. Der Schmerz steigerte sich zu dem Grade, daß man nicht nur völlige Erblindung, sondern den Tod des hohen Kranken fürchtete.

Die Kunde von wunderbaren Hulderweisungen, welche bei ähnlichen Leiden gläubigen Verehrern des Madonnenringes zu Theil geworden, ermuthigte den Fürsten, von der Stadt Perugia die Gnade zu erbitten, die Reliquie zu sich bringen zu lassen. Die Bürger indeß, um den Schatz eifersüchtig besorgt, trugen Bedenken, diesem Wunsche zu entsprechen. Möglich, daß sie nach so langer Zeit doch noch eine Wiedervergeltung von Seiten der Chiusiner befürchteten. Der Leidende sah sich deßhalb genöthigt, selbst nach Perugia zu pilgern. Mit zuversichtlichem Vertrauen tritt er vor den enthüllten heiligen Ring, betet zur Gottesmutter auf das Inbrünstigste, und siehe, während er sein Angesicht gegen die Reliquie gerichtet hält, fallen durch ein Wunder gelöst aus den Augen die Splitter. Der Kranke war geheilt. In dankbarer Frömmigkeit widmete er der Cathedrale eben das werthvolle und prächtige Ostensorium, in welchem noch heute die Reliquie aufbewahrt und öffentlich ausgestellt wird.

Indem wir hiermit die geschichtliche Erzählung schließen, möchten wir die eingeleitete Beschreibung der jüngsten Pilgerfahrt wieder aufnehmen.

Von St. Peter stiegen wir, da uns noch Zeit zu einem größeren Wege blieb, auf abschüßig jähem Pfade in die südwestliche Thalschlucht hinab. Von zwei wellenförmigen Gebirgszügen eingeschlossen, erweitert sie sich zu einer blühenden, gesegneten Ebene, während sie sich mit dem äußersten Ende zungenförmig und sanft ansteigend an die massiven Stadtmauern anschmiegt. Perugia ragte, von der Thalsohle aus betrachtet, wie ein kühner herausfordernder Recke in stattlicher Majestät über uns empor. Es erinnerte mit seinen mittelalterlichen Mauern, Zinnen und Thurmvesten lebhaft an die furchtbaren Heldendegen Sforza, Baglioni, Malatesta, Braccio da Monte, die einst hier gehaust, so wie an den gräßlichen Zweikampf, welchen die unglückliche Halbinsel, in die Parteien der einander tödtlich hassenden Guelfen und

Ghibellinen gespalten, durch mehrere Jahrhunderte hindurch fortführte. Wenn Perugia, diese hochragende, anscheinend unüberwindliche Mauer- und Thurmkrone, einst den siegesberauschten Hannibal vorüberzuziehen nöthigte und erst nach jahrelanger Einschließung von der gräßlichsten Hungersnoth (sprichwörtlich fames Perusina) gezwungen, dem Kaiser Augustus die Thore öffnete, und in späterer Zeit eine siebenjährige Belagerung des wilden Gothenkönigs Totilas aushielt, und wenn dieselbe Festung jetzt so sehr vernachläßigt ist und so sehr aller strategischen Bedeutung entbehrt, daß jüngst wenige Stunden hinreichten, um sie in die Hände eines Häufleins der stürmenden päpstlichen Schweizertruppen zu liefern, so hat das hier wie in vielen andern Fällen lediglich seinen Grund in den riesenhaften Fortschritten, welche man, nicht eben zur Ehre der Menschheit, in der Erfindung von Mord- und Zerstörungsmitteln gemacht hat.

Unser Weg, zwischen stets wechselnden Thal- und Bergaussichten sich hinschlingend, wendete sich dem Thore der Citadelle zu. Von demselben grüßte bis zum Jahre 1848 folgende von Paul III. gesetzte Inschrift unsanft die eintretenden Bürger: „Ad coercendam Perusinorum audaciam,“ „zur Zügelung der verwegenen Peruginer.“ Daß sich in dem genannten Jahre des Aufruhrs der verletzte Bürgerstolz an dieser ein wenig unzarten Widmungsschrift rächen würde, ließ sich wohl erwarten. In einer Nacht wurden plötzlich die schlafenden Peruginer von einem entsetzlichen Knalle geweckt, der donnernd an den Apenninenwänden wiederhallte; und wie der Morgen graute, lag vor ihren Augen, durch Pulver gesprengt, die stolze Citadelle sammt Thor und Festungsmauer in Trümmern. Derartige Werke pflegen jedoch etwas von der Natur des Phönix zu haben. So ragte denn auch nun vor unsern Blicken ein Wald großmächtiger Pfosten zum klaren Himmel, von deren Gerüsten aus die Hand der geschäftigen Arbeiter die drohende Citadelle verjüngt empor-

steigen ließ. Wir traten in die Hauptstraße, in den mit Menschen gefüllten Corso, wo aus dem Hintergrunde schon freundlichernst der Dom, unseres Ganges Ziel, entgegengrüßte. Als wir am Cambio vorübergegangen waren, fiel uns der theils zum Archiv, theils zur Wohnung des Delegaten benutzte Communalpalast in die Augen, ein mächtiges, mittelalterliches, ehrwürdiges Gebäude, um das Jahr 1300 im italienisch-gothischen Mischstyle aufgeführt, das mit seinem reichen Hauptportale, mit den gewaltigen, edelgeformten Gesimsen und schönen Fensterverzierungen und mit seinem durch das Alter geschwärzten Antlitze den Vorübergehenden ungemein schwermüthig und gedankenvoll anschaut. Mich ergriff eine Art von Mitgefühl und Entrüstung beim Anblick der gräulichen, unglaublichen Entstellungen, welche der Ungeschmack der Neuzeit an dem ernsten und charaktervollen Bauwerke vorzunehmen sich nicht scheute. Hat man doch nicht Anstand genommen, die ebenso kunstreichen als zierlichen gothischen Fenster großentheils zu vermauern und bald in die Vermauerung selbst, bald zur Abwechslung daneben und darüber, wie es eben beliebte, neumodische Gardinenfenster einzubrechen. Sie nehmen sich an dieser Façade ungefähr so aus, wie einst auf dem edlen Menschenantlitz die Schönheitspflästerchen, mouches oder postillons d'amour, die in reizender und gesuchter Unordnung angebracht waren.

Wenige Schritte noch, und wir standen von Pilgern umringt, auf dem Domplatze dicht an dem berühmten Brunnen, der neuerlich durch ein eigenes lithographisches Prachtwerk eine würdige Beschreibung erhalten hat. Es ist eine Schöpfung Giovanni Pisano's (um 1277), gleichsam ein dreifaches Diadem, eine Steintiara, die mit den reichsten, theilweise vortrefflich erhaltenen Bildwerken wie mit Juwelen geschmückt ist. Würdevoll und wohlgedacht ist an diesem Kunstwerke sowohl Plane und Ordnung, als Ausführung. Ich möchte dies Produkt des Meißels eine in Stein geschriebene

Kunst- und Sittengeschichte alter, ruhmvoller Zeiten nennen, ein Steinalbum mit bildlichen Darstellungen aus dem religiösen, bürgerlichen und gewerblichen Leben des Mittelalters. Ueberaus originell und ansprechend erscheinen da vor dem Auge die zwölf Monate des Jahres mit ihren mannigfach wechselnden Beschäftigungen, die Hauptzweige der Künste und Wissenschaften, wie Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Geometrie und Heilkunde, Astronomie, Philosophie und Musik; sodann als biblische Gruppen der Sündenfall und seine Folgen, Samson, David mit Goliath und der Täufer Johannes. Außerdem vierundzwanzig Heiligenstatuetten und sinnbildliche Figuren, unter letztern die Kirche, die Fruchtbarkeit und der Ueberfluß; endlich Perugia und seine Innungen, sinnbildliche Wappenthiere und altitalienische Heroen. Alles dies findet sich auf jenem Denkmale in so seltsamer und doch nicht unabsichtlicher Mischung, daß man wohl nicht ohne Grund in solcher Zusammenstellung einen geheimen historisch-politischen Gedanken ausgesprochen glaubt. Um die Domseite bogen wir rechts dem Hauptportale zu, das von einer stattlichen Treppe herab die Piazza del Papa überschaut mit ihrer fast kriegerisch ernsten ehernen Bildsäule Julius III. vom Jahre 1555.

Eben rief fröhlicher Feierglockenton mit tiefer, klangvoller Stimme zur heiligen Stätte. Durch das weitgeöffnete Portal trug uns die mächtig angeschwollene Menschenmasse, welche sich in den Räumen der ausgedehnten Cathedrale derart nach der Vermählungskapelle hindrängte, als gälte es ihr Eisengitter im Sturmlaufe zu brechen. Wir wählten uns eine ziemlich entlegene, dem Gedränge weniger ausgesetzte Stelle, die uns einen freien Ueberblick über das wogende Menschenspiel gestattete. Die Versammlung bestand, was auf den gegenwärtigen religiösen Standpunkt der Bürger von Perugia kein sonderlich günstiges Licht wirft, fast ausschließlich aus Landleuten, besonders aus Neapolitanern.

Zur anberaumten Stunde setzte sich von der Sakristei her ein feierlicher Zug in Bewegung, dem die vorschreitenden Domschweizer nur mühsam einen Weg zu bahnen vermochten. Er bestand aus dem Cardinal-Erzbischof, dem päpstlichen Delegaten, den Spitzen der Munizipalität und so vielen Prälaten, Stiftsherrn und Clerikern, daß die ziemlich geräumige Kapelle sie nicht alle fassen konnte. Unter frommer Spannung der Anwesenden wurde ein über dem Altare eingemauerter eiserner Behälter geöffnet, die Reliquie entsiegelt und in schönem kostbaren Krystallgehäuse hoch über dem Volke emporgehalten. In diesem Augenblicke glaubte man sich fast in die Januariuskapelle zu Neapel versetzt. So laut, mächtig und unverhalten brach das Volk in einen Andachts- und Freuderuf aus, daß es brausend an den hohen Gewölben wiedertönte und den Anschein hatte, als wollten selbst die Steine des Gotteshauses in den frohbegeisterten Gruß: „Es lebe Maria, es lebe die Madonna!“ tausendfältig einstimmen. Wohl eine halbe Stunde verging, ehe wir uns durch die gelichteten Schaaren der Reliquie zu nähern wagten. Eine kleine Stiege führt auf die Erhöhung in der Mitte der Kapelle, wo, von Priestern bewacht, der denkwürdige Brautring unserer lieben Frau feierlich ausgestellt wird. Er schwebt unbeweglich an einem seidenen Faden, den man in der Spitze von dem goldenen Ostensorium befestigt hat, und läßt den üblichen Andachtskuß der Gläubigen nur auf den schützenden Krystall zu. Im Innern hat der Ring den Durchmesser eines mäßigen Mittelfingers, während der äußere Durchmesser mindestens einen Zoll betragen mag. Er ist an einer Seite merklich abgeplattet, um irgend ein Symbol oder Siegelwappen aufzunehmen, — ein Umstand, der wohl zu beachten ist, da er für die Aechtheit ein nicht unerhebliches Zeugniß ablegt. So unvollendet pflegten nämlich die Achatringe von den Kaufleuten in ihren Magazinen feilgeboten zu werden, um, wenn Neigung und Vermögen des Käufers das Ein-

schneiden eines Siegels forderten, die letzte Vollendung zu erhalten. Daß nun der heilige Ring einer solchen Auszeichnung gänzlich entbehrt, gibt nicht nur einen Beleg für die Dürftigkeit und Demuth des ankaufenden Bräutigams, es beweist auch die ehrfurchtsvolle Achtung der vergangenen, christlichen Geschlechter, die sich selbst zu einer naheliegenden Ausschmückung auf keine Weise versuchen ließ. Die glühende Andacht, die aus den frohen, frischen Gesichtern der braven Landleute hervorleuchtete und sich durch laute Gebetsergüsse kund gab, ergriff uns tief. Mehr aber noch durchdrang das Herz mit frommem Schauer die Bedeutung der Reliquie, die freundlich mit ihrem verschleierten himmelblauen Schimmer unser Auge grüßend, gleichsam den Zauber der heiligen Wohnung und Werkstätte von Nazareth auszuströmen schien. In dem durch so viele Jahrhunderte erhaltenen Ringe sah die geistige Auffassung ein Sinnbild der reichen, reinen Mutterliebe, die das weite Herz der Gottesgebärerin zur Kirche und zu allen, unter dem Kreuze ihr geborenen Kindern erfüllt. Unter diesen Eindrücken war es dem Herzen ebenso leicht wie natürlich, seinen Gebeten den Ausdruck zu geben, es möchte der „Mutter der schönen Liebe" gefallen, auch uns mit dem Ringe der ewigen Treue sich und dem himmlischen Bräutigam, dem herrlichen Erlöser, zu vermählen.

Schon neigte der Abend seine dunklen Schatten nieder und wir eilten der St. Peter-Abtei zu, während im Westen über dem Hügelkranze, der die Ufer des trasimenischen See's umgibt, das letzte Gold der niedergegangenen Sonne verblich und uns das seltsame Schauspiel „rosenfingriger" Ausstrahlungen gewährte.

Italien und seine Zukunft.

Rom, im März 1859. (Vor dem Ausbruche des lombardischen Krieges.)

Seitdem der französische Unglaube eine ebenso große Umwälzung in Begriff und Anschauung, als im häuslichen und öffentlichen Leben der Völker hervorbrachte, war es vornehmlich Italien, welches das nicht allzu beneidenswerthe Loos hatte, mancherlei schiefe und ungeschickte Beurtheilungen zu erfahren. Zunächst tadelte man die Gesetzgebung, welche aus mittelalterlicher Frömmigkeit erblüht, einer weit klügern Zeit und ihren Anforderungen gar wenig zu genügen schien. Daß hier die zahlreichen adeligen Familien im Besitze aller ihrer Güter und Rechte gesichert, daß der Stand der Ackerbauer hingegen unter einer Art von milderm Feudalwesen niedergehalten wurde, konnte die Freunde der Gleichheit nicht anders als unangenehm berühren. Was aber mehr verletzen mußte, war die seltsame und fast wunderbare Fügung, daß die Kirche hier durch Erstattung ein Vermögen wieder erlangte, welches der Nachwelt erzählen sollte, wie viel man ihr anderswo entzogen oder unrechtmäßiger Weise vorenthalten hatte. Sah man nun gar den Pfarrer gewisse

rechtsgültige Handlungen auszuüben bevollmächtigt und den Bischof in mehreren Fällen von dem unwiderstehlich zwingenden Arm weltlicher Macht unterstützt, so mochte es freilich schwer sein, die heftigern Bewegungen des Unmuths und der Entrüstung gegen die hiesigen Gesetze zu unterdrücken.

Fand man die Gesetze selbst mangelhaft und ungenügend, so vermißte man bei der Staatsgewalt die unerbittliche Strenge, mit der sie für die Beobachtung der gesetzlichen Bestimmungen zu wachen hat. Daß hier wie in andern Ländern Verbrechen und Mordthaten vorkommen, daß Räuber sich bisweilen zusammenrotten und Weg und Steg unsicher machen, daran, meinte man, könne nicht die natürliche Verdorbenheit der Menschen, nicht das heißere Blut, nicht die natürliche Beschaffenheit eines felsigen Gebirgslandes, sondern nur der Mangel an polizeilicher Treue und Wachsamkeit Schuld sein. Zudem Kirche und Kloster für fremdes Gebiet, für Eigenthum des ewigen Herrn anzusehen und dort dem Schuldigen ein unverletzlich sicheres Asyl zu öffnen, sowie dem Mörder, wenn er zum Tode geführt das Antlitz seines himmlischen Königs erblickte, Verzeihung zu gewähren, ist doch zu bedeutsam, zu tief christlich, als daß man es noch zeitgemäß finden dürfte.

Endlich war es die Verwaltung der festen stofflichen Dinge, an welcher man seine feinen geistigen und, wie man meinte, nicht unbilligen Ausstellungen zu machen hatte. Daß ein Land ohne auswärtigen Handel reich, daß es, ohne seinen Nacken unter das Sclavenjoch harter Fabrikarbeit zu beugen, glücklich sein könne, daß es mit Ackerbau und Viehzucht zufrieden, seine Bewohner mit Wein, Oel und Waizen reichlich nähre, wer könnte dies für möglich halten? Und wenn nun dieses Land wohl Bettler, aber im Vergleiche zu andern Ländern keinen Stand der Armen hätte, verdiente es nicht, daß ihm deßwegen all' die edlen Ritter gewerblichen Fortschrittes Krieg und unversöhnliche Feindschaft erklärten?

So wenig auch die Urtheile über italienische Zustände mit der wirklichen unverfälschten Wahrheit übereinstimmen, so würde man doch Unrecht thun, wollte man sie durchgängig bösem Willen, Parteilichkeit oder absichtlicher Entstellung zuschreiben. Sie scheinen vielmehr meist von Unkenntniß und Mangel an Erfahrung herzurühren. Wer in den Herbstferien zu Lande nach Rom und Neapel gekommen und von da zur See in die Heimath zurückgekehrt ist, dünkt sich schon genugsam unterrichtet, um nach Verlauf von zwanzig Jahren noch erklären zu dürfen, daß er Italien und seine bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse kenne aus eigener Anschauung. Wie wenig indeß Erfahrungen, wie man sie auf Reisen und bei kurzem Aufenthalt zu machen pflegt, genügen, Land und Leute auch nur obenhin kennen zu lernen, wird Derjenige am besten wissen, welcher an fremdem Orte längere Zeit verweilend, seine ersten Wahrnehmungen mit den spätern Beobachtungen, die anfänglichen Gedanken und Eindrücke mit seinem reifern Urtheile zu vergleichen im Stande ist. Ich wenigstens muß bekennen, daß mir diese leichte Auffassung und diese Art von Genügsamkeit abgeht, daß ich durch genauere Erkundigungen nicht selten gezwungen war, frühere Ansichten theils zu mäßigen, theils zu ändern und zu berichtigen, daß nach einer Reihe von Jahren, während welcher ich mich in italienisches Wesen allmälig hineingelebt habe, es doch noch immer irgend Etwas gibt, was sich schärfer beobachten und tiefer erfassen läßt. Wenn nun bei längerm Verweilen keineswegs leicht ist, jedesmal ein billiges Urtheil über fremde Zustände zu fällen, was werden wir von Denen denken, welche Italien nur eben im Vorbeigehen gesehen und wie im Fluge berührt haben? Sollten sie das Land anders als nach Denjenigen beurtheilen, mit welchen sie meist zufällig und nicht anders als vermittelst des kalten Metalls in Berührung gekommen sind? Wäre es möglich, daß sie über kirchliche, über wissenschaftliche und politische Verhältnisse

richtigere Begriffe hätten, als sie Derjenige über den Stand des Ackerbaues in einem Lande haben kann, durch welches er nur eben mit der rasch dahinbrausenden Maschine hindurchgefahren ist? Gehören sie nun noch obendrein einem andern Bekenntnisse an, so daß sie weder Lehre noch Leben noch Geschichte der katholischen Kirche kennen, so würde es gar sehr zu verwundern sein, wenn sie sich von den Vorurtheilen, mit denen ihr Geist von frühester Jugend an gefesselt wurde, loszuwinden vermöchten? Müßten sie nicht Manches, was sie in der Heimath gesehen, entweder zu schätzen oder zu billigen aufhören, um fremden Zuständen und Einrichtungen gerecht zu werden? Daß es daher dem besten, aufrichtigsten Willen stets gelingen werde, Mißverständnisse, falsche Meinungen und unbegründete Urtheile zu vermeiden, ist nicht wohl denkbar. Kann ich nun auch die Urtheile, wie sie über Italien in Reisebeschreibungen und Tagesblättern gewöhnlich angetroffen werden, unmöglich als wahr gelten lassen, so bin ich gleichwohl weit entfernt, dieselben eher bösem Willen als mangelnder Erkenntniß Schuld zu geben.

Was Italien vom übrigen Europa bis zum Anfange dieses Jahrhunderts scharf und bezeichnend unterschied, war nicht die unübersteigliche Alpenkette, nicht der tiefe blaue Himmel, nicht die süße, melodisch dahintönende Sprache, mehr als alles dieses war es ein reiches Erbe guter alter Sitten und Satzungen, welches man zu bewahren und gar aus der französischen Umwälzung zu retten gewußt hatte. Während die Revolution des vorigen Jahrhunderts wie eine Fluth zerstörend und alles versandend über Europa's Fluren dahinzog, hat sie Italien nur leichthin berührt. Daher gleichen alle übrigen Länder der neuen amerikanischen Welt, wo man jede Spur einer menschlichen Hand vermissend, mit unsäglicher Mühe überall von Vorne anfangen muß; Italien hingegen war der alten Welt gleich geblieben, wo man auf

den Arbeiten voriger Jahrhunderte fortbaut und der Schweiß des Vaters den Bemühungen des Sohnes segnend und erleichternd zu Gute kommt. Wie der klare Sternenhimmel sein Bild in den stillen See eintaucht, so spiegelte sich hier in der menschlichen Familie die himmlische Ordnung des kirchlichen Lebens. Dem Herrn treu ergeben, hatte der Mann in der Frömmigkeit seiner Gattin die Bürgschaft für ihre unverbrüchliche Treue. Wie der Hausvater seinem Pfarrer, seinem Bischof bereitwillig untergeben war, so fand er seinerseits Gehorsam und Liebe bei seinen Kindern, Furcht und Folgsamkeit bei seinen Hausgenossen. Bei mäßigen Mitteln war die Familie reich, indem sie arm war an unnöthigen Bedürfnissen, wozu denn die Kirche durch Fasten und regelmäßige Enthaltsamkeit Anleitung zu geben beflissen war. Mit einer gewissen heiligen Eifersucht hatte der Städter seinen Glauben, der Landmann seine Einfalt unverfälscht und unwandelbar bewahrt. Die Kirche strahlte in ihrer göttlichen Würde; der Papst glänzte in seinem ungeschwächten kirchlichen Ansehen, der Stolz Italiens, die Freude der christlichen Völker; als Krone, als Zierde der Stadt erschien der Bischof; der Priester war Diener des allmächtigen Gottes, Friedensengel des Himmels, Hort und Führer der Menschen. Die kirchlichen Vorschriften galten für heilig und unverletzlich, und von der Kirche in Gehorsam erzogen, lernte das Volk den Staatsgesetzen sowohl als den polizeilichen Verordnungen nachkommen aus Gewissenhaftigkeit. Kurz, der erleuchtete fromme Sinn des Mittelalters schien dem gothischen Dome gleich seine reichen vollen Blüthen auch noch in unser Jahrhundert hereinzutreiben; und die herkömmlichen Gesetze und Einrichtungen, in Italien mit weiser Sorgfalt erhalten, ragten wie Denksteine vergangener Tage zu uns in die Gegenwart herüber. So war es bis Anfangs dieses Jahrhunderts und im Ganzen wohl auch bis zum Jahre achtundvierzig.

Kein Wunder also, daß man ein Land, welches seine christlichen Ueberlieferungen treuer und entschiedener als irgend ein anderes bewahrte, falsch und unbillig beurtheilte; kein Wunder, daß man es ebensowenig richtig und nach Gebühr zu schätzen wußte, als diejenige Zeit, deren Zustände es uns rein und unverändert zu vergegenwärtigen fortfuhr. Wenn es sich nämlich um die Zeit der deutschen Kaiser handelt und um die erhabenen Anschauungen, durch welche sich diese große Zeit zu ihren hohen Thaten begeisterte, so wie um die übersinnlichen Beweggründe, von denen sie getrieben wurde: wie Viele haben sie gehörig zu fassen, wie Viele der Wahrheit gemäß zu schildern verstanden? Wo ist Derjenige, welcher seinen Geist von dem Anfluge neuer Begriffe so sehr gereinigt hätte, daß er eine Zeit zu würdigen fähig wäre, welche, so mächtig sie uns anzieht mit ihren gewaltigen Gestalten, dennoch in ihren Gedanken, in ihren Gefühlen und Grundsätzen uns fremd geworden ist, fast wie eine andere Welt? War es ja doch nur Wenigen vergönnt, aus dem Zauberkreise der gegenwärtigen Vorstellungen herauszuspringen, in den Geist und in die ganze Gesinnung und Denkweise des Mittelalters einzugehen und diesem Geiste alle die Anerkennung zu zollen, welche er in so hohem Grade verdient. Mußte nun nicht Italien völlig das nämliche Geschick haben, wie das vielverkannte Mittelalter? Man getraute sich Fragen zu entscheiden, ehe sie gründlich erforscht waren; man wagte Einrichtungen zu verwerfen, deren Bedeutung man eben nicht einzusehen vermochte; man scheute sich nicht, zu verurtheilen, was man schlechterdings nicht kannte. Wie einst ein Theil der Kölner Bürger die schönste und vollkommenste Arbeit mittelalterlicher Kunst, ein Meisterwerk des Doms, „nächtlicher Weil" in den Rhein versenkten: so möchte man auch heute in Italien aufräumen, die von der Kirche geschaffene Ordnung, sofern sie noch vorhanden ist, still und geräuschlos hinausthun und mit den Wellen

der neuen Zeit für immer zudecken. Erst alsdann, wenn man mit Recht oder Unrecht Italien gewaltsam nach französischen Mustern zugeschnitten hat, und es zu spät ist, die alte bewährte Form und Lebensordnung wiederherzustellen — erst alsdann fürchte ich, wird man erfahren, daß die alten von der Kirche geordneten Dinge unvergleichlich besser waren, als die neuen, welche die Menschenhand unberufener Weise zu schaffen sich erkühnt. Was ich von Denen, welche italienische Zustände beurtheilen, gesagt, daß sie wohl nicht selten unbewußt irren und aus Unwissenheit in ihren Urtheilen fehlen, dasselbe wünschte ich mit eben so viel Recht von den Staatsmännern sagen zu dürfen. Wenn man darauf dringt, die Beamten im Kirchenstaate nicht ferner aus dem geistlichen Stande zu nehmen, so kann es nicht schwer sein, abzusehen, wohin man damit zielt, wie folgerichtig auch Derjenige, welcher als der erste Beamte bezeichnet wird, nicht mehr diesem Stande angehören dürfe. Daß gewisse Politiker wirklich an diese Folge gedacht haben, dürfte leicht einzusehen sein, da ja die beiden Gewalten, die geistliche und weltliche, in einer Hand für unvereinbarlich erklärt werden. Wenn es ferner Staatsmänner gibt, welche Oesterreich und den Kirchenstaat für den Heerd der Unruhen erklären möchten, so mag diesen eben das begegnet sein, was den Gelbsüchtigen zu begegnen pflegt, daß sie mit vergälltem Auge Alles gelb sehen und selbst krank, andere für krank halten.

Die Sache in ihrem rechten Lichte besehen, muß man erkennen, daß hier keine von den Mißverständnissen und Meinungsverschiedenheiten obwalten, welche überhaupt aufgeklärt und ausgeglichen werden können; daß vielmehr verschiedene Ueberzeugungen, daß entgegengesetzte und völlig unvereinbarliche Grundsätze hier feindlich aufeinander stoßen. Es ist ein Kampf der Principien, den die Napoleonische Politik gegen die Sache der Ordnung und des herkömmlichen Rechtes beginnt, den Oesterreich für diese heilige Sache auf-

zunehmen verpflichtet ist. Die Politik der Revolution, welche mit Christus den Bund gebrochen, will einen rein natürlichen Staat, der völlig gleichgültig bleibt gegen Religion, gegen Kirche, gegen Christus. Was könnte ihr daher widerwärtiger sein, als ein Land, in welchem sowohl das ganze Privatleben als alle öffentlichen Verhältnisse vom christlichen Geiste durchweht und durchdrungen werden.

Schon Aristoteles hat geschichtlich nachgewiesen, daß neue Dynastien eigenthümliche Mittel zu ihrer Selbsterhaltung anwenden, daß sie in der Regel auf die Nachbarstaaten einen unerträglichen Druck üben, daß sie nicht zu ruhen pflegen, bis sie bei den umwohnenden Völkern jede andere Staatsform entfernt und die eigene ihnen aufgedrungen haben. So folgten mächtige Republiken nur dem Triebe natürlicher Selbsterhaltung, wenn sie Alles daran setzten, die Könige in den angrenzenden Ländern zu stürzen und einige aus dem Volke an ihre Stelle zu erheben. Nun ist es aber offenbar, daß feindlicher als Königthum und Republik, christliche und nichtchristliche Staaten einander gegenüber stehen. Dort ist es am Ende doch nur die Form, die Staatsverfassung, welche den Unterschied macht; hier aber ist es unstreitig der Geist aller Gesetze und Einrichtungen. Daher wird denn auch hier dem einen das bloße Bestehen des andern hinlänglich scheinen, eine Gefahr für sich darin zu erkennen; und es muß sich nothwendig dasselbe Gesetz der Gleichgestaltung geltend machen.

Nun wird man ohne Bedenken zugeben, daß der französische Revolutionsstaat ein christlicher Staat, wofür er noch immer angesehen sein will, zu sein aufgehört hat. Mag man auf die Heiligung des Sonntags, auf Literatur und Theater, auf sittliches Leben und die Ausübung der äußersten christlichen Pflichten, oder auf den Geist der Gesetze sehen, man muß in jedem Bezug beklagen, daß Frankreich in den letzten sechzig Jahren das geworden ist, was es in der ersten

Revolution zu sein erklärte. Wollte die Kirche auch nur mit derjenigen Strenge, welche ihr noch vor der Reformation eigen war, verfahren, so würde sie wenigstens neun Zehntel der Franzosen als todte Glieder abschneiden. Wie dieses unglückliche Volk dasjenige ist, welches sich nach Constantin und den Römern zuerst mit seinem Könige zum Christenthume bekannte: so ist es von den europäischen Völkern auch das erste, welches Christus die Treue gebrochen hat, schändlicher gebrochen hat, als der von der Kirche abgefallene Norden. Mehr als England bedrängt Frankreich die katholischen Nachbarstaaten. Frankreich ist es, welches durch seine raffinirte Art die Sitten des Volkes untergräbt, durch seinen Unglauben die öffentliche Meinung verdirbt, durch sein politisches Uebergewicht die Staatsgewalt bedrängt und erdrückt. Ich verweise nur auf jene beiden Länder, welche ihre Nationalität verläugnend, vor Frankreich das Haupt neigen und französisches Wesen mit beiden Händen aufnehmen, auf Belgien und Piemont, von denen man nicht ohne den tiefsten Schmerz bedenken kann, was sie vor sechzig Jahren waren, und was sie seitdem geworden sind. Wie der gottesfürchtige Mann seinem gottlosen Nachbar ein beständiger und auf die Dauer unausstehlicher Vorwurf ist: so scheint der christliche Staat dem unfrommen Frankreich ein Stachel im lebendigen Fleische zu sein. Ich fürchte, dieses Land, in welchem nun einmal durch den Sturz des fränkischen Adels das leichte bewegliche gallische Element oben gekommen ist, wird nicht eher Ruhe geben, bis es entweder durch ein Wunder zur Kirche zurückgeführt wird, oder, so weit sein Arm reicht, Alles sich gleich gemacht hat. Von den alten Schwaben meldet Cäsar, daß sie die eigenthümliche barbarische Gewohnheit hatten, alles Land, welches ihr Gebiet begrenzte, weit und breit zu verwüsten, und daß sie nicht blos einen mächtigen Schutz vor feindlichem Einfalle, sondern auch ein untrügliches Zeichen der Stärke und Tapferkeit darin erblickten. Was die Sueven

auf dem natürlichen Felde thaten, das haben die muthwilligen Söhne der alten Gallier auf dem geistigen Gebiete zu thun unternommen. Bei der hohen Civilisation, deren sie sich sehr bescheiden selbst rühmen, scheint es ihnen nicht eher wohl und heimlich zu werden, bis sie im Umkreis alle Saatfelder, welche die Kirche mühsam angebaut, in öde, wasserlose Wüste verwandelt haben.

Wenn wir den stärksten Beweggrund, warum sich die Napoleonische Politik in fremde Angelegenheiten mischen möchte, in dem Gesetze der staatlichen Unduldsamkeit erblicken: so sind wir doch keineswegs Willens zu läugnen, daß nicht vielleicht auch ebensowohl die Abneigung gegen alte Herrscherfamilien, als auch manche andere Leidenschaft sie bewegen und bestimmen könne.

Nachdem wir im Bisherigen zu erklären versucht haben, weßhalb Frankreich die hiesige Lage vollständig geändert wissen will; möchten wir nun auf die inneren Zustände Italiens einen Blick thun, um so mit einiger Wahrscheinlichkeit einen Schluß auf die Zukunft wagen zu dürfen.

So viel sich einsehen läßt, liegt in Italien, wie in andern Ländern, das Grundübel der Gesellschaft an einer Stelle, welche der Staatskunst völlig fremd ist. Von ihr kann es deßhalb wohl schwerlich erreicht werden. Versuchen mag sie immerhin seine Heilung auf jede Weise, durch gelinde oder strenge Mittel, durch freundlich nachgiebige Berathung oder durch die Entscheidung des unmilden Krieges; gelingen wird sie ihr nimmermehr.

Die Napoleonische Politik schlägt vor, Italien, die Einheit eines Bundesstaates zu geben und an die Spitze dieses Bundes den Hirten aller Völker, den Papst zu erheben. Und wird sie denn genügen, diese lose Einheit eines Bundesstaates? Wird sie Denjenigen genügen, welche für die Einheit zu schwärmen vorgeben, im Grunde aber ihre jetzige Lage unbequem finden und deßwegen sich und mit sich nichts

weniger als alles andere umwälzen möchten? Und diesen Mißvergnügten sollte es recht sein, daß Oesterreich im Bunde bliebe, daß es gar noch mehr Einfluß gewänne, als es bisher hatte, daß es mit dem Uebergewichte seiner ganzen Herrschaft in diesen Staatenbund einginge? Und werden sie mehr befriedigt sein, die andern, welche mit der Kirche zerfallen, den Papst sowohl der Mitra als der Krone entkleiden möchten? Sie sollten Denjenigen, dem sie die weltliche Macht in einem Theile Italiens nicht gönnen, sich als Vorsitzer der Bundesverfassung, sich als Haupt des ganzen italienischen Bundes gefallen lassen?

Das Uebel ist, wie gesagt, keines von denjenigen, welche sich von der Staatskunst und Gesetzgebung erreichen lassen. Es tritt nicht hervor auf das Gebiet der Gerechtigkeit, so daß es durch Strafe und Schwert gehoben werden könnte; sondern hält sich verborgen in den Grenzen der Sittlichkeit. Es liegt in der abgründlichen Tiefe des Geistes, im Erkennen und mehr noch im Wollen. Nun — wird man denken — so müßte ja doch die Kirche es entweder gleich Anfangs zurückgehalten haben oder wenigstens jetzt noch zu heilen fähig sein. Die Entstehung des Uebels hätte nun allerdings bei größerer Wachsamkeit der Kirche verhütet werden können; was jedoch nicht geschehen ist, weil es eben nicht möglich war, daß ein prophetisches Wort des Herrn unerfüllt bliebe. Jenes Wort nämlich: „Als die Arbeiter schliefen, kam der feindliche Mensch und säete Unkraut in den Waizen.“ Das Unkraut ist gesäet und nun schießt es munter auf, ebenso unbekümmert um das Jäteisen der Arbeiter, als um die Sichel des Herrn. Was aber die Heilung anlangt, so darf man nicht unbeachtet lassen, daß die Kirche den freien Willen nie und nimmer zu umgehen vermag, daß sie nur retten kann, was eben nicht abgeneigt ist, sich retten zu lassen. Nun wurzelt aber das Uebel gerade im freien Willen und treibt aus ihm die giftigen Schößlinge der Unsittlichkeit und

des Unglaubens. Wie nun an der Wiederherstellung eines Kranken zu verzweifeln ist, welcher der unzweideutigsten äußern Zeichen ungeachtet, ebenso standhaft seine Krankheit als die Nothwendigkeit der Arznei läugnet: so wird es wohl auch unmöglich sein, einen Menschen zu retten, welcher weder der Erlösung durch Christus zu bedürfen glaubt, noch überhaupt gesonnen ist, sich erlösen zu lassen.

Von den Anstrengungen des sechszehnten Jahrhunderts ermattet, fingen die kirchlichen Wächter und Hirten, wie in Frankreich so in Italien an, sich der Ruhe hinzugeben, und so haben sie denn, wie uns scheint, das Unglück gehabt, das Wort des Herrn vom Schlafe der Arbeiter in Erfüllung zu bringen. Nachdem das Geschrei der Reformatoren verstummt und das Waffengeklirr des dreißigjährigen Krieges allmälig verklungen war, schien Wald und Wiese, Berg und Thal zu schweigen; kein leises Säuseln, kein stilles Lispeln ward vernommen, Alles athmete die tiefste, wohlthätigste Ruhe, den ungestörtesten Frieden. Und während man nun sorglos in Schlaf sank und von vollkommener Sicherheit gegen den Feind süß und angenehm zu träumen anfing, ist es geschehen, daß der größte Theil der Gebildeten, theils geblendet vom Scheine einer falschen Freiheit, theils durch eine lügenhafte Weltanschauung irre geleitet, sich von der Kirche weggewendet haben. Das Volk aber ist inzwischen so tief gesunken, daß es, vielfach in den wichtigsten Dingen unwissend, und seine Religion hie und da nur äußerlich übend, ein willenloses Werkzeug in der Hand der Verführer zu werden droht.

Gern hätte ich meine Leser mit diesen Mittheilungen verschont und ihnen ein Leid erspart, von dem einem das Herz blutet, wenn ich nicht besorgen müßte, daß unvorgesehene Pfeile sicherer träfen und gefährlicher verwundeten. Es deutet nämlich Alles darauf hin, daß Italien auf demselben Wege ist, auf welchem Frankreich

war um die nämliche Zeit des vorigen Jahrhunderts, auf dem Wege zu einer blutigen verhängnißvollen Revolution.

Es läßt sich nicht läugnen, der erste und hauptsächlichste Beweggrund aller Revolution ist Habgier. Denn was für eine Leidenschaft ist es anders, welche die Verführung im Volke rege macht, um es zum wilden, unbesonnenen Aufstande zu treiben? Die Vaterlandsliebe vielleicht? Oder die Sehnsucht nach gesetzmäßiger Freiheit und Ordnung? Weit gefehlt. Mit diesen edlen Gefühlen wird Keiner die Menge zum geduldigen Stillestehen bringen, geschweige denn zu thätiger Bewegung. Was das schreckliche Feuer des Aufruhrs anfacht und es in blutig rothen Flammen auflodern läßt, ist das Verlangen nach Verminderung der Ausgaben und nach gleichzeitigem Zuwachs der Einnahmen; ist das Trachten nach dem Besitze der Kirchengüter; ist mit einem Worte die ungestüme Begierde, reicher, angesehener und in sinnlichen Genüssen glücklicher zu werden. Nun fehlt es in Italien freilich eher an allem andern, als an Nahrungsstoff für diese Begierden. Da die Kirche sowohl als der höhere Adel im Besitze ihrer nicht unbedeutenden Güter geblieben sind, so kann es den Verführern nicht schwer sein, das Auge des Volkes nach diesen Gütern lüstern zu machen. Ist das einmal geschehen, so vermögen die Hirten nur im seltensten Falle diese Leidenschaft zu ersticken, weil es nun einmal unvermeidlich ist, daß sie den Verdacht gegen sich erwecken, als vertheidigten sie taktlos genug die eigene Sache. Die unordentliche Begier nach größerem Besitze gestaltet sich unwillkürlich zu Neuerungssucht. Durch eine Aenderung der Dinge erwartet der kleine Besitzer sowohl von den sehr mäßigen Steuern frei zu werden, als von dem ganz geringfügigen Canon, den er dem adeligen oder geistlichen Gutsherrn jährlich zu zahlen hat. Durch eine Aenderung hofft der Reiche nicht blos mittelst des Ankaufes der Kirchengüter

an Vermögen, sondern auch durch den Sturz des Adels an Ansehen zu gewinnen. Durch eine Aenderung glaubt endlich der niedere Adel, welcher in Folge der Verarmung gesunken ist, sich schmeicheln zu dürfen, daß er sich auf die eine oder die andere Weise wieder aus der Menge emporarbeiten würde. Kurz, von einer Aenderung scheint sich auch der Kaltblütigste, wenn schon keine goldenen Berge, doch wenigstens Verbesserung seiner wirklich oder vermeintlich unangenehmen Lage versprechen zu dürfen.

Die Leidenschaft, in welcher wir die gewaltigste Triebfeder der Revolution erblicken, ist allen Unzufriedenen und Mißvergnügten in Italien eigen; sie zieht sich durch alle Stände und Stufen, von Denjenigen an, welche zwar der Kirche noch nicht so weit entfremdet sein mögen, daß sie zu ihrer Entkleidung mitwirken würden, jedoch einen Gewinn aus dem Ankaufe ihrer Güter nicht von der Hand zu weisen entschlossen sind, bis hinunter zu Denjenigen, welche von den Furien des bösen Gewissens bis zu der Ruchlosigkeit getrieben werden, daß sie Christus unsern Herrn hassen und seiner Kirche durch alle Mittel den Untergang zu bereiten geschworen haben. Bei weitem schwächer und unwirksamer ist der andere Beweggrund, den die Napoleonische Politik so stark betont, weil sie ihn zum Vorwand für einen unberechtigten Eingriff nehmen möchte; das Verlangen nach nationaler Einigung, der Wunsch eines unabhängigen Italiens. Es gibt Manche, welche sich zu dieser liberalen Ansicht bekennen, weil sie meinen, ohne diese Art von angeblicher Vaterlandsliebe könnten sie nicht wohl für Männer von Bildung gehalten werden. Sie möchten diesen schönen Traum von dem einigen, freien und mächtigen Italien wohl auch verwirklicht sehen; allein wenn es gilt, Opfer zu bringen, Gefahren zu bestehen, sind sie die Ersten, welche bedenklich ihre Hand zurückziehen. Bei den Meisten ist dieses italienische Nationalgefühl bloßes Mittel zur Verstellung, bloßer Vorwand,

hinter dem sich ein ganzer Schwarm der unedelsten Gedanken und Neigungen vorsichtig verborgen hält. Es läßt sich indeß nicht läugnen, daß es einige irregeführte Männer gibt von feiner Bildung und durchaus uneigennütziger Gesinnung, bei denen die Einheit Italiens dasjenige geworden ist, was man Herzensangelegenheit zu nennen pflegt. Ihre hohe Begeisterung wäre wahrlich eines bessern Gegenstandes würdig. Durchdrungen von dem Wunsche, die Schäden der italienischen Gesellschaft zu heilen, greifen sie fehl in der Wahl der Mittel, indem sie sittliche Gebrechen durch politische Verbände mehr zudecken als heilen möchten. Von Natur mehr für Dichtung als für Beurtheilung der handgreiflichen körperhaften Wirklichkeit geschaffen, sind sie blind genug, schlechterdings nicht einzusehen, welche Gefahren sie der Kirche, die sie nicht selten aufrichtig lieben, durch ihre Unbesonnenheit bereiten; und was für eine dunkle Staubwolke unheimlicher Leidenschaften es ist, die sie hinter sich aufregen und denen sie allzu treuherzig das Banner vermeintlicher Vaterlandsliebe vortragen. Diese sind gegen „den Fremden“ eingenommen, weil sie durch ihn in ihrem Lieblingsgedanken gestört, an der Ausführung der italienischen Einheit gehindert werden. Ungleich mehr jedoch als sie, sind die Andern gegen Oesterreich leidenschaftlich erregt, weil sie sehr wohl einsehen, daß Dasjenige, was sie dem Papste und der Kirche thun möchten, ihnen niemals zu thun frei stehen wird, so lange Oesterreich's Kaiser zum Schutze der christlichen Religion das Schwert des großen Karl trägt.

Das Feuer, welches von den beiden Leidenschaften, die wir bisher besprochen haben, von der Habsucht nämlich und der Begierde nach nationaler Einigung, in Italien genährt wird, hätte niemals, wie wir glauben, so stark und heftig mitbrennen können, wenn es nicht von Außen unabläßig geschürt und angeblasen würde. Da der Italiener trotz der großen Lebhaftigkeit doch noch immer viel vom ernsten deutschen

Charakter besitzt, so hat man allen Grund zu glauben, daß bei ihm, falls er sich selbst überlassen würde, die Begierde nach den fremden, kirchlichen wie adeligen, Gütern der ruhigen Selbstprüfung, und die nationale Begeisterung der kalten umsichtigen Besonnenheit sehr bald weichen müßten. Was aber diesen so natürlichen innern Vorgang nothwendig verhindert, ist die beständige, von Außen kommende, künstlich unterhaltene Aufregung. Kaum scheint irgend ein Augenblick für stilles ungestörtes Nachdenken geeignet: so wird von Neuem die öffentliche Sicherheit gefährdet, der Fürst beunruhigt, das Volk offen oder insgeheim zum Aufruhr aufgefordert. So unheilvoll nun auch diese Anschläge sind, welche von den äußern Feinden unaufhörlich theils gegen die Ruhe des Landes, theils gegen das Leben der Fürsten gerichtet werden: so dürften doch diese Anschläge selbst immer nur das geringere Uebel sein. Unvergleichlich schlimmer und gefährlicher sind ganz gewiß ihre unvermeidlichen Folgen. Was für Folgen das sind, läßt sich am leichtesten in dem Königreiche der beiden Sicilien wahrnehmen. Die mannigfaltigen verbrecherischen Angriffe der Feinde, wie sie immer und immer wiederkehrten, haben zuletzt den sonst guten und wahrhaft hochherzigen Monarchen in eine Stellung hineingedrängt, welche eher einem Tyrannen als einem christlichen Könige zuständig zu sein scheint.

Es ist unverkennbar, daß Keinem eine solche Stellung weniger gefällt, als ihm selber, daß er sie wohl auch jeden Augenblick zu ändern bereit wäre, daß er sie aber weder ändern kann noch ändern darf, so lange verbrecherische gottlose Menschen seinem Leben Nachstellungen zu bereiten nicht aufhören. Er muß sich auf eine sichere unerreichbare Festung zurückziehen; er sieht sich genöthigt, die Vertheidigung des Landes einem fremden Söldnerheer zu vertrauen; er ist gezwungen, die polizeilichen Maßregeln bis zu dem Grade zu schärfen, daß wir nicht anstehen, ihren Druck einem freien

Manne für unerträglich zu erklären. Und dennoch müssen wir gestehen, daß dieser fromme und vortreffliche König, den die große Masse des Volkes herzlich zu lieben fortfährt, sein Leben noch immer nicht hinlänglich verwahrt und gesichert hat. Soll ja doch seine jetzige Krankheit, wie man sich insgeheim sagt, ihren Grund in einem langsamen Gifte haben, das man ihm, wer weiß auf welche Weise, beigebracht haben mag. Was sonach bei dieser planmäßigen äußern Aufregung des Volkes das beklagenswertheste ist, scheint uns dieses zu sein, daß sie die Fürsten zu einer Art von Vorsicht, Behutsamkeit und Strenge zwingt, welche zuerst ihre Verwaltung und dann auch ihre Person bei der Mehrzahl der Gebildeten nicht anders als mißliebig machen kann.

Diese sittlichen und staatlichen Zustände genau betrachtet, kann man der Zukunft Italiens nur mit trübem, tiefbesorgtem Blicke entgegensehen. Mannigfach hat man gefehlt: von Fürst und Volk, von Groß und Klein, von Priestern und Gläubigen ist viel, viel gesündigt worden. Da nun demungeachtet gar wenig Hoffnung vorhanden ist, daß eine allgemeine Buße versöhnend und die göttlichen Gerichte abwendend, dazwischentrete: so bleibt wohl nur dem einzigen unerbittlichen Schwerte überlassen, durch Blut und Tod zu sühnen, was sich der Mensch durch freiwillige Reuethränen zu sühnen nicht entschließen mochte [1]).

---

[1]) Diese Anschauungen, welche wir im Jahre 1859 vor dem Ausbruche des blutigen Krieges niederschrieben, haben in mehreren Briefen an uns von Seiten eines der ausgezeichnetesten und anerkannt tüchtigsten Rechtsgelehrten und Politiker Deutschlands einen so klaren und treffenden Ausdruck gefunden, daß wir, auf die Nachsicht unseres lieben Freundes vertrauend, uns nicht versagen können, Einiges aus denselben auszuziehen und hier mitzutheilen.

(Vom Juli 1859) ... „Hinter den Wendungen und Tücken menschlicher Politik scheint mir das Racheschwert göttlicher Gerechtigkeit durchzublinken und Abrechnung zu fordern von der sogenannt civilisirten Welt

Was nun insbesondere den Kirchenstaat anlangt, so denken wir, wird es kaum irgend Einem, der Vergangenheit

---

über die Verwendung aller Schätze des heiligen Glaubens und der überreichen Ergüsse göttlicher Liebe. Diese Abrechnung kann nur höchst ernst werden. Zwar hoffe ich, daß Gott wieder, wie es in Seiner Langmuth schon so oft geschehen ist, um weniger Gerechten willen Europa nicht in die Finsternisse des Heidenthums zurücksinken lassen wird; aber zugleich glaube ich, ja ich hoffe es auch, daß Er die begonnenen Züchtigungen nicht eher einstellen wird, bis alle Truggewebe, die Sein heiliges Reich auf Erden fortwährend umgarnen, überall zerstört sind und dadurch der Kreuzesfahne die allgemeine Herrschaft und der heiligen Kirche eine glänzende Zukunft gesichert ist. Das ist mein politischer Glaube. In ihm sehe ich mit ruhiger Fassung allen Ergebnissen des Revolutions- und Kriegsgetümmels entgegen, und ohne selbst darauf zu rechnen, die bessere Zukunft noch zu erleben, erwarte ich immer ernstlichere Verwicklungen der politischen Constellationen, immer überraschendere Auswüchse in den Werken menschlicher Verruchtheit, zunehmende Steigerung des menschlichen Elends und einen solchen Grad allgemeiner Ermattung, daß selbst den verstocktesten Ungläubigen, welche die Prüfungen zu überleben bestimmt sind, das aufrichtig demüthige Bekenntniß abgenöthigt wird: „Es ist ein Gott!“ . . . .

(Vom September 1859) . . . „Ich gestehe, daß der faule Friede von Villafranka mich deßhalb, weil er dem Blutvergießen zwischen katholischen Mächten ein Ziel gesetzt, sehr erfreut hat. Daß Gottes Strafgerichte schon genug gewirkt hätten, habe ich dabei nicht denken können. Ich erwarte vielmehr noch großartige, alle politische Kombinationen vereitelnde Züchtigungen nicht blos für die Kombattenten, sondern auch für die Streitstifter und Neutralen. Den Fragen: Wann? Wie? Wo? setze ich nur die zwei Worte bei: Gott will! Dann ist mir Alles klar und schwerlich wird die Umgestaltung der Dinge von so schwarzen und rothen Gewölken begleitet sein, daß ich meine Erwartungen für unzureichend erklären müßte . . . . Während das äußerlich getrennte Italien durch das falsche Geschrei nach Einigung zum Aufruhr gedrängt wird, verfolgt in dem äußerlich verbundenen Deutschland der falsche Ruf nach Lostrennung dasselbe Ziel. Wie dort dem Könige von Sardinien, wird hier dem preußischen Prinz-Regenten von der listigen Schlange der verführerische Apfel angeboten. Keiner hat zwar gleich zugegriffen, aber auch Keiner hat der Schlange den Kopf zertreten. Daher wird sie denselben so lange immer wieder erheben, bis die böse Lust zum Bisse führt, dem sicher das Verderben folgen wird.“ . . .

und Gegenwart kennt, zweifelhaft sein, daß an Oesterreichs Geschick unzertrennlich auch das Geschick des Kirchenstaates geknüpft ist. Ueberhaupt tragen wir kein Bedenken, zu bekennen, daß wir die Bedeutung des deutschen Kaiserthums für die Kirche nicht leicht zu hoch anschlagen zu können glauben. Denn so sehr wir auch überzeugt sind, daß jenes weltliche Reich der deutschen Kaiser untergehen, das geistige Reich der Kirche aber immer bestehen werde; so hat doch Gott seit Karl Papst und Kaiser durch so innige unauflösliche Bande miteinander verbunden, daß man glauben sollte, mit Oesterreichs Ende habe auch das Christenthum seine erste Sendung an die Japhetischen Völker vollendet. Daher sind wir denn auch geneigt, anzunehmen, daß der Kirchenstaat dem Papste so lange unversehrt erhalten bleibt, als Oesterreich eine Großmacht und stark genug sein wird, Papst und Kirche zu schützen. Sollte der göttliche Wille es zulassen, daß die Revolution den österreichischen Kaiserstaat vielleicht einmal auf die deutschen Länder einschränke, oder gar, was Gott verhüten möge, völlig zu Grunde richte: so können wir darauf gefaßt sein, daß die weltliche Macht des Papstes unwiederbringlich verloren geht. Die katholische Kirche wird dann freilich fortbestehen; sie wird vielleicht eine so wundersam bewältigende Kraft entwickeln, wie die letzten tausend Jahre es zu keiner Zeit gesehen; ja sie wird wohl auch noch einen unaussprechlich herrlichen Sieg erkämpfen über die feindlich widerstrebenden Elemente und durch Aufnahme frischer Kräfte verjüngt, wie die Morgensonne das nächtliche Gewölk zerreißend, das Antlitz der verklärten Erde aufglänzen lassen in neuer, nie geahnter Lichtfülle.

Die Bedenken, welche wir über die Dauer der weltlichen Macht des Papstes geäußert, führen uns unvermerkt zu einer andern Frage, die den Sitz des Papstes betrifft, und welche in einer Abhandlung über Italien nicht wohl umgangen werden kann. Daß der Papst sehr wohl seine weltliche Macht

verlieren, die geistige aber nicht verlieren kann, daß die Kirche einen Papst, das ist einen höchsten römischen Bischof, einen Nachfolger des heiligen Petrus, einen Statthalter Christi bis zum Ende der Zeiten zu haben fortfahren wird — das kann von einem katholischen Christen niemals in Zweifel gezogen werden.

Ein Anderes ist es aber, fragen, ob ein allerhöchster Oberhirte, dem alle andern Bischöfe in Gehorsam und Ehrfurcht untergeben sind, immer in der Kirche fortbestehen werde; ein Anderes, ob dieser Oberhirte seinen Sitz fest und unbeweglich in Rom haben müsse. In neuester Zeit ist an verschiedenen Orten von verschiedenen Personen die Ansicht ausgesprochen worden: wie Petrus von Jerusalem nach Rom gekommen, so werde auch der apostolische Stuhl wieder von Rom nach Jerusalem zurückverlegt. Dieser Ansicht mag die dunkle Ahnung zu Grunde liegen, daß einmal über Rom Zeiten kommen, da Unglaube und Irrthum siegen und den armen, jeden Schutzes entbehrenden Papst seinen Felsensitz zu verlassen nöthigen. Ohne die Wahrscheinlichkeit dieser Ahnung bestreiten zu wollen, möchten wir doch das Wort von der Verlegung des apostolischen Stuhles nach Jerusalem nicht gelten lassen; wenigstens nicht in dem Sinne gelten lassen, in welchem man es gewöhnlich zu nehmen pflegt. Sollte man es aber lieber geistig als sinnlich verstehen wollen, so würden wir uns dieser Meinung eher beizustimmen entschließen. Denn so wenig wir an eine Uebertragung des römischen Lehrstuhles nach Jerusalem, d. h. nach der von Titus zerstörten Stadt, glauben können, so fest sind wir überzeugt, daß sich Gott aus dem noch immer ungläubigen Judenvolke ein neues Jerusalem erbauen werde, und daß er wohl auch die ganze Fülle der hohenpriesterlichen und päpstlichen Gewalt von Rom auf dieses geistige Jerusalem übertragen könne. Wenn die gebildeten europäischen Völker die christliche Sitte und Religion undankbar von sich weisen, so

daß man fürchten sollte, es werde von dem jetzigen Tempel nicht Stein auf Stein bleiben, alsdann wird sich der Herr ohne Zweifel der Juden erbarmen und mit dem Glauben wohl auch die höchste kirchliche Würde auf sie übergehen lassen. Ob mit diesem Uebergange auch ein örtlicher Wechsel verbunden sein werde, wer möchte das entscheiden? Daher mögen die Prophetenstimmen wohl Glauben verdienen, welche verkünden: der apostolische Stuhl werde vom vatikanischen Felsen auf kurze Zeit hinweggehoben und dann würden die Juden Christen zu werden anfangen. Wann aber diese dunklen Zeiten kommen werden, wer könnte das vorherbestimmen? Gleichwohl können wir nicht läugnen, daß wir in dem Unglauben, wie er kühn und stolz sein Schlangenhaupt erhebt, den Anfang oder wenigstens doch den Beweis für die Möglichkeit eines künftigen allgemeinen Abfalles erblicken.

Zu den Fahnen.

Das Prinzip, welches vorzugsweise die Strebungen der Gegenwart bewegt, beherrscht und kennzeichnet, ist unbedenklich die Association. Es scheint fast, als sei ein wilder Sturm in die Menschheit gefahren und habe die einzelnen Geister wie Tropfen zu Wellenbergen geballt, daß sich ihre Kämme schäumend an den Felsenmauern der bestehenden Ordnung brechen und so Staatsschiff wie kirchliche Ordnung zu verschlingen drohen; — oder als wäre, um ein anderes Bild zu gebrauchen, ein Aufruf, ein Reichsheerbann an alle Kräfte und Elemente des Menschengeschlechtes ergangen, sich zu schaaren für einen gewaltigen, entscheidenden Kriegszug. Wie regt es sich nicht in allen erdenklichen Gebieten menschlicher Interessen! Jede Schranke ist gefallen, jede Grenzmarke überwunden, sogar die Kluft nationaler, sittlicher und religiöser Geschiedenheit ausgefüllt: es hat die Gährung und einigende Bewegung nachgerade einen allumfassenden und, man darf wohl sagen, menschheitlichen Charakter gewonnen. Hier sind es gewerbliche und materielle Kräfte, welche in klingendem Spiele sich um die Fahnen industrieller Bank-, Aktien- oder sonstiger Betriebs-Gesellschaften sammeln; dort treffen wir soziale und religiöse Elemente sich einigend zu

offenen oder geheimen Bünden, Genossenschaften und Verbrüderungen; dort endlich treten die am tiefsten eingreifenden geistigen Potenzen zu gelehrten Korporationen oder wissenschaftlichen Wandervereinen zusammen, um mit dem riesigen Hebel vereinter Denk- und Thatkraft das menschliche Geschlecht auf die Höhe einer vermeintlichen Bildung emporzuheben. So freudig man nun auch diese allgemeine, in ihren Folgen unberechenbare Bewegung als geistiges Streben begrüßen müßte, scheint sie indeß nicht, wie sie sich dermalen ausprägt und entwickelt, das verhängnißvolle Drama jener titanischen Bestrebungen wieder aufführen zu wollen, wie sie uns die Ueberlieferungen einer vorsündfluthlichen Zeit so lebendig schildern? Oder ist nicht etwa ihr Ziel vorwiegend auf unmittelbare oder mittelbare Befehdung des Christenthums gerichtet? Ziehen nicht ihre Banner wie Sturmfahnen gegen geheiligte, gottgesetzte Gewalten? Und ihr Feldgeschrei, lautet es anders, als Freiheit der Leidenschaften, Entzügelung der Sinne und ausschweifendster Mißbrauch der intellektuellen Geisteskräfte? Daß freilich alle auch noch so gottlosen Kundgebungen menschlichen Wahnwitzes stets den höhern Leitungen der ewigen Weisheit dienstbar bleiben, daß jedes auch noch so verwegene Unterfangen der staubgeborenen Menschen unter dem Allmachtgesetze einer unbeirrt waltenden, hütenden, richtenden Vorsehung steht, daß mithin diese überirdische Macht und Nemesis, von welcher die Weisen des Alterthums schon eine so tief empfundene Ahnung hatten, als schaffender und ordnender Geist auch über jenen empörten Wassern schwebt und ihre Brandung dem endlichen Triumphe des Christenthums zuführt, das ist vom gläubigen Standpunkte aus allezeit anerkannt worden und das feste Bewußtsein hiervon ist's auch heute, was fast allein uns Trost verleiht Angesichts des drohenden Zusammensturzes aller bestehenden Ordnung. Ob nun aber solches Vertrauen auf das allmächtig waltende Prinzip wohl ein träges Zuschauen,

eine sorglose Indolenz und Unthätigkeit auf Seiten des gottgetreuen Theiles der menschlichen Gesellschaft rechtfertigt? Die Antwort, dünkt uns, gibt die Kirche, diese auf Erden bestellte Dollmetscherin der göttlichen Rathschlüsse. Eindringlicher denn je, wiederholter und ernster mahnt sie zum gemeinsamen Beten und Opfern, zu vereintem Kämpfen und Ringen für die gefährdete heilige Sache. Und diese Weck- und Mahnrufe, sie kommen aus so besorgtem, mütterlich bangendem Herzen, daß sie unmöglich ungehört und fruchtlos verfallen können, und daß sich bereits die Blicke von Tausenden getreuer Söhne auf das in der heiligen Stadt wehende Nothbanner hinrichten. Ja, getrost und kühn dürfen wir es aussprechen, wie das frohe Dämmern eines glorreichen Siegesmorgens, so grüßt uns aus manchen katholischen Gauen gegenüber der anschwellenden Feindesmacht ein einmüthigeres Zusammenstehen, ein innigerer Frommsinn, eine glühendere Begeisterung für den bedrohten Glauben, und wie allemal bei hochgehender See, sind es auch jetzt wieder die alten bewährten Orden, welche, sich verjüngend und neugestaltend, das schwankende Schifflein der Kirche zu halten streben mit thatkräftigem Sinn und heiligem Muthe.

Wenn nun in kampfbewegter Zeit ein Jeder zur Vereinigung der Kräfte und Erringung des Sieges nach dem zuständigen Maße seiner Erkenntniß und Mittel redlich mitwirken soll, so halten auch wir uns für berechtigt, jene neue allgemein erwachte Thätigkeit in der Kirche nach einer Seite hinzulenken, welche, obgleich von ganz besonderer Bedeutung und Wichtigkeit, dennoch bisher eine auffallend geringe Beachtung gefunden hat.

Auf ihren allgemeinsten Inhalt zurückgeführt, besteht Sendung und Aufgabe der christlichen Kirche darin, den erlösungsbedürftigen Menschen in all' seinen Lebensbeziehungen zu erneuen und zu heiligen, oder dem gleichsam zur Erde,

zum Staube zurückgesunkenen Adam den Geist Gottes, welcher nach dem Selbstmorde in der Sünde von ihm gewichen war, wieder in's Angesicht zu hauchen, damit er die Natur im Dienste des geschaffenen Geistes verkläre und den Geist mit der Gnade Macht zu Gott emporhebe, dem ungeschaffenen Ziel- und Mittelpunkte aller Geschöpfe. Es ist leicht ersichtlich, daß sich diesem Doppelzwecke entsprechend auf der einen Seite die Ascese, auf der andern die Geistesbildung, welche sich in Liebe und gläubiger Erkenntniß vollendet, geltend machen muß. Da nun der Mensch nicht anders als in dem natürlichen Verbande und Wechselverhältnisse mit dem ganzen Geschlechte denkbar ist, so hat gewiß das Tagewerk des Christen neben dem besondern Ziele auch noch den gemeinsamen Aufbau des großen, menschheitlichen Erlösungstempels zu beachten; woraus dann nothwendig folgt, daß jedes selbstsüchtige vereinzelte Streben ebenso unstatthaft, wie ein geselliges solidarisches Zusammenwirken pflichtschuldig und geboten ist. Daß nun aber dieses Zusammenwirken, dieses gemeinsame Streben ein durchweg friedliches, ungestörtes, lediglich aufbauendes sei, ist bei der unvermeidlichen Berührung mit dem Bösen in der Menschheit unmöglich, — es wird vielmehr dem Werke jener Söhne des treuen Israel gleichen, die mit der einen Hand den Tempelbau fördernd, mit der andern die unfrommen Samaritaner abwehrten. Was insbesondere die zweite Seite des christlichen Tagewerks (die vereinte kampfgerüstete Abwehr gegen jegliches Samaritanen- und Heidenthum im Denken und Handeln) anlangt, so wird sich diese nach der verschiedenen Natur der Angriffsweise verschiedentlich gestalten und gliedern, d. h. es wird nothwendig, dem ausschließlich materiellen Genusse die höhere Himmelssehnsucht, dem kalten herzlosen Eigennutze die opferfreudige Liebe, der christusfeindlichen Wissenschaft aber eine heilige, erleuchtete, mit dem Aufgebot aller Kräfte gemeinsam gepflegte

Erkenntniß und Gnosis entgegentreten. Ich sage eine heilige und erleuchtete Erkenntniß, eine wahrhaft christliche Wissenschaft, und hebe sie betonend aus dem dreifachen Diadem, der Tiara des wiedergeborenen neugekrönten Geschlechtes hervor, weil gerade auf sie ein besonderes Augenmerk zu richten der Zweck gegenwärtiger Zeilen ist, und weil eben beklagenswerther Mangel an Erleuchtung sich in unsern Tagen die wenig verdienstliche Aufgabe gestellt zu haben scheint, sie aus jenem Schwesterbunde gelöst und ihres heiligen Schmuckes beraubt, in Acht und Bann zu thun. Gerne wollen wir gestehen, daß solcher Handlungsweise nur selten Absicht und vollbewußtes Erkennen zu Grunde liegt; — aber es dünkt uns wahrlich an der Zeit, daß Alle ohne Ausnahme, die „guten Willens" sind, in geläuterter Erkenntniß nicht blos zum Fundamentalwerke der Heiligung, sondern gleicherweise zum ernsten, heißen Kampfe wider die entchristlichte Wissenschaft sich treulich, einmüthig und in friedlichem Bunde die Hände reichen. Und gewiß, wie bei so vereintem, edel wetteiferndem Streben der christlichen Geister allzu kühnes Vermessen nicht minder als kleinmüthiges Verzagen weichen muß, so wird andererseits auch unmöglich mehr blinder Eifer und unwürdige Verdächtigung bestehen können.

Wenn die katholische Wissenschaft, nicht auf dem Grunde voraussetzungs- und schrankenloser Denkautorität, sondern auf dem lichten Thaborfelsen des sichern, sieghaften Offenbarungsglaubens fußend, in geziemender Demuth und ehrfurchtsvoller Scheu, aber auch voll heiligen Vertrauens auf das zweischneidige Schwert des christlich erneuten Denkgeistes in die geöffneten Schranken tritt, dann kann es nicht fehlen, daß sie, wie in den ruhmvollen Tagen eines Justin, Basilius, Gregor und Augustin wieder zu jener unüberwindlichen Phalanx wird, welche sieghaft das Reich des gesammten Wissens durchschreitend, mit der unermeßlichen Beute und

dem eroberten Geschütz Tempel und Zinnen der neuen Sionsburg krönt. Daß sich in dieser so bedeutsamen Richtung unter dem heiligen Labarum der Kirche eine gewaltige Streitmacht sammle, dürfte billig ein würdiger Gegenstand vereinter Bemühung und gemeinsamen Gebetes sein, wie es ja das glückliche Streben der Schaar gedachter Väter war, die nicht nur als Heilige am Sternengewölbe der Kirche, sondern auch als helle Lichter am Himmel der hohen, allumfassenden, christlichen Wissenschaft glänzend strahlen bis in die fernsten Jahrhunderte. Nur sei ihr reiner unerschütterlicher Glaube auch unsere feste Grundlage, ihre Liebe unser Einigungsband, ihre hohe Begeisterung für Verklärung des erlösten Menschen in all' seinem Erkennen und Wollen, auch unsere Losung und goldene Bannerschrift zum edeln katholischen Werke eines wahren wissenschaftlichen Fortschritts.

Ein wenig seltsam und im Ernste wohl kaum der Berücksichtigung werth ist, was man hie und da einwendet, daß die christliche Religion in ihrer lebensvollen Jugendfrische so wundersam herrliche Geistesblüthen hervorzubringen wohl vermocht habe, nun aber alt, welk und unfruchtbar, oder mit andern Worten rein traditionalistisch geworden sei. Es sollte wirklich an dem sein, daß die hehre Braut des allmächtigen Gottes, die Er Sich „zu ewigem Bunde" angelobt, nun verblühet, verwelkt, verdorrt wäre! Fürwahr, behaupten, daß diese Christusbraut und „kinderfrohe Mutter" nur noch der Menschen Herz und Willen heiligen könne, ihr Denken aber und Erkennen zu bilden, ihre Vernunft zu durchleuchten und zu befruchten unfähig und kraftlos geworden, scheint uns fast häretische Verwegenheit; und um so gefährlicher ist diese Ansicht zu einer Zeit, da die Feindesschaar sich mit dem blendenden Glanze einer, freilich wurzelkranken, Wissenschaft wie mit einer Glorie umgibt und kühn die Kirche für erstorben und abgethan erklärt. Nein, lasten auch nahezu zwei Jahrtausende auf ihrem Haupte und sollten

ihr auch großentheils die Japhetssöhne untreu werden, — die Kirche, als göttliche Gründung, bleibt die ewig jugendliche, himmlisch gesegnete und segnende Mutter, welche, den betagten Matronen Anna und Elisabeth vergleichbar, auch am Abende ihres Erdenwallens noch ihre glorreichen Samuele und Johannesse erzeugen wird, deren Geist von wunderbarer Weisheit getränkt, den Mund überfließen läßt vom Lobe des Gesalbten und vom süßen Preise der göttlichen Allmacht in allen Sphären des Lebens und Erkennens.

Ein Gang in die Katakomben.

Die altchristlichen Katakomben [1]) sind, wie den Meisten bekannt, unermeßliche, mit Absicht planlos angelegte Labyrinthe, unterirdische Gänge, welche aus der festen, tragfähigen Masse der Puzzolanerde ausgehauen, sich nach allen möglichen Richtungen durchkreuzen und hie und da zu Grab- und Opferkammern oder auch zu größeren Unterrichtsräumen sich erweitern. Solcher Labyrinthe wurden im Ganzen ungefähr sechzig aufgefunden, von denen indeß gegenwärtig kaum zwanzig wieder geöffnet sind. Ihre inneren Gänge und Verbindungswege ziehen sich, bei einer Höhe von sieben bis acht, einer Breite von zwei oder drei Fuß, in unverbundener Kette unter dem Weichbilde Rom's hin und haben, alle Straßen oder Galerien in den, mitunter dreifach übereinander liegenden Stockwerken zusammengerechnet, die bedeutende Länge von acht- bis neunhundert italienischen Meilen mit nicht weniger als sieben Millionen christlicher Gräber. Die riesige Arbeit des Ausgrabens dieser zahllosen Gänge, das Einbrechen der Grabnischen (loculi), das Fortschaffen der vulkanischen Steinerde in ältere, bereits mit Leichen

---

1) Ueber den Namen, sowie über eine Katakombe der Juden siehe die Beilage am Schlusse dieses Aufsatzes.

gefüllte Hallen, so wie endlich die Anfertigung von Grabschriften besorgte eine ansehnliche Gilde, eine Bruderschaft wahrer Tobiasjünger, „Fossores“ oder „Gräber“ genannt, welche zu ihrem ebenso mühsamen wie gefahrvollen Berufe eine eigene kirchliche Weihe erhielten. Ihnen lag es ob, die Körper der verstorbenen oder gemarterten Christen abzuholen und in der schweigsamen Unterwelt zur Ruhe zu bestatten.

In jenen glaubensfrischen Zeiten erachteten zwar die Christen es für die vorzüglichste Pflicht, den Seelen ihrer Verstorbenen die liebevollste Sorge zuzuwenden; nicht minder war ihnen aber auch das abgelegte Gewand, der sterbliche Leib, Gegenstand heiligster Hochachtung und Ehrfurcht. Und dies in Folge tief christlicher Anschauung. Nicht als ob sie im Tode keine verhängnißvolle Schuldabtragung, keinen strengen der Sünde gezollten Tribut erkannt hätten; dies Bewußtsein trat indeß bei ihnen fast zurück vor der frohen Ueberzeugung, daß durch Denjenigen, der am Kreuze mit dem Tode gerungen, des Todes Scepter zerbrochen und der ewige, verklärte Fortbestand der Leiber gesichert wurde. Darum war ihnen die Leiche keine bedeutungslose Hülle, kein verächtlicher verwesender Moder, keine werthlose, aus dem Verbrennungsprozesse des Lebens zurückgebliebene Asche: sie erkannten in ihr vielmehr ein vormaliges Werkzeug der Seele, einen Tempel des heiligen Geistes, einen edlen Saatkeim der künftigen glorreichen Auferstehung; ein hinfälliges und doch nicht spurlos vergehendes Glied der zu verklärenden Menschheit, die ja auch dem Leibe nach mit dem Blute des Gottmenschen erlöst ward. Bei dieser lebendig gläubigen Auffassung erklärt sich die schöne und rührende Sitte der ersten Christen, ihre Verwandten und Freunde selbst zu Grabe zu tragen und mit eigener Hand zu bestatten, — eine Sitte, an welche der Brauch, auf den eingesenkten Sarg des lieben Angehörigen die erste Erde auszugießen, wenn auch schwach, doch noch immer zu erinnern scheint. Aus dieser

Auffassung floß auch die andachtsvolle Ehrfurcht, welche man bei den Gräbern empfand, die heilige Scheu vor der leisesten Entweihung, und die zarte und sinnige, oft gar verschwenderische Sorgfalt, womit man, nach dem Vorbilde der Grablegung Christi, die theuren Ueberreste der Heimgegangenen in feine Leinwand hüllte, mit kostbarem Balsam salbte und jedesmal in eine neue, und ewig unverletzliche Ruhestätte bettete[1]). Darf es hiernach auffallen, wenn die Kirche in jenen Tagen der Prüfung dieser Liebespflicht mit besonderem Eifer nachkam? wenn sie ihre Erfüllung auf jede Weise zu erleichtern bestrebt war? wenn sie zu diesem Zwecke eine eigene Einrichtung traf, einen besonderen Stand in's Leben rief? Und das war eben die genannte Genossenschaft der Grab-Gräber[2]), welche nach einem Ausdrucke der Väter in ähnlicher Art Thürhüter an der Schwelle der Todtenstätte waren, wie die Ostiarier an der Tempelpforte der lebendigen Gottesstadt, weßhalb denn auch ihnen eine gewisse kirchliche Weihe und Segnung gespendet wurde. Was ihre Verpflichtung und hierarchische Verfassung anlangt, so ist man berechtigt, sie mit den Krankenpflegern und Todtenbestattern bei den Griechen, mit den Parabolariern[3]), zu vergleichen, und nach diesen

---

[1]) Ein Vergleich des alten ehrwürdigen Gebrauches mit den Zuständen der Gegenwart drängt Einem das Schamroth in's Angesicht. Was würden wohl die Christen der Erstlingskirche sagen beim Anblicke der entwürdigenden Leichengruben, wie man sie in London, Paris und beinahe in allen Hauptstädten der civilisirten Welt antrifft? Was für ein Unmuth, ja was für ein Schauder würde sie anwandeln, wenn sie in eine jener Todtenkammern einträten, in denen man mit unverzeihlicher Verletzung des Zartgefühls und sogar ohne das Bewußtsein von Entweihung sich nicht scheute, Wände, Simsen, Kronleuchter, Verzierungen und Arabesken aus christlichen Gebeinen anzufertigen?

[2]) Fossarii genannt, zuweilen auch lecticarii und copiatae (*κοπιᾶται*, „Ruhebestatter").

[3]) Sie hießen auch Parabolani, beides wahrscheinlich von *παραβάλλεσθαι*, „sein Leben in Gefahr setzen," oder von *παράβολος*, „ge-

auch ihre Zahl zu bestimmen[1]). Wie sehr diese Todtenwächter von christlicher Liebe beseelt waren, mag man daraus ermessen, daß sie sich nicht begnügten, die Körper der Christen und die Ueberreste der Märtyrer mit eigener Lebensgefahr von Straßen und Feldern, aus Brunnen und Strömen in die Gräberhallen heimzuholen, sondern ihr Liebeswerk selbst auf die verfolgenden Heiden ausdehnend, auch deren Verstorbene und hingerichtete Verbrecher, wo sie aus Strafe, aus Rohheit oder Furcht bei herrschender Seuche zurückgelassen wurden, mit gleicher Opferfreudigkeit zu bestatten[2]).

Die Glocke, welche das liebliche Fest der großen Beschützerin Roms, der heiligen Cäcilia, einläutete, war verklungen und die letzten Töne des Psalmengesangs in der Basilika des Völkerapostels verhallt, als wir frohen und erwartungsvollen Herzens den längst ersehnten ersten Pilgergang in eine dieser schweigsamen unterirdischen Todtenstädte, antraten. Schon von St. Paul führte der Weg ununterbrochen über den ausgehöhlten Boden des weit sich erstreckenden Friedhofes. Nach etwa dreiviertel Stunden langten wir an der, jüngst erst wieder aufgefundenen Katakombe des heiligen Calixtus an, für welche der eben so gelehrte wie glückliche Alterthumsforscher Cavaliere de Rossi im eigentlichen Sinne ein Columbus geworden. Schon im Jahre 1850 war dieser Gelehrte durch geschickte Schlüsse und Combinationen auf die Vermuthung gekommen, daß sich an der Appischen Straße, außer der bekannten, bedeutungslosen Katakombe bei St. Sebastian, die man bisher irrthümlich

---

fahrvoll," da sie als Verpfleger der Kranken und als Leichenbestatter, zumal zur Pestzeit, dem Tode zu trotzen durch ihren Beruf angewiesen waren.

[1]) Konstantinopel hatte ihrer allein mehr als tausend.

[2]) Man vergleiche das treffliche Werk von Krüll: Christliche Alterthumskunde I., S. 288.

für die des heiligen Calixt gehalten hatte, noch andere davon getrennte Nekropolen befinden müßten. Weitere Forschungen bestätigten nicht nur diese Vermuthung, sie erwiesen auch klar und unwiderlegbar, daß die seit einem Jahrtausend verschüttete sogenannte Katakombe des heiligen Prätextatus, welche man allgemein in eine Vigna nahe bei St. Sebastian verlegte, das eigentliche Coemeterium sancti Calixti sein müsse, welches bis zum achten Jahrhunderte von den christlichen Pilgern vorzüglich verehrt und gerühmt wurde. Im Jahre 1852 war der scharfsinnige Archäolog in seinen Untersuchungen so weit fortgeschritten, daß er an der Hand der noch bestehenden alten Pilgerberichte, der Itinerarien, einiger topographischer Notizen, Martyrologien und Chroniken, die ganze innere Gestaltung und Konstruktion der fraglichen Katakombe, wenigstens annäherungsweise, ermittelt hatte. Auf Grund der gemachten Studien bezeichnete er mit der größten Bestimmtheit als das Centrum jenes Cömeterium die denkwürdigen Grabkammern der Päpste und der heiligen Cäcilia, als äußerste Strahlenpunkte die Gewölbe der heiligen Päpste Cornelius und Eusebius. Das gewonnene Ergebniß ward unserm heiligen Vater, Pius IX., vorgelegt, mit der Bitte, den Ankauf des betreffenden Grundstückes zum Zwecke von Nachgrabungen huldvollst beschließen zu wollen. Wenn auch mit der ganzen Wärme der tiefsten Ueberzeugung verfochten, hatte die Sache doch nur zu sehr einen gewissen Schein des Phantastischen und Unwahren, als daß sie nicht am päpstlichen Hofe selbst heftigen Widerspruch und gar scharfe Kritik erfahren sollte. Der Papst gab demungeachtet Befehl, versuchsweise Nachgrabungen anzustellen. Diese mit dem glänzendsten Erfolge belohnt, rechtfertigten vollkommen den jungen Gelehrten. Und so trug denn die päpstliche Regierung kein Bedenken, die Vigna um zehntausend römische Kronthaler anzukaufen und die Kommission der christlichen Alterthümer mit der Leitung der Ausgrabungen

zu betrauen, die sehr bald, der Voraussage gemäß, zur Entdeckung aller angegebenen Theile führen sollten.

Ein gemauertes, alterthümliches Gartenthor führte uns in den Weinberg, zu dem das gestreute Lorbeer- und Myrthenlaub, so wie die ansehnliche Schaar von Pilgern, den Weg leicht und ohne Nachfrage finden ließen. In wenigen Minuten gelangten wir zu dem grüngezierten, schachtartigen Eingange, vor dem ein seltsamer Thürhüter stumme, aber zuverläßige Wache hielt. Es war eine Warntafel, welche die Entwendung auch des geringfügigsten Gegenstandes aus den Katakomben mit kirchlicher Ausschließung bedrohte [1]). Wir stiegen auf 36 Stufen durch den Eingangsstollen in die mehrstöckigen Souterrains nieder.

Welche Reihe historischer Erinnerungen, welche Macht religiöser Gefühle dringt auf den Christen ein, dessen Fuß zum Erstenmale diesen geheiligten Boden betritt! Und um wie viel mehr, wenn er hinpilgert an diesem Feste und die nachtumhüllte Königin aller Todtenstädte in ihrem bezaubernden Schmuck- und Lichtgewande erblickt. Es bedurfte nämlich diesmal nicht, wie sonst, der Fackeln oder Wachsstöcke, mit welchen man, Hüttensteigern ähnlich, in jene Behausungen niederzufahren pflegt; — durch alle Straßen und Galerien flimmerten und flammten weithin an den röthlich glitzernden Wänden zahlreiche Lichter und erhellten in magischer Beleuchtung die endlosen Gräberreihen. Trotz der so ernsten Umgebung machte gleichwohl die ganze Zurüstung den Eindruck eines Freudenfestes; erschien ja doch die fröhliche Beleuchtung wie Himmelssternenglanz, wie ferner Wiederschein aus den Lichtwohnungen jener seligen Geister,

---

[1]) Die Tafel trug die durch Bedeutsamkeit und Heiligkeit des Ortes genugsam gerechtfertigte Warnung: E vietato sotto pena die scomunica di prendere qualsivoglia benchè piccolo soggetto netto catacombe.

welche ihre heiligen Leiber bis zur einstigen Wiedererstattung in diese Erdkammern niedergelegt haben (depositio).

Der erste größere Raum, den wir betraten, war die „Camera Papale“ (das Cubiculum Pontificum), eine Kapelle, die ehedem die Gebeine vieler heiliger Päpste barg, und deren Altar die Tumba des heiligen Sixtus II. (Systos, im Jahre 257.) bildete. Neben den in griechischen Buchstaben — denn griechisch war damals die Sprache der kirchlichen Kanzlei — ausgehauenen Namen von etwa zehn Päpsten[1]), sah man an den abgeglätteten Wänden der Zugänge zahlreiche eingeritzte Vota, sinnige Wünsche und Gebete von Pilgern des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, wie „Heiliger Sixtus, lebe in Gott“ („bibas [= vivas] ἐν ϑεῷ“), — „gedenke meiner,“ — „flehe für mich und meine Kinder“ u. s. w., Aufschriften, welche zu dem höchst unerwünschten Vergleiche mit dem auf unsern Burgruinen und sonstigen öffentlichen Gebäuden prunkenden Geschreibsel von Namen und andern Thorheiten nöthigten.

Als Caval. de Rossi nach vielem Suchen und mannigfachen Mühen auf diese völlig mit Erde angefüllte Kammer stieß, wurden zunächst mehrere, zum Theil zerbrochene und mangelhafte Marmortafeln von päpstlichen Gräbern aus Schutt und Erde zu Tage gefördert, unter ihnen die der heil. Antherus, Fabian, Lucius, Eutychian und Anderer[2]). Dann fand man unter zahlreichen Inschriften-

---

[1]) Es waren dies die Päpste Pontianus (230), Antherus (235), Fabianus (236), Lucius I. (251), Stephanus I. (252), Sixtus II. (257), Dionysius (259), Felix I. (269), Eutychianus (275) und Cajus (283). Vier andere Päpste hatten eigene gesonderte Grabkammern in dieser Katakombe, nämlich Zephyrinus (197), Cornelius (250), Eusebius (310) und Melchiades (310).

[2]) *ΑΝΘΕΡΟϹ ΕΠ.* — *ΦΑΒΙΑΝΟϹ ΕΠ.* — *ΛΟΥΚΙϹ ΕΠ.* — *ΕΥΤΥΧΙΑΝΟϹ ΕΠ.*

trümmern auch hundertvierundzwanzig, augenscheinlich einer einzigen großen Steintafel angehörige Fragmente, die allein, wenn es dessen bedurft hätte, ausreichend gewesen wären, über die wieder aufgefundene Katakombe die sicherste Auskunft zu geben. De Rossi suchte die vielen, großentheils beschädigten und dazu unvollzähligen Stücke in Ordnung zu bringen und gewann bald Anhaltspunkte genug, in ihnen die in dem alten Reiseberichte eines Pilgers uns aufbewahrte Inschrift des Papstes Damasus wiederzuerkennen, wodurch er in Stand gesetzt wurde, die fehlenden Stellen mit Sicherheit zu ergänzen. Wir geben hier den lateinischen Text und eine deutsche Uebersetzung:

Hic congesta jacet, quaeris si, turba piorum;
Corpora Sanctorum retinent veneranda sepulcra,
Sublimes animas rapuit sibi regia coeli.
Hic comites Xysti, portant qui ex hoste tropaea;
Hic numerus procerum, servat qui altaria Christi;
Hic positus, longa vixit qui in pace sacerdos;
Hic confessores sancti, quos Graecia misit,
Hic iuvenes puerique, senes castique nepotes,
Quis mage virgineum placuit retinere pudorem.
Hic fateor, Damasus volui mea condere membra,
Sed cineres timui sanctos vexare piorum.

„Hier schläft friedlich gesellt, wenn du fragst, die Menge der Frommen,
„Leiber von Heiligen bergen die still ehrwürdigen Grüfte,
„Deren erhabenen Geist die himmlische Königsburg aufnahm.
„Sixtus' Genossen hier ruh'n, mit Siegestrophäen bereichert;
„Hier der Vortrefflichen Schaar, die gestritten für Christi Altäre;
„Hier manch' priesterlich Herz, das im Segen des Friedens dahinschied,
„Heilige Glaubensbekenner, dem Land der Hellenen entsprossen,
„Jüngling, Greis oder Kind, der Keuschheit liebliche Blüthen,
„So jungfräuliche Zier als Kleinod eifrig bewachten.
„Hier hätt' auch ich Damasus die Glieder zur Ruhe gebettet,
„Fürchtet' ich nicht zu entweih'n die geheiligte Asche der Frommen."

Wir hätten mithin in diesem kostbaren Denkmale eine Weihtafel, welche Papst Damasus, der zwischen 366 und 385 der römischen Kirche vorstand, den Märtyrern und Bekennern

gewidmet hat, die in jener Katakombe beigesetzt wurden. Die Auffindung der ersten Stücke dieser Tafel hatten sofort mit Sicherheit auf jenen Papst als Verfasser schließen lassen. Alle Inschriften nämlich, die diesem, um die würdige Ausstattung der Katakomben hoch verdienten römischen Bischofe ihre Entstehung verdanken, tragen ein eigenthümliches Gepräge, das sie von allen anderen unterscheidet. Es laufen in ihnen alle Majuskeln nach Unten in die schönsten und zierlichsten Lilienblättchen aus, und dem scharfsinnigen de Rossi ist es sogar mit Hülfe einiger Inschriften und anderer unterstützender Thatsachen gelungen, den Beweis zu führen, daß diese sonst nirgends mehr angetroffene Schriftform, die weder vor Damasus sich findet noch nach ihm weiter angetroffen wird, den Schreiber dieses Papstes selber, einen gewissen Philocalos, zum Erfinder hatte. Ganz überraschend waren die Aufschlüsse, welche sich aus dieser Weiheschrift im Zusammenhang mit andern urkundlichen Berichten schöpfen ließen. Es stand nunmehr unwiderruflich fest, daß die geöffnete Katakombe, wie der glückliche Auffinder vorausgesagt, wirklich die war, welche vor ihren Mitschwestern durch Alter und Adel ausgezeichnet, in den alten Martyrer-Akten als der „Kirchhof des heiligen Calixt an der Appischen Straße“ angeführt wird. Es war ferner erwiesen, daß die entdeckte Todtenkammer jene heilige Grabkapelle sei, welche Damasus in frommem Wetteifer mit den zahlreichen nach Rom strömenden Pilgerschaaren durch Marmorbekleidung, Altar und Bildwerke gerade zu der Zeit ausschmückte, da die Kirche aus der Blutkelter und dreihundertjährigen Grabesruhe in der verborgenen Tiefe der Katakomben erst seit Kurzem siegreich strahlend zum Leben auferstanden war.

Die Schlußverse der Inschrift, welche wir oben mittheilten:

„Hier hätt' auch ich Damasus den Leib zur Ruhe gebettet,
„Fürchtet' ich nicht zu entweih'n die geheiligte Asche der Frommen,“

sollten noch zu einer andern überaus schätzenswerthen Entdeckung führen. Es stand nämlich geschichtlich fest, daß Damasus, weil er sich unter „den Heiligen" die Grabesruhe zu suchen nicht getraute, für sich wie für seine Mutter und Schwester dicht am Eingange dieser Katakombe eine einfache Basilika erbauen ließ, auf diese Weise die hinabsteigenden Pilger mahnend, seiner in frommem Gebete zu gedenken. Nun findet sich in der That ziemlich im Mittelpunkte der Vigna noch heute ein Gebäude, welches Jahrhunderte hindurch, bis auf die jüngste Zeit als Rüstkammer für landwirthschaftliche Bedürfnisse benutzt wurde. Es ist dieser Bau im reinsten Basilikenstil aufgeführt und es findet sich in ihm eben auch die verschüttete Ausmündung des Haupteinganges in die Katakombe. Es ist daher außer allem Zweifel, daß in ihm die alte Basilika des Papstes Damasus wieder aufgefunden ist.

Die Gruft der Päpste einmal ausgemittelt, machte es dem unermüdlichen Cavaliere leicht, weitere Entdeckungen von höchster Wichtigkeit zu machen. Wie uns die alten Quellen berichten, hatte Papst Urban (222 bis 230) unweit des cubiculum Pontificum den heiligen Leib der glorwürdigen Märtyrin Cäcilia mit eigener Hand bestattet. Die gehoffte Wiederauffindung auch dieser Gruft mußte nothwendig der schon gemachten Entdeckung eine neue Stütze gewähren. Links von der angeführten Damasischen Weiheschrift, vor welcher vier Vertiefungen in den Steinplatten auf dem Boden unzweifelhaft die Stelle des Altartisches erkennen lassen, zeigten sich in der Wand deutliche Spuren einer frühern Oeffnung zum Durchgange. Diese ließ de Rossi verfolgen. Kaum hatte man die Erde einige Klafter beseitigt, als sich eine viel geräumigere Kapelle aufthat, die sich nach Oben in eine Lichtöffnung verengte. Die Vermuthung, es müsse dies die erwartete Grabkapelle der heiligen Märtyrin sein, fand sofort die glücklichste Bestätigung.

Denn gleich auf der nächst anstoßenden Wand kamen drei in altbyzantinischem Stil gemalte Figuren zum Vorschein, die sich durch Ausdruck sowie durch theilweise erhaltene Umschrift als Darstellungen des Heilandes, des heiligen Urban und der hochverehrten Cäcilia auswiesen. Die unerwartete Freude, welche der ebenso fromme wie gelehrte Forscher bei diesem Funde empfinden mußte, strahlte noch in seinen Augen wieder, als er uns darüber Bericht erstattete und auch wir fühlten in unserer gehobenen Brust sie ihm nach.

Wir traten in diese denkwürdige Kammer, die ehemalige Ruhestätte jener lieblichen Blutzeugin, die hienieden schon den Wonne- und Zaubergesang der Himmelschöre zu vernehmen gewürdigt ward. Dieser Ort, von wo die Heilige im neunten Jahrhundert, noch völlig unversehrt, nach dem Benediktinerinnenkloster Santa Cäcilia transferirt worden, zog heute eine außergewöhnlich große Schaar frommer Pilger und Beter an. Die ehrwürdige Gruft, ein in die Hauptwand gebrochenes Gewölbe, prangte als spotte sie der Vergänglichkeit und des Winters, rings von frischen Rosen- und Hyazinthenkränzen geziert und war mit Palm- und Lorbeerzweigen, mit Myrthen, Cypressen und Kamelien festlich bestreut, aus deren duftendem Farbenschmucke überaus lieblich die Lampen, wie helle Aeuglein aus dem frischblühenden Kinderantlitze, hervorschimmerten. Vor dem Grabe legte auf einem ebenfalls mit Blumen übersäeten Teppiche die sich stets durch neue Ankömmlinge ablösende andächtige Schaar in heißes Flehen versunken, ihre Gebete vor Gott nieder. Es herrschte tiefe, feierliche Stille und selbst dem Athem und dem Flüstern der betenden Lippe schien der Ernst dieser Stätte Schweigen zu gebieten. Wer hätte da nicht gerne mitknieen und seine Empfindungen, Wünsche und Gebete mit denen der inbrünstigen Menge vereinigen mögen? Befanden wir uns doch zum Erstenmale in den Katakomben, in diesen weihevollen Martyrerwohnungen, an dieser ehrwürdigen

Geburts- und Wiegenstätte der Kirche, nach der vor Zeiten die frommen Pilger zu Tausenden gewallet und deren Boden zu küssen auch wir uns von zarter Jugend an so oft und heiß gesehnt, wenn wir im Geiste unter den heldenmüthigen Christen der ersten Jahrhunderte wandelten und den süßen Lob- und Klageliedern lauschten, die diese geheimnißvollen Grüfte wie Himmelssang belebten.

Als wir aus der ersten, fast überwältigenden Betrachtung das Auge aufschlugen, traf freilich der Blick auf ein gähnendes Grab; aber es war Cäciliens Grab eine Durchgangsstätte zum ewigen Wonneleben, die strahlende Pforte zu dem ihr beschiedenen Paradiese. O glücklicher, beneidenswerther Tod, der die Erdennacht schließt und den nie sinkenden Ostermorgen anbrechen läßt, der die schauervolle Gruft in eine blumengeschmückte Wiege umgestaltet, welche jubelnd Engel umschweben! Hier also war es, wo der heidnische Bräutigam Cäciliens, bevor er in der Brautnacht von ihrem schützenden Engel mit Rosen bekränzt und zur Theilnahme an ihren Martertod geweiht wurde, in nächtlicher Stille Papst Urban aufsuchte, und von dem heiligen Priestergreis das Sakrament der „Erleuchtung" (illuminatio = Taufe) empfing; — hier, wo Tags darauf sein Bruder Tiburtius, als Dritter dem Bunde sich gesellend, ebenfalls im Wasser und heiligen Geiste wiedergeboren wurde. Welche Erinnerungen, welche Triumphe! Doch es leuchtete aus jenem verklärten Bunde immer wieder vorzugsweise und mit unvergleichlichem Glanze und Liebreize die „weiße Rose," die Gefeierte des Tages hervor, und Blumen und Lichter der Gruft sinnbildeten gar treffend ihr Strahlen und Blühen drüben im himmlischen Paradiesesgarten.

Es wurde uns schwer, von der lichten, trauten Andachtsstätte zu scheiden. Nachdem wir noch manche Wege und Galerien, die indeß längst schon ihre Schätze, Gebeine, Blutfläschlein und Grabplatten mit Palme, Oelzweige oder

Taube geschmückt, an die Basiliken und Museen der heiligen Stadt abgegeben haben, durchwandert und mit besonders warmem Interesse und heiliger Ehrfurcht die berühmte Sakramentskapelle mit ihren dogmatisch wichtigen Symbolen und Bildwerken gesehen hatten, kehrten wir an Herz und Seele erfrischt in unsere stille Wohnung zurück.

Beilage.

Daß das Wort Katakomben (catacumbae) seiner Abstammung und Bedeutung nach einen unterirdischen, zur Aufbewahrung von Leichen dienenden Raum bedeute, mag manchem von unsern Lesern unzweifelhaft scheinen, und diese Annahme erhält noch mehr Wahrscheinlichkeit durch die Thatsache, daß nicht nur sämmtliche unterirdische Friedhöfe Roms mit eben diesem Namen bezeichnet werden, indem man zur genauern Unterscheidung nur die Benennung des Erbauers und Gründers, oder eines berühmten dort ruhenden Heiligen oder auch einer nahegelegenen Straße hinzufügt; sondern daß man auch die unter die Erde verlegten Todesgrüfte der übrigen Länder und Welttheile bis zu den ägyptischen und indianischen mit demselben Worte aufzuführen pflegt. Demungeachtet hat es damit eine ganz andere Bewandtniß. Denn Catacumbae hieß ursprünglich lediglich derjenige römische Stadtbezirk, welcher die rings um die Appische Straße gelegene Gegend umfaßte und der nicht die geringste Beziehung hatte zu den unterirdischen Todtenwohnungen. Daß dies sich so verhalte, ergibt sich aus verschiedenen unumstößlichen Zeugnissen alter römischer Schriftsteller, von denen hier einen anzuführen genügen möge. Unweit der Basilika von St. Sebastian befindet sich an der Appischen Straße der imposante und wohlerhaltene Cirkus der alten Römer, der nach dem Kaiser Caracalla benannt ist. Von ihm berichtet ein

Historiker: „Kaiser Maxentius erbaute einen Cirkus bei den Katakomben“ (Maxentius circum fecit ad catacumbas). Ueberdies findet sich in den Akten, welche aus den ersten christlichen Jahrhunderten stammen, für die unterirdischen Gräber als Gattungsbegriff nirgendwo der Name catacumbae, sondern fast ausschließlich coemeterium, „Schlummerstätte“ oder crypta. Die allgemeinere Bedeutung scheint das Wort Katakombe erst in der Folge durch den Umstand erhalten zu haben, daß gerade unter jenem römischen Stadtbezirke unmittelbar an der Appischen Straße mehrere unterirdische Grabstätten von Christen angelegt wurden, deren eine vorzugsweise den Namen „Friedhof bei den Katakomben“ (coemeterium ad catacumbas) erhielt. Schon hieraus geht die Unhaltbarkeit der Vermuthung hervor, welche Wiseman aufgestellt hat. Nach ihm wäre das Wort als Gattungsname der Katakombe von St. Sebastian entlehnt, weil dort die Leiber der heiligen Apostelfürsten Peter und Paul, den Orientalen, die sie entwendet und damit eben den Rückweg nach Griechenland angetreten hatten, durch göttliches Einschreiten wieder entwunden und einige Zeit in einer abgesonderten Gruft begraben oder „niedergelegt“ (*κατα*-cumbere) wurden. Gleich unfruchtbar bleiben die mannigfachen Versuche, auf etymologischem Wege die Bedeutung des Wortes zu ermitteln, wie denn Einige es für eine griechisch-lateinische Zusammensetzung, Andere für ein rein griechisches Wort, das so viel bedeute, als „Ruhebett“ (*κατα-κυμβη*), „Aushöhlung“ (*κατα-κυμβος*), oder „Ort bei den Grüften“ (*κατα* = ad), ausgeben möchten[1]).

[1]) Scharfsinnig und geistreich ist immerhin der Erklärungsversuch, den Krüll im angeführten Werke macht: „Wahrscheinlicher dünkt uns,“ so sagt der Verfasser, „daß Katakombe eine Zusammensetzung von „*κατα* bei, zu“ und *κυμβος* ist, was in erster Linie, „Höhlung, Vertiefung“ (recessus, cavatus, Forcell.), dann auch „Nachen, Schiff“ bedeutet. Das griechische *υ* verwandelt sich bei den Lateinern in u, weßhalb Bentley

Es sei verstattet, an dieser Stelle noch einige Worte zu sagen über eine Entdeckung, die der unermüdliche Forscher Cavaliere de Rossi im verflossenen Frühjahre gemacht hat. Sie dürften schon deßhalb für uns in hohem Grade anziehend sein, weil sie, wenn auch nicht auf das ursprüngliche Vorbild der christlichen Katakombengräber — dieses möchte wohl einzig in der glorreichen Gruft unterhalb des Calvarienberges zu Jerusalem zu suchen sein — so doch auf Grabstätten geführt hat, die jenen an Alter wohl nicht nachstehen. Man wußte bisher nur von einer jüdischen Katakombe vor der Porta Portese, nicht weit von Trastevere, dem alten Judenviertel. Zufällig stieß de Rossi bei seinen Grabungen an der Via Appia auf eine Inschrift, die ihm jüdischer Herkunft zu sein schien. Er erinnerte sich zugleich, daß an der nämlichen Stelle vor ungefähr zweihundert Jahren eine Grabschrift aufgefunden wurde, von der es außer Zweifel ist, daß sie von Judenhand gesetzt war. Dies offenbar mehr als zufällige Zusammentreffen brachte ihn auf die Vermuthung, dort möchte wohl ein anderer Begräbnißort der Juden gewesen sein. Und in der That, wie er die Nachgrabungen fortsetzt, findet er einen Zugang, der in fünf enge und niedrige Höhlen führt; zu beiden Seiten ärmliche, nicht mit einer Marmor- oder Ziegelplatte, sondern durch Mauerwerk geschlossene Gräber, zumeist durch den sieben-

---

dem cumba vor dem cymba den Vorzug einräumt. Danach wäre „Katakombe": der Ort bei den Höhlen, Grüften und das Wort selbst wäre nur ein Ersatz (?) für das Anfangs gebräuchlichere crypta. Erinnern wir uns weiterhin, daß unter cumba (cymba) in der Bedeutung von Kahn, Nachen, insbesondere der Kahn verstanden wird, in welchem Charon nach der Mythe der Alten die Seelen der Verstorbenen über den Acheron führte, so erkennen wir hierin ein, wenn auch entferntes Motiv zur Wahl jenes Wortes, das schon der heidnische Sprachgebrauch in der Bedeutung von Grab nahm, da alterum pedem in cymba Charontis habere, nichts anderes war, als unser: mit einem Fuße schon im Grabe stehen."

armigen Leuchter als jüdisch gezeichnet. Was aber besonders auffiel, war ein reicher und vielvergoldeter Sarkophag mit zwei bildlichen Darstellungen, von denen die eine noch nicht erklärt ist, die andere auf Saul und König David gedeutet wird. Ich kann es nicht läugnen, ein schauerliches Gefühl befiel uns, als wir von de Rossi geleitet, gebeugten Hauptes in diese dunklen hoffnungslosen Todtengrüfte eintraten. Sind sie doch das grause Bild des Judenvolkes selbst, das nach jener verhängnißvollen That des Gottesmordes geistig gestorben ist und lebendig todt fortbesteht, ein offenbares Wunder der göttlichen Weisheit, deren Wege ebenso heilig als unerforschlich sind.

Die alte afrikanische Kirche und ihre Inschriften.

I.

Wer die beiden letzten Jahrhunderte, das vorige wie das gegenwärtige, mit freiem Blicke überschaut, dem kann es nicht wohl entgehen, daß fast jeder kleinere Zeitabschnitt seine eigenen stehenden Ausdrücke, gewisse Stichwörter hervorbrachte, die, gleichviel ob echt oder unecht, ob wirklich oder scheinbar berechtigt, stets auf die Massen und durch sie denn auch auf den Gang der Ereignisse einen unglaublich mächtigen Einfluß übten. Dergleichen Schlagwörter, die wie Zwitterbegriffe aus dem unklaren Menschenverstande hervorgingen, waren: Aufklärung, Kunstbildung, Humanität, Philanthropie, Freiheit, Menschenwürde — alles Bezeichnungen, welche, je leichter sie sich umgestalten, wandeln, deuten und mißverstehen ließen, desto mehr zur Verleitung des gebildeten, zur Bethörung des ungebildeten Volkes sich zu eignen schienen. Die Gegenwart, in allen Dingen der letzten Vergangenheit gleich und wohl auch überlegen, konnte schon wegen des unwiderstehlichen Reizes, den alles Neue bietet, in dieser Beziehung nicht unfruchtbar bleiben. Nachdem sie

mit dem Worte, das sie heimlich in ihrem Schooße barg, längere Zeit gewaltig kreißend umhergegangen; ist es ihr endlich an der Seine, unter dem Beistande der dortigen höchst geschickten Geburtshelfer gelungen, das Zauberwort zur Welt zu bringen. Es lautet dem besten Geschmack gemäß: Civilisation. Und ob sie gleich weiblichen Geschlechtes ist, diese Neugeburt, und von gar feiner, zarter, schöner und anmuthiger Bildung, so hat sie doch in der ersten Jugend schon eine so ungewöhnliche, fast fabelhafte Kraft kund gegeben, daß sie nicht nur ein herumschweifendes kriegerisches Weib, eine Amazone zu werden verspricht, sondern selbst mit dem starken Göttersohne, dem Schlangenbesieger Herkules einen gewissen Vergleich zulassen dürfte. Denn sie berechtigt in der That zu der nicht eben erfreulichen Hoffnung, daß auch sie dereinst eine gewaltige Keulenträgerin sein wird, die sich indeß schwerlich mit der Bekämpfung thierischer Ungethüme und menschlicher Unholde begnügen möchte. Wir für unsern Theil haben nun freilich keinen Grund, um den endlichen Ausgang des Kampfes irgendwie besorgt zu sein, weil wir die feste unwandelbare Ueberzeugung haben, daß dem jungen Jupitersprößling ein wohlgeübter, tapferer Held, der durch achtzehn Jahrhunderte bewährte Samson entgegentritt, welcher es bis zur Stunde mit den verschiedensten Gegnern aufnahm und noch immer mit allen Philistern ohne sonderliche Mühe fertig geworden ist. Sollte nun auch dieser Starke, der den Starken schon einmal besiegte, sich geduldig mit zwei neuen Stricken binden und aus seiner unbezwinglichen Felsenburg hervorziehen lassen; so hat er doch unfehlbar den Tag vorherbestimmt, da er die Fesseln zerreißen, seine offenen und geheimen Widersacher schlagen und den Schwarm der ihn umringenden Spötter auseinander treiben wird.

Wenden wir indeß, von Gegenwart und Zukunft absehend, den Blick in die Vergangenheit zurück, um durch die Betrachtung des Geschehenen die Frage zu entscheiden, ob

denn wirklich erst die erneuernde Kraft, das völkerbildende und civilisirende Prinzip aufgefunden werden muß, oder ob nicht vielmehr die christliche Religion allein es ist, welche bei freier und ungehinderter Entfaltung sowohl den Beruf als die Befähigung hat, das menschliche Geschlecht zu erziehen, zu sittigen und mit den Segnungen geistiger wie stofflicher Güter überschwenglich zu beschenken. Die unbefangene Untersuchung, dünkt mich, läßt das Ergebniß keinen Augenblick zweifelhaft. Als eine schöpferische That, als eine wunderbare Gotteskraft trat das Christenthum still und unscheinbar in die geistig verirrte, sittlich verkommene chaotische Welt ein. Geräuschlos war es überall thätig, Licht und Leben, Fried' und Ordnung schaffend, neugestaltend, bildend und alle Wohlgesinnten zu „Himmelsbürgern" [1]) adelnd, d. h. nach dem wahren Begriffe sie civilisirend. Und nach dem Maße, als diese wirklich erhebende, weil himmelwärts strebende Civilisation zunahm, mußte natürlich auch, wie zum Lohne, gewerblicher und volkswirthschaftlicher Wohlstand immer fröhlicher aufblühen und gedeihen.

Daß sich dies so verhalte, daß der Geist Christi unseres Herrn wie ein Frühlingshauch über die Menschheit hinwehte, daß er das vernünftige, sittliche, bürgerliche und staatliche Leben weckend und befruchtend durchdrang und so das Angesicht der Erde erneuerte: wer könnte das bestreiten, ohne sich mit den lautesten Zeugnissen der Völkergeschichte in Widerspruch zu setzen? Wenn sich beim einzelnen Menschen aus dem Tode und seinen Folgen die Bedeutsamkeit der Geisteskraft, die das leibliche Leben bedingt und sichert, die Wichtigkeit der Seele erkennen läßt: sollte bei ganzen Völkern nicht eine ähnliche Wahrnehmung, ein gleicher Schluß zu machen sein? sollte man nicht aus dem allmäligen Absterben, das

---

[1]) Cives sanctorum et domestici Dei, sagt der heilige Paulus von den wahrhaft Civilisirten.

sich mit dem Schwinden des lebendigen Gottesgeistes unfehlbar einstellt, eine zuverläßige Folgerung ziehen dürfen? sollte man nicht daraus ermessen können, wie wesentlich auch zum Leben der Völkerschaften der Hauch Christi, der Athem seiner Religion sei? Was ist denn nun aus den Völkern, was ist aus den Strecken und Welttheilen geworden, welche unter dem Wehen aus göttlichem Munde einst ein reiches, üppiges, wunderbares Leben entfalteten, die aber in der Folge gegen den Herrn Treubruch übten und sich seiner hohen Huld unwerth machten? Wenn die Gegenden und Länder, so lange die Leuchte des göttlichen Wortes Licht und Leben verbreitete, in jugendlicher Schönheit, in unbeschreiblicher Anmuth prangten: was für ein Ansehen bieten sie jetzt, da wegen gehäufter Schuld der Glaubensleuchter von ihnen hinweggenommen wurde? Was ist Syrien, was Kappadozien, Galatien, Palästina, was ganz Asien, seitdem wie nächtliche Finsternisse Irr- und Unglaube dort Einkehr gehalten? was anders, als kalte und erstarrte Körper? als moderhafte unheimliche Leichen? welche mit dem Christenthume auch Bildung und Civilisation von sich ausgeschieden und an deren Stelle geistige wie materielle Barbarei, Tod und Verwesung in sich aufgenommen haben und die nun schon seit einem Jahrtausend des Gottesgeistes beraubt, der Zersetzung und Auflösung anheim gefallen sind.

Doch Asien war es nicht allein, an dem sich der Abfall vom Herrn und seiner Kirche, dieser geistige Selbstmord durch Tod, Unsegen und Verwilderung rächte. Der nämliche Fluch ist wie ein entsetzliches Gottesgericht auch über den Erdtheil ergangen, der uns in dieser Abhandlung beschäftigen soll, über den breiten Saum des nördlichen Afrika. Wir übergehen die reichen und wohlhäbigen christlichen Länder Ostafrika's, Nubien, Abyssinien, Adule und die übrigen neun Provinzen, welche insgesammt dem Patriarchen von Alexandrien unterworfen, mehr als hundert Bischöfe hatten, und

kommen sofort auf die westliche Küste, welche uns sowohl geographisch als politisch näher gerückt, gerade jetzt wieder die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nimmt.

II.

Zwei Völker waren es, welche einst in diesen Landstrichen wohnten und durch ihren ungesitteten und wilden Zustand den Märchen und Sagen der Alten reichen Stoff boten, die Mauren und Numidier. Durch die Doppelkette des großen und kleinen Atlas wie durch eine hohe Schutzmauer von der todathmenden Sahara geschieden, berührten sie das Meer, von dessen Nähe sie schon früh zum Seeraube verführt und zu gefürchteten Piraten gemacht wurden. Bei diesem unstäten Räuberleben war an Gesittung und Menschlichkeit natürlich nicht zu denken. Da erschienen erst phönizische Flotten, um an den Küsten Niederlassungen für Handel und Purpurbereitung zu gründen; und bald nachher eilten mit mächtigem Flügelschlage Roms Adler herbei, und es währte nicht lange, so zog sich bis zu den Säulen des Herkules über den ganzen Uferrand eine Kette der schönsten und glücklichsten Pflanzstädte. Die Mauren, unselbstständig, träg und biegsam von Natur, nahmen mit dem Joche zugleich die Gebräuche und Religion Roms an: die zügellosen, verwegenen und trotzigen Numidier hingegen wichen in die Gebirge zurück und blieben furchtbare und unbesiegliche Feinde der beginnenden römischen Gesittung, die augenfällig dem Christenthume den Weg zu bahnen berufen war.

Und endlich dringt, zum Theil von den römischen Adlern selbst hinübergetragen, die Kunde von der vollbrachten Erlösung, die frohe Botschaft vom Auferstandenen in diese wohlgeordneten herrlichen Provinzen und nun erst konnte der begonnene Anbau von Bildung und Gesittung sich allseitig

vollenden. In den volkreichen Städten Carthago, Hippo, Icosium Cäsarea, Cirta und Sitifi — überall sah man die junge Saat der christlichen Religion, vom Martyrerblut getränkt, fröhlich keimen, sprossen und gedeihen; und Nordafrika, bereits die Kornkammer Roms, wurde nun auch, namentlich durch die Bemühungen Cyprians und Augustins die wohlversehene reiche Rüstkammer für die Vertheidigung der katholischen Kirchenlehre. So rasch und unwiderstehlich wußte das Christenthum, die Numidier und Mauren unter sein sanftes Joch beugend, vorzudringen, daß um das vierte Jahrhundert sechshundert Bischöfe kaum genügten, um unter der Oberaufsicht des Primas von Carthago die nordafrikanische Kirche zu leiten, und daß man hätte glauben sollen, der ganze Lohn für die treue liebevolle Hülfe, welche der Afrikaner Simon von Cyrene dem Herrn auf seinem Todesgang geleistet, sei aus dem Füllhorn der göttlichen Erbarmungen sechshundertfältig auf sein Vaterland ausgegossen worden [1]).

Doch so reichlich herabfließenden Segen konnten die finstern Mächte nicht anders als mit neidvoll bösem Auge anschauen. In dieses anmuthige, himmlisch schöne Eden schlich sich die alte Schlange, um durch ihre üblichen Zauberkünste, durch Sinnenlust, Irrlehre und Unglaube die seligen, aber unvorsichtigen Gotteskinder zu verführen. Und auch hier folgte die Strafe rasch der bösen That. Im Jahre 706 riß der Islam das Zeichen der Erlösung von der Cathedrale zu Carthago herab, und wo früher die Sonne von Rom, der christliche Oberhirt mild und friedlich geherrscht, da stand jetzt drohend mit blutigem Schein der schauerlich dunkle

---

[1]) Als im Jahre 411 ein kaiserlicher Erlaß sämmtliche Bischöfe von Afrika, um die donatistischen Wirren und Streitigkeiten beizulegen, nach dem Metropolitansitze Carthago beschied, fanden sich 279 donatistische und von fast 400 Sitzen 286 katholische, im Ganzen also bei 600 Bischöfe ein.

Halbmond. Die wohlgebauten zierlichen Städte wandelten sich in Schutt- und Trümmerhaufen oder schmolzen auf arme elende Dörfer herab.

Selbst die Natur scheint seit jener Zeit ihre sonst so wohlthätige und freigebige Hand, nicht gerade geschlossen, doch mit Unsegen gefüllt zu haben, gleich als werde sie in Sünde Schuld und Verhängniß der unglücklichen Bewohner mit hineingezogen. Denn die wenigen Kunstplantagen, die wie Oasen hie und da auftauchen, so wie der wilde Pflanzenwuchs, lassen durch ihre üppige Entfaltung und wahrhaft unbändige Triebkraft ahnen, wie groß der Reichthum sein würde, den in diesen paradiesischen Thälern und Bergabhängen Fleiß, Ordnung und Civilisation zu erzeugen im Stande wäre. Ewig grüne Wälder von Steineichen, Fichten, Korkstämmen, Mastix- und Erdbeerbäumen krönen hier die sanften Ausläufe des Atlas, der seine Wurzeln bis in die Meeresfluth hineintreibt, während sich dort über die niedern Hügel reizende Olivenhaine, die an Höhe unsern Eichenwäldern nicht nachstehen, und Orangenbüsche hinziehen, die uns durch Frucht und Duft und Zauber in die Hesperidengärten zu versetzen vermögen. Aber all' dieser Vorrath, den die Natur hier aufgehäuft, ist wie ein todter vergrabener Schatz; pflegt man ja doch die saftigen Oelbäume nicht einmal der Veredlung werth zu achten, so daß ihre Früchte, statt eingesammelt zu werden, den Vögeln überlassen bleiben. Der größte Theil der Ebenen und Thalgründe, die im Alterthume unermeßlich reichen Ertrag gaben, liegt jetzt unbebaut, verwildert und mit dichtem Gesträuche bedeckt, aus dem da und dort ein Myrthen-, ein Granit- oder Pomeranzenbaum mit seinen Blüthen und Goldfrüchten malerisch hervorblickt. Nur dicht um die ärmlichen Hütten schlingen sich dürftige Korn-, Gersten- und Hirsenfelder, meist von zehn- bis fünfzehn Fuß hohen Caktus- und Opuntiafeigenhecken umzäunt. Weithin durch Kluft und Thal hallt das fürchterliche

Löwen=[1]) und Tigergebrüll, in welches sich nächtlicher Weile das gräßliche Heulen der Schakals gellend mischt, die nach Leichenmoder witternd, Hütten und Dörfer herdenweis umschwärmen.

Und nun erst die Bewohner dieses einst so gesegneten und beneidenswerth glücklichen Küstenlandes! Nicht weniger als sechs Volksstämme, durch Herkunft, Sitten, Charakter und Gewohnheit unterschieden und was schlimmer ist, in ihrer Gesinnung einander verfeindet, finden sich hier zusammen gewürfelt. Die Bevölkerung der Städte bilden zahlreiche durch Habsucht und Betrug verhaßte Juden[2]), freie

---

[1]) Die Art, wie die Berbern die jungen Löwen zu fangen pflegen, erzählt Rozet in einer Weise, die einen Begriff zu geben geeignet ist von der Verwegenheit und Gewandtheit dieser Bergvölker. In der Jahreszeit, so erzählt er, wann die Löwinnen Junge werfen, hat der Jäger nur auf die dem Thon oder Sand eingeprägten Spuren zu achten, um leicht die Stellen zu entdecken, wo die Lager dieser Thiere sind. Aus der Erfahrung wissen sie, daß immer eines von den Eltern bei den Kleinen zurückbleibt, während das andere der Nahrung nachgeht. Hat die Mutter die Wacht, so schließt sie nie die Augen, sondern ist stets bereit, über Menschen und Thiere herzufallen, die es wagen sollten, ihren lieben Pfleglingen sich zu nähern. So wachsam aber ist der Vater nicht, vielmehr hat er sich kaum zu seinen Kindern niedergelegt, als er in einen tiefen Schlaf versinkt. Der Berber, der die jungen Löwen entdeckt hat, beobachtet nun die Wanderungen des Vaters und der Mutter, bis er die Wachtstunden von beiden genau weiß. Dann besteigt er sein Pferd und, die Abwesenheit der Löwin benützend, reitet er so nah als möglich an das Nest, steigt ab, schleicht barfuß zu den Jungen hin und sucht, ohne daß der Vater aufwacht, zweier habhaft zu werden, worauf er schneller, als er gekommen war, zu seinem Pferde zurückeilt, sich aufschwingt und mit der Beute davongaloppirt. Manchmal geschieht es übrigens, daß der Löwe am Geschrei seiner Kleinen aufwacht und dann den Reiter und sein Pferd zerreißt. Vergleiche Rozet, relation de la guerre d'Afrique und voyage dans la regence d'Alger, im Auszuge übersetzt von Nebold S. 6.

[2]) In Algier allein sind gegenwärtig bei neun= bis zehntausend Juden ansäßig, die ihre Ankunft daselbst an ein wunderliches, von ihnen indeß heilig geglaubtes Mährchen knüpfen. Als die Muselmänner, so

sowohl als in Sklaverei schmachtende Neger, weichliche, in Wohlleben und Ueppigkeit schwelgende Türken, und endlich die Mauren, welche von abgefallenen Christen, von Renegaten geboren, Allahdiener geworden sind. Ihre Weiber,

---

berichten sie, Spanien besaßen, hatten sie uns gestattet, unter ihnen zu wohnen, Handel zu treiben und ungehindert unsere heilige Religion auszuüben. Wie die Christen sie dann verjagten und dieses schöne Land wieder eroberten, ließen sie uns eine Zeitlang in Ruhe, allein bald fingen sie an, auf die Reichthümer, die wir durch unsere Arbeit (?!) gewonnen, neidisch zu werden und uns gewaltthätig zu unterdrücken. Im Jahre 1390 wurde der Großrabbiner von Sevilla, Simon-Ben-Smia, mit Ketten beladen in's Gefängniß geworfen nebst sechzig der vornehmsten jüdischen Familienhäupter. Dieser Willkürakt war das Signal zu noch größern Grausamkeiten, als die wir bereits erfahren hatten. Der Tod des Rabbiners und seiner Unglücksgenossen wurde beschlossen und sie sollten hingerichtet werden (welch' treffliche Uebereinstimmung mit der Geschichte!!), als der Himmel sie durch eines jener Wunder rettete, deren unsere Jahrbücher so viele Beispiele (NB. vor Christi Geburt) liefern. Alle, die mit Simon waren, überließen sich, der letzten Stunde harrend, dem Schmerz und der Verzweiflung; dieser große Mann allein blieb ruhig und schien sich muthvoll in sein unglückliches Loos zu schicken. Plötzlich erfüllten sich seine Augen mit Feuer, seine Gestalt belebte sich und ein Lichtstrahl glänzte um sein Haupt. In diesem Augenblick nahm er eine Kohle, zeichnete ein Schiff an die Wand und gegen die sich wendend, die weinten, rief er mit lauter Stimme: „Alle, so an Gottes Allmacht glauben und mit mir in diesem Augenblick von hinnen ziehen wollen, legen mit mir die Hand an dieses Schiff!" Alle thaten's. Und alsbald ward das gezeichnete Schiff ein — wirkliches Schiff, setzte sich von selbst in Bewegung, lief, ohne Jemand Schaden zu thun, zum großen Erstaunen aller Einwohner (!), durch die Straßen von Sevilla gerade in's Meer hinaus mit Allen, die sich darauf befanden: Der Wind führte das Wunderschiff auf die Rhede von Algier, einer damals blos von Muselmännern bewohnten Stadt. Auf die Bitte der Juden, sich daselbst niederzulassen und nach Anhörung der wunderbaren Art, wie dieselben der Grausamkeit der Christen entronnen, fragten die Algierer einen berühmten Marabut in Meliana um Rath. Da seine Antwort für die Kinder Israels günstig ausfiel, erhielten sie die Erlaubniß, zu landen, und die Einwohner, voran die Häupter der Religion, zogen in Masse heraus, sie zu empfangen! S. Mebold S. 13.

die nie die Moscheen betreten, nie ein Gebet verrichten, sind von der Rohheit der Männer so tief hinabgedrückt, daß sie nicht nur keiner persönlichen Rechte genießen, sondern für elendes Spielzeug, ja für seelenlose Geschöpfe angesehen und erklärt werden. Fehlt nun schon diesen vier Stämmen dasjenige, was man sonst auf der untersten Stufe von Bildung und Civilisation zu finden pflegt, so stehen doch die beiden andern noch ungleich tiefer. Die einen sind die Araber, welche an Barbarei, Raubsucht und Gewaltthätigkeit von keinem Volke der Erde übertroffen werden, es müßte denn sein, daß die Berbern oder Barbaresken, die in schlechten Zelten die afrikanischen Steppen und Gebirgsschluchten bewohnen, es ihnen darin zuvorthäten. Sie verdienen durchaus, für Nachkommen der alten Numidier gehalten zu werden, indem sie heute noch ganz die nämlichen Charakterzüge tragen, welche Sallust vor fast zweitausend Jahren in ein höchst prächtiges und lebenvolles Gemälde gefaßt hat. Von hagerer Körperbildung, aber stark, abgehärtet und ausdauernd sind diese Berbern der Schrecken des Landes, mit unerhörter Grausamkeit mordend und plündernd, was immer ihrer Habgier begegnen mag. Religion und heilige Bräuche haben sie, man darf sagen, ganz und gar nicht, man müßte denn ihren gräßlichen Afterglauben für einen Cultus, und ihre lügenhaften Propheten und Oberrichter, die verschmitzten falschen Marabuts, für Priester gelten lassen. Sie sind es besonders, welche in Gemeinschaft mit den Arabern und Türken den Grund zu dem wilden Seeräuber- und Korsarenwesen gelegt haben, welches durch fast vier Jahrhunderte die Plage der gebildeten Welt wurde und unzähligen Christen die Freiheit, nicht selten auch Leben oder Religion raubte. Alle Galeeren, alle Bagno's in der Korsarenstadt waren mit christlichen Sclaven gefüllt; und unglücklich das Schiff, welches den nach Blut und Beute durstenden Räubern entronnen, an der Felsenküste zerschellte.

Dies waren die bittern und giftigen Früchte, welche auf dem Boden wuchsen, von dem das Christenthum sich zurückgezogen; dies das Unheil, welches Eidbruch gegen Christus, Sittenverderbniß und Häresie über jenen Welttheil gebracht haben. Die göttliche Gerechtigkeit indeß will endlich wieder der Erbarmung Raum geben, und der Fluch scheint von Neuem dem Segen zu weichen. Schon ist die stolzeste Korsarenveste, das mächtige Algier gefallen, und von Kirche und Kloster sieht man wiederum das Kreuzespanier, das Siegeszeichen des ewigen Königs, mild und freundlich winken, den armen, in Nacht und Finsterniß begrabenen Landen den Anbruch eines neuen Tages, das Morgenroth der Religion und Gesittung ankündigend.

III.

Und siehe da, gleich als wolle das neu erwachte Leben christlicher Civilisation an das untergegangene der Vorzeit anknüpfen, kaum sind die ersten harten Schollen des Unglaubens gebrochen, so entsteigen der Erde und den weggeräumten Trümmern alter Städte wundersame Lobredner der ehrwürdigen afrikanischen Kirche, steinerne Zeugen, welche von vormaliger Größe und Herrlichkeit erzählend, zu rastlosem Streben, zu zuversichtlich frohem Wiederaufbau ermuthigen und ermuntern. Wenn wir hier unsern Lesern einige von diesen christlichen Inschriften vorzulegen wagen, so hoffen wir, ihnen eine nicht ganz werthlose und unwillkommene Gabe zu bieten, für welche wir uns hinreichend belohnt erachten, wenn der eine oder andere sich zur Liebe gegen die junge afrikanische Kirche und zu theilnehmendem Interesse für diesen Zweig der Alterthumskunde angeregt fühlen sollte.

Der gelehrte und fleißige Forscher, dem wir die erste Auffindung vieler, die namhafteste Sammlung aller bis dahin

entdeckter afrikanischer Inschriften verdanken, ist der rühmlichst bekannte Franzose Leon Rénier[1]). Durch seine und Anderer Bemühungen besitzen wir bereits mehr als viertausend Inschriften, welche zur römischen Zeit meist in lateinischer Sprache verfaßt wurden. Der bei weitem größte Theil derselben ist zwar heidnischen Ursprungs und Inhalts, aber auch die verhältnißmäßig geringe Anzahl der christlichen ist immerhin ein dankenswerthes Geschenk, das zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt und den Eifer nachstrebender Männer zu befeuern geeignet ist.

Nicht gar weit von der römischen Heerstraße, welche einst von Cirta nach Carthago führte, bemerkt man eine große Ebene, die sich weit hindehnend Auge und Aufmerksamkeit des Kundigen sofort an sich ziehen muß. Verschiedene wellenförmige Erhöhungen, von Gras und Kraut überwuchert, ließen ahnen, daß sie nicht durch Naturereignisse gebildet seien. Die oberflächlichen Untersuchungen und mehr noch die tieferen Nachgrabungen zeigten nichts als Schutt und Trümmer, welche deutlich verriethen, daß sich an dieser Stelle vormals eine wohlbewohnte Stadt erhob. Der geographische Nachweis ergab, daß es das ansehnliche und besonders in der christlichen Zeit hervorragende Sitifi war, welches diese weit gestreckte Ebene einnahm; und diese Bestimmung wurde bestätigt durch den Namen Setif, welcher einem kleinen Dörfchen verblieben ist, das an derselben Stelle wie der gesunkene Abkömmling trauernd an dem Grabe seines

---

1) „Inscriptions Romaines de l'Algerie." Außerdem schöpften wir aus J. B. de Rossi, Epistola ad J. B. Pitra mon. Bened. de christianis titulis Carthaginiensibus, besonders abgedruckt aus dem Spicilegium Solesmense T. IV. p. 497; sowie vorzüglich aus der fleißigen Abhandlung des Cölestin Cavedoni, Ragguaglio critico di alquante iscrizioni cristiane scoperte nell' Algeria a questi ultimi anni, Modena 1859.

stolzen Ahnherrn sitzt. Unter den mannigfaltigen Trümmern und Ueberresten findet sich ein Pfeilerkapitel, welches eine Aufschrift trägt, die das Eigenthümliche hat, daß sie, obgleich lateinisch, doch nach punischer Weise von der Rechten zur Linken geschrieben ist. Sie lautet [1]):

DILIGIS DOMINVM DEVM EX - - - - - - - -
TVO EX TOTA ANIMA TVA ET EX TOT - - - - -

„Du sollst den Herrn Gott lieben aus deinem (ganzen Herzen), aus deiner ganzen Seele und aus allen deinen (Kräften)“ [2]). Ein vortrefflicher Säulenschmuck in einem christlichen Tempel. Ist ja die Liebe gegen Gott die feste dauerhafte und unvergängliche Säule, welche den ganzen Bau des geistigen und geweihten Lebens trägt, und die in Ewigkeit unwandelbar alle Veränderungen überdauert und auch dann noch fortbesteht, wenn der Glaube in Schauen sich auflöst und sich die Hoffnung in seligen Besitz verklärt. Von beachtenswerthen Resten, die an dieser Stätte ausgegraben wurden, von Simsstücken, Säulenschäften und Karnießen, leuchten uns andere goldene Bibelsprüche entgegen, zumeist herzliche und andachtvoll kräftige Psalmesworte, von denen wir folgende drei ausheben [3]):

---

1) Siehe Rénier Nr. 3425. Die Vulgata hat abweichend von der Inschrift diliges.

2) Supplire (ex) totis viribus tuis, oder tota fortitudine tua (Deut. VI., 5), oder totis viribus tuis et ex omni mente tua (Luk. X., 27), oder endlich tota mente tua (Matth. XXII., 37 und Mark. XII., 30).

3) Die drei folgenden Inschriften sind den Psalmen XII., 3, IX., 35 und XXIX., 1 entnommen. Sie wurden von Afrika nach Frankreich hinübergebracht und befinden sich jetzt im Louvre zu Paris. Siehe Rénier Nr. 3427. Bei der dritten Stelle hat die Vulgata nec delectasti statt des et non iucundasti; die Lesart unserer Inschrift hat indeß auch der heilige Augustinus.

RESPICE	EXVRGE	ET NON IV
ET EXAVDI	DOMINE	CVNDASTI
ME DOMINE	DEVS EX	INIMICOS
DEVS ME	ALTETVR	MEOS SVP
VS	MANVS TVA	ER ME

„Schau hernieder und erhöre mich, Herr mein Gott.“ „Erhebe dich, Herr Gott; erhöht werde deine Hand.“ „Und nicht ließest du sich freuen meine Feinde über mich.“ Scheint es nicht fast, als habe die erfindsame Liebe jener Christen sogar die leblosen Tempelsteine zum Beten nöthigen und die schlanken wohlgespannten Säulen zu Harfensaiten machen wollen, um in die Harmonie der gottlobenden Herzen klangvoll einzustimmen. Doch es fehlt an dieser bedeutsamen Stätte nicht an andern höchst wichtigen Aufzeichnungen. Ungefähr fünfhundert Meter von obigem Dorfe Setif entfernt, findet sich ein Steinfragment, das Bruchstück einer Säule mit der wohlerhaltenen Inschrift [1]):

NATALE
DOMINI
CRISTI
VIII. KAS
IANVARIAS

„Geburtstag des Herrn Christus den 25. December.“ Diese Worte, welche uns sagen, daß dieselben Festfreuden, welche wir am Weihnachtstage empfinden, schon vor mehr als anderthalb Jahrtausend die frommen Gemüther erfüllten, sind ein höchst schätzenswerther Rest des heiligen Kalenders, den die afrikanischen Kirchen [2]) eigens für sich angefertigt hatten. Sie bieten vielleicht das älteste urkundliche Zeugniß

---

1) Siehe Rénier Nr. 3426.
2) Vergl. Morcelli, Afr. Christ. an. 526.

für die Annahme, daß das Geburtsfest des Herrn schon in der allerfrühesten christlichen Zeit an demselben Tage wie jetzt gefeiert wurde. Noch ist unter den Resten des alten Sitifi eine Inschrift übrig, die wir hier nicht unerwähnt lassen möchten. Sie hat folgende Fassung [1]):

IN HOC LOCO SANCTO DEPOSI
TAE SVNT RELIQVIAE SANCTI
LAVRENTI MARTIRIS DIE III MN
AVG CONS HERCVLANI VC
DIE DOMN DEDICANTE LAVRENTIO
VSPMORDOM AN P CCCCXIII AMEN [2])

„An dieser geweihten Stätte sind die Ueberreste des heiligen Blutzeugen Laurentius, Sonntag den 3. des Monats August, unter dem Consulate des erlauchten Herkulanus beigesetzt worden. Die Widmung geschah von dem ehrwürdigen Laurentius im Jahre der Provinz 413 (d. h. 452 nach Ch.) Amen" [3]). Daß diese Steintafel der Heiligenverehrung und

---

[1]) Siehe Rénier Nr. 3431 und Orelli Nr. 5338.

[2]) Rénier liest folgendermaßen: „In hoc loco sancto depositae sunt reliquiae sancti Laurentii martyris die III. Mensis Novembris Augusti (richtiger MeNsis AVGusti) consulatu Herculani viri clarissimi die Domini nostri (wohl genauer die dominica) dedicante Laurentio viro spectabili (statt VS liest de Rossi richtig das allein übliche VV viro venerabili) post mortem Domini (?) anno Provinciae CCCCXIII. Amen."

[3]) Die Zeitrechnung folgt in Afrika der Aera Provinciae. Nachdem Hase, sowie Prévost und Rénier, den Beginn dieser Aera irrthümlich, der erste auf das Jahr 33, die beiden andern auf 43 nach Christi Geburt angesetzt hatten, gelang es dem modenesischen Alterthumsforscher Cavedoni, ihn mit siegreichen unumstößlichen Gründen als auf das Jahr 40 n. Chr. fallend, nachzuweisen. In diesem Jahre nämlich ließ der römische Kaiser Caligula den letzten König Ptolomäus umbringen, um sich seiner Schätze und seines Reiches zu bemächtigen.

dem Reliquienkulte bei den alten Christen entschieden das Wort redet, ist unwidersprechlich. Ein frommer Priester oder Bischof überträgt um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Gebeine des Martyrers Laurentius, von dem er Namen und Beschützung hatte, in eine der Kirchen von Sitifi und setzt zur Erinnerung Stein und Denkschrift. Auf die Frage, welcher heilige Laurentius hier gemeint sei, hat man verschiedentlich geantwortet. Einige, und unter diesen Cavedoni, glaubten an den großen vielverehrten römischen Diakon denken zu dürfen. Andere bestritten diese Meinung und, wie mir scheint, nicht ohne Grund. Zunächst redet die Aufschrift nicht von einigen, sondern von den, d. h. von allen Ueberresten des Martyrers. Nun ist es aber gewiß, daß die Asche des Erzdiakons in Rom ruht. Eine Theilung der leiblichen Ueberbleibsel aber war in jenen Zeiten etwas Unerhörtes, da man sich glücklich schätzte, von dem Oel jener Lampe zu erhalten, die an dem Grabe desjenigen Martyrers brannte, an den man sich um gnädige Fürbitte vertrauensvoll wandte. Doch wozu vieler Worte? Was kann unter allen Umständen unbesonnener sein, als den römischen Martyrer nach einem andern Welttheil zu versetzen? muß es aber hier nicht um so viel gewagter zu sein scheinen, da es eine ausgemachte Sache ist, daß die afrikanische Kirche selbst einen Blutzeugen Laurentius hatte und sein Fest den 28. September zu begehen pflegte? Wenn nun der Verehrer dieses Heiligen die Reliquien, wie die Ueberschrift anzeigt, den 3. August beisetzte, so hatte er bis zum 28. September eben noch Zeit, die neue würdigere Ruhestätte für das Fest gehörig herzurichten und auszuschmücken.

IV.

Oestlich von dem heutigen Algier streckte sich das alte Numidien, an Mauritanien angrenzend, die Küste entlang

bis zum Gebiete der Karthager. Seinen Mittelpunkt hatte es etwa fünfzig Meilen vom Meere entfernt in der Hauptstadt Cirta. Ueber hohe Gebirgszüge und Abgründe, die Schlupfwinkel der kriegerischen Berbern, gelangt man in eine fruchtbare und anmuthige Ebene, die von einem belebenden Flusse durchströmt wird, den die Alten Amphages, die gegenwärtigen Bewohner Suffinar nennen. In der Mitte dieser lieblichen Landschaft steigt eine mäßige Anhöhe auf, welche zur Hälfte vom Flusse umgürtet, auf ihren felsenfesten Schultern das alte Cirta trägt, welches jetzt den Namen Constantine und eine Bürgerschaft von ungefähr 20,000 Seelen hat. Einst hatten auf dieser Höhe mächtige Könige ihre Herrschersitze aufgestellt; Syphax, Massinissa und deren Nachfolger bewohnten hier einen wohlbefestigten Burgpalast. Von diesen ging die Stadt an die Römer über, unter denen sie mit dem ungeheuren Reiche verbunden, herrlicher aufblühte. Von Constantin dem Großen wiederhergestellt und bedeutend verschönert, nahm sie von ihm den Namen an und wurde der ansehnlichste Sitz katholischer Bildung. Noch wölbt sich, von römischen Meistern erbaut, eine prächtige Brücke über den Fluß, dessen Ufer durch zierliche und reiche Villen, durch duftende Gärten und nützliche Anpflanzungen einen nicht gewöhnlichen Reiz gewinnen. Daß sich hier manche Ueberreste, Zeugen vormaliger Größe und Wohlhabenheit, finden müssen, läßt sich erwarten. Was die altchristlichen Denkmäler anlangt, so beginnt man eigentlich erst jetzt, sie der Beachtung werth zu halten. In der Stadt selbst weist die Inschriftenkunde bis zur Stunde nur sehr Unerhebliches auf, um so mehr aber im nahen und entfernten Umkreise. Südwärts von Constantine öffnet sich, von schroffen und rauhen Abhängen umgeben, ein weiter runder Thalgrund, der von der Natur wie zu einem Theater eingerichtet scheint. Zwischen zackigem Gestein dahinbrausend wirft sich das Flüßchen Roumel wirbelnd und schäumend in die Tiefe. Zur Rechten dieses

Wassersturzes gewahrt man auf steiler Felswand eine geglättete Fläche mit nachstehender Aufschrift, die nur die Unzugänglichkeit des Ortes und die Unbekanntschaft mit der lateinischen Sprache vor der Hand barbarischer Zerstörung gesichert hat:

✝ IIII NON SEPT PASSIONE MARTVR
ORVM HORTENSIVM MARIANI ET
JACOBI DATI JAPIN RVSTICI CRISPI
TATI MELTVNI BICTORIS SILBANI EGIP
TII SCI DI. MEMORAMINI IN CONSPECTV DNI
CVARVM NOMINA SCIT IS QVI FECIT IND XV
✝

„Am 10. September, zur Erinnerung an das Leiden der Hortensischen Blutzeugen, des Marianus und Jakobus, des Datus, Japin, Rustikus, Crispus, Tatius, Meltunus, Viktor, Silvanus, Egiptius. Seid eingedenk, ihr, Heilige Gottes, vor dem Angesichte des Herrn der Frauen, deren Namen dem Verfertiger bekannt sind. In der 15. Indiktion" [1]).

---

[1]) Rénier (Nr. 2145) liest: ✝ IV nonas Septembres passione martyrum Hortensium Mariani et Jacobi, Dati, Tapini (irrig statt Japini), Rustici, Crispi, Tati, Meltuni, Bictoris, Silbani, Egiptii, sancti Dei memoramini in conspectu Domini, cuarum nomina scit is, qui fecit. Indictione XV. Die Inschrift ist theilweise in der Vulgärsprache abgefaßt, wie marturorum beweist; cuarum steht für earum, quarum. Die Zeitrechnung oder der Cyklus der Indiktionen umfaßt, wie genugsam bekannt, fünfzehn Jahre oder drei Lustren. Veranlaßt durch ein kaiserliches Steuer-Dekret, eine „Ansage" (indictio), zur Zeit Constantin's des Großen wurde diese Zeitbestimmung von verschiedenen, selbst von ältern Daten aus, fortgeführt, so daß sie genau auszumitteln mitunter ganz unmöglich wird. So bleibt sie auch in obiger Inschrift eine nicht leicht zu entziffernde Hieroglyphe. — Wir halten den 10. September für den Tag, an welchem die Inschrift ausgefertigt wurde, so daß die Widmung mit dem Worte Passioni (emendirt für Passione) anhebt.

Ein eben so sinniges als offenes Zeugniß, welches kühn und entschieden, wie die Felsenstirn, auf die es geschrieben ist, auch nach dreizehn-, vierzehnhundert Jahren noch zu uns redet von der christlichen Liebe wie von der sich ewig gleichen katholischen Lehre. Der Ort, von welchem aus es in die romantische Tiefe hinabschaut, scheint uns bedeutsam und sinnvoll gewählt, auf eine gewisse Thatsache, auf ein denkwürdiges Ereigniß hinzuweisen. Es wurden nämlich die gefeierten afrikanischen Blutzeugen Marianus und Jakobus, wie der gleichzeitige Berichterstatter meldet, nach vielen und unsäglichen Mißhandlungen von Cirta in das unferne Lambäsa und von da an den Ort ihres letzten Leidens gebracht. Dazu bestimmte der Statthalter ein rings umschlossenes Thal, einen Bergkessel, der von einem Flüßchen durchschnitten, den Zuschauern von seinem Felsenwalle bequeme Aussicht und natürliche Sitze bot[1]). Von dieser Beschaffenheit war die ernste schauerliche Stelle, wo im Jahre 259 der Lektor Marianus und der Diakon Jakobus nebst andern Geistlichen dicht beim Ufer enthauptet wurden. Wie nun? wenn es eben das Thal wäre, in welchem sich das obige Denkmal findet? von dessen Felsenpult die Steine wie Lobredner in den schweigsamen Thalgrund hinabrufen und fort und fort den Siegesruhm der christlichen Helden preisen, unter denen an erster Stelle eben Marianus und Jakobus genannt werden? Wie? wenn die frommen Frauen gerade da das Andenken der Verehrten verewigt hätten, wo diese für den Herrn gezeugt und durch den Herrn die Martyrpalme errungen hatten? Und sind wir ferner durch dieses Denkzeichen, das die Liebe setzte, nicht so glücklich, die Zahl

[1]) Vergl. die Acta SS. Jacobi, Mariani et al. c. XI.: „Et perducti sunt ad coronae locum, qui riparum collibus hinc et inde sublimis media fluminis convalle subsederat, sed et spectaculo erat celsa utrimque altitudo aggeris. Alveus ipse medio sinu fluorem beati sanguinis hauriebat."

und die Namen derjenigen zu wissen, welche mit den beiden Genannten gelitten, und die in den Urkunden nur einfach als Cleriker bezeichnet wurden? Es waren der Gefährten nicht weniger als neun und ihre Namen sind hier von unbekannter Hand auf Stein, und dort vom Finger Gottes in das Buch des Lebens eingeschrieben. Um nun den Schluß der Weihetafel noch eben zu berühren, so fühlt man sogleich, wie zart, wie fromm, wie innig diese Anrufung bei all' ihrer Kürze und Einfachheit ist. Die anspruchlosen, bescheiden zurücktretenden Verehrerinnen verschweigen ihre eigenen Namen, während sie die Namen der Sieger unvergeßlich zu machen besorgt sind. Ihre Namen, sagen sie, weiß der Künstler, von dem sie das Werk ausführen ließen. Und von ihm darf Niemand das Geheimniß erfahren; denn die Heiligen, welche in Gott ruhen, wissen schon, wer sie ehren und um Gebetshülfe anflehen möchte. Wie ist hier jedes Wort, das man in und zwischen diesen wundersamen Zeilen liest, so christlich, so wahr, so katholisch? Die glorreich Vollendeten sind „Heilige Gottes," sind angelangt „vor dem Angesichte des Herrn;" zu ihm dem einzigen Gnadenspender, dem Urheber alles Guten, mögen sie denn auch der nachpilgernden Brüder fürbittend und vermittelnd eingedenk sein.

V.

Die vorstehende Inschrift trägt an Anfang und Schluß ein Zeichen, welches überall, wo es dem Auge begegnet, der tiefsten Verehrung, hier aber überdies der gewissenhaftesten Beachtung würdig ist. Es ist das Kreuz, dessen Anwendung auf öffentlichen Denkmälern so viel Geheimnißvolles und Lehrreiches bietet, daß wir weiter zurückzugehen uns genöthigt sehen.

Wie Knechte und Krieger im Alterthum eine Marke und ein Kennzeichen empfingen: so wurden auch die Christen,

die sich der Herr um hohen Preis ankaufte und in der Taufe zu seiner Miliz ausrüstete, durch ein geistiges Gepräge, durch ein Siegel gezeichnet, damit sie im Falle der Entweichung stets als Entlaufene, als Meineidige kenntlich blieben[1]). Das Sakrament, welches dieses untilgbare Kennzeichen, diesen unauslöschlichen Charakter aufdrückt, ist die Firmung, die deßhalb auch Siegel und Versiegelung[2]) heißt. Diesen Gedanken sprechen auch die Worte, mit welchen den Gläubigen dieses Gnadenmittel ertheilt wird, unverkennbar aus. Seit den ältesten Zeiten lauten sie in der römischen Kirche: Signum Christi in vitam aeternam, d. h. „Zeichen Christi, zum ewigen Leben." Diesen Punkt recht anschaulich zu machen, ist ein Begebniß vorzüglich geeignet, das in den Akten eines afrikanischen Martyrers umständlich erzählt wird. An den Christen Maximilian[3]) richtete der Proconsul Dion die Aufforderung, in den Kriegsdienst zu treten und sich das kaiserliche Siegel, signaculum, geben zu lassen. „Dies Siegel," erwiederte jener, „nehm' ich nicht an; bereits hab' ich das Zeichen Christi meines Herrn." Der Statthalter wurde zudringlich und befahl, ihm die Marke mit Gewalt anzulegen; wobei dem christlichen Bekenner nichts übrig blieb, als mit Worten die entschiedenste Verwahrung einzulegen. Dies Siegel der Welt weise er von sich; ihm zieme es nicht, Blei am Halse zu tragen, nachdem er das Heilszeichen seines Herrn Jesu Christi des Sohnes Gottes empfangen.

Ein ungemein werthvolles und schlagendes Zeugniß für diese Lehre liefert ein lange Zeit nur handschriftlich bekanntes,

---

1) Vergl. S. Chrys. Hom. III. in 11 ad Cor.

2) Signaculum, σφραγίς. „Das Fleisch wird besiegelt, damit auch die Seele ausgerüstet werde," so Tertullian. Caro signatur, ut et anima muniatur, de resurr. VIII.

3) Vergl. Ruinart, Act. sinc S. 200.

neuerlich aber von de Rossi wieder aufgefundenes metrisches Epigramm, welches für die ehemalige vatikanische Basilika angefertigt und in der Nähe des Taufbrunnens genau an dem Orte aufgestellt war, wo der Hohepriester die Kinder zu firmen pflegte. Es ist aus dem vierten Jahrhundert, aus der Zeit des großen Damasus, vielleicht gar von ihm selbst verfaßt:

Hic insontes coelesti flumine lotas
  Pastoris summi dextera signat oves
Huc, undis generate, veni, quo sanctus ad unum
  Spiritus ut capias, te, sua dona vocat.
Tu cruce suscepta mundi vitare procellas
  Disce magis monitos hac ratione loci[1]).

„Hier bezeichnet die Hand des obersten Hirten die Schäflein,
  Welche von jeglicher Schuld rein wusch der himmlische Fluß.
Her, in der Welle Geborener, komm, wo der heilige Geist ruft
  Seine Geschenke zumal spendend in göttlicher Huld.
Lern' im empfangenen Kreuz' den Stürmen der Welt zu entfliehen,
  Ernster noch hiezu gemahnt durch die Bedeutung des Orts."

Das Zeichen der Erlösung demnach, das heilbringende Kreuz war es, durch welches die Schäflein vom firmenden Hirten gezeichnet und für alle Zeit kenntlich gemacht wurden. Und darin sind denn auch die Väter einig, daß das Zeichen des Menschensohnes eben nichts anders als das Kreuz sei, und daß sich die Christen eben durch dieses charakteristische Merkmal von Juden und Heiden unterscheiden. Wenn z. B. der große afrikanische Kirchenlehrer, der selige Augustinus fragt: „Was ist das Zeichen Christi anders als Christi Kreuz?" so gibt er darin nur der apostolischen Ueberlieferung Ausdruck, die, schon in der geheimen Offenbarung 7, 2. angezeigt, im Briefe des heiligen Barnabas[2]) und später

---

[1]) Statt monitos ist zweifelsohne monitus zu lesen.

[2]) „Quid est signum Christi, nisi Crux Christi?" Tract. 118 in Joan. und Ep. Barn. c. IX. ed. Hefele S. 22.

vom alexandrinischen Priester Clemens ausgesprochen wird. Wiederholt preist dieser das herrliche Zeichen des Herrn und vergißt nicht das T sein ausdrucksvolles Sinnbild, sein treffendes Symbol zu nennen[1]). Ob dieses Zeichen in kirchlichen Darstellungen ursprünglich das stumpfe ägyptische Antoniuskreuz T die crux commissa war, oder das lateinische mit hervorragendem Hauptstrich †, die crux immissa oder capitata oder endlich das viereckige griechische Kreuz, ist für unsere Untersuchung, so viel man auch darüber gestritten hat, doch von keinem Belang. Einen beachtenswerthen Wink dürfte indeß eine uralte Abbildung auf einem Glasgefäß geben, welche einen Christen mit dem gleicharmigen Heilszeichen ☩ auf der Stirne darstellt[2]).

Wenn man die vielen und unzweideutigen Aussprüche, welche sich über diesen Gegenstand bei den Vätern finden, in Erwägung zieht, darf man sich dann wundern, daß dieses Zeichen so häufig auf Denkmälern und Grabsteinen der afrikanischen Kirche angebracht ist? daß es dort schon in sehr früher Zeit, schon am Schlusse des dritten Jahrhunderts vielfach angewendet wurde? Und wenn wir nun im Gegensatze hiezu in der römischen Kirche die Wahrnehmung machen, daß sie sich dieses geheiligten Zeichens nicht früher als im

---

1) Strom. VI., 11. Aehnlich schrieb Paulinus zu dem Zeichen des Herrn (ad signum Domini), das über dem Eingange zur Basilika des heiligen Felix in Nola gemalt war, folgende Verse (Ep. 32.):

Cerne coronatam Domini super atria Christi
Stare Crucem duro splendentem praemia labori.

Auch die nachstehenden Worte sind mit Mennigroth in derselben Kirche geschrieben:

Ardua floriferae Crux cingitur orbe coronae
Et Domini fuso tincta cruore rubet;
Quaeque super signum resident coeleste columbae,
Simplicibus pandunt regna patere Dei.

2) Siehe Bolbetti S. 60 und Bottari A. S. T. I. S. 80, 83; t. II. S. 125.

fünften, im sechsten Jahrhundert zu bedienen anfing; wenn wir sehen, daß sie ein anderes geheimes Kennzeichen, ein Monogramm und dieses wieder in verschiedenen wechselnden Formen vorzieht: muß uns dies nicht äußerst befremden? muß es uns nicht auf den Gedanken führen, daß man nicht ohne den triftigsten Grund das, was nahe lag, was gleichsam von der Natur selbst dargeboten war, unbenutzt ließ, um das Ferne, das Künstliche statt dessen in Anwendung zu bringen?

Eine der Ursachen, warum man dieses Zeichen vermeiden wollte, setzt de Rossi in die Scheu und Abneigung, welche die Christen vor diesem Marterbaum, vor diesem entsetzlichen Holze der Schmach empfunden haben. Diese Ansicht scheint uns deßwegen unhaltbar, weil sie sich darauf gründet, was das Kreuz den Heiden war, und unberücksichtigt läßt, was es den Christen wurde, die täglich sich unzählige Mal mit diesem Zeichen zu heiligen gewohnt waren. Vielmehr liegt die wahre und tiefste Ursache da, wo sie auch de Rossi findet, in dem Streben der ersten Christen, durch die nackte Darstellung des Kreuzbildes keinem der Uneingeweihten, weder den Catechumenen, noch den Heiden Anstoß zu geben. Standen sie ja ohnehin schon bei den ungläubigen heidnischen Römern in dem üblen Rufe, Anbeter des Kreuzes, crucicolae oder crucis religiosi zu sein. Und wurde nicht schon in den allerältesten Zeiten eben das Kreuz von heidnischem Uebermuthe mißbraucht, um die Christen verhaßt, ihre Religion lächerlich zu machen?[1]) Es war daher ebensowohl schuldige Ehrfurcht, als weise Vorsicht, was die Christen bestimmen mußte, das heiligste und heil-

[1]) Wir verweisen auf die Civiltà catt., dritte Serie, Tom IV. S. 531, wo über eine in den Ruinen des palatinischen Kaiserpalastes, dem ehemaligen „goldenen Hause“ des Nero, entdeckte Figur, durch welche das Kreuz verspottet werden sollte, Bericht erstattet ist.

vollste Zeichen zu verbergen, und wo es sich hervorwagen sollte, es in ein geheimes Bild, in ein Arkansymbol einzukleiden. Es darf sonach nicht im Mindesten auffallen, daß in den römischen Katakomben nirgendwo auf Grabstätten das nackte Kreuz angetroffen wird; daß es sich höchstens von Pilgern des fünften Jahrhunderts eingezeichnet oder in den Mauerkalk eingeritzt findet. Während wir nun dieses süße Heilszeichen vergeblich suchen, begegnen wir statt seiner dem verabredeten Geheimzeichen, dem verhüllten Kreuz, dem griechischen Buchstaben *X*. Der Kürze wegen verweisen wir zum Belege nur auf Hieronymus und Isidor, welche beide bezeugen, daß man in der Kirche in dem griechischen *X* das Bild des Kreuzes erblickte. Die Vermuthung, daß zur Wahl gerade dieses Zeichens der Anfang des Namens *Χριστὸς*, den Anlaß gegeben, hat viel für sich; und ich bin so weit entfernt, ihr entgegentreten zu wollen, daß ich sie vielmehr durch die Gestalt des ältesten Monogramms unterstützen möchte. Es findet sich dieses conventionelle Zeichen, dieses Monogramm in den Katakomben des zweiten und dritten Jahrhunderts, und hat die Form , die offenbar aus der Verbindung der Buchstaben *I* und *X* entstanden ist, mit welchen die beiden Namen des Herrn, Jesus Christus, im Griechischen anfangen. Als Beleg diene folgende Katakomben-Grabschrift: AVGVRINE IN DOMINO ET , „Augurinus, lebe im Herrn und in Jesus Christus. Noch vor Constantin dem Großen geschah es, daß sich dieses Zeichen änderte oder vielmehr erweiterte, indem es durch Vereinigung der beiden Anfangsbuchstaben des Namens Christus die bekannte Gestalt  annahm. Dieses sinnvolle Zeichen, welches Kreuz und Christus zugleich darstellte, wurde bald

so allgemein, daß es alle frühern Sinnbilder, nicht nur die beiden schon bekannten, das X und , sondern auch das Ankerkreuz  und das verschrobene Kreuz  gänzlich verdrängte. Daß nun jenes Monogramm, welches unter dem ersten christlichen Kaiser nicht erst aufkam, sondern bereits längere Zeit eingeführt war, eben das Zeichen Christi, das Kreuz bedeute, ist sowohl aus andern Gründen gewiß, als dadurch erwiesen, daß ihm mitunter die Worte signu „Zeichen," in signo „im Zeichen," in signo domini „im Zeichen des Herrn" ausdrücklich beigefügt sind [1]). Wir müssen hier noch anmerken, was der Verfasser des Buches über „den Tod der Verfolger," der wohl kein anderer als Laktantius ist, von Constantin meldet, er habe „Christum auf die Schilde gezeichnet," und daß es eben dieses Zeichen ist, welches er „himmlisches Gotteszeichen" Coeleste signum Dei nennt. Allein, wird man fragen, war es denn jenes Monogramm, war es jenes geheime verborgene Kreuzbild, welches der erste christliche Kaiser am Himmel erblickte, und welches er sowohl auf die Reichsfahne als auf alle Münzen und Soldatenschilde setzen ließ? Oder war es nicht

---

1) Siehe Boldetti S. 399, 85, 345. Sehr bestimmt und deutlich spricht sich auch hier wieder der heilige Paulinus aus durch folgende Verse:

Forma Crucis gemina specie componitur et nunc
Antennae speciem navalis imagine mali,
Sive notam Graecis solitam signare trecentos
Explicat existens, cum stipite figitur uno,
Quaque cacumen habet, transverso vecte iugatur;
Nunc eadem Crux, dissimili compacta paratu,
Eloquitur Dominum tanquam Monogrammate Christum.

Siehe Paulin. Natal. XI. S. Felicis Vers 612 ff. in Muratori Anecd. I. S. 42.

vielmehr das offene unverhüllte Kreuz, wie wir es mit den bekannten vier Buchstaben I $\frac{H}{V}$ S zu verbinden pflegen? Daß es das letztere nicht war, sondern das erste, daß Constantin das verheimlichte Kreuz, das Zeichen, welches aus den Anfangsbuchstaben des Namens Christi besteht, sowohl am Himmel sah als auch später in den öffentlichen Staatsgebrauch einführte; kann nach den gründlichsten Untersuchungen schlechterdings nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Nicht nur alle Münzen, welche Constantin von dem Jahre des Sieges über Maxentius, von 312 an schlagen ließ, sondern auch die seiner Nachfolger zeigen insgesammt das gedachte Monogramm ☧. Ueberdies war das Reichspanier, das sogenannte Labarum, nach den glaubhaften Darstellungen, welche auf uns gekommen sind, mit eben demselben Zeichen geschmückt. Es bestand nämlich die kaiserliche Reichsfahne, diese römische Oriflamme, aus einem langen vergoldeten Lanzenschaft, an dessen Spitze in Form eines Kreuzes ein kurzer Querstab befestigt war. Von diesem wallete die prachtvolle golddurchwirkte Purpurfahne herab, welche sich in einem schönen, vollen Quast zierlich und geschmackvoll endigte. Unter der Querstange waren an den Hauptschaft auf goldenen Medaillons die Bildnisse des Kaisers und seiner Söhne angeheftet, während über der eigentlichen Fahne an der Spitze, von einem gefälligen mit Edelsteinen reich besetzten Goldkranze umgeben, in glänzenden Schriftzügen das bekannte Monogramm ☧ prangte. Schon nach diesen Beweisen kann es nicht mehr zweifelhaft sein, welches Zeichen dem Kaiser erschien und durch ihn in noch allgemeinern Gebrauch überging. Dazu kommt, daß ein Denkmal, welches de Rossi jüngst entdeckte, eine dem Kaiser

Constantin gewidmete Erztafel, das Gesagte auf's vollkommenste bestätigt. Sie führt folgende Inschrift:



DN CONSTAN(t)
INO AVG SEM
PER VICTORI - - -

„Unserm Herrn Constantinus Augustus, dem immer siegreichen.“ Nach diesen und andern Beweisgründen, die wir der Kürze halber übergehen, muß nun für gewiß angesehen werden, daß es eben das verschleierte Kreuz war, welches sowohl dem großen Kaiser den Sieg brachte, als von ihm hinwiederum zum Siege gebracht wurde. Denn das Monogramm, welches schon vor ihm in den Katakomben üblich war, sehen wir durch diesen frommen Kaiser, dessen Sieg auch die christliche Religion über Götzendienst und Heidenthum triumphiren ließ, aus dem Dunkel der unterirdischen Versammlungsstätten, hervorgezogen, auf Reichs- und Kirchenbanner gesetzt, auf Tempel, Altäre und Grabsteine eingegraben und öffentlich, wenngleich immer noch als geheimes Kreuz, andächtig verehrt. Doch schon sehr bald nachher, da die neuen christlichen Gesetze die Kreuzesstrafe abgeschafft und diesem Zeichen das Anstößige, das es in den Augen der Heiden haben mußte, benommen hatten, schon gegen das Jahr 350 durfte man durch Einfügung einer Querlinie  nicht mehr anstehen, das Kreuz deutlicher und erkennbarer hervortreten zu lassen. Und so finden wir denn, daß von jener Zeit an beide Zeichen in Gebrauch sind und auf Denkmälern miteinander abwechseln. Auf einem Grabsteine vom Jahre 348, der auf dem Cömeterium der Priscilla aufgestellt war, sind unter jenem Zeichen die Worte:

SIGNV CHRISTI „Zeichen Christi“ zur Erklärung angebracht. Weil indeß die Heiden allmälig in die Kirche eingingen und somit die frühere Rücksicht wegfiel, so hatte man kein Bedenken, das Zeichen mehr und mehr zu entblößen und dem dankbaren Auge der bekehrten Welt in einer mehr kenntlichen Gestalt vorzustellen. Das spätere Monogramm mußte deßhalb einem andern weichen, welches durch Weglassung des X gebildet, ⳨ das gepriesene Zeichen unserer Erlösung noch deutlicher wahrnehmen ließ. Als endlich die christliche Lehre durch den großen Theodosius die Gesetze und Einrichtungen, das häusliche wie das öffentliche Leben völlig durchdrungen hatte, schwindet um das Jahr 409 jede umhüllende Verheimlichung; das Zeichen des Herrn tritt offen und unverholen hervor und fängt so mit dem fünften Jahrhundert an, in dem einen, wie in dem andern römischen Reiche kühn und mit sanfter Milde die Welt segnend zu beherrschen. Und so begegnen wir denn im fünften und sechsten Jahrhundert überall dem einfachen †, dem süßen, jeder symbolischen Verhüllung entkleideten Heilszeichen.

Wenn die Geschichte des Kreuzes, wie wir sie bisher Schritt für Schritt in ihrer Entwicklung verfolgt, und an den christlichen Monumenten Roms und Italiens nachgewiesen haben, für die Hauptstadt und ihre nähere Umgebung volle und unbestreitbare Geltung hat: so kömmt es nunmehr darauf an, zu sehen, ob und in wiefern sie auf die entlegenern Provinzen übertragen und angewendet werden könne. Da in den übrigen Ländern, welche der römischen Herrschaft unterworfen waren, die Kraft des Aberglaubens rascher gebrochen wurde, so hatte man unter einer vorwiegend christlichen Bevölkerung keinen Grund, mit der offenen Vorstellung des heiligsten Zeichens zu zögern. Und so müssen wir denn nach Einsicht der monumentalen Urkunden bekennen, daß

dasjenige, was wir bisher vorgetragen, für Rom und Italien unbedingt gültig ist, aber nicht so ganz ohne Einschränkung auf die übrigen christlichen Länder ausgedehnt werden dürfe. Im Orient z. B. und in Afrika erscheinen die Monogramme, welche sich wie ein Schleier über das geheimnißvolle Zeichen legten, weit sparsamer und seltener; wogegen sich dort das reine Kreuz schon im zweiten und dritten Jahrhundert einigemal, im vierten aber fast regelmäßig mit unverschleiertem Angesicht an die Oeffentlichkeit hervorwagt. Daher der auffallende Gegensatz, daß sich die Worte, welche den Siegeswunsch an die Kaiser ausdrücken, und welche in großer Mannigfaltigkeit, unter Constantin: In hoc vinces „in diesem wirst du siegen," unter Constantius und Gallus: Hoc signo victor eris „durch dieses Zeichen wirst du Sieger sein," unter Honorius (393): In nomine XPI vincas semper „im Namen Christi mögest stets du siegen," — daß diese Worte, welche, wie ich sage, unter verschiedenen Kaisern verschieden lauten, auf römischen Tafeln und Münzen das Monogramm, also die heimliche und bildliche Darstellung des Kreuzes begleiten, auf afrikanischen Denkmälern hingegen durchweg das bloße lateinische Kreuz umkränzen. So wurde, um nur eben ein paar Beispiele beizufügen, von dem Benediktiner Pitra eine karthagische Inschrift mitgetheilt, welche das Kreuz offen und unverhüllt erblicken läßt:

IN HOC SIGNVM
SEM ✝ PER
VI V

„In diesem Zeichen wirst, mögest du stets leben"[1]).

---

[1]) Der Accusativus signum statt des Ablat. ist ein bekannter Afrikanismus, sowie Regel der Vulgärsprache; viv ist vivas oder vives zu ergänzen.

Eine zweite afrikanische Tafel, die beim jetzigen Keff, der alten Sicca Veneria aufgefunden wurde, führt folgende Aufschrift:

IN HOC SI † GNVM SEM
PER VI NC(it)
V R

„In diesem Zeichen wird immer gesiegt.“ Der gelehrte Forscher de Rossi hat das mangelhafte Wort so zu ergänzen versucht, daß er es vincas oder vinces zu lesen vorschlug; wodurch er denn genöthigt wurde, die beiden Buchstaben V R entweder auf ein damals ungebräuchliches und somit unerklärliches vir reverendus zu deuten oder völlig unausgelegt zu lassen. Uns scheinen alle Schwierigkeiten beseitigt, wenn man einfach vincitur oder vincetur zu lesen sich entschließt. Doch dies gelegentlich und wie im Vorbeigehen. Um jedoch wieder in unsern Weg einzulenken, sei hier als Ergebniß festgestellt, daß auf afrikanischen Denkmälern, wie wir es auch auf demjenigen, das uns zu dieser Besprechung veranlaßte, wahrnahmen, sich das bloße einfache Kreuz viel früher, als es in Rom geschah, eingezeichnet und öffentlich ausgestellt findet.

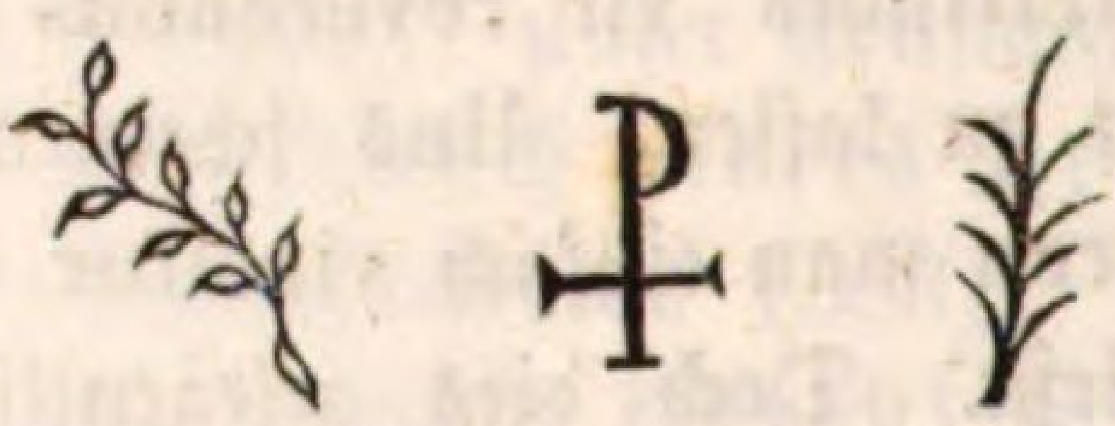
VI.

Südwärts von Constantine, dessen Inschriften uns zuletzt beschäftigten, in der Richtung nach Tebessa hin, führt über Steppen und rauhes Gebirgsland eine Straße nach dem Orte Nememschah, der unter tausendjährigen Ruinen dem Forscherfleiß noch manchen guten Fund verspricht. Unter denjenigen Denksteinen, die bisher an's Licht gefördert wurden, fehlt es nicht an solchen, die der christlichen Zeit angehörig, für Lehre und Leben der Kirche zeugen. Hier mögen nur wenige angeführt werden, damit man von ihnen auf

die übrigen schließen könne. Vorerst eine, welche wörtlich aus der Schrift entnommen ist:

FIDE IN DEV ET AMBVLA
SI DEVS PRO NOBIS, QVIS ADVERSVS NOS

„Vertrau' auf Gott und wandele; ist Gott für uns, wer wird wider uns sein?"[1]) Mahn- und Trostworte, die gewiß manches bedrängte und geängstigte Herz zur rechten Zeit erleichtert und ermuthigt haben. Ein andere Tafel hat zwischen zwei Zweiglein das Monogramm des vierten Jahrhunderts und diese Worte:



SPES. IN. DO. ET. CHRISTO. EI

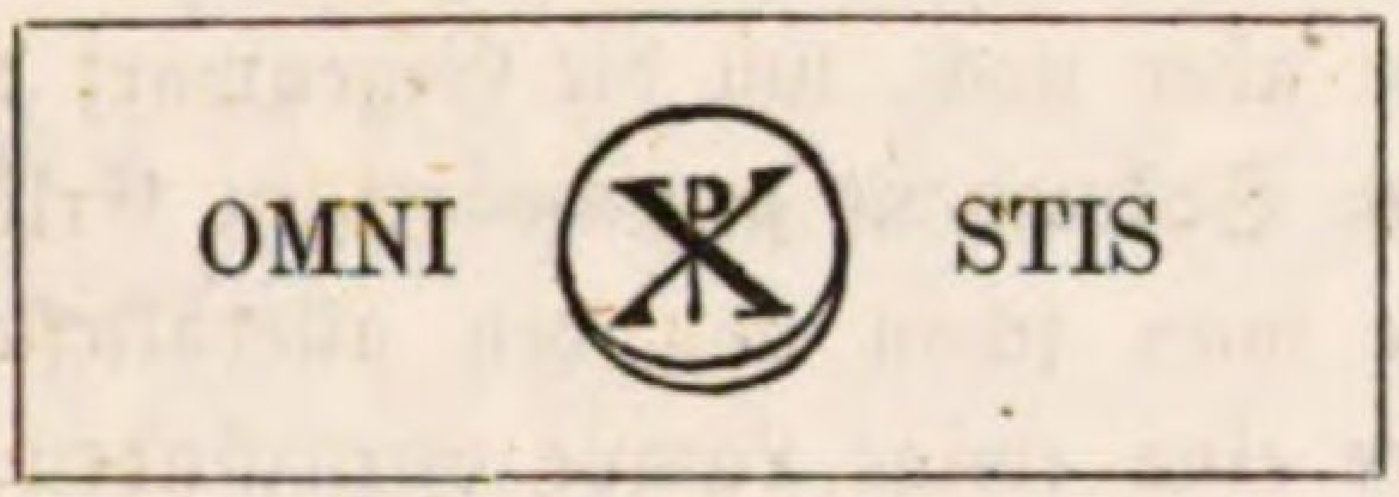
„Hoffnung in Gott und seinem Gesalbten"[2]). Auch dies ein ebenso trostreicher als kerniger Ausspruch, der ein durchaus biblisches Gepräge trägt, und an die Worte erinnert: „Euer Glaube und euere Hoffnung beruhen auf Gott."

Verläßt man Nememschah, um auf derselben Straße weiter gegen Tebissa zu ziehen, so trifft man in der Nähe eines armen Kabylendorfes wieder auf alte Baureste, unter

1) Siehe Rénier Nr. 3239. Die Vulgata weicht nur unerheblich ab, indem sie contra für adversus liest.

2) Siehe Rénier Nr. 3240, der indeß do ungenau für domino (dno) statt deo hält. Vergl. I. Petr. I., 21: „(Qui) Per ipsum fideles estis in Deo, qui suscitavit Eum a mortuis et dedit ei gloriam, ut fides vestra et spes esset in Deo," und Offb. Joh. XII., 10: „Nunc facta est salus et virtus et regnum Dei nostri et potestas Christi eius."

denen sich eine Oberschwelle durch Monogramm und Inschrift bemerkbar macht [1]):



„Jedem Diener Christi.“ Gewiß eine wohlgesetzte treffliche Ueberschrift auf der Eingangspforte einer christlichen Kirche, die wie ein strenger Thürhüter, wie ein achtsamer Ostiarier Wache hielt, daß nicht etwa ein Unberufener, ein Widersacher des Herrn einzutreten wage in das geweihte Gotteszelt. Wenn auch heute wieder an jenes Losungswort der Eintritt in die Kirche geknüpft würde; wie viele von denen, die in's Taufbuch eingetragen sind, würden wohl an der heiligen Schwelle zurückgewiesen werden?

Eine zweite Oberschwelle wurde nicht gar weit von Tebessa aufgegraben mit der ein wenig verstümmelten Aufschrift [2]):

HIC LOCVS LVCET S. MPER IEDO . . . LA . . . ISCID

„Diese Stätte strahlt allezeit.“ Unübertrefflich. Ist nicht der christliche Tempel, als Versammlungsort ein Bild der christlichen Kirche, des katholischen Volkes, das von dem Lichte, welches in die Welt kömmt, erleuchtet, Licht geworden, und auch alsdann noch Licht bleiben wird, wenn von Oben dunkle Nacht schreckt und Finsternisse es von allen Seiten umringen und ängstigen? Die christliche, versteht sich, die

---

1) Ohne Zweifel so viel als Omni XP sti (Christi) servo. Siehe Rénier Nr. 3245.

2) Siehe Rénier Nr. 3170.

katholische Kirche, ist der wundersame und wohlthätige Lichtheerd, der seine milden und belebenden Strahlen ausgießt in alle empfänglichen Gemüther. Um diesen Gedanken nahe zu legen, mehr aber noch, um die Gegenwart des lebendigen Lichtes, des im Sakrament gegenwärtigen Erlösers zu sinnbilden, pflegte man schon von den allerältesten Zeiten her vor dem Altare eine ewige Lampe anzuzünden, ein Gotteslicht zu unterhalten, das, wo es geschehen konnte, aus kostbarem edelm Metall gefertigt, an Festtagen mit wohlriechenden Oelen gefüllt wurde. Manchmal erhellten neben dieser Lampe noch zahlreiche Lichter die Wohnstätte des Herrn, so daß schon Paulinus, welcher von 409 bis 431 der Kirche von Nola als Bischof vorstand, von der Basilika des heiligen Felix schreiben konnte: Von einer Menge stattlicher Kerzen seien die Altäre beleuchtet; diese Wachslichter, in langen Reihen aufgestellt, brannten bei Tag und bei Nacht, so daß die Nacht wie im Tagesglanze schimmere, der Tag selbst, voll himmlischer Schönheit, durch die unzähligen Lichter, einen doppelt herrlichen Strahlenglanz erhalte. Wie in der Tempelaufschrift von Tebessa auf das gesegnete helle Himmelslicht, das uns in Jesus Christus aufgegangen ist recht sinnig hingewiesen wird; so geschieht es auf ähnliche Weise in einer alten und ehrwürdigen Altarschrift, über dem Grabe des heiligen Sebastian zu Rom:

IN ISTO LOCO SPLENDOR
ET LVX PERPETVA
ET SINE FINE LAETITIA.

„An dieser Stätte wohnt Glanz und unvergänglich Licht und selige Lust ohne Ende.“

Von denjenigen Inschriften, welche den Andächtigen Worte der heiligen Bücher vor Augen stellten und sie zur Betrachtung derselben anzuregen bestimmt waren, mögen sich hier noch zwei anreihen, von denen die eine von Rénier in

Condiat-ati in der Mitte eines Mosaikbodens bemerkt und aufgezeichnet wurde:

IVSTVS SIBI LEX EST

„Der Gerechte ist sich selbst Gesetz"[1]). Recht passend auf dem Fußboden eines christlichen Gottes- oder Privathauses; da das Herz die heilige gottgeweihte Arche ist, welche in dem eucharistischen Brode das Manna, und in dem Gewissen die Gesetzestafeln enthält.

Die zweite fand sich bei dem algierischen Städtchen Kroub auf einer Marmorplatte zugleich mit der Abbildung einer weiblichen Figur, welche, in der Rechten einen Lorbeer-, in der Linken einen Palmzweig, die Viktoria darstellt[2]):

†
ADE
ODA
TVR
BIC
TOR
I-A

„Von Gott wird der Sieg verliehen." Welchen Sieg diese Worte feiern sollten, ob einen geistigen oder menschlich natürlichen, ob den des Belisar oder des Solomon[3]) über

1) Siehe Rénier 4208 und vergl. Röm. II., 14: „Cum enim gentes quae legem non habent, naturaliter ea, quae legis sunt, faciunt, eiusmodi legem non habentes ipsi sibi sunt lex."

2) Siehe Rénier Nr. 4237.

3) Die afrikanischen Inschriften weisen immer statt Salomon die Lesart Solomon auf und zwar mit dem Anscheine größerer Berechtigung. Hat doch sowohl die alte Itala durchweg Solomon, als auch der griechische Text des Neuen Testaments, sowie Fl. Josephus und A. Σολομων. Auch der Name Monica, der den afrikanischen Inschriften sehr geläufig und jedem Christen um der hochsinnigen, heiligen Mutter Augustin's willen lieb und süß ist, erscheint stets mit doppelten n, also Monnica. Die obige Steinschrift anlangend vergleiche I. Corinth. XV., 57: „Deo autem gratias, qui dedit nobis victoriam."

die Vandalen, oder irgend einen andern, möchte schwerlich zu ermitteln sein. Jedenfalls enthalten sie eine herrliche Wahrheit, welche nicht nur die Mächtigen dieser Erde, sondern alle, welche um die Besiegung der Selbstsucht und jeder andern Leidenschaft ernstlich bekümmert sind, sich mit unauslöschlichen Zügen in ihr Herz schreiben sollten. Es ist noch zu bemerken, daß die Worte vom Apostel herrühren, der Gott Dank sagt, weil Er „den Sieg verliehen hat."

VII.

Algier und das wunderschöne Orleansville mit seiner reinen und erquickenden Luft ist bei unsern Zeitgenossen zu bekannt, als daß wir uns bei seiner Beschreibung aufhalten dürften. Wir kommen daher ohne weiteres auf die alten Ueberreste und Merkwürdigkeiten, unter welchen sich drei musivische Inschriften befinden, die in der Nähe von Orleansville den Boden einer alten Basilika zierten. Die erste, welche leider sehr beschädigt und lückenhaft ist, liest sich folgender Gestalt:

PRO
CCLXXX. ET. V. XII. KAL
DEC. EIVS BASILICAE
FVNDAMENTA POSITA
SVNT ET FA . . . . M
PROV CCLXX . . . .
MENTE HABEAS . . . . . .
SERVVM DEI . . . . . .
DEO VIVAS . . . . . .

„Im Jahre der Provinz 285 (324 nach Christi) den 20. November wurde der Grundstein zu dieser Basilika gelegt und im Jahre . . . . . der Bau vollendet. Sei eingedenk . . . . . des Dieners

Gottes ...... und lebe in Gott" [1]). Als Constantin der Große im Jahre 323 bei Adrianopel und Chrysopolis den Licinius geschlagen [2]) und den letzten Widerstand des trotzigen Heidenthums überwunden hatte, befahl er als nunmehriger Alleinherrscher des unermeßlichen Römerreiches durch einen Erlaß des Jahres 324, in allen Ländern die christlichen Basiliken wieder herzustellen, zu erweitern, oder von Grund auf neu zu erbauen. Und eben dieses Jahr ist es, von welchem die Inschrift anzeigt, daß der Grundstein zur fraglichen Basilika gelegt und ihr Bau begonnen wurde. Schade, daß die Inschrift so viel gelitten und uns weder den Heiligen, dem die Kirche geweiht war, noch den Namen ihres Erbauers aufbehalten hat [3]).

---

[1]) Siehe Rénier Nr. 3700, welcher also liest: Provinciae (anno) CCLXXX. et V., XII. Kalendas Decembres eius basilicae fundamenta posita sunt et fastigium Provinciae anno CCLXX... Mente habeas (semper oder wohl richtiger ein angerufener Heiliger) servum Dei ... et in Deo vivas.

[2]) Vergl. Euseb. Vita Const. II., 45.

[3]) Aehnlich vermißt man auch auf folgender Inschrift, die zu Muzajaville im alten Mauretania Cäsariensis entdeckt worden, gerade den Namen des Dedikationsheiligen:

——————LTIS EXILIIS
PROBATVS ET FIDEI
CATHOLICAE ADSER
TOR DIGNVS INVENTVS
IMPLEVIT IN EPISCOPATV
AN. XVIII. M. II. D. XII. ET OCCI
SVS EST IN BELLO MAVR
RVM ET SEPVLTVS EST DIE
VI. ID. MAIAS P. CCCCLVI

„N. N. bewährt durch vielfache Verbannung und als würdiger Verfechter des katholischen Glaubens erfunden, hat 18 Jahre, 2 Monate und 12 Tage das bischöfliche Hirtenamt geführt: er wurde im Maurenkriege getödtet und am 2. Mai des Jahres der Provinz 456 (d. i. 495 n. Chr.) bestattet." Siehe Rénier Nr. 3675.

Die zweite Mosaikinschrift ist ein höchst seltsames künstliches Viereck, gebildet aus den dreizehn Buchstaben der Worte Sancta eclesia „heilige Kirche," welche vom Mittelpunkte angefangen sich achtundzwanzig Mal herauslesen lassen[1]):

A	I	S	E	L	C	E	C	L	E	S	I	A
I				C	E	A	E	C	L	E	S	I
S				E	A	T	A	E	C			S
E				A	T	C	T	A				E
L				I	C	N	C	T				L
C					N	A	N					C
E	A	T	C	N	A	S	A	N	C	T	A	E
C					N	A	N					C
L						N						L
E						C						E
S						T						S
I						A						I
A	I	S	E	L	C	E	C	L	E	S	I	A

Ob nicht vielleicht, was hier Spiel zu sein scheint, genauer

---

[1]) Siehe Rénier Nr. 3700 und 3701. Unweit Quiza und Arsenar im Algerischen fand sich in einem Mosaikboden folgende beachtenswerthe, den Brauch des Gelübdes bestätigende Inschrift:

IN NOMINE DOMINI SALVATORIS
SANCTO VITALIANO EPISCOPO
VLPIANA CVM SVIS
CRISTO JVBENTE PERFECIT

„Im Namen des Herrn, des Erlösers, dem heiligen Bischof Vitalian von der Ulpiana und ihren Angehörigen auf

betrachtet, auch tiefen ernsten Sinn verbirgt? Könnte nicht das himmlische Jerusalem angedeutet sein, die heilige Stadt, nach Johannes im Gevierte gebaut?[1]) Und dürften nicht die 144 Buchstaben, welche in der Weise das Quadrat bilden, daß auf jede Seite zwölf kommen, auf die zwölf Apostel und auf die einhundertvierundvierzigtausend Auserwählte zu deuten sein? Oder hatte man etwa blos die Absicht, mit dieser Erfindung ähnlichen Kunststückchen entgegenzutreten, die der heidnische Aberglaube ersann und nicht selten zur Verführung der Unbehutsamen mißbrauchte? Von einem gewissen Serenus Sammonicus, einem Schüler des Basilides, der zu den Zeiten des Severus und Caracalla gegen 200 als Arzt sich nicht geringen Ruhm erwarb, wird erzählt, daß er sich eines abergläubigen Buchstabenspiels bediente, welches er aus der Religionslehre der Parsen und Feueranbeter entlehnt hatte. Es bestand aus dem Worte Abrakadabra[2]) und wurde in doppelter Weise geschrieben:

Christi Geheiß errichtet." Eine verwandte Mosaikinschrift ward bei Thamugas entdeckt:

PVBLIVS PETRONIVS TVNNIVS VOTVM QVOD DEO ET CRISTO EIVS IPSI PROMISERVNT COMPLEVERVNT FAVENTE DEO GADINIANA FLORE(as)

„Publius, Petronius, Tunnius haben das Gelübde, welches sie Gott und Seinem Gesalbten gemacht, mit der göttlichen Hülfe erfüllt. Blühe Gadinianische (Basilika oder Gemeinde)." Siehe Rénier Nr. 3848 und 1568.

[1]) „Civitas sancta Jerusalem nova in quadro posita." Apoc.

[2]) Sollte dies sinnlose Wort vielleicht seinen Ursprung in der Abraxas, der mystischen Bezeichnung für die 365 Gottes-Emanationen der Basilidianer haben?

A B R A K A D A B R A
A B R A K A D A B R
A B R A K A D A B
A B R A K A D A
A B R A K A D
A B R A K A
A B R A K
A B R A
A B R
A B
A

A B R A K A D A B R A
B R A K A D A B R
R A K A D A B
A K A D A
K A D
A

Jener häretische Arzt, dessen metrisches Werk über „die Heilkunde"[1]) selbst im Mittelalter noch hier und da fleißig gelesen und benutzt wurde, erkannte in dem vorstehenden Kunst- und Wunderdreieck ein unfehlbar wirksames Heil-

---

[1]) Es ist dies compilirte Gedicht „De Medicina," welches der Verfasser eigentlich den Armen zugedacht, gemäß seinem:

At nos pauperibus praecepta feramus amica,

„Doch den Armen zumal wir freundliche Lehren ertheilen," nichts als eine Sammelgrube phantastischer Fabeln voll von Widersprüchen und Abgeschmacktheiten. So wird, gleichfalls gegen Fieber, Anwendung von Löwenfett, sowie Amulette aus Korallen und Smaragden, gegen schlaflose Nächte aber folgendes Mittel als entschieden heilsam angerathen: Man beschreibe einen Papierstreifen mit einigen Wörtern, verbrenne ihn, gieße die Asche in warmes Wasser und trinke die Mischung!! Und einen solchen Quacksalber nennt Makrobius lobend einen hochgelehrten Mann (vir saeculo suo natus). Er war allerdings im Besitze der reichsten Bibliothek jener Zeit, die nicht weniger als 62,000 Schriftrollen enthielt!

mittel gegen gefährliche Fieber. Er ließ deßwegen die Kranken jenes Zauberwort entweder täglich aussprechen, oder dasselbe, auf einen Zettel geschrieben und in ein leinenes Tuch eingewickelt, mit einem Faden am Halse befestigen; dadurch denn die Heilung nothwendig erfolgen mußte. Auch als Zaubermittel, als Amulet und Talisman diente dieselbe Figur den leichtgläubigen Heiden des Römerreiches. Wie erwünscht mußte es bei solcher Bewandtniß den Christen sein, ein ähnliches Buchstabenspiel zu besitzen, nicht um es zu magischen Heilungen, zu Aberglauben und Zauberei zu mißbrauchen; sondern damit sie dadurch die Verirrten belehrten, daß die wahre Kirche die einzige Anstalt sei, in welcher durch die Kraft des allmächtigen Gottes die Krankheiten des Leibes sowohl als der Seele geheilt, Gnadenschätze gehoben und Himmelswunder gewirkt würden.

Die dritte musivische Inschrift, die wir zu erwähnen hatten, ist eine Nachbildung der vorigen. In ihr liest man vom Mittelpunkte aus, dem der Buchstabe M zufällig fehlt, zweiunddreißig Mal die Worte: Marinus sacerdos. Dieser Priester Marinus war vielleicht der Schutzheilige, dem die Basilika geweiht und empfohlen war[1]).

---

[1]) Daß Sacerdos auch ohne den üblichen Zusatz primi ordinis für Episcopus steht, ist unbestreitbar. Als Beleg aus dem Schatze der afrikanischen Inschriften folgende:

HIC REQVIES
CIT SANCTAE MEMO
RIAE PATER NOSTER
REPARATVS E. P. S. QVI FE
CIT IN SACERDOTIVM AN
NOS VIIII MEN XI ET PRE
CESSIT NOS IN PACE
DIE VNDECIMV KAL
AVG PROVINC. CCCCXXX
ET SEXTA.

„Hier ruht unser Vater, Bischof Reparatus heiligen Andenkens, welcher im (höhern) Priesterthume neun Jahre,

VIII.

Noch ist im mauretanischen Gebiete, an der Küste westlich von Algier eine kleine Lese zu halten. Auf der Trümmerstätte der alten See- und Handelsstadt Icosium stieß man bei zufälligen Nachgrabungen auf einen Mosaikboden mit folgender Inschrift:

PAX INTRAN(tibus)

IAN(uario) . . . ANTI

(Domino)NOSTRO PLACENS SABINA BEATO
(Lauren)TIO MARTIRI VOTVM REDDIDIT COMPLETO
(Desider)IO DIE XIIII KAL IVL HIC EST JANVARI
(   )II EIVS MEMORIA QVI VIXIT ANN XLVII M V
(Quies)CIT IN PACE VI . . . PROVINC CCCCX . . .
. . . . SO LVCIS . . . . (p)OSTVLAVIT [1])

„Friede den Eintret(enden). Dem Jan(uarius)! Unserm Herrn wohlgefällig, hat Sabina dem seligen Martyrer Laurentius ihr Gelübde gelöst, nach Erfüllung ihres Wunsches, den 18. Juni. Hier ist ihres (Sohn)es Januarius Gedächtniß, welcher lebte 47 Jahre und 5 Monate. Er ruht im Frieden . . . . . Im Jahr der Provinz 410 (?) (n. Chr. 450?)

Eine außerordentlich reiche und gehaltvolle Inschrift, die uns, außer dem Friedensgruße an die eintretenden Gläubigen,

---

elf Monate gelebt und uns in den Frieden vorausgegangen ist am 22. Juli im Jahre der Provinz 436 (d. i. 475 unserer Zeitrechnung)."

[1]) Siehe Rénier 4058. Derselbe liest Jan(uario bene laboranti) und Cavedoni am Schlusse (ip)so lucis (exortu); ferner ergänzt ersterer (Leon)tio, letzterer mit mehr Grund (Lauren)tio.

zunächst ein Gelübde an den Blutzeugen Laurentius, ferner eine Gebetserhörung von Seiten dieses Heiligen und endlich die gottwohlgefällige Abtragung der durch das Gelöbniß übernommenen Schuld aufweist. Zuvörderst scheint es an dieser Stelle unumgänglich nothwendig, über das wohlklingende süße Wort „Friede" pax, welches uns beständig von allen altchristlichen Grabstätten lieblich entgegentönt, eine kurze Erklärung zu geben. Ein flüchtiger Blick auf die römischen Inschriften, welche dem Alterthume angehören, genügt, um sofort einsehen zu lassen, daß dort der „Friede," die pax fast immer und unbedingt auf das künftige friedevolle Leben, auf die ewige, himmlische Einigung mit Gott, kurz auf die volle Befriedigung des nach Seligkeit seufzenden Herzens zu beziehen ist. Wenn wir dort die verschiedenen, unerschöpflich mannigfaltigen Herzenswünsche für die Vorangegangenen, wenn wir die Friedensgrüße: VIVAS IN PACE, „Lebe im Frieden," SPIRITVS TVVS IN PACE, „Dein Geist sei im Frieden," TE IN PACE CHRISTVS FACIAT, „Dich möge der Gesalbte zum Frieden gelangen lassen," ich sage, wenn wir diese und unzählige andere Friedensgrüße an die Verstorbenen betrachten: ist es möglich, sie anders, als auf den jenseitigen ewigen seligen Frieden zu deuten? Gehen sie nicht alle auf jene Zeit, welche mit dem Tode beginnt, welche jenseits dieses Lebens liegt? mit einem Wort, gehen sie nicht alle auf die Zukunft, und ebendeßhalb auch auf den zukünftigen Frieden? Die wenigen Ausnahmen, welche sich vorfinden, sind geeignet, das Gesagte als allgemein gültig, d. h. als Regel zu bestätigen. Von den beiden Friedensworten: DORMIT IN PACE, „Er schläft im Frieden," und IN SOMNO PACIS, „Im Schlafe des Friedens," ist das eine als trostvolle Versicherung an die Zurückgebliebenen gerichtet, das andere, wie es scheint, als Wunsch an den Heimgegangenen. Beide sprechen die Beruhigung aus, daß der Verstorbene in

der Gemeinschaft der Kirche und unseres Herrn entschlafen, seinem Leibe nach im Frieden ruhet, einer seligen Erwachung harrend am Tage der Auferstehung. Hierhin sind denn auch noch einige andere Aufschriften zu rechnen, von denen wir nicht läugnen möchten, daß sie an den Frieden zu denken nöthigen, welcher in der Gemeinschaft mit der Kirche, in der ungehinderten Theilnahme an Opfer und Eucharistie besteht. Eine z. B. vom Jahre 490, in welcher der Name Rome nicht eine Ortsangabe, sondern von einer griechischen Christin Rome oder Roma zu verstehen ist, besagt Folgendes:

HIC DEPOSITA EST IN PACE ROME

„Hier ist Rome in Frieden beigesetzt." Offenbar wird hier angezeigt, daß sie im Frieden, d. h. in der Kirchengemeinschaft entschlummert und deßwegen auch der kirchlichen Bestattung theilhaftig geworden ist. Noch klarer und ausdrücklicher reden von dem kirchlichen Bürgerrechte zwei andere Grabschriften, von denen die eine dem altgothischen Heerführer Herila gesetzt, von diesem sagt:

DECESSIT IN PACE FIDEI CATHOLICAE

daß „er im Frieden des katholischen Glaubens verschieden sei." Die andere, einem Hilarius errichtet, enthält unter andern die Worte:

IN PACE ET FIDE CONSTITVTVM

und meldet demnach, daß der Verstorbene sich „im Frieden und Glauben befand." Läßt uns bei der erstern sowohl der gothische Name Herila als die Hinzufügung des „katholisch" unzweifelhaft erkennen, daß der Verschiedene früher einer häretischen Genossenschaft, der arianischen Irrlehre angehört hatte: so muß uns bei der zweiten der Umstand, daß man dem: „im Frieden" noch das: „im Glauben" beizusetzen für nöthig hielt, auf eine ähnliche Vermuthung bringen. Es war sonach

der eine ganz gewiß, der andere wahrscheinlich Convertit, der außer der kirchlichen Gemeinschaft getauft, erst später zum Friedenskusse gelangt war.

Ist auf den römischen Grabschriften das Wort „Friede" regelmäßig und fast ohne Ausnahme auf den jenseits des Todes beginnenden himmlischen Frieden zu deuten; so muß hier bemerkt werden, daß diese Regel sich nicht auf die ganze katholische Kirche erstreckt, daß sie namentlich in Afrika fast gar keine Gültigkeit hat. Der Grund für diese Verschiedenheit ist in der Geschichte zu suchen. Während Rom durch den besondern Beistand und Schutz des Herrn in den Verfolgungen nur eine ganz geringe Zahl von Gefallenen hatte und auch von Häresie fast gänzlich frei geblieben ist; geschah es in der afrikanischen Kirche, daß zuerst die Decische Verfolgung, später Irrlehre und Schisma eine beklagenswerthe Niederlage anrichteten. Diejenigen nun, welche Angesichts des Todes den Herrn zu bekennen zu schwach waren, wurden als Abgefallene betrachtet, und mußten, von der Kirche ausgeschlossen, so lange Buße thun, bis der Bischof glaubte, daß sie die Schuld genugsam gesühnt hätten, und es für gut fand, zu ihnen das heißersehnte „Friede" pax zu reden und sie durch diesen Liebesgruß zur Theilnahme an den Geheimnissen zuzulassen. Auf ähnliche Weise geschah bei Häretikern die Aufnahme in den kirchlichen Liebesbund. Da nun die römische Kirche nur wenig Gefallene, und beinahe keine Verirrte hatte, so tragen ihre Inschriften gleichsam das stolze frohe Bewußtsein an der Stirne, durch eine besondere Bevorzugung Glaubenstreue und Reinheit der Lehre für ewige Zeiten gesichert zu besitzen. Die afrikanische Kirche hingegen, schon früh durch die Verfolgungen theilweise zu Boden gestreckt und später unaufhörlich von Ketzerei zerrissen, mußte manchmal am Grabe noch bekennen, daß der Verblichene erst in dem letzten Augenblicke durch den Friedensgruß zu ihrer Gemeinschaft wieder zugelassen wurde. Daher

denn die Abweichung des afrikanischen und römischen Sprachgebrauchs. Hier gleich einige Beispiele:

FORTICIVS
VISXIT IN
PACE AN
NIS LXV PVS
MINVS ☧

„Forticius lebte im Frieden ungefähr 65 Jahre."

ZHCACA EN EIPHNH

„Nachdem sie gelebt im Frieden."

DEPOSITVS EST IN PACE

„Er ward beigesetzt im Frieden."

RECESSIT IN PACE

„Er (oder sie) verschied im Frieden."

QVIEVIT IN PACE

„Er (oder sie) ging zur Ruhe im Frieden."

FIDELIS IN PACE VIXIT

„Er lebte als Gläubiger im Frieden."

IN XPO FIDELIS VIXIT IN PACE

„Er lebte als Christgläubiger im Frieden."

Der afrikanische Sprachgebrauch hat dem Worte „Frieden" so sehr die Bedeutung des Friedens, des guten Einvernehmens, der Einigung mit der Kirche gegeben, daß selbst die Ausdrücke:

PRAECESSIT IN PACE

„Er eilte voraus in den Frieden" (für in pacem),

RECESSIT IN PACE

„Er schied in den Frieden," und

REQVIESCIT IN PACE

„Er ruht im Frieden,"

zu den ungewöhnlichern und seltenern gehören. Nicht sparsam indeß findet sich auf der Grabstelle die Andeutung, daß der

Verstorbene nach theilweise erlassener, oder völlig bestandener Kirchenbuße wieder in den Frieden und die Gemeinschaft mit den übrigen Gläubigen aufgenommen worden. Die Bitte um Aufhebung des Bannes, um Zulassung in die Kirche wurde von den Büßenden durch postulare oder competere[1]), die Erlangung durch consequi accipere oder percipere ausgedrückt. Um die Beispiele nicht zu häufen, geben wir hier nur eine Inschrift, welche an der mauretanischen Küste nicht gar ferne von der alten Hauptstadt Cäsarea, dem heutigen Scherschel sich erhalten hat. Sie wartet wohl noch eines Oedipus, der sie ganz enträthsele:

TOPI DEI[2]) CONSECVTVS EST
II NON. DECEMBR. QVIIIIE EX DIE CONSECVTIONIS
IN SAECVLO FVIT AD VSQVE VII IDVS DECEMBR.
ET DECESSIT &c.

„Er empfing den Frieden den 4. December," und zwar, wie aus der vollständigen Inschrift hervorgeht, auf dem Sterbebette durch die Verwendung seiner frommen Gattin; „lebte von dem Tage des Empfanges an in dieser Welt bis zum 7. December und verschied" u. s. w.[2])

Ungefähr an der Stelle, wo jetzt das kleine, aber wohlbewohnte Städtchen Scherschel sich erhebt, am Fuße des hohen Schennahberges, stand einst von den üppigsten Gärten und Fluren und Villen umgeben, die betriebsame und reiche

---

1) So nennt der heilige Augustinus (Serm. 216) die Katechumenen competentes, „Begehrende."

2) Siehe Rénier Nr. 4031 und vergleiche überdies Cavedoni S. 28. Beachtenswerth ist noch eine Inschrift bei Le Blank 144, wo es unter anderm heißt:

PENETENTIAM CONSECVT(a)

„Nachdem sie Nachlaß erlangt," und eine andere bei Boldetti mit den Worten (cimit S. 58):

GRATIA SANCTA CONSECVTVS EST

„Er erlangte die heilige Gnade."

Hafenstadt, welche König Jubal dem Kaiser Augustus zu Ehren Cäsarea nannte, und die in der Folge einer der regesten und lebendigsten Herzpunkte für das christliche Leben und Streben in Afrika wurde. Eine der schönsten und kostbarsten Schriften auf einer weißen Marmorplatte verdanken wir dieser Stätte. Sie ist diese:

AREAM AT SEPVLCHRA CVLTOR VERBI CONTVLIT
ET CELLAM STRVXIT SVIS CVNCTIS SVMPTIBVS
ECLESIAE SANCTAE HANC RELIQVIT MEMORIAM
Aψ SALVETE FRATRES PVRO CORDE ET SIMPLICI
EVELPIVS VOS SATOS SANCTO SPIRITV 
ECLESIA FRATRVM HVNC RESTITVIT TITVLVM.
M. A. I. SEVERIANI C. V. 
EXING. ASTERI.[1])

„Den Acker für die Grabstätten schenkte ein Anbeter des Worts, auch die Kapelle errichtete er ganz auf eigene Kosten. Er hinterließ der heiligen Kirche dies Gedächtniß. Seid gegrüßt, ihr Brüder reinen und einfaltvollen Herzens; euch grüßt Euelpius, die gesäet im heiligen Geist ihr seid." „Die Bruderschaft erneuerte diese Marmorschrift im ersten Jahr des erlauchten Severianus. Verfertigt nach dem Plane des Asterius." Eine wahrhaft liebenswürdige Seele, die sich hier ausspricht. Euelpius schenkt der Gemeinde die Flur für den Kirchhof, die Stelle zu anständiger und würdiger Beerdigung, und erbaut auf eigene Kosten die dazu gehörige Kapelle. Er nennt

[1]) Siehe Rénier Nr. 4025. Zu vos ergänze salutat, m. ist marmoreum, a. I. steht für anno I. und exing für ex ingenio.

sich einen Verehrer, einen Anbeter des Wortes, offenbar im Gegensatze zu den Arianern, welche die Gottheit des ewigen Wortes, des göttlichen Sohnes läugneten; und gibt diesem seinem Bekenntnisse auch noch dadurch einen bildlichen, aber faßlichen Ausdruck, daß er die Buchstaben *A* und *Ω* im Kranze beifügt. Sie sind nämlich nach dem Ausspruche des Johannes in der geheimen Offenbarung Sinnbild der ewigen göttlichen Natur Christi, die weder Anfang noch Ende hat; wie denn auch das Dreieck, welches auf den afrikanischen Denkmälern nicht selten mit jenen Buchstaben oder dem christlichen Monogramm verbunden vorkömmt, die tiefste Wahrheit unserer Religion, das Geheimniß der allerheiligsten Dreifaltigkeit darstellt. Das *A* und *Ω* wurde gewissermaßen das Wappen des katholischen Glaubens, deßhalb es denn auch von der römischen Kirche auf die Grabmäler, und von Constantin auf die Kriegsfahne, auf das Labarum gesetzt wurde. Wenn ferner Euelpius „der Wohlhoffende," den Friedhof mit einer Cella oder Kapelle schmückte, wer wollte anstehen, darin eine nicht undeutliche Anspielung auf Gebet und Opfer zu erkennen, welches das christliche Alterthum über den Gebeinen der Martyrer in der einen, und bei den Gräbern der übrigen Gläubigen in der andern Absicht darzubringen pflegte? Ebenso zart, als katholisch ist der Segenswunsch, welchen Euelpius über die Seelen der im Schooße der Erde ruhenden liebenden Brüder ausspricht. Mochte es in der raschen Verbreitung des christlichen Glaubens oder in der natürlichen Beschaffenheit des Bodens oder in irgend einem andern Umstande seinen Grund haben, die afrikanischen Christen gruben keine unterirdischen Katakomben, sondern bestatteten ihre Todten auf offenliegenden Friedhöfen. Bei dieser Art der Begräbnisse war es durch eine doppelte Vorsicht geboten, Leichen und Leichensteine tief in die Erde zu senken. Einmal war man darauf bedacht, sie in trüben und unruhigen Zeiten vor Entweihung von Seiten der Heiden zu schützen.

Und zweitens fürchtete man ebensosehr die wilden Thiere der Wüste. So sehen wir heute noch, daß die Mauren und Araber, um vor den Schakals, die zur Nachtszeit schaarenweise die Todtenäcker durchstreifen, die Reste ihrer Väter zu sichern, die Gräber mit großen Steinen schließen und mehrere Fuß hoch mit Erde überdecken. Um endlich noch ein Wort über die beiden letzten Zeilen der Inschrift zu sagen, so sei hier darauf hingewiesen, wie süß und lieblich die Worte der einen und wie tiefsinnig die der anderen Zeile sind. Euelpius grüßt die Brüder, die reinen und einfältigen Herzens, die unschuldig, arg- und truglos sind. Deren Leiber, sagt er, habe der heilige Geist in den Gottesacker gesäet; wunderbarer Samen, der einst am großen Tage wieder keimen und aufsprossen soll zu unbegreiflich herrlicher Blüthe. Wie ist hier der Ausdruck so treffend, der Gedanke so ganz im Einklange mit der katholischen Auffassung, nach welcher die Leiber der im Herrn Entschlafenen eine Weihe umgibt, indem sie in ihnen Tempel des unendlichen Gottesgeistes, Glieder des geheimnißvollen Leibes Christi erkennt. Und so ist es denn auch nicht ohne Sinn und Bedeutung, daß die Tafel das Bild der Taube aufweist. Schwebt doch der heilige Geist in Taubengestalt über der theuer erkauften kostbaren Saat, sein Eigenthum gleichsam hütend und des Augenblicks harrend, da er am großen Ostermorgen wie ein warmer Frühlingshauch über das Verweste hingeht, um es zu neuem, unaussprechlich schönen Dasein wach zu rufen und es für ein unvergänglich seliges Leben aufblühen zu lassen.

Rom's christliche Grabinschriften.

Es ist eine auffällige und höchst beachtenswerthe Thatsache, daß unter allen Völkern bisher keines gefunden wurde, welches, wie tief es immer in sittliche und geistige Dunkelheit gesunken sein mochte, nicht ein gewisses mehr oder minder lichtes Bewußtsein von der Unsterblichkeit bewahrt hätte. Natürlich suchte dieses Bewußtsein auch im äußern Leben, je nach der Entwicklungs- und Bildungsstufe, seinen entsprechenden Ausdruck zu gewinnen. Nicht nur that es dies in Liedern, in Mythen und Seelenwanderungstheorien, die nothwendig wenigstens eine lebendige Ahnung von persönlicher Fortdauer voraussetzen; es sprach sich vorzüglich auch auf steinernen Grabdenkmälern aus, durch welche man Namen und Thaten derer, die dem Leibe nach unter den Todtenhügeln in Staub zerfallen waren, zu erhalten und zu verewigen sich bemühte. Eine erstaunliche Förderung gewann dies Bestreben, als sich die Schriftsprache nach Entdeckung der Buchstaben zum Bildwerke gesellte und dem leblosen Stoffe gleichsam Redefähigkeit verlieh. Wie viel die Wissenschaft diesem Fortschritte, namentlich zur Aufhellung der ältesten Völkergeschichte, verdankt, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Ich erinnere blos an die Inschriften und Denkmäler der Aegyptier, Hindus, Parsen und Skandinavier. Ihre zahlreichen Bildwerke, ihre mystischen Symbole und Schriftzüge, durch eine Reihe der unermüdlichsten und glücklichsten Forschungen entweder vollkommen sicher oder doch

annäherungsweise gedeutet, werfen wie freundlich aufblitzende Sterne ein überraschendes Licht in die nebel- und nachtumhüllten Zeitabschnitte der ältesten Völkerentwicklung und erzählen nach Jahrtausenden wieder, gleich erwachten und fortan nimmer schweigsamen Herolden, die Heldenthaten und Geschicke mächtiger Nationen, die längst, oft erst nach Erschütterung ganzer Welttheile, von der Bühne der Menschengeschichte abgetreten sind. Wem nun diese Geschichte der Menschheit nicht als ein sinn- und ordnungsloses Gewirre erscheint, sondern ein wunderbares Gesammtgemälde bildet, welches, ohne die geschaffene Willensfreiheit zu beeinträchtigen, von göttlicher Allmachthand angelegt seine lichte Mittelgruppe in der Erlösung hat, ein Solcher kann unmöglich eine jener Geschichtsquellen und Zeugnisse, die die Vorzeit in Stein gegraben, für unerheblich, für gleichgültig und bedeutungslos erachten. Vielmehr wird der wissenschaftlich forschende Menschengeist eben in diesem Gebiete zum Sonnenstrahle, welcher die Felsmonumente, wie zauberhafte Memnonssäulen, trifft und ihnen Morgenklänge entlockt, die fröhlich einstimmen in die große Symphonie und Triumphhymne der geoffenbarten Urkunde.

Je mehr diese, ich möchte sagen, religiös-wissenschaftliche Bedeutsamkeit monumentaler Zeugen, mögen sie sich nun in Hieroglyphen, Runen, Keil- oder sonstiger Schrift aussprechen, die Inschriftenkunde adelt und jeder Leistung eine gebührende und allgemeine Anerkennung sichern dürfte, um so schmerzlicher muß es bedauert werden, daß die einschlägigen Forschungen sich bis vor Kurzem überwiegend und mit fast ausschließlicher Vorliebe den heidnischen Inschriften zuwendeten, während man die christlichen, welche allerdings, was Zahl und sprachliche Form betrifft, anspruchloser, dafür aber an innerm Gehalt um so viel ergiebiger sein möchten, in unbegreiflicher und unverantwortlicher Geringschätzung kaum einer Beachtung werth hielt.

Dies Versäumniß, dessen tiefere Wurzel theilweise in der glaubenslosen oder widerchristlichen Tendenz der modernen Wissenschaft, zumal der humanistischen Studien, liegen dürfte, hat endlich für Rom, die ohne Vergleich reichste Schatzkammer christlich archäologischer Denkmäler, in ebenso rühmlicher als allgemein befriedigender Weise ein noch jugendlicher Gelehrter nachzuholen unternommen, dessen Name bereits einen europäischen Klang hat und in der bezüglichen Fachwissenschaft an Glanz von Wenigen überstrahlt wird. Ich nenne den um die Alterthumskunde hochverdienten Cavaliere G. B. de Rossi, welcher zur Zeit die Herausgabe sämmtlicher in der ewigen Stadt bis jetzt entdeckten christlichen Inschriften der ersten Jahrhunderte veranstaltet. Der Verfasser, durch sechszehnjährige unausgesetzte Anstrengungen und Forschungen, die sich nicht blos auf die italienische Halbinsel beschränken, zu gedachtem Unternehmen in seltenem Maße vorbereitet und ausgerüstet, ist so glücklich, mit den reichsten Naturanlagen ungemein günstige äußere Voraussetzungen zu verbinden. Mit der gründlichsten historischen und klassischen Bildung nämlich, mit wunderbarer Begabung für Combination und Conjekturalkritik, mit ernst prüfendem Sinne, welcher bei den oft verwickelten Untersuchungen über keine Schwierigkeit leichtfertig hinweghüpft, einigt sich bei Cavaliere de Rossi Alles, was von Hülfsmitteln für eine derartige riesenmäßige Arbeit nur irgendwie förderlich und ersprießlich werden kann. In Folge dieses glücklichen und seltenen Zusammentreffens ist es ihm gelungen, mit unendlichem Fleiße, dem wie geistig so auch physisch eine unerschöpfliche Arbeitskraft zu Hülfe kam, ein über Erwartung reiches Material zusammenzutragen. Nicht weniger als elftausend christliche Inschriften[1]) hat er theils berichtigt

[1]) Ungefähr der elfte Theil der ganzen Sammlung fällt auf die Patriarchal-Basilika von St. Paul und gibt Zeugniß für die

und genauer wiedergegeben, theils, Dank seiner scharfen Beobachtungsgabe und seinem Adlerblicke, der auch in die heimlichsten Verstecke einzudringen und selbst die durch die Ungunst der Zeit verstümmelten oder halbverwischten Züge zu erspähen vermag, zum ersten Male aus der Dunkelheit hervorgeholt. Und so wird denn die Sammlung, welche, sieben Bände umfassend, in chronologischer und sachlicher Ordnung bereits druckfertig vorliegt, ein in jeder Hinsicht erschöpfendes Werk, dem unbedingt eine der ersten und vornehmsten Stellen unter den literarischen Erscheinungen unserer Zeit angewiesen werden muß. Daß dieses unser Urtheil das zuständige Maß nicht überschreitet, vielmehr vollkommen gerechtfertigt ist, dürfte zur Genüge die nach den verschiedensten Seiten hin tiefgehende und allgemein wissenschaftliche Bedeutung ausweisen, welche dem verdienstvollen Werke zuzuerkennen wohl Niemand anstehen wird.

Vor Allem liegt es in der Natur der Sache begründet, daß zunächst und vorzugsweise das religiöse, das eigentlich christliche Interesse durch dasselbe gefördert wird. Es ist in der That, als belebte sich nachgerade jener unübersehbare Acker voll zerstreuter und gebleichter Gebeine, wie ihn Ezechiel's prophetisches Auge schaute, oder als träte in den erwähnten Inschriften ein unzählbares Heer aus den schweigsamen Grabgewölben hervor, um laut Zeugnißschaft abzulegen für die Lehre, Verfassung, Wirksamkeit und geschichtliche

erstaunlich hohe Verehrung und Liebe, die man in so bevorzugter Weise dem „Apostel der Heiden" zollte. Sie erklärt die Thatsache, daß von den ältesten Zeiten an unzählige fromme Gläubige es für ein unschätzbares Glück erachteten, an dieser ehrwürdigen Grabesstätte auch ihre Leiber zu stiller Ruhe zu legen, um dem ewigen Ostertage zuversichtlicher in so heiliger Gesellschaft entgegen zu harren. Beiläufig siebenhundert jener christlichen Marmorinschriften läßt gegenwärtig der Benediktinerabt von St. Paul, Don Angelo Pescetelli, unter der Leitung des Cavaliere de Rossi in die Wände des stattlichen Kloster-Ambulatoriums einmauern.

Entwicklung der katholischen Kirche. Ja, diese Tausende beschriebener Steinplatten, was sind sie anders, als ehrwürdige, treue, unverfälschte Denktafeln der primitiven Christenheit, umweht von dem mystischen Dufte und Zauber des lieblichen Frühlings der Kirche, aber auch von dem unwiderstehlichen, überwältigenden Ernste der Katakomben, in deren dunkeln, weitverzweigten Grotten die abendländische Kirche, wie Christus in der verborgenen Grotte zu Bethlehem, gleichsam ihre Geburt, ihre erste Epiphanie wie ihre erste Heimsuchung und blutige Verfolgung erlebte? Die gewichtigen Aufschlüsse, welche sich für die Kernpunkte des katholischen Dogma's, für die kirchliche Hierarchie, Liturgik und Geschichte aus diesen Steintafeln ergeben, in ihrem ganzen Umfange, wenn auch nur andeutungsweise darzulegen, würde die Grenze dieses Aufsatzes überschreiten. Wir werden uns demnach auf die Erörterung einiger wenigen Punkte beschränken, indem wir die gegründete Besorgniß hegen, daß außerkirchliche Theologen auch so schon an den christlichen Marmortafeln, wenn nicht zuverläßig treue und liebe Führer, dann gewiß harte Gegner und gewaltige, unausweichliche Steine des Anstoßes finden werden. Denn daß sich diese Gedenksteine blos da, wo die Gemüther arglos und die Herzen guten Willens sind, zu Meilenzeigern in's Land der Wahrheit, zu Grundsteinen eines erneuerten, der Seele den Frieden wiederbringenden Glaubenstempels gestalten, hat in der Willensfreiheit des Menschen seinen ausreichenden Erklärungsgrund und wird nur zu offenkundig durch die tägliche Erfahrung bestätigt. So meinte jüngst eine bekannte nordische Schriftstellerin Fr. B., welche die Katakomben des heiligen Calixtus besuchte, die unwiderleglichen Zeugnisse dieser beredten Steine lediglich durch die vornehme Bemerkung zu entkräften: „Alles dies bestärkt nur meine Ueberzeugung, daß die Wandlung und Verirrung der Kirche sich bereits aus dem ersten und zweiten Jahrhundert herschreibt.“ (!) In ähnlicher Weise,

nur unvergleichlich naiver, that vor etlichen Jahren ein namhafter Gelehrter P. aus dem protestantischen Deutschland, Angesichts der Stein- und Bildwerke, der Altäre, Gemälde und Inschriften in den Katakomben, den feierlichen Ausspruch: „Fürwahr, der Same des Aberglaubens reicht bis in's höchste Alter des Christenthums hinab!" (Wohl gar bis auf — den göttlichen Stifter selber!) Wenn da blind eifernde, der Wahrheit sich verschließende Protestanten ihre Glaubensgenossen vor dem Besuche so redegewaltiger steinerner Missionäre und Katecheten ernstlich verwarnen, so kann eine so bedauerliche, sich selbst richtende Befangenheit kaum mehr überraschen. „Ich gebe Ihnen," so lautete der wunderliche Bescheid eines englischen Predigers, als er unlängst hinsichtlich des Katakombenbesuchs befragt wurde, „den väterlich ernsten Rath, jene Orte niemals zu betreten, wofern Sie nicht mit den bedenklichsten Zweifeln zurückkehren wollen, die Ihren ererbten Glauben in Gefahr und Ihr Gewissen in Unruhe versetzen." (!) Auch die starrsinnigen, unüberzeugbaren Pharisäer warnten einst die jüdische Menge vor dem Besuche der Stätten, wo der Gesalbte wie Einer, der Macht hat, Seine Lehre vortrug und Seine göttlichen Wunder wirkte [1]).

---

[1]) Daß übrigens die dogmatischen Resultate, welche die Nachforschungen in den Katakomben ergeben, auch die zähesten und zuversichtlichsten Bekämpfer der katholischen Wahrheit mit Besorgniß zu erfüllen anfangen, möge ein Ausspruch beweisen, der die Kraft jener Zeugnisse durch ungemessenes aber sofort auch wieder vergiftetes Lob mit der feinsten Berechnung unwirksam zu machen beabsichtigt. Er rührt von E d m o n d d e P r e s s e n s é, einem der leidenschaftlichsten Gegner der katholischen Kirche und verzweifeltsten Schildträger des Calvinismus her, welcher sich in seiner Brochüre: Lutte entre Hippolyte et Calliste S. 14 folgendermaßen vernehmen läßt: „L'Eglise de Rome n'est-elle pas l'Eglise des catacombes? On peut lire e n t r a i t s s u b l i m e s dans les fresques à moitié effacées sur les murs humides de c e s s a i n t e s r e t r a i t e s l'impression immense, que la persécution produisait dans les coeurs. On y retrouve la trace de cette ferveur, de cet

Wenden wir uns nun der oben übernommenen Aufgabe zu, so möchte zunächst die Frage entstehen, in welchem Ideenkreise die aus den Katakomben zu erhebenden dogmatischen Zeugnisse sich vorzugsweise bewegen werden? Dem verständigen Leser, meinen wir, müßte sich, wofern er nur auf die Zweckbestimmung jener unterirdischen Wohnungen achtet, die Antwort von selbst ergeben. Sind es doch Grabstätten, ehrwürdige und feierlich stille Gebiete des Todtenreiches, in denen der schweigsam wandelnde Sterbliche eines Theils zu ernster Todesbetrachtung angeregt, andern Theils in die ewig friedlichen Wohnungen, in das aus der Ferne grüßende Sehnsuchtsland hinüberversetzt wird, welches die gottselig Gestorbenen entweder schon glücklich erreicht oder doch voraussichtlich zu hoffen haben. Unsterblichkeit also, Himmelserwartung und paradiesische Wonnen, sowie geistige Gemeinschaft, — dies ungefähr werden die Ideen sein, um welche sich, wie um freundlich helle Lichtpunkte, die altchristlichen Grabschriften ihrer Mehrzahl nach gruppiren. Was aber diese Gedenktafeln an Werth und geschichtlicher Bedeutsamkeit um Vieles erhöht und sie von den Monumenten späterer Perioden streng unterscheidet, ist eine durchaus freisinnige, kunst- und fessellose Form, der gänzliche Abgang jeder Beschränkung und Regelung, wodurch es denn dem Gutdünken des Einzelnen unbedingt überlassen war, nach Form und Inhalt die Weiheschrift zu bestimmen. Diese ungebundene freie Aussprache des christlichen Gefühls, diese durch starre Regeln in keinerlei Weise beengte Subjektivität ist es gerade,

---

enthousiasme, de cette déification (!) du martyre, dont nous avons parlé. Nous essayerons quelque jour de faire lire à nos lecteurs cette page immortelle de l'histoire de l'Eglise, écrite dans les ténèbres des catacombes, sur ces murailles à moitié détruites. Ils y trouveront comme nous beaucoup à admirer, mais aussi plus d'une erreur dangereuse.“ (!)

der wir dasjenige, was sich von dogmatischem Gehalte in jene Denkschriften verflochten hat, vornehmlich verdanken. Ueberdies ist diese Art und Weise so sehr den Katakomben-Gräbern der drei ersten Jahrhunderte eigenthümlich, daß sie weder in den zwölfhundert Inschriften, welche gleich nach Constantin verfaßt wurden, noch in den spätern Epitaphien der alten Basiliken in einem einzigen vollkommen analogen Beispiele wiederkehrt. Diese die ältesten Grabsteine kennzeichnende Eigenthümlichkeit nun prägt sich in der Weise aus, daß in schlichtester Form und in gedrängter, oft lakonischer Kürze (gleichsam ex abundantia cordis) dem bewegten Gemüthe des Leidtragenden irgend ein inniger Wunsch, ein sinniger Gruß, ein an den lieben Verstorbenen gerichteter warmer Zuruf entquillt, der dann, wie leicht einleuchtet, gerade weil er ein freier Aufschwung, Erguß des überströmenden Herzens ist, *dogmatische* Anspielungen nur zufällig, nur accessorisch enthalten kann.

Indem wir eine Reihe zum Theil noch unveröffentlichter Inschriften näher prüfen, möchten wir das Gesagte erhärten und zugleich, wie sich daraus für *Dogmatik* und Apologetik eine reiche Ausbeute gewinnen läßt, übersichtlich nachweisen.

I.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Grabsteinen zeichnet sich dadurch aus, daß sie, des Todes in seinem eigenen Reiche spottend, die siegesgewisseste und vertrauensvollste Ueberzeugung ausspricht. Nach ihnen führt der Verblichene, zwar dem Körper nach entseelt, geistig dennoch ein *Leben* süßen Friedens, seliger Wonne, ewiger, unvergänglicher Herrlichkeit. Als Beleg aus vielen nur folgende Beispiele:

PRIMA VIVIS IN GLORIA DEI ET IN PACE DNI

NOSTRI ☧

„Du lebst, Prima, in der Herrlichkeit Gottes und im Frieden Christi unseres Herrn.“ Es finden sich diese denkwürdigen Worte im Gottesacker des heiligen Saturnin, geschrieben in den frischen Kalk einer Gruft.

IANVARINO DIGNO FILIO
PARENTES FECERVNT

QVI. VIXIT. ANNIS. VI.
QVESCIT IN PACE AETERNA



„Ihrem würdigen Sohne Januarinus haben (dies Denkzeichen) die Eltern gesetzt; er lebte sechs Jahre und ruht im ewigen Frieden Christi.“ So lautet eine Inschrift in der Katakombe des heiligen Calixtus[1]). Daß die Palme, welche ihr beigefügt ist, nicht blos Märtyrergräber schmückte, ist genugsam bekannt. Sie kömmt vielmehr, um mich der Worte des Orosius zu bedienen, „allen Auserwählten zu, welche, gleichviel in welcher Weise, über den Urfeind und die Lüste dieser Welt obgesiegt und triumphirt haben“[2]). Weiterhin drücken sich bündig und klar zwei Erinnerungstafeln aus, von denen sich die eine im Lateran, die andere in der Hypogea oder Krypte der heiligen Praxedis befindet. Es sind die folgenden:

ΖΩΗ	IN PACE
EX DIE V	IDVS NOB

„Zoe ruht im Frieden vom 9. November (dem wahrscheinlichen Sterbetage) an.“

---

1) Vergleiche Marangoni Acta S. Victorini p. 69 und 107. Irrthümlich las der Herausgeber quiescit statt quescit. Ueber das Monogramm siehe die weitere Ausführung in unserem Aufsatze: „Die alte Kirche von Afrika.“

2) Oros. Fragmenta expositionis in Apocal. ed. a de Magistris Act. Mart. ad Ost. Tyb. p. 470.

DVLCIS ET INNOCES HIC DORMIT SEVERIANVS IN SOMNIO PACIS QVI VIXIT ANNVS P M L CVIVS SPIRITVS IN LVCE DOMINI SVSCEPTVS EST DIE . . .

„Hier schläft im Schlummer des Friedens Severianus voll Lieb und Unschuld; er lebte bei 50 Jahre; sein Geist wurde in das Licht des Herrn aufgenommen am u. s. w.

Eine Denkschrift, welche Aringhi[1]), einer der verdientesten christlichen Alterthumsforscher, in der Katakombe der heiligen Lucina, die sich gerade unter S. Paul an der ostischen Straße hinzieht, entdeckte, befand sich wiederum an der äußern Kalkseite einer Gruft und lautet also:

SAXSONIA IN PACE BENEMERENTI IN DOMO AETERNA DEI.

„Der wohlverdienten Sachsonia (errichtet). Sie ruht in Frieden im ewigen Gotteshause.“ — Zu diesen fügen wir noch zwei Denksteine aus der Uebergangszeit, nämlich aus den Jahren 329 und 377 nach Christi. Die eine, in der Vorhalle der Basilika S. Maria Maggiore, ist folgendermaßen abgefaßt:

CONSTANTINO AV(g—) APRIL NATVS EST L
(rentius? in) ETERNVM ANN XX —
DORMIT IN PACE

„Unter dem Consulate des Kaiser Constantin im Monat April wurde L(aurentius?) für die Ewigkeit geboren im Alter von 20 (?) Jahren. Er schläft im Frieden.“ Bezeichnet diese Tafel das künftige himmlische Dasein im Gegensatz zu dem irdischen als das eigentliche Leben und die Todesstunde entsprechend als Geburtsstunde, so ist die zweite bestimmt auf die wirkende Ursache

1) Aringhi Roma subt. t. II. p. 416.

der Seligkeit, auf die himmlische Wiedergeburt durch die Taufe, hinzudeuten:

A ☧ ω

COELESTI RENATVS AQVA QVI VIVIT IN
AEVVM FORTVNATIANVS HIC SITVS EST . .

I N P A C E

„Hier ist die Ruhestätte des Fortunatianus, welcher, wiedergeboren im himmlischen Wasser, ewig lebt im Frieden" u. s. w.[1])

II.

Daß die ersten Christen die unerschütterliche Ueberzeugung von dem geistigen Fortleben der hingeschiedenen Mitbrüder, von ihrer wonnereichen Theilnahme an der Himmelsglorie des Vaters und Seines Gesalbten, in sich trugen, wer möchte dies nach den vorstehenden Aussprüchen in Zweifel ziehen? Sie bestätigend schließt sich eine weitere Familie

---

[1]) Es bilden die altchristlichen Inschriften, welche der Taufe Erwähnung thun, eine besonders ansehnliche Klasse, in der viele das Sakrament der geistigen Neugeburt mit dem Namen „Erleuchtung" bezeichnen. Als Beispiel folgende Erinnerungstafel:

ΕΚΟΙΜΗΘΗ ΑΧΙΛΛΙΑ
ΝΕΟΦΩΤΙCΤΟC ΕΝΙ
ΑΥΤΟΥ ΜΗΝΩΝ Ε̄ ☧ Ζ̄
ΚΑΛΑΝΔΩΝ ΜΑΡΤΙΩΝ ΗΜΕΡΑ
CΕΛΗΝΗC 

„Hier schlummert Achillia, die erst kürzlich erleuchtete. Sie erreichte 1 Jahr und 5 Monate, und starb am 23. März Montags." Siehe Monumenta vetustatis Kampiana, Londini 1720. Th. I. S. 39, 8.

von Grabschriften an, nur der Form nach unterschieden, indem sie die gleiche frohe feste Zuversicht für die Zukunft, nicht wie oben in der Gegenwart, ausdrückt. Es ist diese Klasse in der reichen, durch de Rossi's Bemühung trefflich und sinnig geordneten Galerie des lateranensischen Palastes besonders stark vertreten. Aus ihr hier nur vier Tafeln:

VRSINA
VIBES DEO

„Du wirst leben in Gott, Ursina."



V IdV. AP FELICISSIMA
IN DEO VIVES

„Den 9. April. Felicissima („Glücklichste"), du wirst leben in Gott"[1]).

AGAPE VIBES
IN ETERNVM

„Agape („Liebe"), du wirst in Ewigkeit leben." Die vierte stammt aus der Katakombe des Pontianus, trägt den Fisch, das Arkansymbol des Gottessohnes und lautet:

CELI TIBI PATENT
BIBES IN PACE

„Dir stehen die Himmel offen: du wirst leben im Frieden." Eine ähnliche, erst jüngst an's Licht gezogene, Inschrift bewahrt das Archiv der päpstlichen Sakristei zu Rom. Sie lautet:

SECVNDAE VIVES MIHI DVLCIS
IN DEO

„(Dies Andenken) der Sekunda. Du mir süße wirst leben in Gott." — Endlich möge an letzter Stelle hier

---

1) Lies: V Idu(s) Ap(riles). Vergleiche Boldetti Osserv. sui sacri cemet. S. 419.

noch eine Erinnerungstafel vom Friedhofe des Saturnin stehen, die Marangoni, zugleich mit einem Blutgefäß, entdeckte[1]):

ALOGIA COIVX KARISSIMA
SEMPER VIVES IN PACE VIX A XXI

„Alogia, meine herzliebste Gattin, du wirst immer leben im Frieden. Sie starb im Alter von 21 Jahren." — Diese und ähnliche Inschriften, denken wir, sind so klar, zeugen so beredt für unsere Ansicht, daß sie eine Erläuterung überflüssig machen. Aber, so wendet vielleicht Jemand ein, spricht denn nicht gerade die Form der Zukunft wider die Eingangs erklärte Auffassung? Ist sie nicht, weit entfernt die katholische Lehre vom Einzelgerichte, von der sofortigen Entscheidung nach dem Tode zu rechtfertigen, vielmehr geeignet, der häretischen Anschauung das Wort zu reden? Kurz, läßt sie nicht die Vermuthung zu, daß dem Tode Anfangs ein halbbewußtes, dumpfes, empfindungsloses Schlummerleben folge, die Beseligung aber, das eigentliche, himmlisch verklärte Leben erst in der Zukunft, etwa am jüngsten Tage, beim Abschlusse der Weltgeschichte eintrete? Diesen Einwurf als unhaltbar und grundlos nachzuweisen, reichen wenige Andeutungen hin. Zunächst weisen ihn schon sämmliche, im vorigen Abschnitte angeführten Zeugnisse zurück. Dann findet er seine vollständige Widerlegung in dem Umstande, daß VIVES vorherrschend mit SEMPER, IN AETERNVM, IN AEVVM oder einem ähnlichen Zusatze verbunden erscheint, der jedes Mißverständniß, jede Mißdeutung ausschließt. Es hat jene Futurform sonach nicht den Sinn „du wirst einmal oder dereinst leben," sie will vielmehr ausdrücken „du wirst allzeit, in Ewigkeit leben, wirst nie mehr den Tod sehen." Ein helles Licht wirft auf diese Frage die denkwürdige und

---

[1]) Marangoni (Case Gentilesche S. 454) irrte in der Form vive.

unschätzbare Katakombe der Päpste oder des Calixtus. Wie nämlich früher bemerkt, galt diese Todtenkammer für die vornehmste und besuchteste der unterirdischen Andachtsstätten Rom's und es pflegten in ihr die frommen Wallfahrer nicht selten ihre Eindrücke, Empfindungen, Wünsche und Gebete in den Mauerkalk einzuzeichnen. Unter diesen Miniatur-Inschriften nun, zu deren Entzifferung ein scharfes Auge und Criterium, wie es in hohem Grade de Rossi zu Gebote steht, erforderlich war, zieht vor allen übrigen eine dadurch unsere besondere Aufmerksamkeit an sich, daß sie in den verschiedensten Theilen der Katakombe, von der päpstlichen Grabkammer bis zur Ausgangskapelle, in ununterbrochener Reihenfolge sich fortgeführt findet. Es ist überall derselbe warme Herzenserguß, dasselbe tiefandächtige Gebet, nur unwesentlich in der Form verschieden, indem es bald heißt SOFRONIA VIVAS, „Mögest du leben, Sophronia,“ bald SOFRONIA VIVAS IN DEO, „Mögest du, Sophronia, in Gott leben,“ bald SOFRONIA IN DOMINO „Sophronia, lebe in dem Herrn.“ So regelmäßig wiederholen sich diese fein in den Kalkmörtel gegrabenen Worte durch die verschiedenen Galerien, daß man den ganzen Bittweg, den der liebe fromme Waller vor anderthalbtausend Jahren, vielleicht von weiter Ferne her, für irgend ein theures heimgegangenes Wesen, für Mutter, Schwester, Braut oder Gattin unternommen, von Stelle zu Stelle zu verfolgen im Stande ist. Bittend, flehend mochte der Pilger, wie er die Gänge durchschritten, endlich in die letzte Kammer, von wo man wieder aufzusteigen pflegt, eingetreten sein und hier noch einmal inbrünstiger, glühender die geliebte Seele dem Herrn empfohlen haben. In diesem Augenblicke muß er, sich vom Gebete erhebend, etwas wie Gewährung, wie Erfüllung des heißen Wunsches in der Brust empfunden haben, denn nun war es keine Bitte, kein Seufzer, kein Wunsch, was er an diese Gräberwand schrieb; er grub vielmehr die

Freude und Zuversicht athmenden, erhörungsgewissen Worte hinein:

SOFRONIA DVLCIS
SEMPER VIVES DEO
SOFRONIA VIVES DEO

„Liebe, süße Sophronia, leben wirst du allzeit in Gott, — Sophronia, du wirst leben in Gott!"

III.

Die liebliche Pilgererzählung, welche leicht zu einer rührend schönen Romanze Stoff bieten könnte, hat uns in ihrer Aktion unvermerkt die Brücke gebaut zu unserer fernern Untersuchung. Wenn die vorgelegten Inschriften nämlich die feste Zuversicht, die frohe Hoffnung, daß die vollendeten Gerechten zu einem unvergänglichen, unendlich seligen Leben erhoben werden, unzweifelhaft bekunden, so lassen sie doch die wichtige Frage unentschieden, ob diesem Leben lichter seliger Verklärung, in gewissen Fällen, ein Mittel, ein Läuterungszustand vorhergehe. Diese Frage zu erledigen, tritt eine neue Abtheilung von Inschriften in die Schranken. Aus ihrer Physiognomie liest man wohl auch die innigste Theilnahme der Hinterbliebenen, welche der vorausgeeilten Seele liebend in die Ewigkeit nachblickt; aber ihr Herz, diese Gefühlsäußerung tritt in den Vordergrund, getraut sich nicht recht, die Himmelsfreude mit Sicherheit und Zuversicht für schon erlangt anzusehen, — es bescheidet sich mit dem flehentlichen Wunsche, mit dem trauten lieben Segensgruße, mit der zart verhüllten Form des Gebets, das wie ein Seufzer dem nicht ganz unbesorgten Gemüthe entsteigt.

FAVSTINA DVLCIS
BIBAS IN DEO

„Süße Faustina, mögest du in Gott leben!" So ein Grabstein im Lateranischen Museum, ursprünglich der

Katakombe von S. Agnese angehörig[1]). Ein anderer, der jetzt der Vatikanischen Sammlung eingereiht ist, lautet:

SABINA
VIBAS
IN DEO



„Sabina, lebe in Gott!“ Beinahe die gleiche Gestalt hat folgende Inschrift von dem Kirchhofe des Saturnin:

SABINE VIVAS IN 

„Der Sabina (gewidmet). Mögest du leben in Christus!“ Im Gottesacker des heiligen Calixtus fand Buonarroti[2]) eine Marmortafel mit den Worten:

DIOSCORE
VIBE IN ET
ERNO

„Dioskorus, lebe ewig!“ Ein ähnliches Paar von Inschriften wurde von de Rossi entdeckt, die eine in der Picenischen Seestadt Cupra Maritima, unweit dem heutigen Marano, wohin sie vermuthlich von Rom aus gewandert ist:

AQVILINA ET EVSEBI DVLCIS
PAX VOBIS IN DEO

„Aquilina und Eusebius, süßer Friede euch in Gott!“ — Die andere im Vatikan, von wo sie in das Lateranische Museum versetzt worden:



REGINA VIBAS
IN DOMINO
ZESV



„Regina, o daß du lebest im Herrn Jesu!“ Die Katakombe des Calixt barg vormals einen Grabstein mit folgender Aufschrift:

---

1) Siehe Boldetti l. c. S. 417 und Marangoni l. c. S. 85.
2) Buonarroti, vetri cemeteriali S. 164.

GENSANE PAX ISPIRITO
TVO

(Taube mit dem Oelzweig)

„Gensanus, Friede deinem Geiste; — während ein anderer gegenwärtig noch in Fondi aufbewahrt, also lautet[1]):

☧ VRSVLA
ACCEPTA SIS
IN CRISTO

„Mögest du, Ursula, angenehm und angenommen sein in Christus!" Eine Inschrift, einst im Gottesacker der heiligen Cyriaca, jetzt in der Vatikanischen Halle befindlich, hat die lieblichen Worte:

LAVRENTIA MELIS DVL
CIOR QVIESCE IN —

„Laurentia, du süßer denn Honig, ruhe im (Frieden). Eine andere Denktafel aus derselben Katakombe lautet[2]):

VLPIA VIVA SIS CVM FRATRIBVS
TVIS

„Mögest du, Ulpia, des Lebens theilhaftig sein mit deinen Brüdern!" Endlich führen wir noch eine Grabschrift der Lateranischen Sammlung an, die die Worte enthält:

—QVAE VIXIT ANN XVI M VII DIES XVIII
TE IN PACE CVM VIRGINITATE TVA

„Sie lebte 16 Jahre, 7 Monate und 18 Tage. (Möge Gott) dich, die jungfräulich reine, in den Frieden (aufnehmen)!"

---

1) Siehe Boldetti l. c. S. 418 und 341. Ungenau las der Herausgeber Christo statt Cristo. Ispiritio ist der Dativ des romanischen spiritum mit euphonischem i.

2) S. Boldetti S. 419.

IV.

Der herzlich innige Wunsch, der fromme, segnende Zuruf an und für die Hingeschiedenen dürfte mehr als genügend aus den altchristlichen Grabsteinen nachgewiesen sein. Die liebreiche Theilnahme hält sich indeß nicht immer in dieser Ausdrucksform des Affekts. Sie wird erklärter, ausgesprochener, thatkräftiger. Sie wirft die Hülle, den leichten, durchsichtigen Schleier ab, — sie wird zur offenkundigern, direkt an Gott um Hülfe gerichteten Fürbitte. Auch aus der hierher gehörigen Inschriftenklasse einige Beispiele. Mit Absicht und, wir glauben, auch mit Recht übergehen wir die von Muratori aufgefundene, allem Anscheine nach einer spätern Zeit, etwa dem fünften Jahrhundert, angehörige griechische Tafel des Inhalts: „Gott, der du zur Rechten des Vaters sitzest, stelle an den Ort Deiner Heiligen die Seele des Nektarius"; und beschränken uns auf folgende:

D. P.

QVE VIXIT AN NOS XXII MES N IIII DIES. VI

LVCIFERE CO(i)VGI DVLCISSIME OMNEM
DVLCITVDIN(e)M CVM LVCTVM MAXIME
MARITO RELIQVISSET MERVIT TITVLVM
INSCRIBI VT QVISQ(uis) DE FRATRIBVS LEGERIT
ROGET DEV
VT SANCTO ET INNOCENTI (sp)IRITO AD DEVM
SVSCIPIATVR

„Beisetzung."

„(Dies Denkzeichen) der Lucifera („Morgenstern"), der süßesten Gattin, die ganz Lieb und Anmuth war. Sie hat, ihrem Manne die schmerzlichste Trauer hinterlassend, Anspruch auf eine Grabschrift erlangt, damit, wer immer von den Brüdern sie liest, Gott bitte, daß ihr heiliger, unschuldvoller Geist

zu dem Ewigen aufgenommen werde. Sie lebte 22 Jahre, 4 Monate und 6 Tage." Dies schätzbare Monument[1]) befindet sich jetzt in der Galerie des Laterans; dagegen ruht nachstehende griechische Inschrift noch in der Katakombe der hh. Nereus und Achilles, die, ungemein ergiebig ist und sich bis nach Paul, an die ostische Straße hinzieht[2]):

ΔΗΜΗΤΡΙϹ ΕΤ ΛΕΟΝΤΙΑ ϹΕΙΡΙΚΕ ΦΕΙΛΙΕ ΒΕΝΕΜΕΡΤΙ ΜΝΗϹΘΗϹ ΙΗϹΟΥϹ Ο ΚΥΡΙΟϹ ΤΕΚΝΟΝ — (ἡμῶν?)

„Demetrius und Leontia ihrer wohlverdienten Tochter Syrika. Gedenke, Herr Jesu, unseres Kindes!" Ein anderer Grabstein dankt seine Auffindung dem Archäologen Boldetti[3]). Er enthält die Worte:

ΑΥΡ ΑΙΛΙΑΝΟϹ
ΠΑΦΛΑΓΩΝ ΘΕ
ΟΥ ΔΟΥΛΟϹ ΠΙϹΤΟϹ
ΕΚΟΙΜΗΘΗ ΕΝ ΕΙΡΗ
ΝΗ ΜΝΗϹΘΗ ΑΥΤΟΥΟ
ΘΕΟϹ ΕΙϹ ΤΟΥϹ ΑΙΩΝΑϹ

„Aurelius Aelianus, aus Paphlagonien, ein treuer Gottesdiener. Er entschlief im Frieden. Möge seiner Gott gedenken in Ewigkeit." In der Villa Borghese sieht man ferner die wohl dem zweiten Jahrhundert angehörige überaus denkwürdige Inschrift:

1) Vergl. Lupi, De Epit. S. Severae S. 167. „Omnem dulcitudinem" ist unbedenklich als Acc. graecus zu nehmen; „spirito" ist eine andere Form der Vulgärsprache neben spiritum.

2) Die Endung *ις* statt *ιος* ist eine alexandrinische, in den christlichen Inschriften oft wiederkehrende Eigenthümlichkeit; *βενεμερτι* steht für *βενεμερεντι*.

3) Siehe Boldetti l. c. S. 456.

HIC TI-FINIS ER-VITAE DVLCISSIME NATE
SED PATER OMNIPOTENS ORO MISERERE LABORVM
TANTORVM MISERE-ANIMAE NON DIG —
FERENTIS
IXΘY



Hier, o süßestes Kind, war des Lebens Ziel dir vollendet;
Doch, allmächt'ger Vater, ich fleh', erbarm Dich der Leiden,
Ach des Lieblings erbarm Dich, der Unverdientes erduldet. Durch Jesum Christum. [1])

Endlich findet sich der liebesthätige Gebetsbeistand zart und sinnig, wiewohl verhüllt, ausgesprochen in folgender jetzt den Lateran zierenden Denktafel:

IVSTE NOMEN
TVM IN AGAPE (Taube mit Zweiglein.)

„Dein Name, Justus, lebt in heiliger Liebe."

V.

Diese Zeugnisse allein schon, die der Verlauf der gegenwärtigen Untersuchung und ungleich ansehnlicher noch der zweite und dritte Band des de Rossi'schen Originalwerkes vermehren werden, müßten, unseres Erachtens, jedem aufrichtigen, unbefangenen Beurtheiler genügen und in ihm die Ueberzeugung feststellen, daß fernerhin den Glauben an einen **Mittelzustand** nach dem Tode den ersten Christen abstreiten wollen, nichts anderes heißt, als die untrüglichsten geschichtlichen Dokumente, weil sie einer unreifen Ansicht,

---

[1]) Ueber die tiefe und weittragende Bedeutung des Fischsymbols in den ältesten Katakomben ist es unsere Absicht, in der zweiten Abtheilung unserer „Stimmen" ausführlicher zu handeln.

einem Vorurtheil widersprechen, hartnäckig zurückweisen. Diese Wahrheit einmal ermittelt, legt uns die nicht unwichtige und noch immer bestrittene Frage nahe: Wie war, nach Vorstellung der Gläubigen jener ehrwürdigen Zeit, der fragliche Mittelort, der vorbereitende Zwischenzustand beschaffen? Dachte man sich ihn nicht vielleicht als eine bloße Fortsetzung des vorchristlichen Limbus, der sogenannten Vorhölle? als einen Ort schmerzloser Verbannung oder gar wonnigen, schon im Vorgenuß der überströmenden Himmelsfreude seligen Harrens? Nichts weniger als dies. Den Beweis liefert eine unglaublich große Zahl von Inschriften, in denen der Wunsch, das Verlangen, das fromme Gebet, für den Hingegangenen ausgesprochen, unzweideutig die Absicht hat, eine Befreiung von Schmerzen, eine Linderung und Erfrischung, eine Erquickung wie von brennenden Gluthqualen zu erwirken.

Wiederum ist es die Lateranische Galerie, an welche wir uns zunächst um zuverlässige und beredte Zeugen wenden. Eine Grabschrift[1]) daselbst lautet:

AMERIMNVS
RVFINAE. COIV
GI CARIS. SIME
BENE. MEREN.
TI. SPIRITVM.
TV. VM. DE. VS.
RE. FRI. GERET

„Amerimnus seiner liebsten, wohlverdienten Ehefrau Rufina. Möge Gott deinen Geist erquicken!“ Es stammt diese Erinnerungstafel aus der Katakombe des heiligen Calixtus. Eine andere bietet die Aufschrift:

1) Vergl. Boldetti l. c. S. 418.

BOLOSA DEVS TI
BI REFRIGERET QVAE VI
XIT ANNOS XXXI RECESSIT
DIE XIII KAL OCT. B. ☧

„Gott gebe dir Erquickung, Bolosa. Sie lebte 31 Jahre und verschied am 19. September." Derselben Lateranensischen Sammlung entlehnte J. Spencer Northcote, dessen Büchlein über die römischen Katakomben [1]) die freudigste Anerkennung und Aufmunterung verdient, als vorliegende Frage aufhellend auch die Inschrift:

DOMINE NE QVANDO
ADVMBRETVR SPIRITVS
VENERES DE FILIVS IP
SEIVS OVI SVPERSTI
TIS SVNT BENEROSVS
PROIECTVS

Von diesem Texte gibt der Verfasser, abgesehen von anderweitigen Ungenauigkeiten [2]), die leider verfehlte, den Sinn entstellende Uebersetzung: „Herr laß den Geist (unserer Mutter) Venus nie umnachtet werden. Aus der Zahl ihrer Söhne widmen dies die überlebenden Venerosus und Projektus" [3]). Die richtige Uebertragung der merkwürdigen Inschrift lautet vielmehr: „Herr, laß doch nie den Geist der Venera (oder Venus Veneria) verdüstert werden von Seiten ihrer überlebenden Söhne Venerosus und Projektus." Den Denkstein setzte mithin ein

[1]) Das Werk führt den Titel „The Roman Catacombs."

[2]) So liest Northcote irrthümlich Veneris statt Veneres, filiis statt filius, qui statt ovi. Siehe S. 148.

[3]) „Lord, let not the spirit of (our mother) Venus be at any time in darkness. Of the number of her sons, those who survive, Venerosus and Projectus (set up this monument)."

Bruderpaar, welches in der kindlich zärtlichen Besorgniß, daß es einmal durch untugendsame Aufführung dem geschiedenen Geiste der theuern Mutter Betrübniß, Kummer und Unehre bereiten könnte, den Herrn anfleht, solch' Unheil um der gewiß seligen Mutter willen in Huld abzuwenden. — Doch weiter zu andern unzweifelhaft bestätigenden Grabinschriften. Eine solche befindet sich im Museum des Collegio Romano:

KALEMERE DEVS REFRIGERET
SPIRITVM TVVM VNA CVM SO
RORIS TVAE HILARE

„Kalémera[1]), möge Gott deinen Geist erquicken mit deiner Schwester Hilaria (oder Hilara, „Fröhliche")." Eine andere gehört der Katakombe des Calixtus an; sie lautet[2]):

ANTONIA AN
IMA DVLCIS
IN PACE T
IBI DEVS
REFRIGERIT

„Süßes Herzlieb, Antonia, möge Gott dich laben im Frieden." Zwei andere Grabsteine, der eine in dem Friedhofe der hh. Nereus und Achilles, der andere in jenem der heiligen Agnes, geben denselben Gedanken also:

VICTORIA REFRIGERER
ISSPIRITVS TVS IN BONO

„Möge dein Geist, Viktoria, in dem Guten (d. i. im Allgütigen, in Gott) erquickt werden!" Und:

---

[1]) Auch hier hat sich bei Northcote ein Fehler eingeschlichen: er liest Kalemira statt Kalemera. Dies wohl Καλημερα, „lieblicher Tag."

[2]) Vergl. Boldetti l. c. S. 418.

CALETYCHE CONIVX ET VIC
TORINVS FILIVS POSVERVNT
VICTORINO CONIVGI IN PACE
QVI VIXIT ANNIS $\overline{N}$ LXII. IN
REFRIGERIO ANIMA TVA VICTO
RINE

„Dem Gatten Viktorinus haben (dies Denkmal) gesetzt seine Gattin Caletyche und sein Sohn Viktorinus. (Er ruht) im Frieden, er lebte 62 Jahre. Deine Seele, Viktorin, wohne in der Erquickung!"[1]) Eine seltsame Gedenktafel, die ebenfalls hierher gehört, sieht man im Capponischen Palaste zu Rom. Sie lautet:

☧

EX VIRGINIO TVO BEN
E MECO VIXISTI LIBENI C
ONIVGA INNOCENTISSI
MA CERVONIA SILVANA
REFRIGERA CVM SPIRITA
SANCTA DEP KAL APR TIBERI
ANO II ET DIONI COSS

Von deiner Jungfrauschaft an lebtest du tugendsam mit mir in freigewählter Ehe unschuldigste Cervonia Sylvana. Mögest du Erquickung finden bei den heiligen Geistern! Beigesetzt den 1. April unter dem zweiten Consulat des Tiberian und dem ersten des Dio" (d. h. im Jahre unserer Zeitrech=

---

[1]) Vergl. Fabretti, Inscr. domest. S. 547, 5 und 758, 638. Das Zeichen $\overline{n}$ steht bekanntlich für numero, „an Zahl." Auch brachte man, wie unter den ersten Christen den Kindern so häufig der Name der Eltern oder ein darnach gebildeter beigelegt wird, so Veneroscis nach der Mutter Venera.

nung 291) [1]). — In der Kirche des heiligen Eustachius zu Rom, die diesem hochsinnigen, edeln Märtyrer zu Ehren an der Stelle seines ehemaligen Palastes erbaut ist, wurde vordem eine Grabtafel aufbewahrt, die folgende zärtliche Worte enthielt [2]):

PARENTES AVIAE PAVLINAE
FILIAE DVLCISSIMAE
CVIVS SPIRITVM IN REFRI
GERIVM SVSCIPIAT
DOMINVS



„Die Eltern ihrer liebsten, süßesten Tochter Avia Paulina, deren Geist der Herr in die Erquickung aufnehmen möge." Doch schließen wir diese Reihe von Inschriften mit den zwei folgenden. Eine derselben befindet sich in der Katakombe des Prätextatus, die erst neulich, nachdem de Rossi ihr Centrum entdeckt, wieder eröffnet worden ist; die zweite, von Marini einmal gelesen, ist seitdem, so viel uns bekannt, der Oeffentlichkeit entzogen. Sie lauten also:

BENEMERENTI SORORI BON — VIII KAL NOB
ΔΕΟΥC ΧΡΙCΤΟΥC ΟΝΝΙΠΟΤΕC
CΠΙΡΙΤ - ΤΟΥ - ΡΕΦ - ΙΓΕΡΕ - ΙΝ ☧

„Der wohlverdienten Schwester Bonifacia (oder Bonosa), (welche) den 25. Oktober (verschieden ist). Möge

[1]) De Rossi liest: Ex virginio tuo: bene mecum vixisti libenter, coniux innocentissima Cervonia Silvana. Refrigereris cum spiritibus sanctis. Deposita Kal. Apr. Tiberiano II et Dione conss. Diese, ebenfalls in der Vulgärsprache abgefaßte Inschrift dient zum Beweise, daß das Monogramm des Labarums ☧ vor Constantin bereits bekannt und eingeführt war.

[2]) Vergl. Muratori, Thes. inscript. S. 1922, 1.

Gott, Christus der Allmächtige deinen Geist erquicken."

AETERNA TIBI LVX TIMOTHEA IN ☧

QVAE VIXIT ANN XIII MENS VIIII IN PACE
— OS VII ID AVG.

„Das ewige Licht leuchte dir, Timothea, in Christus. Sie lebte 13 Jahre und 9 Monate; sie ruht im Frieden, beigesetzt am 7. August" (deposita).

VI.

Geistig bewußte, persönliche Unsterblichkeit, selige Vergeltung, Fürbitte für die in schmerzlicher Läuterung noch der Erlösung harrenden Verstorbenen, Uebergang derselben in die Wohnung der „Erquickung," des „Lichtes," des „Friedens,"[1]) — das sind die Ergebnisse, welche aus der bisherigen Erörterung ebenso ungezwungen und überraschend wie unumstößlich als urchristliche Lehrsätze sich uns herausgestellt haben. Es übrigt noch, dem gleichsam aus Steintafeln aufgeführten Gebäude den Schlußstein einzufügen, der es abrunde, vollende und kröne. Wir meinen die Untersuchung bezüglich des Verhältnisses, welches, nach dem unverfälschlichen Zeugnisse der christlichen Grabsteine, zwischen den Erdenpilgern und jenen anzunehmen ist, die aus den Kämpfer-

[1]) Beachtenswerth ist die wundersam hervortretende Uebereinstimmung zwischen der altchristlichen Epigraphie und der Ausdrucksweise der Kirche; so betet diese noch heute im Meßkanon: „Gedenke auch, o Herr, Deiner Diener und Dienerinnen, so uns vorangegangen sind mit dem Zeichen des Glaubens und im Schlummer des Friedens; ihrer, Herr, und Aller, die in Christo ruhen, verleihe, wir bitten Dich, den Ort der Erquickung, des Lichtes und des Friedens (locum refrigerii, lucis et pacis) durch denselben Christum unsern Herrn. Amen."

reihen der streitenden Kirche hinweggerückt in die freudentrunkene und überselige Schaar der triumphirenden aufgenommen sind. Wie bestimmen, wie begrenzen jene steinernen Urkunden dies Verhältniß? Wissen sie nichts von einer lebendigen, geistigen, gleichsam solidarischen Wechselbeziehung? Mit andern Worten, entbehren jene Grabschriften, wie von gegnerischer Seite behauptet wird, jeder auch der leisesten Spur, die in den Zeiten, welche unmittelbar aus der apostolischen Urquelle hervorflossen, solch ein Wechselverhältniß anzunehmen nöthigte? Oder treten sie in offenen, unausgleichbaren Widerspruch mit dieser Anschauung, der gemäß die abgeschiedenen Seelen ohne Wissen und Theilnahme an dem Geschicke der Zurückgelassenen in kalter, liebeleerer Empfindungslosigkeit dahinleben? Das heißt, zeichnen sie, genau nach den Umrissen des katholischen Lehrbegriffes, die christliche Kirche als eine Wunderanstalt, deren Wurzel und Stamm der Erde angehören, deren Fruchtkrone aber in den Himmel ragt, als eine Stiftung, die Zeit und Ewigkeit umfassend auch darin den Stempel des Ueberirdischen, des Göttlichen, des Unendlichen erkennen läßt, daß sie der Liebe weder Maß, noch Grenze oder Schranke setzt, und wie sie den Sterblichen mahnt, liebend seine hilfreiche Retterhand in die läuternde Schmerzenswohnung hinabzureichen, so auch die Sieggekrönten dort oben als Gehilfen, Fürbitter und Schützer den Pilgern im Thränenthal zur Seite stellt? Die Entscheidung kann für den nicht zweifelhaft sein, welcher aufmerksam auch nur die hier ausgewählten wenigen Zeugnisse durchsehen und prüfen will. Die Reihe möge eine Grabschrift aus der Katakombe des Saturnin eröffnen, die, dem römischen Gottesacker entführt, dermalen in der Dreifaltigkeitskirche zu Velletri aufbewahrt wird[1]):

---

[1]) Siehe Cardinali, Iscrizioni Veliterne S. 214.

ΑΝΑΤΟΛΙC ΗΜΩΝ ΠΡΩΤΟ
ΤΟΚΟΝ ΤΕΚΝΟΝ ΟCΤΙC Η
ΜΕΙΝ ΕΛΟΘΗC ΠΡΟC ΟΛΙΓΟΝ
ΧΡΟΝΟΝ. ΕΥΧΟΥ ΥΠΕΡ ΗΜΩΝ

„Anatolius, du unser (theures) erstgeborenes Kind, das uns für kurze Frist geschenkt ward, bitte für uns." Dieser rührenden und lieben Inschrift möge sich eine andere anreihen, die, aus demselben Kirchhofe stammend nun zu Anagni in der Kirche der hh. Kosmas und Damian sich befindet:

SVTI PETE
PRO NOS
VT SALVI SIMVS

„Sutius, bitte für uns, daß wir selig werden." In der Katakombe der Cyriaka lautet eine Grabschrift[1]):

IOVIANE VIBAS IN DEO ET
ROG.

„Jovian, lebe in Gott und sei (unser) Fürbitter." Fast gleichlautend sind zwei Grabsteine in der Katakombe der hh. Nereus und Achilles, auf die Northcote bereits hingewiesen. Es sind folgende: VIBAS IN PACE ET PETE PRO NOBIS, „Lebe im Frieden und bitte für uns;" sowie: ***ΑΥΓΕΝΔΑ ΖΗCΑΙC ΕΝ ΚΩ*** (*κυριω*) ***ΚΑΙ ΕΡΩΤΑ ΥΠΕΡ ΗΜΩΝ***, „Augenda, lebe im Herrn und halte an für uns." — Nun abermals zur unerschöpflichen Galerie des Laterans, die uns auch hier reichen Vorrath bietet. Unsere Auswahl fällt auf folgende fünf:

ANATOLIVS FILIO BENEMERENTI FECIT QVI
VIXIT ANNIS VII MENSIS VII DIEBVS XX
ISPIRITVS TVVS BENE REQVIESCAT IN DEO
PETAS PRO SORORE TVA

---

[1]) Vergl. Marangoni l. c. S. 90 und Buonarroti, vetri cemeteriali S. 167.

„Anatolius errichtete dies seinem wohlverdienten Sohne, der 7 Jahre, 7 Monate und 20 Tage lebte. Möge dein Geist glücklich ruhen in Gott. Bitte für deine Schwester."

PETE PRO PARENTES TVOS
MATRONATA MATRONA
QVE VIXIT AN I DI LII

„Matronata Matrona, bete für deine Eltern. Sie lebte 1 Jahr und 52 Tage."

AVRELIVS GEMELLVS QVI BIXIT AN —
ET MESES VIII DIES XVIII MATER FILIO
CARISSIMO BENEMOERENTI FECIT IN PA —
COMMANDO BASSILA INNOCENTIA GEMELLI

„Aurelius Gemellus, welcher ... Jahre, 8 Monate und 18 Tage lebte, (ruht an dieser Stätte). Es setzte (dies Denkzeichen) dem theuersten, wohlverdienten Sohne die Mutter. Er lebe im Frieden. Ich empfehle Dir, Basilla, die Unschuld des Gemellus."

AVRELIVS AGAPETVS ET AVRELIA
FELICISSIMA ALVMNE FELICITATI
DIGNISSIME QVE VICSIT ANIS XXX ET VI
ET PETE PRO CELSINIANV COIVGEM

„Aurelius Agapetus („Geliebter") und Aurelia Felicissima („Glücklichste") (setzen diese Tafel) ihrer lobwerthesten Pflegetochter Felicitas („Glück"), welche 36 Jahre lebte. Bitte auch für deinen (verwittweten) Mann Celsinian." Wir können nicht umhin, hier den Leser auf die zarte Liebe, die Einfalt und ungekünstelte, natürliche Schlichtheit der damaligen Christen aufmerksam zu machen. Die Pflegeeltern lassen es sich nicht nehmen, der längst entlassenen, verehelichten Pflegetochter den letzten Liebesakt und die so ehrende Inschrift zu weihen, und der trauernde Gatte fügt, wie wenn ihm nur dadurch

linder Trost werden könnte, lediglich die Bitte hinzu, um ihre Fürsprache bei Gott, das schönste Zeugniß für die Tugend der Verstorbenen und für die Heiligkeit ihres Ehebundes.

GENTIANVS FIDELIS IN PACE QVI
VIXIT ANNIS XXI MENSS VIII DIES
XVI ET IN ORATIONIS TVIS
ROGES PRO NOBIS QVIA SCIMVS TE IN ☧

„Gentianus, der Gläubige, (ruht) im Frieden. Er lebte 21 Jahre, 8 Monate und 16 Tage. In deinen Gebeten wollest du für uns flehen, denn wir wissen, daß du in Christus bist.“ Welche Innigkeit, welche Zuversicht athmen diese unvergleichlich schönen Worte! Nicht minder ausdrucksvoll ist eine, wahrscheinlich dem zweiten Jahrhundert angehörige Erinnerungstafel, die vor mehreren Jahren in der Katakombe der heiligen Agnes, an der Nomentanischen Straße bei Rom, aufgefunden wurde. Sie enthält die Aufschrift:

ΔΙΟΝΥϹΙΟϹ ΝΗΠΙΟϹ ΑΚΑΚΟϹ ΕΝΘΑΔΕ ΚΕΙ
ΤΕ ΜΕΤΑ ΤΩΝ ΑΓΙΩΝ ΜΝΗϹΚΕϹΘΕ
ΔΕ ΚΑΙ ΗΜΩΝ ΕΝ ΤΑΙ
Ϲ ΑΓΙΑΙϹ ΥΜΩΝ ΠΡΕΥΧΑϹ [1])
ΚΑΙ ΤΟΥ ΓΛΥΨΑΝΤΟϹ ΚΑΙ ΓΡΑΨΑΝ
ΤΟϹ

„Ein unschuldig Kindlein, Dionysius, liegt hier bei den Heiligen. Seid doch auch unser eingedenk in euern heiligen Gebeten, wie des Verfertigers (dieser Grabschrift) und des Verfassers.“ Es enthält diese Tafel außerdem eine glänzende Bestätigung des uralten Gebrauches, nicht blos den einen oder andern der Heiligen, sondern die gesammte Schaar der Himmelsbewohner um ihre

---

[1]) Für *προσευχαις*.

Fürbitte anzurufen. Im Gottesacker, der nach den hh. Gordian und Epimachus benannt ist, entdeckte Fabretti[1]) die Inschrift:



SABBATI DVLCIS
ANIMA PETE ET RO
GA PRO FRATRES ET
SODALES TVOS



„Sabbatius, süßes Herz, bitte und flehe für deine Brüder und Gefährten." Zum Schlusse dieser Reihe von Inschriften, in deren Aufzählung uns die Grenzen dieses Aufsatzes Maß zu halten nöthigen, noch eine charakteristische aus dem vierten Jahrhundert, welches die Zeit des Ueberganges bildete. Sie befindet sich in der Albanischen Villa und lautet[2]):

HIC QVIESCIT ANCILLA DEI QVE DE
SVA OMNIA POSSEDIT DOMVM ISTĀ
QVEM AMICE DEFLENS-OLACIVMQ REQVIRVNT
PRO HVNC VNVM ORA SVBOLEM QVEM SVPERIS
TITEM RELIQVISTI ETERNA REQVIEM FELICITA
S CAVSA MANBIS XIIII KHLENDAS OTOBRIS
CVCVRBITINVS ET ABVNDANTIVS HIC GIMVL
QVIESCET
DD NN GRATIANO V ET THEODOSIO AVGG

(Zwei Tauben einen Kranz haltend)

„Hier ruht Anzilladei („Gottesmagd" als Name), die sich mit ihrem Gesammtvermögen diese Wohnung

---

[1]) Siehe Fabretti l. c. S. 738 und 488.

[2]) Der in der That barbarische und verzweifelte Text dürfte folgendermaßen zu lesen sein: Hic quiescit Ancilla Dei, quae de suis omnibus possedit domum istam; quam amicae deflent solatiumque requirunt. Pro hac una ora subole, quam superstitem reliquisti. Aeterna in requie felicitatis causa manebis. XIIII Kalendas Octobres. Cucurbitinus et Abundantius hic simul quiescunt. Dominis nostris Gratiano u. s. w.

erwarb; ihre Freundinnen beweinen sie und vermissen ihren Trost. Bitte für diesen deinen einzigen überlebenden Sprößling (der dir dies Denkmal gesetzt). Du wirst in ewiger Ruhe weilen wonniglich selig. Sie starb am 18. September. — Zugleich ruhen hier Eucurbitin und Abundantius. Unter dem Consulate unserer Herrn und Kaiser Gratian zum fünften Male und Theodosius."

VII.

Wer nach so vielstimmiger Zeugenaussage, nach so laut redenden Beweisen noch läugnen wollte, daß die ersten Christen die Heiligen, welche in die Herrlichkeit eingegangen, anzurufen pflegten, würde ein solcher nicht gerechten Anlaß geben, entweder an seinem Herzen oder an seinem Verstande irre zu werden? Indessen, wir wollen keinen der möglichen Anstände unberücksichtigt lassen. Es scheint sich noch ein letzter Ausweg, noch eine verborgene Hinterthüre zu öffnen, durch welche man, wenn auch nicht gerade dem Dogma von der Wechselbeziehung und Gemeinschaft der Heiligen, doch dem öffentlichen Culte der Himmelsbewohner, wie er sich in der katholischen Kirche ausgebildet hat, vielleicht entschlüpfen könnte. Sind jene Anrufungen und Gebete nicht etwa bloße Gemüthsstimmungen, Empfindungen und Ergüsse Einzelner, einem natürlich erklärbaren und nachsichtig geduldeten, d. h. eben nicht kirchlich verpönten Privatvertrauen entströmt? Oder tritt wirklich schon in jener apostolischen Urzeit den Hauptzügen nach eine gewisse Abstufung; Unterordnung und Hierarchie in der christlichen Verehrung hervor, wie sie der katholische Lehrbegriff aufstellt, so daß in der Reihe der öffentlich und liturgisch verehrten Wesen auch die Seligen eine Stelle gewinnen? Letzteres aus den Ergebnissen der Patristik, aus der Lehre

selbst der ältesten Väter nachzuweisen, haben in jüngster Zeit verschiedene katholische Apologeten mit so viel Glück und mit so schlagender Beweiskraft unternommen, daß berechtigte Einwendungen und Ausflüchte abgeschnitten sein dürften. Unsere Aufgabe ist es, zu ermitteln, ob auch hier wieder die Inschriftenkunde als treuverlässiger, beredter Anwalt für die angestrittene Wahrheit aufzutreten berufen ist. Und in der That tritt uns, wenn wir die Tausende der altchristlichen Inschriften mustern, eine *dreifache Ordnung der religiösen Verehrung* entgegen, die sich als öffentliche und kirchlich allgemein anerkannte durch den liturgischen Ausdruck in nomine, „*im Namen*" hinlänglich kennzeichnet. Demgemäß lesen wir auf den Grabschriften manchmal in analoger Stufenfolge:

1. IN NOMINE DEI, „*im Namen Gottes*;"
2. IN NOMINE XPI, CRISTI, DEI XTI, „*im Namen Christi, des Gottes Christi*;"
3. IN NOMINE, „*im Namen irgend eines Heiligen*."

Umfassen nun 1. und 2. die primären Gegenstände der altchristlichen Verehrung, d. i. der eigentlichen Anbetung, der unmittelbar göttlichen Huldigung, so ist 3. nur in untergeordneter, mittelbarer, sekundärer Weise Cultgegenstand, ohne deßhalb jedoch im Mindesten unberechtigt oder unwesentlich zu sein. Hierzu kommt bestätigend, daß diese liturgische Formel In nomine gerade mit den Namen der hervorragendsten, allgemein verehrten Heiligen der Kirche, wie Petrus, Paulus, Sixtus, Laurentius u. A. verbunden erscheint. Als Beleg hiefür zwei nicht unbekannte Inschriften, deren eine Boldetti mitgetheilt hat:

RVTA OMNIBVS SVBDITA ET AFFABILIS

BIBET IN NOMINE PETRI IN PACE ☧

„Ruta, gefällig, (folgsam) und leutselig gegen Jedermann, wird leben im Namen des Petrus im Frieden Christi." Die zweite ist in ein Trinkglas eingeschnitten, welches, in den Katakomben aufgefunden, vermuthlich bei den Liebesmahlen (Agape) der alten Christen gebraucht wurde. Sie lautet:

VIVAS IN NOMINE LAVRENTII

„Lebe im Namen des Laurentius!"[1])

VIII.

Der Ausdruck „im Namen", d. h. in der Gebets- und Segenskraft, in der bei dem Herrn eintretenden, intercedirenden Würdigkeit und hülfreichen Liebe, ist nicht der einzige, welcher die öffentliche Heiligenverehrung in der Erstlingskirche andeutet. Eine weitere Bestätigung gewinnt sie durch den Gebrauch des Wortes „Herr" Dominus. Dasselbe wird ganz analog auf den Grabsteinen ebenfalls

1. dem dreieinigen Gott,
2. dem Erlöser Christus,
3. einer bestimmten, scharf begrenzten Zahl von Heiligen

beigelegt in einer Weise, daß wir folgerichtig genöthigt werden, da wo der Titel „Herr" oder „Herrin," dominus, domina, Heiligen ertheilt ist, auf einen öffentlichen Cult, auf eine kirchliche Anerkennung zu schließen. Eine Mißdeutung kann diese Benennung unmöglich unter Christen erfahren. Sind doch die Heiligen nur insoweit „Herrn, Gebieter, Mächtige," als sie fürbittweise am Throne des ausschließlich Allmächtigen Hülfe und Huld erwirken,

---

[1]) Man vergleiche hiermit folgende Inschrift des Laterans:

ZOSIME VIVAS IN NOMINE XTI

„Zosime, lebe im Namen Christi."

diese also nur mittelbar spenden. So begegnen uns denn in den altchristlichen Gräberwohnungen häufig die Namen der hellstrahlendsten Blutzeugen mit dem Ehrentitel Dominus, oft blos durch den Buchstaben D ausgedrückt, den Unkunde mitunter für das heidnische Beiwort divus „göttlich" genommen. Es grüßen uns auf Inschriften die Namen Dominus Petrus, D. Paulus, D. Stefanus u. a. m. Als Beispiel eine Denkschrift aus der Katakombe der heiligen Basilla (jetzt nach dem heiligen Hermes benannt); sie befindet sich in der Galerie des Laterans und lautet:

DOMINA BASSILA COMMANDAMVS TIBI
CRESCENTINVS ET MICINA FILIA NOSTRA
CRESCEN — QVE VIXIT MEN X ET DES

„Wir, Crescentinus und Micina, empfehlen dir Herrin (heilige) Basilla unsere Tochter Crescentia (oder Crescentina). Sie lebte zehn Monate und (einige) Tage." Ferner findet sich im Gottesacker des heiligen Hippolyt folgendes Grabschriftfragment [1]):

REFRIGERI TIBI DO
MNVS IPOLITVS SID —

„Es erquicke dich (erflehe dir Erquickung) der Herr (heilige) Hippolytus." Endlich folge noch eine Inschrift, auf welcher in höchst beachtenswerther Weise die dreifache Gnadenvermittlung genau nach ihrer hierarchischen Ordnung angegeben ist. Dieselbe war ursprünglich in der Katakombe „zu den zwei Lorbeerbäumen" an der Labikanischen Straße (ad duas lauros in via Labicana) und schmückt jetzt den Lateran:

---

1) Siehe Bosio, Roma Sott. S. 409. Man lese: Refrigeret tibi Dominus Hippolytus. Die folgenden Buchstaben sid sind vielleicht mit si deus vult, „wenn es Gottes Wille ist," zu erklären.

PRECTECTVS ☧ CESQVET ☧
IN PACE ☧ VIXIT ANNIS VIIII
(Taube mit dem Oelzweig) MENSES VIIII DIES III
NVTRICATVS DEO CRISTO MARTVRIBVS

„Prektatus[1]) ruht im Frieden Christi. Er lebte 9 Jahre, 9 Monate und 3 Tage. Er war (mit der Milch der Gnade) genährt von Gott, von Christus, von den Märtyrern.“

IX.

Den Nachweis, daß Verehrung, Huldigung und Anrufung der Heiligen schon Cultsache der apostolischen Kirche gewesen, allseitig befriedigend zu vollenden, was anders möchte es dazu noch bedürfen, als auch aus Inschriften zu ermitteln, daß in den ältesten Zeiten bereits bestimmte Tage, um das Andenken an die Blutzeugen festlich zu begehen, angesetzt, und gewisse Gebräuche eingeführt waren, die selbst die Reliquienverehrung, die Hochhaltung der Ueberreste der Heiligen außer Zweifel stellen? Gürten wir uns denn noch zu einem kurzen, prüfenden Gange. Zunächst wieder in die Säulenhalle des Laterans. Unser Blick fällt hier auf eine denkwürdige Tafel aus der Katakombe der hh. Prozessus und Martinian folgenden Inhalts[2]):

PECORI DVLCIS ANIMA BENIT IN CIMITERO VII
IDVS JVL. D. P. POSTERA. DIE. MARTVRORV

„Pekorius, süßes, liebes Herz! Er kam zur Ruhe-

---

1) Der Text hat fehlerhaft Prectectus.

2) Lies: Pecori, dulcis anima. Venit in coemeterium VII idus Julias: depositus postera die (d. i. VI id. Jul) die martyrum.

stätte am 9. Juli und wurde Tags darauf (am 10. Juli) am Martyrerfeste beigesetzt." Wirklich ist der „Tag der Martyrer," „dies Martyrum," der 10. Juli, noch heute der Festtag der heiligen Felicitas und ihrer sieben Söhne, dieser im Alterthum so hochgefeierten Blutzeugen. Im Kirchhof der heiligen Priscilla überrascht unser Auge sodann die Grabschrift[1]):

PRINCIPALIS
QVI BIXIT ANNIS
XLV MESIS II DEPO
SITVS NATALE SVSTI
IVSTINA BENEMERENTI CESQVET IN PACE

„Prinzipalis („der Fürstliche, Herrliche," schlummert hier). Er lebte 45 Jahre und 2 Monate und wurde bestattet am Geburtsfeste des Sixtus. Justina (setzte dies) dem Wohlverdienten. Er ruhe im Frieden." Das angegebene „Geburtsfest des Sixtus" erscheint hier so allgemein bekannt und gefeiert, daß es jede andere Zeitbestimmung überflüssig macht. Es ist der Erinnerungstag an den heiligen Papst Sixtus II., der 6. August, an welchem Tage derselbe im Jahre 258 im Martyrium dem Himmel geboren wurde. Besuchen wir ferner S. Agnese vor Rom's Mauern. Hier besagt ein schadhafter Grabstein:

————IS EVFROSINI ET DECENSIES QVE CESQVET
————(i)DVS OCTOB QVE VIXIT. ANN. XXX ET ϛIII[2]) ET MENSE
————(f)ILIA PARENTIBVS SVIS TABVLAM POSVIT BE
(nemerenti)BVS. IN PA AD SANCTA MARTVRA

„Dem Euphrosyn und der Decensia. Diese ruht

---

1) Vergl. Bosio l. c. S. 507.
2) ϛ ist das griechische Zahlzeichen Vau (βαῦ) oder sechs.

hier seit dem Oktober, nachdem sie 39 Jahre und ... Monate gelebt. Den wohlverdienten Eltern setzte diese Denktafel die Tochter. Mögen sie im Frieden leben bei der heil. Märtyrerin (Agnes)." Die Nähe des heiligen Leibes dieser Blutzeugin erscheint demnach als Grund frommer, fröhlicher Hoffnung der Seligkeit und des ewigen Friedens. Die nämliche Zuversicht erkennen wir dann auch in folgender, dem Gottesacker der Priscilla angehörigen Grabschrift [1]:

ΕΝΘΑΔΕ. ΠΑΥΛΕΙΝΑ.
ΚΕΙΤΑΙ. ΜΑΚΑΡΩΝ.
ΕΝΙ. ΧΩΡΩ.
ΗΝ ΚΗΔΕΥCΕ. ΠΑΚΑΤΑ
ΕΗΝ ΘΡΕΠΤΕΙΡΑΝ.
. ΓΛΥΚΕΡΗΝ.
. ΑΓΙΑΝ ΕΝ ΧΡω

„Hier ruht an dem Orte der Seligen Paulina, welche als ihre süßeste, in Christus heilige Amme

---

1) Vergl. Bosio l. c. S. 513. Fügen wir zum Erweise der Märtyrerverehrung auch beispielshalber eine Inschrift aus der nachconstantinischen Periode hinzu, die sich hier in St. Paul im prächtig schönen Kreuzgang befindet:

MANDROSA HIC NOMINE OMNIVM GRATIA PLENA
FIDELIS IN XPO EIVS
MANDATA RESERVANS MARTYRVM OBSEQVIIS DE-
VOTA TRANSEGI
FALSI SECVLI VITAM VNIVS VIRI COMSORTIO
TERQVINVS CONIVNCTA
PER ANNOS REDDIDI NVNC DNO RERVM DEBITVM
COMMVNEM
OMNIBVS OLIM QVAE VICXIT ANN PEM XXXIII
DP VIIII KAL
FEBRVARIAS CONS AGINANTI FAVSTI V C

„Hier ruhe ich Mandrosa. Der Gunst Aller mich erfreuend beobachtete ich treu in Christo dessen Gebote, andächtig

daselbst Pakata („Besänftigte, Friedsame") bestattet hat." Es stehen diese Beispiele aber so wenig vereinzelt da, daß wir selbst aus dem vierten Jahrhundert inschriftliche Dokumente besitzen, die rügend das übermäßige und ungebührliche Begehren, in der Nähe der Martyrerleiber bestattet zu werden, tadeln, da man bisweilen, dieses Verlangen zu befriedigen, weder Mauerwerk noch andere Gräber schonte. Kann etwas lauter und vollgewichtiger für das Bestehen und für die Berechtigung des Heiligen= und Reliquiencultes zeugen, als eben diese Ueberschreitung des rücksichtsvollen Maßes? Man achte nur noch auf folgende, wenngleich etwas spätere Inschrift, die in Mailand entdeckt wurde. Sie hat den heiligen Ambrosius zum Verfasser und lautet also:

VRANIO SATYRO SVPREMVM FRATER HONOREM
MARTYRIS AD LAEVAM DETVLIT AMBROSIVS.
HAEC MERITI MERCES, VT SACRI SANGVINIS HVMOR
FINITIMAS PENETRANS ADLVAT EXVVIAS.

„Links von der Martyrergruft hat dem Bruder Uranius Satyr
„Hier die friedliche Stätt' liebend Ambrosius geweiht.
„Dies ist der Heiligkeit Lohn, daß Blut, für den Glauben geflossen,
„Auch das benachbarte Grab netzend mit Gnade durchdringt."

So weit unser christlich archäologischer Excurs. Weit entfernt, eine vollendete und erschöpfende Abhandlung sein zu wollen, hat er nur den anspruchlosen, bescheidenen Zweck, einladende und anregende Fingerzeige auf einem Gebiete der positiven Wissenschaft zu geben, das einen eben so bedeutenden als ungehofften Ertrag in Aussicht stellt. Mögen befähigte

---

ergeben dem Dienste der Märtyrer brachte ich das Leben der falschen Welt in mehrjähriger ehelicher Verbindung mit einem einzigen Manne Terquinus zu und zahlte nun dem Herrn die vordem schon Allen gemeinsame Schuld der Natur. Sie lebte etwa 33 Jahre und ward am 24 Januar beigesetzt unter dem Consulate des Aginantius Faustus, des erlauchten Mannes (d. i. im Jahre 483)."

Männer de Rossi's lobwürdigem Beispiele folgen, sein mühsam gesammeltes Material mit Geschick ausbeuten und dies fruchtbare Feld für Kirche und Wissenschaft recht einbringlich machen.

Wenn für den Gottesgelehrten das großartige Werk des genannten Alterthumsforschers, wie wir anzudeuten versucht, eine unerwartet erfreuliche Erscheinung sein wird, so ist er doch nicht der einzige, dem es Gewinn abwerfen wird. Es wird in mancherlei Rücksicht auch eine unschätzbare Fundgrube sein für die Chronologie und Profanhistorie, für Kunst- und Kulturgeschichte, für Rechts- und Sprachenkunde. Mehr als eine bisher unausgefüllte Lücke in der Reihe der römischen Consuln findet ihre erwünschte Ergänzung, viele angezweifelte Dokumente ihre unanfechtbare Bestätigung, manches dunkle, noch ungedeutete Symbol seine vollauf befriedigende Erklärung. Daß auch dem Philologen vergönnt sein wird, aus dem reichhaltigen Quellenwerke nicht unbeträchtliche Schätze zu heben, mancherlei Belehrung über Wortgebrauch und Aussprache zu schöpfen, ergibt sich schon aus der allgemein anerkannten Bedeutung der Epigraphie überhaupt. Diese Ausbeute für klassische Philologie wird noch dadurch erheblich vermehrt, daß bis zum vierten Jahrhundert und später ein sehr ansehnlicher Theil der Inschriften entweder in griechischer Sprache, welche, wie schon früher bemerkt wurde, durch drei Jahrhunderte auch die übliche officielle Sprache der römischen Kirche war, oder doch in griechischen Lettern abgefaßt wurde[1]). Dieser sprachlichen Bedeutsamkeit thut der Umstand wenig Abbruch, daß manche, wo nicht gar überwiegend die meisten der christlichen Grabsteine, im offenbarsten Gegensatze gegen die heidnischen, die schlichteste Anspruchlosigkeit und eine fast bewußte Vernachläßigung klassischer Form bekunden. Dieser

[1]) Siehe die Beilage am Schlusse dieses Aufsatzes (XII.).

Mangel eben macht sie geschickt, zum Verständnisse der römischen Volks- oder Vulgärsprache einen wesentlichen Beitrag zu liefern. Es drängt sich daneben aber noch ein anderer ernster Gedanke auf. Eben dieselben Christen, welche in so kunstlosem, oft unrichtigem Stile ihre einfachen Grabschriften in den Marmor gruben und wohl schwerlich den heutigen Anforderungen bei einem Abiturienten-Examen genügt haben möchten, diese, sage ich, in Zeiten des Kampfes vor Kaiser und Statthalter gestellt, wußten mit so unsterblichem Ruhme die schwerste und ernsteste aller Abiturienten-Prüfungen zu bestehen, daß ihre Namen, von Märtyrerpalmen umkränzt, in strahlendem Purpur leuchten durch alle Zeiten und Ewigkeiten. Welche innige Frömmigkeit überdies, welche Gemüthstiefe und Zartheit der Empfindung, was für ein todesmuthiger Glaubenseifer sich auf jenen christlichen Denksteinen ausspricht, dürfte dem Leser schon aus dem bisher Gesagten einleuchten. Dennoch können wir es uns nicht versagen, zur bessern Wirkung dieser so ungemein anziehenden ästhetischen und religiös-sittlichen Seite der christlichen Grabmonumente, hier noch etliche Belege vorzuführen.

X.

Wir beginnen mit der tiefreligiösen, oft unvergleichlich zarten Auffassung des Todes, der so gewaltsam, so kalt und rücksichtslos in das irdische Dasein eingreift und die zartesten Bande zerreißt. In der Lateranischen Sammlung befindet sich, ursprünglich der Katakombe der heiligen Cyriaka angehörig, ein überaus beachtenswerther uralter Grabstein, der oben eine altarförmige Gipsverzierung und unmittelbar darunter die Inschrift hat:

ADEODATE	ET QVIESCIT
DIGNAE ET	HIC IN PACE
MERITAE	IVBENTE
VIRGINI	$\overline{\text{XPO}}$ EIVS

„Der Adeodata („Vongottgeschenkt"), der ehrsamen und verdienstreichen Jungfrau (gewidmet). Sie ruht hier im Frieden auf Geheiß ihres Christus. Was für eine Fülle von Sinn liegt in diesen gedrängten Worten! Die dem Herrn geopferte, Ihm allein noch angehörige Jungfrau harret, bis ein Wink „ihres Gesalbten," ihres Bräutigams, sie, die tugendreiche, zum Friedensfeste ruft. In der Krypte von Santa Prassede (Praxedis) zu Rom erblickt man folgende, verwandte Grabschrift[1]):

——EPVLCRO REQVIESCET PVELLA VIRGO
SACRA B M ALEXA——
——TA CAELO MERVIT OCCVRRERE XPO AD
RESVRREC——
——TERNVM SVSCIPERE DIGNA HEC
DEP VII KAL AP——
——ATI VIGILIAS SACRAS CONS FL. ASTVRIO
V C CO——

[1]) Wir übersetzen nach de Rossi's Ergänzung: In hoc sepulcro requiescet puella virgo sacra b. m. (bonae memoriae) Alexandra, quae recepta caelo meruit occurrere Christo ad resurrectionem, praemium aeternum suscipere digna. Hec deposita VII Kalendas Apriles die Sabbati vigilias sacras consule Fl. Asturio viro clarissimo (d. h. im Jahre 449). Fast aus demselben Jahre datirt folgende Grabschrift in der Sammlung zu St. Paul:

HEC DATILLAE H F
DOMVS EST LVCIS A——
CVIVS ANIMAM PRO CASTO SANTO——
NENO DVBITAT CAELVM PE——
FORTASSIS HONERET SEPV——
SVI PARTE TOTA CVM SAN——
V KALS MART CONSS CAL——

„Dies ist die lichtlose Wohnstätte der tugendsamen Frau Datilla, deren Seele zum Lohne des keuschen, heiligen Lebens unbedenklich in dem Himmel eingegangen. Wohl

„In dieser Gruft ruht die jungfräulich geweihte Tochter Alexandra guten Andenkens. Aufgenommen in den Himmel hat sie Anspruch, dem Gesalbten zur Auferstehung entgegenzueilen, würdig den ewigen Lohn zu empfangen. Sie wurde beigesetzt am 26. März Samstags an der heiligen Vigilie (Charsamstag) unter dem Consulate des Flavius Asturius des erlauchten Mannes." Deutet schon die Ausführlichkeit dieser Inschrift auf einen spätern Ursprung, so trägt nachstehende liebliche Denktafel wieder ganz den Charakter der Katakomben[1]):

SEVERIO FILIO DVL
CISSIMO LAVRENTIVS PATER
BENEMERENTI QVI BI
XIT ANN IIII ME VIII DIES V
ACCERSITVS AB ANGELIS VII IDVS JANVA

„Seinem süßesten Sohne Severus dem wohlverdienten, (weiht dies) der Vater Laurentius. Vier Jahre, acht Monate und fünf Tage alt, wurde er von den Engeln geholt den 7. Januar[2]). Ihr reiht sich eine in S. Paul aufbewahrte Tafel an:

---

lange mag das Grab ihren irdischen Antheil beschweren: endlich wird sie ganz mit den Heiligen auferstehen. De Rossi liest: Hic Datillae honestae feminae domus est lucis almo splendore carens (?), cuius animam pro casto sanctoque vitae proposito nemo dubitat caelum petisse. Diu fortassis oneret sepulcrum terrena sui parte, tota cum sanctis demum resurget. Sie ist vom Jahre 447.

[1]) Diese Inschrift theilt Orelli in seiner Sammlung heidnischer Inscriptionen mit, veranlaßt durch die „Seltenheit und Eleganz der der Form" (ob formulae novitatem et elegantiam Christianum hoc excepimus). Inscriptionum lat. collectio, Turici 1828.

[2]) Nach de Rossi: Accersitus ab Angelis, qui vixit u. s. w.

——ANGELIS QVI VI — ANN XXII MESIS VIIII
DIEB VIII IN PACE DEP IDI
BVS DEC MAXENT III CNSS

„Er ward von den Engeln geholt, nachdem er 22 Jahre, 9 Monate und 8 Tage gelebt. (Er ruht) im Frieden. Bestattet den 13. December unter dem dritten Consulate des Maxentius" (d. h. im Jahre 310). Wie die allein christliche Auffassung des frühzeitigen Todes oft in die trefflichsten, der heiligen Schrift entlehnten Worte gekleidet wurde, möge ein Beispiel beweisen. Die Eltern setzen ihrem im zartesten Alter hinweggenommenen Kinde ein Erinnerungszeichen und schließen die Inschrift mit den Worten:

HAEC FVIT EIVS SENECTVS VITAE

„Dieses war seines Lebens (kurzes) Greisenalter." Ergüsse maßlosen Schmerzes, jammervoller Klage und Trauer wie von solchen, „die keine Hoffnung haben," sind den Grabsteinen der ersten Christen durchaus fremd. Aus ihnen weht uns vielmehr durchweg ein christlicher Todesmuth an, eine kindlich fromme Ergebung, ein Hauch stillen, sanften, lindtröstenden Himmelsfriedens.

DAMALIS. HIC. SIC. V. D.
IN DEO

„Hier ruht, so wollte es Gott, Damalis in Gott." Und eine andere gar liebliche Inschrift [1]), die ein gewisser Ursus seinen Geschwistern

SPEI ET DVLCIS CHARITATIS FRATERNAE SEVERO

„der Spes („Hoffnung") und seiner herzsüßen brüderlichen Liebe (dem nur 25jährigen) Severus" setzt, enthält die vortrefflichen, gottergebenen Worte:

[1]) Siehe Boldetti l. c. S. 55; Muratori 1942, 11; 1944, 2.

SI DEVS VOLVISSET
HOC EGO ANTE MERVERAM

„Wenn Gott gewollt hätte, ich hatte das Geschick (dieser schmerzlichen Trennung) längst schon verdient." Diese gottergebene Gesinnung war so allgemein herrschend und selbstverständlich unter jenen Christen, daß sie anzudeuten, die bloßen Anfangsbuchstaben S. V. D. hinreichten.

XI.

Auch die herzliche, seelenvolle Weise, wie sich das liebende Andenken an die Heimgegangenen, auch da äußert, wo es ihnen Lob ertheilt; ist ebenso wohlthuend als charakteristisch. So lautet ein Denkstein in der Krypte von St. Peter:

HIC LEO REQVIESCET OMNIVM
BONORVM CONSILIATOR Q — ANN —

„Hier ruht Leo, der Rathgeber aller Guten." In ähnlicher Art liest man: „Der treuen Magd des Herrn," FIDELI ANCILLAE DEI, „der Taube ohne Galle," PALVMBAE SINE FELLE, „Liebhaber der Armen und Freund Aller," AMATOR PAVPERVM AMICVS OMNIVM. Ein Denkstein im Lateran lautet:

ANIMA DVLCIS INCOMPARABILI FILIO QVI
VIXIT ANNIS XVII NON MERITVS VITA
REDDIT IN PACE DOMINI

„Süßer Liebling! (Dies Zeichen setzen die Eltern) dem unvergleichlichen Sohne, welcher 17 Jahre alt unverschuldet früh sein Leben im Frieden des Herrn zurückgab." Ein anderer:

(virginitate)M HABENS ANIMO ET CORPO —

„Sie (oder er) war jungfräulich dem Geiste und

Körper nach." Aus der Katakombe der heiligen Cyriaka besitzen wir eine Tafel des lobvollen Inhalts:

INFANTI AETAS VIRGINITATIS INTEGRITAS MORVM GRABTAS
FIDEI ET REVERENTIAE DISCIPLIA IC SITA RVFINA JACET QVE VIXIT ANIS XXI
DEPOSITA IIII NONS AVG FL SAGRIO ET EVCERILO CC SS

A ☧ ω

„Von kindlich unschuldigem Alter, unverletzter Jungfräulichkeit, sittlich ernster Gesinnung und zuchtvoller Treu und Ehrfurcht, ruht hier Rufina. Sie lebte 21 Jahre und wurde unter dem Consulate des Flavius Syagrius und Eucerius beigesetzt den 2. August" (d. i. im Jahre 381). Besonders zeichnen sich durch Innigkeit viele Grabschriften aus, die sich Ehegatten gesetzt. Eine solche befindet sich im Weichbilde der Stadt Rom auf dem Gute For Maroncia [1]):

———E BENEMERENTI—
NIS VIII MEN VI DIE XVI KAL MAR LICINO VI
—VS OBSEQVIA NVM—

„Seiner wohlverdienten (Gattin, mit welcher er) 8 Jahre 6 Monate und 16 Tage (im Ehebündniß gelebt). Beigesetzt wurde sie am 1. März unter dem sechsten Consulate des Lizinius" (im Jahre 318?). Ihre Liebesdienste (vermag Niemand zu) zählen." In der Galerie des Lateran enthält eine Erinnerungstafel die schönen Worte:

---

[1]) De Rossi supplirt folgendermaßen: Coniugi suae benemerenti, cum qua vixit (vielleicht richtiger fecit) annis VIII men. VI die XVI. Depos. Kal. Mart. Licinio V. Cuius obsequia numerari non possunt.

TOTIVS BONITATIS
INNOCENTIA FEMINAE
SELIAE VICTORINAE VXORI CARI
SSIMAE QVAE VIXIT ANNIS P M
XXXIII IMARITALI CONIVGIO
FECIT ANNOS XV AVR FELIX MARI
TVS VXORI OPTIMAE QVIESCENTE
IN PACE ☧

„Der theuersten Gattin Selia Viktorina, die ganz Herzensgüte und Unschuld war, (geweiht). Sie lebte ungefähr 33 Jahre, und brachte 15 Jahre im Ehebündniß zu. Ihr Mann Aurelius Felix (setzt diese Tafel) der vortrefflichsten Gattin, die im Frieden Christi ruht." Während der Ausdruck „sie lebte nie mit mir in Unfrieden" auf römisch heidnischen Grabsteinen vielfach herrschend geworden, finden wir ihn auf einer christlichen Tafel nicht nur eingeschränkt, sondern in treffendster Weise verneint:

VENERABILI AC RARI EXEMPLI FEMINAE
TVDICISSIMAE CONIVGI DVLCISSIME
ALEXANDER FECIT QVE NVMQVAM
MECVM DISCORDIA QVA FIDELIS
HABERE POTVIT BENEMERENTI
IN PACE QVE VIXIT ANNOS XXVII
ET MENSES PLVS MINVS VIIII DEPOSITA
NON SEPT CONSS LVPICINI ET JO —

„Alexander setzte (dies Denkzeichen) seiner süßesten Gattin Pudicissima („die Herzenslauterste"), der ehrenwerthen in seltenem Grade tugendsamen und wohlverdienten Frau, die als Gläubige niemals mit mir Unfrieden haben konnte. (Sie ruht) im Frieden und lebte 27 Jahre und etwa 9 Monate.

Bestattet wurde sie am 5. September unter den Consuln Lupicinus und Jovinus" (im Jahre 367). Zum Schlusse möge noch einer der merkwürdigsten Inschriften, die in den Katakomben entdeckt worden, Erwähnung geschehen. Sie endigt mit folgenden Worten:

FLORENTINVS, QVI ODIVIT, DOLENS ANIMO FECIT
PAX TECV

„(Dies Denkmal) setzte Florentinus, der Widersacher (des Verstorbenen), mit tiefer Herzensbetrübniß. Friede mit dir!" Eine tief ergreifende Inschrift, die uns verkündigt, daß der Tod zwei feindlich geschiedene Herzen liebend versöhnt. Im Schmerz über den alten Groll, über die zugefügten Kränkungen vergehend (dolens animo) reicht der Ueberlebende dem Heimgegangenen die Versöhnungshand in die Grabestiefe hinab, macht allen Andern den Liebesdienst der Bestattung streitig, gräbt mit bewundernswürdiger Aufrichtigkeit in den Marmor sein reuiges Schuldbekenntniß und sendet dem Verblichenen betend noch den Friedenskuß in die selige Heimath hinüber [1]).

Es ist Zeit, vom Leser sowohl als von der nach Inhalt und Bedeutung von uns beleuchteten Inschriftensammlung de Rossi's für diesmal Abschied zu nehmen; über die wir uns, vom Interesse gezogen, umständlicher verbreitet haben, als Anfangs in unserm Plane lag. Was die stilistische Form gedachten Werkes anbelangt, so hat der Verfasser es nicht minder meisterlich verstanden, das umfangreiche Material durch lichtvolle, klare Darstellung und Ungezwungenheit der lateinischen Sprache zu beherrschen und zu bewältigen.

---

[1]) Ohne Noth und Grund hat man in odivit ein corrumpirtes audivit, welcher hörte, Hörer oder hörender Büßer war, erkennen wollen.

Besondere Erwähnung verdient die gedrängte Kürze der kritischen Erörterungen und die Prägnanz des Ausdrucks, von der man bisweilen fast fürchten möchte, daß sie das rechte Maß auf Kosten rascherer und leichterer Faßlichkeit in etwas überschreite. Hinsichtlich der Ausstattung muß bemerkt werden, daß sie des Gegenstandes wie dem Verlage, von welcher der Druck besorgt wird, vollkommen würdig ist. Die hiesige päpstliche Cameraldruckerei nämlich, von einer lithographischen Anstalt in Venedig unterstützt, bietet Alles auf, dem verdienstvollen Werke ein in jeder Beziehung entsprechendes Schmuck- und Prachtgewand zu verleihen. Auch ist der Druck des ersten Bandes bereits soweit fortgeschritten, daß derselbe voraussichtlich um Ostern des begonnenen Jahres 1860 der Oeffentlichkeit wird übergeben werden können. Wir schließen mit der Widmung des besprochenen Werkes, welche im prachtvollsten Drucke ausgeführt und an den gegenwärtig regierenden Papst gerichtet, folgendermaßen lautet: Liber sacer esto honori et nomini Pii IX. P. M., cuius providentia et jussu haec veteris aevi christiani Romana monumenta in lucem prodeunt.

Beilage.

(XII.)

Einige Andeutungen, um das über die philologische Wichtigkeit christlicher Inschriften oben Gesagte einigermaßen durch Belege zu erhärten, wollen uns nicht ganz unangemessen erscheinen. Zuvörderst verdient eine Reihe von Grabschriften Beachtung, die nicht unerhebliche Winke für die ursprüngliche alte Aussprache des Griechischen und

Lateinischen zu bieten vermag. Unter ihnen zählt eine Tafel vom Jahre 269, welche in S. Maria Trastevere zu Rom aufbewahrt folgende mit Mennig geschriebene Worte enthält[1]:

ΚΩCΟΥΛΕ ΚΛΥΔΕΙΩ ΕΔ ΠΑΤΕΡΝΩ ΝΩΝΕΙC
ΝΟΒΕΝΒΡΕΙΒΟΥC ΔΙΕ ΒΕΝΕΡΕC ΛΟΥΝΑ XXIIII
ΛΕΥΚΕC ΦΕΛΕΙΕ CΕΒΕΡΕ ΚΑΡΕCCΕΜΕ
ΠΟCΥΕΤΕ ΕΔ ΕΙCΠΕΙΡΕΙΤΩ CΑΝΚΤΩ ΤΟΥΩ
ΜΟΡΤΟΥΑ ΑΝΝΩΡΩΜ LV *ΕΔ ΜΗCΩΡΩΝ* XI
ΔΕΥΡΩΝ X

„Unter dem Consulate des Claudius und Paternus Freitag den 5. November den 24. des Mondmonats setzte Leuces (dies Denkmal) ihrer theuersten Tochter Severa und — deinem heiligen Geiste. Sie starb mit 55 Jahren, 11 Monaten und 10 Tagen." Eine wunderliche, zwar mit griechischen Buchstaben geschriebene, aber zur Hälfte griechische, zur Hälfte lateinische Grabschrift vom Jahre 345 befindet sich im Vatikan. Sie lautet[2]:

CΩΚΡΑΤΗC ΑΕΙΜΝΗCΤΟC ΦΙΛ——
ΔΗΠΟCΕΙΤΟΥC Θ̄ Κ ΩΚΤΒ
ΑΜ———— *ΑΝΝΟΥC ΤΡΙΓΙΝΤΑ ΙΝ ΠΑΚΕ*

„Sokrates, der unvergeßliche Freund — Beigesetzt am 23. September unter dem Consulate des Amantius ... Er lebte 30 Jahre. — Möge er im Frieden ruhen."

---

1) Man lese: Consule Claudio et Paterno nonis Novenbribus, die Veneris, luna XXIV, Leuces filiae Severae carissimae posuit et spiritui sancto tuo. Mortua annorum LV et mensium XI, dierum X.

2) Lies: ... Depositus IX. Kalendas Octobres Amantio consule (et Albino). Vixit annos triginta. In pace.

Von Inschriften, welche in der römischen Vulgärsprache, die im dritten und vierten Jahrhundert schon unverkennbar die Keime des romanischen, insbesondere des italienischen Idioms in sich barg, abgefaßt sind, haben wir früher bereits eine namhafte Zahl vorgeführt. Wir dürfen uns daher hier auf wenige Zusätze beschränken. In allen bemerkt man ein Streben, die complizirte Formlehre und Syntax zu vereinfachen, die Biegungen der Nenn- und Zeitwörter auf eine einzige, höchstens auf zwei zurückzuführen und sämmtliche Präpositionen, wie cum, pro, de, in, mit dem Akkusativ zu construiren. Daher der Geist spiritum (auch schon spirito), in der Mehrzahl spirita, pauperorum, mensorum u. s. w. Hieher gehört vor Allen die Inschrift vom Jahre 291, welche mit den Worten „Ex Virginio tuo" beginnt (siehe V.). Eine ähnliche höchst merkwürdige Inschrift befindet sich im Gottesacker des Hermes vom Jahre 362:

VISCINIVS NICENI. COSTAE. SVAE
QVAE FVIT ANNOR P M XXXI EX QVIBVS
DVRABIT MECVM ANNOS XV FECI IN SE
SI EO DONO SIM EXIBIT DE SAECVLO
VI IDUS JVL MAMERTINO ET NEVITA —

„Viscinius Nicenus (?) errichtet dies seiner Rippe (Gattin?) Sie lebte beiläufig 31 Jahre, von denen sie fünfzehn mit mir ausgehalten; wir lebten im Ehebündniß zusammen, wenn ich anders ihrer würdig war. Sie verließ die Welt am 10. Juli unter dem Consulate des Mamertin und Nevita..." Es ist facere der fast regelmäßige Ausdruck für das eheliche Leben; in se dürfte für inter se (in semet, das italienische insieme) stehen; sim ist statt fuerim gesetzt. Aus dem Jahre 369 hat sich eine eigenthümlich rhythmische Grabschrift der alten Vatikanischen Basilika erhalten. Sie beginnt also:

FELIX SANCTAE FIDEI VOCITVS IIT IN PACE
CVIVS TANTVS AMOR ET CARITAS RETENETVR
AB AMICIS IN AEVO
QVI CVM ESSET EVIT SOŁACIVS MISERICORS
OMNIBVS NOTVS
AGRIPPINA FECIT DVLCISSIMO SVO MARITO
CVM QVEM VIXIT SINE LESIONE ANIMI ANNOS III
ET M X
FVIT IN SECVLVM QVOD VIXIT ANNOS XXXII
etc.

„Felix berufen zum heiligen Glauben ging in den Frieden ein, er dem seine Freunde für und für eine übergroße Lieb und Zuneigung bewahren, der, so lange er lebte, von Allen als troststpendend und mildherzig gerühmt ward (fuerit). Diese Gruft besorgte Agrippina ihrem süßesten Gatten, mit welchem sie ohne Störung der Herzenseinmüthigkeit 3 Jahre und 10 Monate verlebte. Seine irdische Lebensfrist währte 32 Jahre" u. s. w. Wie hier vocitus, so erscheint anderwärts rogitus, probitus u. A. Mitunter begegnen uns in den Inschriften ganz neue bisher von keinem Lexikon aufgeführte Wörter. So auf einer Tafel vom Jahre 379, die jetzt zur Lateranischen Sammlung gefügt ist, das nicht unschöne Wort conservantia für „Sparsamkeit":

SANCTAE AC DVLCISSIMAE CON
IVGI FELICITATI CVIVS INDVSTRIA VEL CON
SERVANTIA DIFFICILE INVENIRE POTERIT
QVAE VIXIT AN XXXV DEP IN PACE DIE V NONAS
JVL AVSONIO T OLIBRIO CONSS.

Und auf der Rückseite:

A  *ω*

ENEMERENTI CONPARI

„Der heiligen, herzliebsten Gattin Felicitas, deren Arbeitsamkeit und haushälterische Treue unnachahmlich waren (schwerlich ihres Gleichen hatte inveniri). Sie lebte 35 Jahre, wurde im Frieden beigesetzt den 3. Juli unter dem Consulate des Ausonius und Olibrius. — Der wohlverdienten Ehegenossin in Christo.“ In einer andern Inschrift erhält das Wort sceleratus die seltene Bedeutung von „unglücklich“, ähnlich dem plautinischen scelestus („me scelestum, qui non circumspexi!“ „annus scelestior“). Die Inschrift, aus dem Jahre 383 datirend befindet sich auf dem römischen Stadtkirchhof:

DVLCISSIMAE FILIAE HERMIONETI PAVLVS SCELERATVS
PATER MERENTI FECIT DEPOSITA DIE XVIIII KAL SEPT
MEROBAVDE II ET SATVRNINO CONNSS

„Der süßesten, liebsten Tochter Hermiones, der verdienstreichen, setzte diesen Denkstein ihr unglücklicher Vater Paulus. Sie ward beigesetzt am 14. August unter dem zweiten Consulat des Merobaudes, und dem ersten des Saturnin.“ In gleicher Bedeutung hieß eines der Thore Rom's „Porta scelerata“, durch welches die unglücklichen dreihundert Fabier zum verhängnißvollen Kampfe mit den Vejentern auszogen; wie auch Sueton von einem unglücklichen Kriegslager, castra scelerata, redet und Sallust „durch Mißgeschick“ durch die Worte per scelus bezeichnet. — Häufig findet sich ferner bimatus „zweijährig“, anstatt bimus oder bimulus, nicht minder pullus und pulla für puerulus und puella. Von letzterm ein Beispiel aus dem Kirchhof des Calixtus vom Jahre 401:

PRI E — JVN PAVSABET PRAETIOSA ANNORVM
PVLLA VIRGO XII TANTVM ANCILLA DEI ET CHRISTI
FL. VINCENTIO ET FRAVITO VIRIS CC.

„Am 31. Mai (pridie Kal. Jun.) ging zur Ruhe Pretiosa, die, (wiewohl) erst ein jungfräuliches Mägdlein von zwölf Jahren, (doch) eine (geweihte) Dienerin Gottes und Christi war. Sie starb unter dem Consulate des Flavius Vincentius und Fravitus, der erlauchten Männer."

Zum Schlusse noch eine neue, ungekannte Wortbildung, nämlich amicatus für „befreundet, lieb, angenehm." Wir sahen dies ἅπαξ λεόγμενον im Säulengange des Lateran auf einer Inschrift vom Jahre 385, die also lautet:

CIVEM ARMENIACVM CAPPADOCEM
NVMINE QVIRILLVS PIVS OMNI
BVS AMICATVS VIXIT ANNOS
P M LXX PRAECESSIT AD PACEM
etc.

„Dem Armenischen Bürger aus Kappadozien, mit Namen Quirillus, (geweiht). Er war fromm und bei Jedermann beliebt, lebte ungefähr 70 Jahre und ging voraus in den Frieden."

Ein willkommener Gast aus Amerika.

Die neuern Forschungen im Gebiete der physischen Geographie zählen unter ihren bedeutsamsten Ergebnissen die Entdeckung und Würdigung der sogenannten Meerströmungen, die durch Temperaturwechsel, Passatwinde und die Achsendrehung unseres Planeten erzeugt werden. Flußartig ziehen sich nämlich mächtige Wogenmassen durch die unabsehbaren ozeanischen Gebiete, bewirken eine Art von Wasseraustausch zwischen den entlegensten Erdtheilen und spielen nicht nur in der Oekonomie der Natur, sondern auch in der Schifffahrt und im Völkerverkehr eine überaus wichtige und beachtenswerthe Rolle. In ähnlicher Weise wird auch auf dem geistigen Gebiete der Menschheit ein wechselseitiger Austausch durch gewisse Strömungen vermittelt, die indeß nicht, wie dort, durch Erdachse und Passatwinde, sondern durch den unermeßlichen Einfluß der Presse und die fabelhaft erleichterten Verkehrsmittel hervorgerufen werden. Durch sie ist es geschehen, daß sich im Ozean der Gedanken gewaltige, in ihren Wirkungen nicht hoch genug anzuschlagende (submarine wie offenliegende) Strömungen bildeten, welche die Geisteserzeugnisse der Einzelnen und der Völker nach allen Zonen bis in die abgelegensten Erdstriche tragen und die Fähigkeit besitzen, kalte Küstenländer zu erwärmen, tropische abzukühlen und in Eissteppen zu wandeln.

Im entschiedenen Gegensatze zu den physischen Stromrichtungen war es bisher fast ausschließlich Europa, von wo aus sich die geistigen Strömungen wie Pulsadern in die übrigen Welttheile ergossen und in mächtigen Armen kalte und warme, d. h. (glaubenslos) erstarrende oder aber belebende Geistesschöpfungen in die überseeischen Länder trugen. Endlich fangen denn auch letztere an, der alten Wiege ihrer Geburt und Gesittung Gegenströmungen zuzusenden, und es ist vor Allem das strebsame, aus seinem Chaos allmälig Gestalt gewinnende Amerika, welches jüngsthin durch schriftstellerische Leistungen eine Tochterpflicht gegen Europa zu erfüllen und seine Großjährigkeit nachzuweisen bemüht ist. Wollte Gott indeß, diese Rückzahlungen und Bescheerungen glichen allwegs dem atlantischen Geschenke, das uns ununterbrochen von jenem riesigen Welttheile zufließt. Denn die mächtigste und in ihren segenvollen Einwirkungen wohlthätigste aller Meerströmungen ist eben jene, welche von Afrika kommend in den Golf von Mexiko eindringt und, wie in einem Riesenkessel daselbst von der Sonnengluth erwärmt, in etwa siebenzig Tagen den weiten atlantischen Ozean durchströmt, um Europa's Westküsten bis hoch in den Norden zu bespülen; hier verbreitet dieselbe dann nicht blos Wärme, Fruchtbarkeit und Segen, freigebig führt sie auch den holzarmen arktischen Regionen das benöthigte Treibholz zu, welches die großen, ihre üppigen Waldufer jährlich überfluthenden Ströme von Amerika wie einen regelmäßigen Tribut an das Meer abliefern. Dieser heilsamen natürlichen Strömung ist die Stromwelle, welche uns bis jetzt aus dem transatlantischen Geistergebiete zugeflossen, so wenig gleich, daß sie vielmehr statt erwärmenden, frischen Lebens nur Todeskälte und Auflösung athmet und wesentlich dazu beiträgt, den im alternden Europa begonnenen geistigen Zersetzungsprozeß zu beschleunigen. Ich erinnere nur an die täglich anschwellende Fluth verderblicher Romane, welche

manchmal die ausgeprägte Absicht haben, was Christenthum und Sitte gesäet und gepflegt, schonungslos zu verheeren, so wie an die geistervergiftende, fast ohne Ausnahme antikatholische Tagesliteratur, indem Amerika erwiesenermaßen unter nahezu dreitausend Zeitungen kaum zwanzig katholische besitzt.

Wenn unter so betrübenden Umständen der literarische Golfstrom der neuen Welt uns bisweilen gesundes und edles Kernholz zutreibt, so ist das wahrlich ein Grund, sich zu freuen und dem Ankömmling von Herzen das zuständige, wohlverdiente Lob zu spenden. Sind es nun auch noch nicht mächtige Schiffshölzer, — noch nicht ostindische Kauffahrer, beladen mit der reichen Ausbeute tiefsinniger Forschung und ernster Wissenschaft, so gleichen sie doch freundlich beflaggten Yachten oder Gondeln, die zu fröhlich stiller Fahrt einladen und nicht selten an den lieblichsten, überraschendsten Bildern und Panoramen vorüberführen. Schon oben hat uns ein solch gediegen konstruirtes, anmuthiges Küstenschiff, das den ehrenvollen Namen Brownson trug, eine recht heitere, lehrreiche und anregende Fahrt bereitet. Diesmal möchte ich den Leser ersuchen, einen wenngleich nicht ebenbürtigen, so doch schmucken und soliden Segler mit mir zu besteigen, dessen Kiel die Titelschrift: „Aspirations of nature" („Natürliche Strebungen") und dessen Baumeister den Namen — Hecker trägt. Daß der liebe Leser aber nur nicht von vornherein vor dem Mißklang des Namens erschrecke: der obige Werkmeister hat mit dem Hecker unrühmlichen Andenkens, der mit seinem Versuche, ein germanisches Luftschloß auf breitester Basis zu erbauen, so entsetzliches Fiasko gemacht, schlechterdings nichts als die äußere Namenslivree gemein.

Das Büchlein nun von J. T. Hecker beansprucht gar nicht, uns mit gespannten und geschwellten Segeln auf die hohe See systematisch wissenschaftlicher Untersuchungen zu tragen; es hat sich zu einer wechsel- und bilderreichen, höchst

anziehenden Küstenfahrt gerüstet, die dem Leser des Unterhaltenden und Belehrenden nicht wenig bieten dürfte. Der Verfasser hat es, wie uns bedünkt, meisterlich verstanden, sich genau dem Bildungsstande und Geschmacke der großen Masse seiner amerikanischen Landsleute anzupassen, und deßhalb nicht nutz- und zwecklos unergründliche Tiefen abstrakter Gelehrsamkeit durchschifft, sondern sich einfach an den praktischen Sinn und gesunden Menschenverstand wendend den einzig möglichen Weg eingeschlagen, auf welchem man dem industriellen Materialismus noch mit einigem Erfolg entgegentreten kann. Demgemäß ist vorliegende Arbeit ein recht kernhafter geschichtlicher Nachweis, daß der Menschengeist vermöge eines innern unabweisbaren Triebes dem Strome der katholischen Wahrheit zugeführt wird und nur alsdann, wenn er diesem Triebe gewaltsam entgegenstrebt oder sich an seinen unzureichenden natürlichen Kräften genügen läßt, in die Syrten des Widerspruches, des Irrthums und der Verzweiflung geräth.

Das Suchen des Menschen nach Wahrheit nämlich ist dem Verfasser keine Tantalusarbeit und die Wahrheit selbst nicht eine häßliche, tückische, herzlose Sphinx, sondern eine liebenswürdige schöne Maid, die dem ernsthaften und aufrichtigen Freier als holde Braut entgegenkommt. Es ist nun aber die Erforschung der Wahrheit nichts Anderes als die religiöse Frage und diese eine über Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit entscheidende (a question of life and death), die allein den Menschen und seine Vernunft adelt und wahrhaft frei macht. „Der Negersklave ist ein Fürst, seine Ketten sind strahlender Schmuck, er ist frei im Vergleiche zu dem, der fessellos umherwandelnd seine gottähnliche Vernunft in die Bande der Leidenschaften schlägt.“ Eben darum ist für eine freie Nation die Periode höchster religiöser Ausbildung und Entwicklung der Zenith ihres Ruhmes.

Nachdem der Verfasser sich durch diese Präliminarien

zur Reise gegürtet, eilt er seinem Ziele zu und unternimmt zuvörderst, die Unzulänglichkeit der sich selbst überlassenen, jeder höhern Glaubenserleuchtung baaren Vernunft für die Erforschung der Wahrheit darzuthun, indem er an unserm Geistesauge eine ganze Galerie trüber Nachtstücke vorüberziehen läßt. Die Weltweisheit nennt George Ripley den Versuch und das Ringen, mit der Fackel der Vernunft und Wissenschaft die furchtbaren Probleme zu lösen, welche die Menschenseele quälen. Wie pein- und qualvoll aber dies Ringen bei glaubenslosen Philosophen ist (trotz des Shakespear'schen Motto's: „Sweet milk philosophy") und wie fruchtlos solch' Bemühen auf dem außerkirchlichen Boden bleibt, das zeigen nicht nur Aeltere, wie Luzian, Justin der Märtyrer, Origenes, Tertullian u. A., schlagender und überzeugender noch beweisen es die uns näher liegenden Anstrengungen der neuern Weltweisen.

Vor Allem wird Kant, der Königsberger Patriarch, vor die Schranken gezogen. Die drei unberechenbar wichtigen Grundfragen über Gottes Dasein, die Unsterblichkeit der Seele und die Willensfreiheit setzen das ganze mächtige Triebwerk seiner Geisteskräfte in Thätigkeit, und das Ergebniß? „Wir bleiben ebenso fern von einer Gewißheit, als wenn wir unsern Tisch oder sonst ein Utensil befragt hätten!" Zweifel und Ungewißheit also an seiner geistigen Lebenskraft, den Geiern ähnlich, die die Eingeweide des festgeschmiedeten Prometheus zerfleischten, und wie Kant gelebt und gelehrt, so stirbt er, — ein glaubensloser Philosoph. Kurz vor seinem Tode von seinem Freunde Hasse gefragt, was er im zukünftigen Leben hoffe, antwortete er: „Ueber diesen Punkt habe ich keine festen Ansichten" (!) — Um nichts befriedigender fällt die Untersuchung bei Fichte aus, der einst am Schlusse einer seiner gefeierten Vorträge zu Berlin den Gegenstand der nächsten Vorlesung folgendermaßen ankündigte: „Morgen Abend, meine Herren, werde ich Ihnen

Gott construiren!" — Von den Ulyseischen Irrfahrten Schelling's meint der Verfasser, sie hätten zu so vielen Systemwechseln geführt, daß die beste Widerlegung seiner Philosophie ein genaues Verzeichniß seiner Werke sein dürfte.

Daß nach diesen erfolglosen Vorgängen auch die Entdeckungsreise Hegel's, des eigentlichen Großmeisters der modernen Weltweisheit, keine Argonautenfahrt sein konnte, die zum Besitz des goldenen Wahrheitsvließes führte, war nicht schwer mit Belegen darzuthun. Sein System dreht sich, wie das Schwungrad um seine Achse, um den Satz: „Das Sein ist das Nicht=Sein," und ist unter strenger Durchführung der Identität der Gegensätze weiter nichts, als eine metaphysische Erörterung über das Textwort: „Eritis sicut Deus," „Ihr werdet wie Gott sein", welches vor beiläufig sechstausend Jahren eine höchst verdächtige Persönlichkeit ausgesprochen hat. Selbst Heine, dem wahrlich Niemand vorwerfen kann, daß er nicht auch redlich Hacke und Hammer geschwungen beim Werke der vermeintlichen Zerstörung des Christenthums, legt, wo er von seinem Versuche spricht, Hegel's Philosophie in's Französische zu übertragen, folgendes denkwürdige Geständniß ab: „Zwei volle Jahre beschäftigte mich diese Aufgabe, bis es mir durch mühevolle Anstrengungen gelang, den widerspenstigen Stoff zu bemeistern und die umwölktesten Gedanken jenes Philosophen in möglichst klare Form zu bringen. Doch als ich meine Arbeit vollendet sah, wurde ich von einem Schauer ergriffen und mir kam es vor, als blickte mich das Manuscript mit einem befremdlichen, spöttischen, verächtlichen Auge an. Der Uebersetzer und sein Werk stimmten nicht mehr mit einander überein. Damals war es, daß eine Abneigung gegen den Atheismus meine Seele erfaßte, und da ich mir gestehen mußte, daß meine Gottlosigkeit ihre Quelle und Hauptstütze in der Hegel'schen Philosophie gefunden, so begann sie auf mir zu lasten. Ich sah ein, daß die Veröffentlichung eines

solchen Werkes weder dem Publikum noch dem Uebersetzer heilbringend sein könne, und eines Tages, als das Feuer lustig auf meinem Herde flackerte, warf ich meine Schriftbogen, wie bei ähnlicher Gelegenheit einst mein Freund Hitzler gethan, in die Flammen. Wie nun die Blätter, die Frucht so vieler Anstrengung, auf der Gluth verschwanden, vernahm ich vom Kamin her einen zischenden Laut wie das Hohnlachen eines Feindes. O, daß ich doch ebenso Alles vernichten könnte, was ich über jene Philosophie jemals veröffentlicht habe!" Ein ähnliches Gefühl beschleicht Heine, wo er Feuerbach's, dessen Name schon Angst und Entsetzen einflößt, Erwähnung thut: „Er und Consorten," so lautet sein Ausspruch, „Alles gottlose Zeloten, reißen mit bacchanalischem Wahnsinn den blauen Schleier von Deutschlands Himmel herab und rufen aus: Seht, die Gottheiten sind geflohen und es thront da oben nur noch ein altes Weib mit Eisenhänden und einem wüsten Herzen, — die Nothwendigkeit!"

Nachdem dieser unheimliche Titanenbund sammt Strauß, Paulus und Gesinnungsgenossen, die alle auf ihre Standarte den Frevelspruch: „Homo sibi deus," („der Mensch ist sein eigener Gott") geschrieben, in strenges Gericht gegangen, erscheint M. Viktor Cousin zur ungelegenen Zeugenschaft. Mit feierlichem Pathos tritt dieser Geburtshelfer der gegenwärtigen christusfeindlichen französischen Weltweisheit vor des Verfassers Tribunal und verkündet mit der ganzen Hoheit eines unübertrefflichen Meisters: „Philosophie ist die letzte Befreiung der Vernunft, die Einsicht und Erklärung aller Dinge, die Quelle eines höhern und unwandelbaren Friedens." Dann öffnet er das sonst geheimnißvoll versiegelte Buch seiner Weisheit und liest: „Mein Gott ist der Gott des Bewußtseins, der zu gleicher Zeit Gott, Natur, Humanität ist" (!!) Ist das nicht eine allerliebste Paraphrase der geoffenbarten Trinitätslehre? Kein Wunder,

wenn dem lorbeergekrönten Lehrer der edeln französischen Jugend die Unsterblichkeit lediglich „eine erhabene Wahrscheinlichkeit (une probalité sublime) ist, die vielleicht der Strenge eines Beweises spottet!“ Kann man eine erschütternd ernste Wahrheit wohl mit einem — erhabenern Spott übergießen? Und doch übertreffen den Meister an „edelsinniger Kühnheit“ weit seine hoffnungsvoll aufgekeimten Jünger, wie Theodor Jouffray, Pierre Leroux und vor Allen Proudhon, der französische Feuerbach, der greulichste Gotteslästerer.

Einen Augenblick unterbricht hier der Verfasser das eingeleitete Verhör, um sich des gewonnenen Ergebnisses bewußt zu werden. In all' jenen Systemen, welche oft mit hohem, eines edlern Gegenstandes und bessern Erfolges nicht unwerthem Scharfsinn aufgebaut sind, sowie im widerchristlichen Denkleben überhaupt erscheint ihm die Vernunft als bloßes Mittel, Irrthum, Hoffart und sinnliche Leidenschaft zu bedecken und die betreffenden Weltweisen ist er versucht, eher Demagogen der Vernunft zu nennen, die diese edle Himmelsgabe nicht gebrauchen, sondern mißbrauchen. Und so stellt sich aus den Verirrungen in der Gedankenwelt der Menschen der unangreifbare Erfahrungssatz heraus, daß die Vernunft im gefallenen Menschen eines höhern, erhabenern Führers, daß sie eines überirdischen Lichtes bedarf, welches den Geist krönt mit einem Diadem göttlichen Glanzes und ewig strahlender Schöne. Wo aber ist dieser sichere und untrügliche Führer, wo das hell zum Ziele der Wahrheit leuchtende Himmelslicht zu finden? Diese entscheidende Frage beantwortet der Verfasser durch Schilderung der menschlichen Verirrungen auf religiösem Gebiete oder durch eine gedrängte Kritik der Erscheinungen im Schooße des Protestantismus.

Vor den übrigen wird da nach Gebühr die über alles Maß gepriesene Gotteslampe des sechszehnten Jahrhunderts

einer nähern Prüfung unterzogen und die überaus heiklige Entdeckung gemacht, daß an den gefeierten reformirten Lichtern eigentlich nichts weniger als — Docht, Oel und Flamme fehlt. Was nämlich den Docht, d. i. die menschliche Vernunft anbelangt, die das Himmelsöl heiliger Liebe einsaugen und das Licht höherer, seliger Erkenntniß aufnehmen soll, so ist er ja von Luther, den man nicht unpassend mit d'Aubigney den Schlüssel oder Dietrich der Reformation nennen kann, gewaltsam aus der Menschenlampe herausgerissen worden. Seine Lehre fordert das Aufgeben der Vernunft! „Fürwahr ein Evangelium," so ruft der Verfasser mit Entrüstung aus, „das ein ungleich besseres Material und einen günstigeren Wirkungskreis unter den Vierfüßern, etwa unter Baboons, Orangutangs und andern Affenstämmen, als unter vernünftigen Wesen und bei einem denkenden Volke finden würde; denn es wäre dort die Zerstörung der Vernunft, um dem Glauben Platz zu machen, schon trefflich vorbereitet und dieser könnte gleich Wurzel fassen!" Nach einem solchen Attentat auf die Menschenwürde darf es nimmer befremden, wenn Luther selbst von seinem Nebenbuhler Hospinian mit den Worten: „Dieser Mensch ist völlig närrisch" (absolutely mad) für eine Irrenanstalt reif erklärt und von Zwingli gar in noch unsauberere Kameradschaft gebracht wird durch die Versicherung: „Der Teufel hat sich Luther's bemächtigt!"

Noch weniger auffällig erscheinen diese unzarten Lobsprüche, wenn man des unglücklichen Häresiarchen Lehre über die Freiheit des menschlichen Willens in's Auge faßt. Sein Toben gegen dieses die Persönlichkeit bedingende Geistesvermögen klingt mehr wie die fatalistischen Rasereien (ravings) des Großtürken Mahomed, dessen allverschlingender Pantheismus jede menschliche Thätigkeit vernichtet. Nach Luther darf sich der Mensch, der gottgesetzte Monarch der Schöpfung, aus dem Abgrunde, in den ihn der Fall seiner

Stammeltern gestürzt, nicht mehr erheben, darf von seiner Stirn das Merkzeichen nicht wischen, welches ihm die rächende Schöpferhand aufgeprägt, nicht den Titel, das Adelsdiplom seines himmlischen Ursprungs wiedererwerben. Einige Wassertropfen erneuern doch die Blume, die sich unter ihren Stengel beugt: nur der Mensch ist zu ewiger Erniedrigung verurtheilt, ihn kann nichts fürder beleben und erneuern, weder Wille, noch Gedanke, noch That, — er sündigt selbst, wenn er Gutes thut!! Eine Doktrin der düstersten Verzweiflung, die man wohl in der Hölle begreifen könnte, die aber auf Erden nur eine empörende Unbild gegen die Gottheit ist. Ja wie „ein Abgrund den andern ruft," so ruft Irrthum den Irrthum. Das Paradies des Mahomed ist weit anziehender, als Luther's Himmel, bevölkert mit sogenannten „Christen schwarz und häßlich fast wie der Teufel selber." Nachdem so der vielbesungene Laternenträger von Wittenberg das Vernunftlicht im Menschengeist ausgelöscht und das moralische Verderbniß mit einem undurchsichtigen und wasserdichten Mantel bedeckt, versucht er vollends auch noch, den Allwissenden selber zu blenden.

Und nun erst die heutigen Epigonen der Reformationshäupter. Aus ihrer Schaar greift der Verfasser einen Irrstern erster Größe, den berühmten Rowland Hill heraus, dessen phosphoreszirendes Zwielicht dermalen die amerikanischen Methodisten bewunderungsvoll einsaugen. Dieser beklagenswerthe Herold des „reinen Gotteswortes" läßt sich ungescheut also vernehmen: „Selbst Ehebruch und Mord verletzen nicht „die wohlgefälligen Gotteskinder, vielmehr sind sie denselben „wirksam zum Guten. Gott sieht an Gläubigen keine Sünde, „wie sie sich auch immer vergehen mögen. Meine Sünden „könnten Gott mißfallen, doch meine Person ist ihm allezeit „angenehm. Sollte ich auch ärger als Manasses sündigen, „dennoch würde ich ein wohlgefälliges Kind sein, weil mich „Gott immerdar in Christus sieht. Deßhalb kann er mich

„mitten in ehebrecherischen, mörderischen und blutschänderischen „Greueln anreden mit jenem: „„Du bist ganz schön, meine „Taube, meine Unbefleckte, es ist keine Makel an Dir!““ „Glaube ich auch denen nicht, die da sprechen: „„Laßt uns „sündigen, damit die Gnade überschwenglich werde,““ so „werden mich doch Ehebruch, Blutschande und Mord im „Ganzen heiliger machen auf Erden und fröhlicher im „Himmel“ (!!) [1])

So muß der ächt orthodoxe Protestant die in seiner Brust auftauchenden Gewissensregungen ersticken, seine himmelgeborene Freiheit mit Füßen treten, mit eigener Hand das Vernunftlicht auslöschen, kurz, er muß alle Spuren des wundersamen untilgbar eingeprägten göttlichen Ebenbildes zu verwischen beflissen sein und das — im Namen der Religion selber! Dabei darf ihn Widersinn und Widerspruch nicht im Mindesten beirren, noch ihn die verfängliche Thatsache betroffen machen, daß seine deformatorischen Apostel zu gleicher Zeit Freiheit und Aufhebung des freien Willens, Privaturtheil und Zerstörung der Vernunft, Fortschritt und gänzliche Depravation des Menschen proklamiren. Er ist eben an die unwirthliche kahle Felswand des Widerspruches und der Verneinung geschmiedet und muß folgerichtig in die Antwort einstimmen, welche vorlängst Bayle dem Cardinal Polignac, von diesem um seine Religion befragt, ertheilte:

---

[1]) Even adultery and murder do not hurt the pleasant children but rather work for their good. God sees no sin in believers, whatever sin they may commit: my sins might displease God, my person is always acceptable to him. Though I should out-sin Manasses, I should not be less a pleasant child, because God always views me in Christ. Hence in the midst of adulteries, murders and incests he can address me with: „Thou art all fair, my dove, my undefiled, there is no spot in thee!“ Though I believe not those, who say: „Let us sin, that grace may abound,“ adultery, incest and murder shall upon the whole make me holier on earth and merrier in heaven.“

„Ich bin Protestant im vollen Sinne des Wortes, denn ich protestire gegen alle Wahrheit!“ Wohin die Geister, namentlich die neuern wie im Sturm dahinfahrenden, auf dieser Heerstraße zügelloser Verneinungssucht letztlich gelangt sind, möge Einer für Alle beweisen. Feuerbach erkennt in der Taufe nichts als eine Mahnung zum — Kaltwasserbad und in der Eucharistie (wer kann die Lästerung ohne Grauen anhören?) [1]) eine Einladung zum Essen und Trinken, nämlich des Fleisches und Blutes der Thiere und der Pflanzen, so daß die treffendste Darstellung der protestantischen Kirche nach ihm eine Kaltwasserheilanstalt mit einem angefügten Wirthshause sein würde!

Wahrlich, ein Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, wie er, seit von Golgatha's Gipfel das blutgetränkte Kreuzesbanner weht, so bewußt, so zügel- und schamlos niemals angerichtet worden! Aber gerade in so verzweiflungsvoller Nacht der Verirrung leuchtet uns desto strahlender, tröstlicher und trauter der Stern der katholischen Wahrheit entgegen und geleitet Alle, die ihm willigen frohen Herzens folgen, nach dem Volllichte der Sonne himmlischer Erkenntniß und Gnade („gloriam plenam gratiae et veritatis“). Wie ist nicht Alles in der katholischen Lehre so edel und wahr, so schön und der göttlichen Lieb' und Heiligkeit vollkommen angemessen! Da werden Vernunft und Freiheit nicht ausgelöscht, sondern geläutert, geheiligt und verklärt; da findet

[1]) Wie rasch der Mensch, wenn er das furchtbar ernste und heilige Gebiet der religiösen Wahrheit einmal überschritten, in die Schmutzlache der Frivolität geräth, beweist thatsächlich ein Nürnberger Prediger und Zeitgenosse Luther's. Derselbe scheute sich nämlich nicht, einst in Ermanglung eines Kelches das Abendmahl mit einem — Löffel auszutheilen und dabei die Worte zu sprechen: „Nehmet hin und trinket, das ist der Löffel des Neuen Bundes.“ (!) Der Reformator soll erst darüber gelacht (!), dann aber bemerkt haben: „Wäre ich die Herren von Nürnberg, der blasphemische Bub' müßte mir in's Loch: solcher Löffel gehört in solch Futteral.“

jedes Werk der Tugend, Wissenschaft und Kunst, das den Menschen adelt, eine Stätte, eine Nische; da „verschafft selbst die milde Gabe, liebend dem Dürftigen gereicht, vielleicht einer heimgegangenen Seele den ewigen Sitz am Tische des Herrn." Alles ist Einklang, Harmonie, wunderbare Verschlingung der Schöpfung und Erlösung. „Könnten wir", so äußert sich ein Heiliger, „die Schöne einer huldgeschmückten begnadigten Seele erblicken, wir würden sterben vor Entzücken," und ein Anderer sagt: „Wir würden alsdann herzlich gerne sterben, nur um sie vor dem Verluste einer so großen Schönheit zu wahren."

Schließlich bringt der Verfasser noch charakteristische Zeugnisse von Protestanten für die katholische Lehre, die gleichsam aus einem tiefern natürlichen Gefühle für die Wahrheit gewaltsam hervorbrechen. So läßt er Luthern bekennen, „während eine Prozession mit dem Allerheiligsten an ihm vorübergezogen, habe plötzlich der Gedanke, es sei der Herr gegenwärtig, seine Seele getroffen und dermaßen mit Schauer erfüllt, daß er, von kaltem Schweiße überronnen, gewankt und geglaubt habe, in der Todesangst sterben zu müssen" [1]. Auch den eifrigen Protestanten Niebuhr läßt

[1] Man beachte noch folgende nicht uninteressante Geständnisse: „Es weiß Niemand, was die heimliche Beicht vermag; ich wär vom Teufel überwunden oder erwürgt worden, wenn mich nicht diese Beicht erhalten hätte." (Luther Thl. 20, S. 58). — „Nach einem furchtbaren Gericht dürfte die verschmähte Hierarchie das in Reue und Zerknirschung vergehende Europa zu dem ursprünglichen Schooße der Kirche wieder zurückführen!" (Prof. Steffens: „Die gegenwärtige Zeit" 1821). — „Besinnet Euch, ihr Geistesmörder, (so ruft die Darmst. A. Kirchenzeitung den lutherischen Zeloten zu, 1830, Nr. 67. S. 1374), wenn ihr nicht gänzlich von Sinnen seid; denket nach, wenn überhaupt noch ein Fünkchen der edlen, herrlichen Gottesgabe (Vernunft) in euch ist, deren Name euch schon also in Harnisch jagt, daß ihr sie, die nimmer im Menschen ersterbende, täglich meuchelt bei euch selbst, daß ihr falschen Brüder sie täglich umzubringen euch abmüht bei Andern, denkt nach,

er aus der Zeit der gefahrdrohenden Entbindung seiner zweiten Frau Folgendes erzählen: „In meiner schrecklichen Beängstigung betete ich auf das Ernstlichste und flehte auch meine Amalie selig um Beistand an, Gretchen damit tröstend, daß Malchen ihr Hülfe senden werde; und als ihr Zustand am Bedenklichsten war, seufzte sie laut auf: „„O kann denn deine Amalie mir keinen Segen senden?““ [1])

Hiermit wäre unser literarischer Ausflug so ziemlich beendigt und beim Abschiede drängt es uns, dem wackern Verfasser ein Wort verdienter Anerkennung und herzlichen Dankes nicht zu versagen. Sein Werklein, faßlich, blühend und anziehend geschrieben, ist unbedenklich reich an feinem

---

welche Thorheit all euer Beginnen und Geberden an seiner Stirne trägt. Die Lieblosigkeit und Herrschsucht der finstern Glaubensmänner unserer Zeit möchte gern umkehren das apostolische Wort: „Löschet den Geist nicht aus!“ Ihr Tyrannensinn möchte gern die ganze Menschheit in die Fessel der Geistesknechtschaft einschlagen!“

[1]) Der Verfasser erwähnt hier auch des protestantischen Widerspruchs rücksichtlich der Heiligen- und Reliquienverehrung, erinnert an die Hochhaltung des Rockes und Schwertes des Helden von Neu-Orleans, an die Summen, die man gezahlt für einen Zahn Nelson's, für eine Schnupftabaksdose oder einen Spazierstock der Fregatte Constitution u. A. — Bei dieser Gelegenheit sei uns verstattet, dem Leser noch einige Zahlenbeweise für den außerkirchlichen Reliquienkult vorzuführen. Prinz Albert kaufte den Frack, welchen Nelson in der Schlacht bei Trafalgar trug, um 150 Pf. Sterling; Lord Shaftesbury einen Zahn des Helden um 730 Pf. St.; ein Band Shakespeare's mit dessen Namensinschrift wurde mit 120 Pf. St.; der elfenbeinerne Lehnstuhl, den die Stadt Lübeck Gustav Wasa zum Geschenk gemacht hatte, wurde 1832 um 58,000 Gulden verkauft und der Frack Karl's XII., den er in der Schlacht bei Pultawa trug, um 22,000 Pf. Sterling; ein Stock Voltaire's in Paris um 500 Franken, eine Weste Rousseau's um 959 Fr., eine Perrücke Kant's um 200 Fr. und eine des Engländers Sterne um 200 Guineen; der Hut Napoleon's I. in der Schlacht von Eylau 2920 Fr., und 2 Federn, womit er 1802 den Vertrag von Amiens unterzeichnete, um 12,750 Fr.; ein Engländer hat im Jahre 1853 dem Direktor des französischen Museums, Herrn Lenoir, 4000 Pf. St. angeboten für einen Zahn Heloisen's. —

Urtheil, trefflichen Bemerkungen und überraschenden Fingerzeigen und hat zudem noch den Vorzug, fast durchgängig von den Lichtfunken eines edlen Humors, der mitunter allerdings ironische Schlagschatten wirft, anmuthig belebt zu sein. Möge es noch manches Herz erfrischen und, was wir sehnlicher und heißer wünschen, einem oder dem andern unserer irrenden Brüder ein freundlich wirkendes Licht und ein Führer werden in das süße Mutterland der Kirche.

Ein philosophisches Nordlicht in Italien.

Difficile est satyram non scribere.

Rom, im November 1858. Eine auffällige und, ich bescheide mich gerne, ein wenig barocke Ueberschrift, mit welcher ich den nachstehenden Bericht über einen Streifzug in's Gebiet der modernen italienischen Literatur eröffne. Und doch möchte sie sich weniger unpassend erweisen, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Wie die nordischen Naturphänomene mit dem Fortschritte der Jahrhunderte nach den Ergebnissen der historischen Physik mehr und mehr in die südlichen Regionen vordringen, so scheinen auch, im schroffen Gegensatze gegen den anfänglichen Stromgang der Kultur und Gesittung, die Geistesphänomene des europäischen Nordens mit verhängnißvoller Siegesgewalt in die mittägigen Länder unaufhaltsam einzubrechen. Sehen wir jedoch, wie sich der Südländer subjektiv diesen physischen und geistigen Zudringlichkeiten des Nordens gegenüber verhält, so tritt uns ein sehr beachtenswerther Kontrast entgegen. Während man nämlich unter dem krystallhellen, tiefblauen Südhimmel den nordischen Nebelgebilden mit ihrem „niederträchtigen" Aschgrau nichts weniger als hold ist und selbst das herrlich

fackelnde Nordlicht mit seinem leuchtenden Bogen und magischen Wechselspiel, mit seinen unermeßlichen Feuergarben und Purpurstrahlen (wie das hier noch in frischem Andenken lebende vom Jahre 1848) beim großen Haufen für ein unglückverheißendes Himmelszeichen gilt, werden die trüben, umnachtenden Nebel der nordischen (vorzugsweise französischen) Romanliteratur wie duftige Weihrauchwolken empfangen und die magnetischen Lichttäuschungen, wie sie aus dem stofflichen Boden der nordisch-protestantischen Philosophie auftauchen, mit fast rührenden Huldigungen begrüßt. Ob nun nicht auch diese, wie nach dem Volksglauben jene Boreallichter, wahrhaft Unglücksboten seien und ob nicht vielleicht auf sie das Wort: „Es werden Zeichen am Himmel erscheinen" eine Anwendung finde, darf ich dem Ermessen des Lesers überlassen. Gar leicht wäre es nachzuweisen, wie insbesondere in Piemont, Toskana und Neapel eine namhafte Anzahl der Lootsen in den philosophischen Fahrwassern sehnsuchtsvoll nach dem heidnischen Dioskurengestirn Kant und Hegel aufblicken. Es genüge an diesem Orte, eine jüngst veröffentlichte, anscheinend unverfängliche Arbeit aphoristisch zu beleuchten, von der ich glaube, daß sie hinlänglich darthun wird, wie selbst der Gesinnung nach achtenswerthe Männer — denn unter sie zählt der Verfasser unstreitig — durch den Schein jener nordischen Irrlichter geblendet, Gefahr laufen, in die bedenklichste prinzipielle Krisis zu stürzen. Wenn nun aber Solches am grünen Holze geschieht, wie wird es dann dem dürren ergehen?

Doch schreiten wir zur Diagnose. Dieselbe wird auch dem schlichtesten Katholiken schon aus dem bloßen Titel des fraglichen Werkes zu machen nicht schwer sein. Derselbe lautet: „La mia opinione intorno alla Teandria in Maria Vergine e della Chiesa cattolica per Francesco Lavarina" Milano e Vercelli 1857. „Meine Ansicht über die Gottmenschheit der Jungfrau Maria und der katholischen

Kirche" [1]). Es muß wohl der Verfasser, als er sich zu seinen speculativen Sprüngen anschickte, das peinliche Vorgefühl eines ehrsamen Seiltänzers gehabt und deßhalb für räthlich erachtet haben, sich mit aller Vorsicht nach einer sichern und unzerbrechlichen Balancirstange umzusehen. Denn es kann nichts anders als die Rücksicht für die gefährdete Selbsterhaltung sein, wodurch es zwar nicht entschuldigt, doch einigermaßen erklärt werden kann, daß er in einem offenen Schreiben seine fremde, aus Königsberg bezogene Kunst mit beispielloser Keckheit dem heiligen Vater zu widmen wagt, dem gottgesetzten Hüter und Schirmer des christlichen Glaubensschatzes, und mit dem angemaßten Ansehen desselben wie mit einer kirchlich geweihten Balancirstange auf dem Kant'schen Seile seine lustigen Purzelbäume schlägt [2]). Auch unterläßt er nicht, seine hochgeehrten italienischen Zuschauer um die gespannteste Aufmerksamkeit zu bitten, indem er sie ganz naiv mahnt, sein Werk, seine Schöpfung wenigstens zweimal zu lesen, und mit lauter Posaune ausbläst, nur durch Annahme seiner Methode würde die Wissenschaft skeptisch zu sein aufhören (S. 555). Daß ihm bei diesem Geschäft sofort verwandte Zunftgenossen freundlichen Beistand leisteten und mit ihm recht eifrig in die Posaune stießen, wie der Tessiner Pissolio aus Lugano

---

[1]) Von demselben Verfasser erschien bereits vor mehreren Jahren als würdiger Vorläufer ein zweibändiges Werk, betitelt: „Enciclopedia scientifica," welches die Civiltà cattolica seiner Zeit recht anständig kritisirte.

[2]) „A Sua Santità Pio Nono," so beginnt die Widmung, „che definiva nel 1854 il domma dell' Immacolata concezione," während dem ganzen voluminösen Werke das bestechliche Motto vorgesetzt ist: In Sole posuit tabernaculum suum et ipse tanquam sponsus procedens de thalamo suo, wobei wohl Niemand entgehen kann, daß die zwei Glieder des Psalmverses verschiedene Subjekte, die Gottesmutter und den Gottmenschen, haben sollen.

und ein gewisser Kanonikus Mora in Vercelli[1]), dürfte nur um so einleuchtender die Nothwendigkeit erweisen, dem Haupte der Künstlerbande möglichst bald den Gewerbsschein zu entziehen.

Nach einigen Vorübungen nun sucht Lavarino das Seil zu spannen und springfest zu machen, eine Arbeit, die wiederum unter wahrhaft betäubendem Trompetenschall und Posaunengeblase vor sich gehen muß. Der einzig wahre Ausgangspunkt der Philosophie und christlichen Wissenschaft, meint er, sei der Kant'sche Kritizismus; „ja il sommo di Königsberg," sagt er wörtlich, „il divino Kant lehrte mich von Jugend auf in wahrhaft göttlicher Weise, Skeptiker zu sein und allem Wissen zu mißtrauen." Der Eindruck, den dieser höchste Meister auf ihn machte, versichert er ferner nicht ohne eine gewisse Unverschämtheit, sei so stark gewesen, daß er seinen Geist nicht nur jungfräulich rein von jeder fremden (etwa katholischen?) Einwirkung erhalten, sondern auch gestärkt habe zur Bekämpfung jeglicher Ansicht. Daß der kühne Recke seinem Meister am frischen Haff in der That keine Unehre gemacht, dafür soll der weitere Verlauf seiner Declamation den Beweis liefern. Bald nachher gesteht er ein, daß er Kant's kritisches Problem als Staffel benutzt habe, um zum Glauben und zur Liebe aufzusteigen, daß er sich bestrebt habe, aus den Lehren des Kant, Hegel und Aristoteles gleichsam den Saft auszupressen, um (risum teneatis!) — die Philosophie der heiligen Väter zu gewinnen (S. 557 f.). Wahrlich ein Geständniß, das unserm Verfasser die Larve oder, wenn man lieber will, die Feigenschürze herunterreißt. Es wird schwerlich einem meiner Leser entgangen sein, wie der seltsame leichtgeschürzte Philosoph mit einem unaussprechlich zarten Blicke auf die Philosophie der Väter sich schon hurtig auf's Seil geschwungen und mit

[1]) Sein Werk hat den Titel: „La vita della scienza umana."

wohlgeübter Hand die theuergeliebte Balancirstange (für ihn ein wahrer life-preserver!) ergriffen hat. Ueber dies erste Gelingen hocherfreut, handhabt er nun auch sofort diese Stange mit seltener Kunstfertigkeit, indem er mit treuherziger und fast kindischer Einfalt die Versicherung gibt, seine Lehre sei nur ein Commentar, eine wissenschaftliche Erklärung der patristischen Lehre (ja, wie etwa Straußen's Leben Jesu ein Commentar zum Evangelium!) und in dem Kritizismus sehe er lediglich eine Entwicklung des Dionysius Areopagita, der Scholastiker und (man beachte das geschickte Manöver!) insbesondere des heiligen Thomas, mit dem seine Philosophie auf ein Haar (a pelo) übereinstimme (S. 76 u. 184). Eines nicht minder geschickten Kunstgriffes bedient er sich, wenn er dem italischen Publikum einredet, er sei treuer Schüler und gleichsam Friedensstifter zwischen Gioberti und Rosmini (der eine möchte ihn vielleicht als solchen gelten lassen, der andere dürfte indeß für solch' freundliche Handreichung höflichst danken).

Doch lassen wir unsern Künstler die Vorstellung beginnen. Ich müßte mich gewaltig irren, wenn dem Zuschauer bei den nun folgenden Sprüngen nicht schwindeln sollte. Er fängt natürlich adagio an. Alles Wissen, sagt er, sei Urtheil. Dieser höchste Offenbarungssatz (der dürstenden Menschheit am Pregel geschenkt) statuire eine absolute Dreiheit:

1. Das Subjekt = Essenz, Noumenon, übernatürliches Geheimniß, mysteriöser Ozean;
2. das Prädikat = Existenz, Phänomen, rationelle Wahrheit;
3. die Copula = Substanz, Synthese von 1. und 2., natürliches Geheimniß.

Diese Dreitheilung sei das absolute Gesetz alles Seins und Erscheinens. Daher in Gott ein Tritheismus (S. 180), eine dreifache Trinität und Emanation, drei Sonnen:

1. inneres Leben, innere Trinität, Potenz oder Ueberessenz, Ueberwirklichkeit, Ueberewigkeit, der unbekannte Gott (il dio ignoto), der Vater, das Schöne, die präcedirte Sonne, das Subjekt;

2. äußeres Leben, Spezies, Verneinung des Endlichen, Ewigkeit als negirte Zeit..., der unsichtbare Gott (il dio invisibile), der Sohn, das Wahre, die succedirende Sonne, das Prädikat;

3. accessorisches Leben, Aktus, der in der Schöpfung sichtbar gewordene Gott (il dio fatto visibile per la creazione delle cose), Affirmation des Endlichen, der heilige Geist, das Gute, die synthetische Sonne, die Copula (S. 99, 177, 180, 199, 470 u. a.).

Auf diese ergötzlichen Leistungen, unter betäubender Begleitung der Rohrpfeife Pan's ausgeführt, tritt eine kleine Pause und, wie billig, als Intermezzo meisterliche Handhabung der Zauberstange ein. Durch den Sohn, so heißt es gar salbungsvoll, sei Alles gemacht; er bilde ja die Trinität von Wirklichkeit, Nicht-Wirklichkeit (Abstraktheit) und Möglichkeit. Das Mögliche (i possibili) sei die synthetische Harmonie Gottes und der Dinge, der Wirklichkeit und Nicht-Wirklichkeit, das theologische Axiom des äußern Lebens Gottes und das philosophische des äußern Lebens der Dinge, sei eine Strahlen-Aureole rings um die unendliche Gottessonne. Bei diesem unvergleichlichen Kunststücke, in welchem der kühne Springer sich in der That selber zu überbieten scheint, geräth er dermaßen außer sich vor Freude, daß er die Stange triumphirend emporschnellt und in feuriger Begeisterung ausruft: „O Harmonien, o Zahlen, o Musiken und Klänge, die ihr von Ewigkeit her vor der göttlichen Weisheit spielet und scherzet (S. 74).“ Wäre das Bild nicht einer heiligen Quelle entlehnt, so möchte man fast vermuthen, es habe dem poetischen Verfasser bei jenem überfließenden

Ergusse das bekannte Taschenspielerstückchen tanzender Erbsen vorgeschwebt.

Doch folgen wir dem Verlauf der Vorstellung. Ohne nur im Mindesten auf die Zartheit der Nerven seiner Zuschauer Rücksicht zu nehmen, holt nun der Künstler zu einem wahrhaft halsbrecherischen Salto mortale aus. Oft, so hebt der kühne Harras, alles erwartete Maß überspringend an, oft erwäge er den Irrthum der modernen Pantheisten, die aus der Schöpfung eine nothwendige Emanation der Gottheit machten; er rufe ihnen zu: „Saget vielmehr eine freie Emanation und ihr saget die Wahrheit.“ „Oder wie?“ fragt er, gegen etwaige Widersacher in der Luftregion kräftig um sich schlagend, „kann irgend etwas bestehen, das nicht eine Emanation Gottes wäre?“ — Doch sieh, da ist ja der Wagehals Knall und Fall aus seiner illusorischen Höhe in die abgründliche Tiefe des unverhohlenen, widerchristlichen Pantheismus gestürzt. Nicht zu voreilig! denn unter dem verzweifelten Versuche, mit der Balancirstange den gähnenden Abgrund zu überbrücken, fordert er auf, den heiligen Dionysius Areopagita und die Väter zu lesen (S. 247). Vergebliches Bemühen. Die Stange bricht und ohne Halt geht's wirbelnd in den grausigen Schlund, aus dem er dann mit dumpfer unheimlicher Stimme heraufruft: „Wie? kann die Emanation denn der Ursonne, um wenig zu sagen, überhaupt nur unähnlich sein? Oder ist etwa der Theil nicht dem Ganzen ähnlich, aus dem er emanirt?“ (S. 248.)

Wenn bei so entsetzlichem Sturze es auch dem kaltblütigsten der Zuschauer schauerlich zu Muthe wird, ist's ein Wunder? Der Produzent indeß, der speculativ wie theologisch so jämmerlich in den Abgrund gestürzt ist, fühlt sich trotzdem über die Maßen behaglich; ja er versucht die zersplitterte Stange nothdürftig wieder zusammen zu setzen und ruft, sie hebend, mit zarter Bescheidenheit aus der unheimlichen Tiefe zur Höhe empor: „Die Theologen, ich

sage dies aus Liebe zur Wahrheit, finden sich hier an einem Scheidewege, entweder den Rationalismus zuzulassen, oder meine Meinung anzuerkennen" (S. 251). Denn Gott sei substanziell Einer, aber virtuell eine unendliche Vielheit, oder nach dem heiligen Dionys und Thomas, Gott enthalte eminent und virtuell alles das in sich, was in den Dingen gemischt und substanziell bestehe, so daß jedem Dinge, selbst jedem Möglichen, eine spezielle, eigenthümliche Gottheit (wohl à la Herbart?) entspreche (S. 485 f.).

Was bisher aufgeführt worden, dünkt mich, dürfte hinreichen, auch in einer ziemlich unlebhaften Phantasie fast Scenen aus der Wolfsschlucht heraufzubeschwören und doch scheint in der gewonnenen Tiefe nun das eigentliche Schattenspiel erst recht zu beginnen. Zuvörderst erscheint da der Mensch. Der Mensch sei, so werden wir belehrt (S. 3 u. 356), die synthetische Einheit des Schöpfungsurtheils, die Copula der geistigen und thierischen Natur, eine neue Essenz, wie die Mischung zweier Farben eine neue, ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Farbe hervorbringe (man sollte mitunter glauben, der Verfasser sei auch nicht ganz unerfahren in der Malerei und zumal in der Dekoration). Um nun die menschliche Synthese zu bilden, zeigt er uns, wie die beiden Naturen dergestalt modifizirt und transformirt werden müßten, daß sie jeglich eine Hälfte der eigenen Anlage verlierend (wer dächte hier nicht an die Zerschneidung der Aristophanischen Urmenschenkugeln in die sexualen Hemisphären?) eine dritte, der ersten entgegengesetzte Natur annehmen, woraus erhelle, daß man nur durch Abstraktion den animalischen und geistigen Theil im Menschen zu trennen vermöge (S. 385 u. folg., wo der Gute bei seinem Tode mit dem unzertrennlichen Leibe verbleiben wird, ist schwer abzusehen). Es bestehe aber die Persönlichkeit des Menschen mit Nichten in seiner Freiheit, denn (o der tiefen Begründung und gründlichen Tiefe!) gar wohl könne es eine Freiheit ohne Persön-

lichkeit (ist's erlaubt, um ein Beispiel zu bitten?), wie eine Person ohne Freiheit geben. Jene Persönlichkeit des Menschen bestehe vielmehr in seiner Substanz, und als solche bilde ein jeder Menschengeist eine Trinität von Personen, ungeachtet wir uns dessen hier nicht bewußt würden; hienieden schauten wir ja nicht unsere wesenhafte Trinität, sondern nur die formelle, d. i. das Schöne, Wahre und Gute (S. 371, 249, 501). — Also: freie Unpersonen, unfreie Personen, jede Menschenseele ein Sprechkabinet, worin sich drei Subjekte, ohne einander gewahr zu werden, ganz gemüthlich unterhalten.

Von allem dem wird einem so dumm
Als ging ein Mühlrad im Kopf herum. —

Schauen wir das zweite Bild. Es ist natürlich auch dieses in den Königsberger Prunkrahmen gefaßt mit der Devise: „Keine Aktion ohne Reaktion" und an einem Splitter der Balancirstange emporgehalten. Die Zeugung in der Eva, behauptet er, sei materiell sündhaft, sündhaft auch die im Zeugungsakte von jedem einzelnen Evassohne nothwendig gesetzte Reaktion; letztere gehe aber wohlgemerkt von der empfangenen Frucht als schon menschlicher Person aus und sei materiell und formell sündhaft, d. h. Erbsünde (S. 5 u. f. So wäre denn die Erbsünde eine persönliche Sünde! Was sich doch nicht Alles in reizenden Schattenbildern entwickeln läßt! Doch nur aufgeblickt, lieber Zuschauer, denn vor lauter Nebelbildern wird es dir vermuthlich vor den Augen flimmern). Die Erbsünde bestehe also genau (hier wird unverkennbar mit mathematischer Schärfe zu Werke gegangen) in der formell sündhaften Reaktion des Sohnes als Folge der materiell sündhaften Zeugung.

Siehe, da leuchtet ja plötzlich aus der pantheistischen Tiefschlucht unstreitig das allerglänzendste Lichtbild auf, das auch zur Vignette des Ganzen, zum Titelblatt Anlaß gegeben,

und zu welchem der edle Zögling Kant's die Erklärung absingt unter klingender Begleitung des ostpreußischen Triangels („jede Erscheinung eine absolute Drei oder ein zusammengesetztes Urtheil"). Dreifach, meint er, sei die Incarnation, die Theandrie, die Emanation der Logossonne (S. 454), sich realisirend in Christus, in Maria, in der Kirche, die alle drei vom ewigen Worte assumirt und verschlungen würden. Es sei nämlich Maria bei ihrer Empfängniß durch hypostatische Union zur persönlichen Einheit mit Gott dem Sohne gelangt (S. 407); daher denn (ganz folgerichtig!) durch Kommunikation der göttlichen Attribute alles Menschliche in ihr göttlich, ihre Generation ewig, alle Handlungen, weil von der göttlichen Person des Logos ausgehend, gottmenschlich, wie Freude und Schmerz, Gehen und Stehen (S. 444), und Maria sei fürwahr jenes göttliche Weib, welches die alten heidnischen Theologen und (!) die göttliche Offenbarung gezeichnet hätte (S. 449), mitgottmenschlich, mitunermeßlich, mitunendlich, mitewig, ganz gleich der Menschheit Christi. Folgerichtig ist ihm nun auch Maria vollkommen Miterlöserin und wie Christus für uns durch Leiden und Tod gegangen (S. 453); denn alle ihre Handlungen und Schmerzen haben als mitgottmenschliche einen unendlichen Werth. — Da mögen die Ketzer aller Marken und Jahrhunderte herantreten und sich beugen vor ihrem überlegenen Meister, nicht nur ein Philoponus, Roszelin und die übrigen Tritheiten, selbst die schwärmerischen kollyridianischen Weiber der arabischen Wüstensteppen! Denn mag diesen mit ihm das frevelhafte Unterfangen gemein sein, die erhabenste, makellose Himmelskönigin und die Göttermutter Cybele in Einen Rahmen zu fassen, so haben jene doch nur Backkuchen (collyridas) geopfert, während ihr trefflicher Nachkomme die unveräußerliche Krone des ewigen Sohnes zerschlägt und eines ihrer Bruchstücke der unendlich bescheidenen und demüthigen Magd des Herrn aufzwingt.

Blutwenig hilft's dem gnostischen Collyridianer, daß, nachdem er hochvermessen den heiligen Hort der katholischen Lehre verletzt, er nachträglich in überschwängliche Demuthsergüsse ausbricht und ermahnt, in den endlosen Trübsalen des Lebens zu Maria unsere Zuflucht zu nehmen; er wage es fast nicht, so betheuert er, seinen Blick bis zum erhabenen Throne unseres höchsten Gottmenschen Jesus Christus emporzuheben, er lasse ihn vor einem zugänglicheren Throne ruhen, vor jenem unserer höchsten Mitgottmenschin, der Jungfrau Maria; ihr übergebe er alle seine Gedanken, alle seine Handlungen, sein ganzes Leben, sie möge mit ihm nach ihrem Willen handeln (S. 452).

Ich kann mich hier einer aus tief bewegtem Herzen fließenden Bemerkung nicht enthalten. Jeder treue Sohn unserer heiligen Kirche weiß, daß innerhalb der von ihr gezogenen Schranken das Lob unserer gebenedeiten Schirmerin und Mutter kein Maß, kein Ziel hat, daß eher die Zunge am Gaumen kleben, als der Mund verstummen soll im selig süßen Preise der über alle Kreatur unaussprechlich erhabenen Himmelskönigin. Nur Verblendung aber und geistige Verirrung vermögen vielleicht die Schuld des Verwegenen zu mildern, der aus was immer für einem Beweggrunde jene dogmatische Schranke überschreitend mit einem Gottesraube den „Spiegel der Gerechtigkeit" schmücken zu können wähnt: denn ein solcher mehrt nimmer, er schmälert und entweiht die Würde und Hoheit der Gottesmutter, erschwert den Fernestehenden das Verständniß unseres eben so zarten als bedeutungsvollen Marienkultus und läuft am Ende Gefahr, die Zahl jener Unglücklichen zu vermehren, die als unselige Irrlehrer in den verflossenen achtzehnhundert Jahren am „Thurme Davids" zerschellten.

Lassen wir indeß, unsern Faden wieder aufgreifend, den Troglodyten sein trauriges Spiel zu Ende führen. Die

Grundlage der Erlösung des theandrischen Christus, so hören wir weiter, bestehe nicht in seinem Opfer, Leiden und Verdienst, sondern ausschließlich in jenem Akte, durch welchen der Logos sich selbst die Menschwerdung zugewiesen habe (S. 408), woraus denn folge, daß, wenn schon der Gottmensch Christus auch nicht eine Thräne vergossen, nicht den geringsten Schmerz erduldet hätte, dennoch durch den bloßen Akt seiner Empfängniß (und nicht minder jener der Gottmenschin Maria und der Kirche) unsere Erlösung überfließend gewirkt sein würde (S. 464). Bei dieser Deklamation wandelt den Verfasser eine so gewaltige Siegesfreude an, daß er mit der herzhaftesten Zuversicht die überaus bedenkliche Einwendung, ob denn in diesem Falle nicht Leiden, Tod und Auferstehung des Erlösers nutzlos seien? von freien Stücken zum Kampfe herausfordert. Zur Schmach des Fragestellers schlägt er sofort diesen Angriff durch die gelungene Tiefquart zurück: „Wolle nicht, o Sterblicher, eindringen in die anbetungswürdigen Rathschlüsse der göttlichen Weisheit, die unserm Erfassen gänzlich entrückt sind" (consigli al tutto dall' accorger nostro scissi S. 408).

Im Allgemeinen verräth unser rhapsodischer Philosoph ein ungewöhnlich großes Maß hohen Selbstvertrauens, welches dergleichen kleinliche Bedenken in der Regel gar nicht auftauchen läßt, aber wo sie auch in keiner Weise unterdrückt und niedergehalten werden können, finden sie leichte ungenügende Abfertigung. So ist es eben so überflüssig als abgeschmackt, dem gescheiterten Hauptschiff gleichsam als Rettungskähne unhaltbare, dem Denkgeiste unter der Hand entschlüpfende Unterscheidungen anzuhängen, wie: Gott der Sohn sei mit Maria hypostatisch vereinigt durch die unmittelbare Annahme ihres Fleisches und durch die mittelbare ihres Menschengeistes, mit Christus durch die unmittelbare Annahme des Menschengeistes und durch die mittelbare des Fleisches (S. 18 u. 405); nicht minder naiv und ungereimt ist es,

wenn er zur Abwechslung aus dem astronomischen Atlas erläuternde Himmelszeichen für seine zauberhaften Nebelbilder entlehnt und sagt, Maria sei durch Hypostase der gottmenschliche Morgenstern als antizipirte Emanation, Christus die gottmenschliche Sonne als natürliche Emanation, und die Kirche der gottmenschliche Mond als subsequente Emanation des Logos. Dieses Lichtbild weckt in dem Hellseher abermals eine so glühende Begeisterung, daß er von seiner vermeintlichen Warte aus, im angemaßten Tone eines heiligen Sehers verkündigt: „Maria, Christus, Kirche — wunderbare Dreieinigkeit! Dreifaltigkeit in der Einheit und Einheit in der Dreifaltigkeit!“ Dreifaltig ist sie ihm, weil hier die Menschheit Mariä und Christi, so wie die kirchliche Genossenschaft [1]) drei unterschiedene Naturen bildeten, einheitlich, weil alle drei hypostatisch geeint seien mit dem ewigen Worte, welches sie in seiner persönlichen Einheit verschlinge und so als theandrischer Morgenstern, als theandrische Sonne, als theandrischer Mond lebe (S. 426).

Nach all' diesen reizenden Vorstellungen und Bildern nebst deren tiefsinnigen Erklärungen nimmt der Verfasser noch einmal seine Zuflucht zu dem leider immer schadhafter gewordenen Balancirstumpf und fegt mit demselben wie ein Verzweifelnder so rücksichtslos über die Tenne des gesammten Wissenschaftsvorrathes hin, daß auch kein Korn auf dem

---

[1]) „Die theandrische Kirche, die heilige, unfehlbare, unbefleckte Braut Christi, vom Logos zur hypostatischen Union aufgenommen, die in der Eucharistie hervortritt, ist ein synthetisches Ganze, eine Wesenheit, resultirend materiell aus dem Complex der Individuen, formell aus dem Typus derselben“ (S. 446 u. 427). — In einer Anwandlung von Gewissensunruhe stößt der Verfasser den Seufzer aus: „Oh! come sarebbe amabile la venuta d'un grande ingegno cattolico, che con fino criterio sceverasse il regno teologico dal filosofico con vera imparzialità e senza ledere i dritti di nessuno“ (S. 103). Bis auf Ausschluß der letztangeführten Bedingungen scheint der Verfasser wirklich den rührenden Wunsch selbst erfüllt zu haben.

Boden bleibt. Die theandrische Kirche, so meint er (indem wir von ihm in völliger Ungewißheit gelassen werden, was unter diesem Ausdrucke eigentlich zu verstehen sei, ob der Glaubensinhalt oder der Complex der Gläubigen oder was sonst), sei einziges Axiom, oberstes Kriterium alles Wissens, das Noumenon, das abstrakteste Urtheil und das einzige Subjekt, und läßt Mathematik, Physik und deren Synthese (!) die Ethik, ferner die aus diesen dreien fließende Arzneikunde, Chemie, Naturgeschichte u. s. w. nicht einmal den Namen von Wissenschaften verdienen und gar keine objektive Grundlage, kein sicheres Urtheil haben (S. 491, 495, 549). Nachdem endlich noch in scheinbar harmloser Unbefangenheit eine monistische Staatstreppe aufgeschlagen und zwischen der Entwicklung des unbekannten Gottes bis zum accessorischen Gott als Leben ab intra ad extra auf der einen Seite, und zwischen dem Streben des Menschen vom accessorischen zu seinem unbekannten Wesen hin als Entwicklung ab extra ad intra auf der andern Seite, eine geheimnißvolle Harmonie entdeckt worden, ruft der glückliche Baumeister, seine „Schöpfung" überschauend, mit selbstgefälligem Wohlbehagen aus: „Sehet, zwischen Hegel und mir ist ein gleiches Verhältniß, wie zwischen dem absolut Abstrakten und dem absolut Allgemeinen, zwischen dem Logischen und Encyclopädischen!" Sapienti sat.

Den Schluß der funambulatorisch-phantasmagorischen Meistervorstellungen bildet ein ganz unschätzbarer Epilog, der allem Frühern die Krone aufsetzt. Man muß nämlich wissen, daß unser speculativer Held ein hochsinniger Kosmopolit ist, dessen weltumspannendes Herz von dem Verlangen entbrennt, auch andere Völker an seinen Busen zu drücken und mit dem Nektar seiner Weisheit gastlich zu laben. Und wie er in solchem Drange über die silbernen Alpenhäupter hin seine Arme heißverlangend ausstreckt, da (o selige Wonne!) bist du, deutsches Volk, das beglückte, dem zunächst die süße

Huld der Umarmung zu Theil wird und an welches der neue Pythagoras mit salbungsvollem, überfließendem Munde nachstehende Botschaft entsendet (S. 524):

„Sendschreiben an die Deutschen.“

„Sei mir gegrüßt, o beglücktes Land eines Kant, Schelling, Hegel, Jacobi (vortreffliche Auswahl der vier Riesensäulen des deutsch-protestantischen Pantheons!); seid gegrüßt auch ihr, meine geliebtesten Brüder, die ihr eure Gedankentiefe der erhabenen Königin aller Wissenschaften weihet (o unbegreiflicher Zusammenklang dieses Lobes mit der obigen — Köpfung aller Wissenschaften!). Unter einem Himmel geboren, wo statt der Menschenkunst (?) die Poesie das natürliche Leben bildet, habe ich von Gott jenen umfassenden Verstand nicht erhalten (aufrichtig und nur allzu wahr), welcher sich mit dem Steigen der Kampfeshitze nur desto mehr konzentrirt und erweitert. Ich begnüge mich vielmehr mit Bescheidenem. Euch ist das hohe Vorrecht aufbehalten, im Reiche des Denkens zu herrschen; aus euch muß der belebende Funke sprühen, der alle Sphären des menschlichen Gedankens durchfliege und dieselben zu lichter Lohe und zu unendlichem Leben entzünde. Allein es frommet, daß die Starrheit der nackten Idee im Phantasiegebilde sich harmonisch mildere, daß sich das Wahre mit dem Schönen vermähle, kurz, daß sich Deutschland mit Italien (insbesondere mit seinem edlen „schöpferischen“ Sprößlinge, dem Verfasser!) in Einklang setze. Einflußreich schreitet durch eure Gauen das Wahre, während das Schöne fast ohne Maß mein Italien durcheilet; euer Leben ist die Philosophie, unseres die Poesie. Es sind nun aber von der Vorsehung, wie die Einzelnen, so auch die Nationen geordnet und vorbestimmt zur Förderung der Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes, zu welcher Alles, wenn auch auf verschiedenen Wegen, wie zu einem Ziele hinstrebt. Zudem sind alle

Entwicklungen in ihrem Beginne, nach der weisen Einrichtung der Natur, unscheinbarer Art, weil sie die Lebensfülle noch als bloße Keime im geheimen Kerne bergen. Das Prinzip einer jeden Nation ist das Individuum, jedoch nicht dieses im Allgemeinen, sondern vielmehr dasjenige, welches die göttliche Vorsehung eben wegen seines umfassenden Geistes bestimmt hat, der Prophet zu sein (hier schwingt sich der Verfasser im sichern Bewußtsein seines Berufes auf den delphischen Dreifuß). Dies prophetische Individuum, von der natürlichen Ordnung der Dinge, der gemäß Alles vom unscheinbaren Keime zur majestätischen Entwicklung fortschreitet, wie absolut auch immer gefordert (allerliebst hegelianisch!), erscheint demungeachtet seinen Zeitgenossen als ein Anachronismus, als ein fuor d'opera. Seine Lehren werden unverstanden verlacht, der Prophet mißachtet und gezwungen, die ganze Wucht der entgegenstehenden Unwissenheit zu tragen und, diese sühnend, für die der Nation erwiesene Wohlthat als Märtyrer zu sterben (ungemein effektvoll, um in der bewegten Seele des Lesers schon ein ahnungsvolles Mitgefühl mit dem Verfasser zu erwecken). Möglich, daß es so die Vorsehung gewollt, damit, wie überall, so auch hier, die Ordnung der Natur jener der Gnade entspräche. Dem haushälterischen Gesetze der Providenz gemäß erhielten jedoch nicht alle Völker ihr prophetisches Individuum, noch wurde auch blos ein einziges mit dieser Ehre ausgezeichnet. Der erkorenen Nationen waren zwei, die dadurch zum Apostolate der Gesittung dergestalt prädestinirt sind, daß weder von dem Einzelnen noch von der menschlichen Gesellschaft die Höhe der Bildung erstiegen wird, bevor nicht in ihren Adern das Blut und in ihrem Leben der Geist jener beiden höchsten Propheten strömt. Von diesen aber ist einer Prophet des Keimes, der andere Prophet der menschlichen Entwicklung, so daß noch ein dritter (wie sich jetzt plötzlich der Schleier der Zukunft lüftet!) aus einem andern

Volke erwartet wird, der Keim und Entwicklung wirksam in sich einet (als wunderbar göttliche Copula und Synthese!). Glückliche Nationen, die Gott zu diesem Apostolate berufen! Es war nun aber der Keimprophet der Völker kein Anderer, als der göttliche Dante, und mein Italien die auserlesene Nation. Dante war höchster Philosoph und Dichter, Vernunft und Phantasie in sich vermählend. So ziemte es dem Denkgesetze, welches vom Schönen aus- und zum Wahren übergeht, um im Guten seinen Ruhepunkt zu gewinnen. Deßhalb der erste Prophet Dichter, der zweite Philosoph, der letzte Gesetzgeber sein muß. Rühmt sich indeß mein Italien des Dante, so darf doch Germanien (welch' lindernder Trost!) nicht weinen; es soll vielmehr aufjubeln vor überschwänglicher Freude ob seines göttlichen Kant. Ja, meine Brüder von Deutschland (ach wie rührend und salbungsvoll!), jenen göttlichen Namen aussprechend beuge ich mich als Schüler ehrfurchtsvoll vor dem Meister des Wissens. Zwar verlautet hier in Italien (eine wahrhaft entsetzliche Kunde!), ihr wolltet Kant's Straße verlassen, um euch dem Naturalismus Preis zu geben (aber erlauben Sie, Herr Prediger, dazu bedarf's ja eben nur des unverrückten Einhaltens jener Straße!). Von euern erhabenen Seelen will ich dies jedoch nicht glauben; nein, ich sehe euch zurückkehren zu ihm, der, recht verstanden, das wahre objektive Kriterium der menschlichen Erkenntnisse aufgefunden hat (sic! Nun läßt der Verfasser eine Explikation des kritischen Urtheils nach Kant folgen, um sich dann in seinem Redestrom folgendermaßen weiter zu ergießen). Streng genommen gibt es keine Irrthümer (was für eine humane und philanthropische Toleranz!); sie sind nur mißstellte, aus der hierarchischen Ordnung verrückte Wahrheiten, sonach nur formell, nicht materiell verwerflich (also wohl auch Schuld und Hölle nichts Anderes als ein — Formfehler). Euerm göttlichen Kant, o Germanen, war es aufbewahrt, die ent-

stellte Wahrheit wieder auf die rechte Linie, das philosophische Problem auf den wahren Fragepunkt zu bringen und so in die unterbrochene hierarchische Kette der philosophischen Wahrheiten den verbindenden Hauptring einzufügen, die ewige Harmonie (freilich nach den Flötentönen des bocksfüßigen Syrinxbläsers!) wiederherzustellen. (Hierauf gibt der beredte Sendschreiber einige Grundideen der vorkantischen deutschen Systeme, wobei er liebäugelnd namentlich nach Jacobi hinübersieht, und singt dann wie im Siegespäan): Endlich sprach der göttliche Geist eures Kant das entscheidende Wort: „Zwischen dem Phänomen und dem unbekannten Wesen müssen wir eine transscendentale Synthese statuiren" (d. h. den schillernden Friedensbogen der Welt- und Gottes-Identität schlagen!). Ich sehe im Geiste (hier dürfte mit der Ausdünstung der mantischen Kluft die prophetische Zuckung des Geistersehers ihren Gipfelpunkt erreichen) — ich sehe im Geiste die Nachwelt voll Bewunderung die Grabstätte Kant's und seine auserwählte Nation aufsuchen und in ihren größten Genies auf sie ihre Blicke heften, gerade wie heute ganz Europa (eine gelungene Hyperbel!) erstaunt zu Dante's Jahrhundert zurückkehrt und hinwallet zu seinem Grabe und der ihn verehrenden unglücklichen Nation. Nach allem diesen ist einleuchtend, daß die moderne Philosophie zum göttlichen Kant zurückkehren und seine ganze Lehre mit Ausschluß der irrthümlichen Richtung Fichte's, Schelling's u. s. w. annehmen muß (danken herzlichst!). Er ist es, der die ewig wahren Prämissen aufgestellt. Nur daß sich zu diesen die Kirche füge als objektives Kriterium. So sei denn gegrüßt, bevorzugte Nation eines Kant, seid gegrüßt, ihr Deutschen! Weiset den Kuß nicht zurück vom letzten Sohne Italiens, der sich erkläret als euer Aller demüthigster Bruder

Francesko Lavarino."

So weit der Sendbrief. Und nun ist es auch wohl Zeit, die Geißel leichten Spottes bei Seite zu legen und warnend zum Heroldstabe der furchtbar ernsten Wahrheit zu greifen. Videant consules! — Es ist vorstehendes von uns beleuchtete Werk leider keine vereinzelte Erscheinung. Wie verhängnißvolle Feuersignale flammen diese pantheisirenden Fackellichter in Uebersetzungen, Bearbeitungen und Nachahmungen der nordisch-protestantischen Weltweisheit in Italien auf und künden in diesem armen Lande einen verderblichern, verheerendern Brand an, als der materielle Krieg jemals zu entzünden vermag. Diese Arbeit, wir gestehen es offen, haben wir nicht ohne tiefen Schmerz unternommen; sie soll eine Mahntafel und ein Aufruf sein zum Schutze des heiligen Heerdes katholischen Glaubens und Wissens. Unseres Herzens sehnlichster Wunsch ist, daß, wer immer von der Vorsehung mit geistiger Kraft ausgerüstet ist, sich zu gleichgesinnten Edeln schaare, und daß Alle, den Blick nach dem purpurschimmernden, weitwehenden vexillum gerichtet, dem Pantheismus kühn und mit begeistertem Siegesmuthe die Stirne bieten möchten. Den Fuß auf Petri Felsen, die Hand am Schwerte der Schrift und der Väter, werden sie den dreisten Widersacher, diesen Urfeind der Menschheit, bald von dem heiligen Banne der Kirche hinausweisen und zugleich Tausenden, die draußen nach einer sicher schützenden Veste sich umsehen, ein froh begrüßtes seliges Asyl eröffnen.

Rom, im Dezember 1859. Als wir vor Jahresfrist vorstehende Kritik niederschrieben, glaubten wir nicht anstehen zu dürfen, dem Verfasser der von uns gerügten Schrift trotz der ärgsten wissenschaftlichen Verirrung unbedingt den Charakter ehrenwerther, katholischer Gesinnung zuzuschreiben.

Daß wir uns in ihm nicht getäuscht haben, hat er unterdessen auf's Unzweideutigste dargethan. Nachdem nämlich sein Werk durch ein Dekret der Index-Congregation vom 11. April d. J., dem ein Verkaufsverbot für den Bezirk der Stadt Rom mehrere Wochen vorausgegangen war, kirchliche Mißbilligung erfahren hatte, zögerte er nicht, sofort eine Anerkennung des Urtheils und eine aufrichtige Unterwerfungserklärung an die betreffende Behörde gelangen zu lassen [1]). Da unsere Fehde nach ehrlicher Kampfesart nicht der Person, sondern der Sache galt und lediglich im Interesse der katholischen Wissenschaft unternommen wurde, so wird man auch ohne ausdrückliche Versicherung ermessen, wie erfreulich und wohlthuend unserem Herzen die bereitwillige Unterwerfung des Verfassers gewesen, eine Unterwerfung, welche um so höher zu schätzen ist, je größer das Opfer der vermeintlichen Ueberzeugung und je heißer der Entsagungskampf war. Wäre der vorliegende Erstlingsversuch, auf dem Gebiete der Philosophie etwas Namhaftes zu leisten, nicht in allen seinen Grundelementen verfehlt und unheilbar, oder hätte er wenigstens eine hervorstechende Begabung zum Anbau des philosophischen Feldes offenbar werden lassen, wir würden keineswegs ermangeln, derselben unsere herzliche Anerkennung zu zollen und den Wunsch beizufügen, der Censurirte möge durch das erste Mißlingen sich nicht entmuthigen lassen, sondern das gewählte Gebiet mit größerer Vorsicht zwar, doch mit neuer Hoffnung zu bestellen anfangen. Wo indeß nicht blos Schößlinge welk und schadhaft geworden, sondern das ganze Gewächs bis zu den tiefsten Wurzelfasern sich krank erweist, da vermag

---

[1]) „Auctor, so heißt es ausdrücklich in der öffentlichen Kundmachung des Congregations-Erlasses, laudabiliter se subjecit et opus reprobavit.“

nur die Art gründliche Heilung zu bewirken; und fehlt auch zur Neupflanzung gar der geeignete Boden, nun — so bescheide man sich mit minder tiefwurzelnder und minder pflegebedürftiger Pflanzung und überlasse die Victoria regia unter den Wissenschaften begünstigterem Boden und geschickterer Hand:

Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
Viribus et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.

(Hor. a. P. 38—40.)

Neugestaltung des Benediktiner-Ordens in Oesterreich.

Rom, im Januar 1859.

Unter den kirchlichen Genossenschaften, welche durch dreifache feierliche Angelobung sich ganz und ohne Vorbehalt dem Herrn weihen, gebührt unstreitig die erste und vornehmste, wenn nicht gar eine eigens abgesonderte Stelle dem Orden des heiligen Benediktus. Er ist der Erstgeborene des Abendlandes, sein ehrwürdig Haupt krönen mehr als dreizehn Jahrhunderte. In der Versammlung der vielen und gewiß hochverdienten Brüder genießt er fast väterliches Ansehen, da er allezeit aus reiner Liebe wohlthuend, sich alle durch geistige, viele auch durch andere Gaben verbunden hat. Was sein Begründer von ihm angestrebt und erreicht sehen will, ist das erhabene Doppelziel, hohe geistige Erkenntniß mit sittlicher Vollkommenheit in harmonischem Einklang zu verbinden; gleichzeitig fanden in ihm sowohl classische Bildung, als christliche Wissenschaft, wie es beiden gesellt sonst nicht oft zu Theil ward, sorgsame Hut und erfolgreich fortschreitende Förderung. Als der Strom der Völkerwanderung, winterlich angeschwollen, über die römischen Stoppelfelder zugleich und über die christlichen Saaten seine wilden Wasser ausgoß, war es der einzige Verschluß

des Klostergartens, wo Kunst und Wissenschaft verpflanzt, mit zarter Liebe gedeihlich gepflegt wurde. Es dürfte keine Uebertreibung sein, zu sagen, daß nicht der hundertste Theil des reichen christlichen wie heidnischen Literaturschatzes erhalten wäre, hätte nicht die gewissenhafte Sorgfalt arbeitsamer Mönche die Handschriften in ihren Büchersälen aufgehoben, und in den freien Werkstätten unermüdlich abgeschrieben. Und wie sich nun die letzten Wogen der wandernden Völker allmälig zur Ruhe legten, waren es wiederum die Söhne des Gesegneten, welche mit der Rechten den Himmelssamen des Evangeliums, mit der Linken das Saatkorn menschlicher Gesittung in die Herzen der durch langes Umherschweifen verwilderten Massen streute. Was nun ferner das Stoffliche anlangt, so möchte eine mehr als unbewußte geschichtliche Unkenntniß nöthig sein, um läugnen zu können, daß eine jede Art von Kunst und Gewerbfleiß gerade im Kloster theils ihren heimlichen Anfang genommen, theils ihre weitere Ausbildung gefunden hat. Wein- und Obstzucht, Gartenpflege und Ackerbau, behagliches Leben und städtisches Wohlsein, Handel, Verkehr und Wanderung sehen wir an der treuen und damals unentbehrlichen Stütze klösterlicher Stiftungen sich fröhlich emporranken.

Wo sich einer jener seltsamen Mönchsvereine in friedlich einsamer Gegend niederließ, dahin brachte er die nöthigen Geräthschaften, Haus und Hof, Kirche und Kloster zu bauen, die Haide zu brechen, den Wald zu rotten, Weinberg, Garten und Baumwiese anzulegen. Alsbald öffnete sich, wie von himmlischen Mächten über Nacht hingezaubert, eine Kirche dem Gottesdienste und der Volksbildung, eine Schule dem niedern, eine Lehranstalt dem höhern Unterrichte. Unter den freundlichen Schutz der Abtei flüchteten sich die Wohnungen abhängiger und freier Menschen, bei günstiger Lage bestimmt, rasch zur Stadt heranzuwachsen. Ein jährliches Fest rief hieher Bedürfniß und Ueberfluß zu Markt; den Krieger, den

Händler und Reisenden gereute es nie, wenn er bei gänzlicher Entbehrung der Gasthäuser hier auf sicheres und unentgeltliches Unterkommen rechnete. Abgesehen indeß von diesen Vortheilen, die, so bedeutend sie sind, doch immer nur zum Gebiet des Körperlichen gehören, dürfen wir nicht verkennen, daß die klösterlichen Bestrebungen für das Geistige nicht leicht hoch genug angeschlagen werden können. Wer Beginn und Uebergang der christlichen Künste verfolgt, wird finden, daß nur mit seltener Ausnahme ihre Wiege anderswo als in der unverletzlich heiligen Clausur zu stehen kommt. Musik und Kirchenmelodie wäre es ohne die Einrichtung der Klosterschule schwerlich gelungen, aus der Urzeit des Christenthums rein und unverfälscht zu unserm Ohr hinüberzuschallen. Ich erinnere nur an Gregor den Großen, an Guido von Arezzo, an Papst Silvester II. Was die klösterlichen Gemeinschaften für Malerei, was sie für Sculptur und Baukunst gethan, deren erzählen mehr die mit barbarischer Lust zerstörten, als die erhaltenen Kunstdenkmale. Der übrigen Wissenschaften hier nicht ferner zu gedenken, was wäre die höchste Lehrerin der Völker, der Geschichte, ohne die unterhaltenden mitunter naiven und wunderlichen Klosterchroniken, welche für das ganze Mittelalter so ziemlich die einzige Quelle sind, aus deren hellem ungetrübten Spiegel, sich das treueste zuverläßigste Bild einer jeden Zeit erschauen läßt? Wie sehr aber überhaupt das ganze wissenschaftliche wie bürgerliche Leben von dem klösterlichen Element durchdrungen war, wird man davon entnehmen, daß es ein Jahrhundert gab, da der Benediktiner-Orden im gebildeten Europa sechzigtausend Häuser zählte, und dieses Jahrhundert mag wohl nicht so gar trüb und dunkel gewesen sein, wie man sich nach gewissen Schilderungen vorzustellen beliebt. Gleichzeitig bot das Kloster sowohl dem Staat als der Kirche ihre Bildungsanstalten, in welchen die Jugend vom freien Städter bis zum Prinzen, zu eben

so frommen wie äußerlich feinen Menschen erzogen wurde, und es sind wahrlich nicht die unbedeutendsten Staatsmänner und Kirchenfürsten, welche aus dieser fruchtbaren unerschöpflich ergiebigen Pflanzschule hervorgegangen sind. Uns den hohen sittlichen und wissenschaftlichen Standpunkt des Benediktiner-Ordens im Mittelalter zu vergegenwärtigen, kann nichts geeigneter sein, als eine übersichtliche Zusammenstellung der Heiligen, der Päpste und Bischöfe, welche er der Kirche zu schenken berufen war. Wir entnehmen dieselbe einem Schriftsteller, der das 15. Jahrhundert schloß, dem berühmten für Wissenschaft eifernden Abt Trithemius: „Aus dem Orden des heiligen Benedikt," sagt er, „hatte die Kirche 18 Päpste, mehr als 200 Kardinäle, 1600 Erzbischöfe, fast 4000 Bischöfe, hervorragende, theils durch gelehrte Bildung und schriftstellerische Thätigkeit ausgezeichnete Aebte 15,700, canonisirte, und in die Zahl der Heiligen aufgenommene Mitglieder 15,600 ohne diejenigen, deren Namen nicht auf uns gekommen sind."

Wenn man erwägt, daß in der Zeit, von welcher hier Rede ist, bei der Wahl eines Bischofs nicht sowohl ein Verwaltungstalent, als vielmehr gründliche Kenntnisse, gepaart mit sittlicher Reife gesucht wurde, so wird man leicht einsehen, was die aufgeführten Zahlen zu bedeuten haben. Um jedoch wie diese Männer in Zahlen, so auch ihre Wirksamkeit, in eine anschauliche, wenn auch höchst dürftige Uebersicht zusammenzufassen, möchte ich hier nur erwähnen, daß jene in Zahlen aufgeführte Männer, daß die Benediktiner es waren, welche die letzten Heiden in Italien und Frankreich, die Angeln in England, die Gothen in Spanien, die Hessen, die Sachsen, und die übrigen Stämme im Innern Deutschlands bekehrten, und diese jungen Völker durch Predigt und Gottesdienst tiefer in's Christenthum einzuführen tausend Jahre hindurch unausgesetzt bemüht waren.

Hat der Benediktiner-Orden im Mittelalter vielseitigste,

bewunderns würdigste Thätigkeit entfaltet, und der Religion in rühmlichem Streite unzählige Siege erfochten, wär' es nicht verzeihlich, wenn er in neuerer Zeit, da und dort auf seinen Lorbeern auszuruhen angefangen hätte? Gleichwohl war dies im Allgemeinen nicht der Fall. Nach und nach war seine Wirksamkeit freilich gesetzter und ruhiger, aber deßhalb nicht minder eindringlich und segensreich geworden. Indem er in Seelsorge und Jugenderziehung thätig zu sein fortfuhr, fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, bisweilen auch wieder seine ursprüngliche Kraft und Ueberlegenheit zu bewähren und zu zeigen, daß er sich fort und fort auf der Höhe der Zeit zu behaupten gewußt habe. Um aus unendlich Vielem nur Weniges anzuführen, möchte ich hier bemerken, daß die besten ascetischen Schriften aus den Abteien hervorgingen, daß es der Buchdruckerkunst in Italien zuerst in Subiaco Fuß zu fassen gelang, daß Castelli, Vertheidiger und Leidensgefährte des Galilei und selbst Erfinder der Hydraulik, diesem Orden angehörte, daß es endlich ein Benediktiner war, welcher zuerst wissenschaftliche Zeitblätter herauszugeben unternahm.

Doch warum beschränke ich mich auf Italien? Als in Frankreich unter Ludwig XIV. die Auflösung begann, und wie ein Gift mit verhängnißvoller Schnelligkeit in alle Adern des gesellschaftlichen Lebens eindrang, wer hat das Uebel erkannt? wer hat den nahen Untergang vorhersehend, was zu retten war, noch eben zu retten gesucht? Da die heilige Schrift zur Zielscheibe unziemlichen Spottes gemacht wurde, hat nicht Calmet der leichtfertigen Unwissenheit die bedächtig gründliche Forschung entgegengesetzt? Und da die aristotelische Schulwissenschaft die Religion zu vertheidigen für ungenügend erkannt wurde, wer war es, der sich beeilte, aus der christlichen Rüstkammer die alten und bewährten Waffen der Väter hervorzuziehen, und für den heutigen Gebrauch wieder herzurichten? Waren es nicht Männer wie

Masuet, Ceillier, Delarue, Mabillon, Montfaucon, und unzählige andere Mauriner, welche durch die Ausgaben der Väter, durch Darlegung ihrer Lehre, und überhaupt durch Förderung patristischer Studien die christliche Religion im Innern zu befestigen und ihr nach Außen Ansehen und Geltung zu erhalten wußten?

Der Orden des heiligen Benediktus, mit der Kirche auf's Lebendigste verbunden, hatte mit ihr auch das Schicksal gemein, durch die Umwälzung des vorigen Jahrhunderts von einem harten, noch immer nicht völlig geheilten Schlage betroffen zu werden: Die Feinde der Ordnung wußten Werth und Wesen des Klosters an sich, sowie seine Bedeutung für Kirche und Staat sehr richtig zu schätzen. Sie erkannten nur zu wohl, daß der unverwüstlichste Nerv kirchlichen Lebens da verborgen liege, wo man, sich ganz und ungetheilt dem Herrn opfernd, an jede Strenge geistiger wie körperlicher Entsagung gewöhnt wird. Es war ihnen keineswegs ein Geheimniß geblieben, daß die eifrigsten Bischöfe, die muthigsten Kämpfer für den Glauben Diejenigen seien, welche im Kloster mit den Aposteln arm zu werden, und mancherlei Entbehrungen zu ertragen gelernt hatten. Sie hatten die klare und wahre Einsicht, daß man der Kirche nichts anhaben, daß man gegen sie vergeblich anstürmen werde, so lange sie sich im Kloster, wie in fester Felsenburg vor dem Andrange geisttödtender Verweltlichung verschanzt hielt. Daher das maßlose Ankämpfen gegen Mönchthum, daher die giftigen Pfeile des Spottes und der Verläumdung, welche gegen jede klösterliche Lebensweise gerichtet wurden, daher die ungestüme Leidenschaft, mit welcher die Aufhebung der Klöster durchgesetzt wurde; daher endlich die wilde rasende Lust, von der man berauscht und seiner Sinne nicht mächtig, ihre Bibliotheken zerstreute, ihre Kirchen zerstörte oder andern Zwecken übergab, ihre Güter einzog und verschleuderte.

In Frankreich gelang es, die klösterlichen Genossenschaften

völlig zu unterdrücken. Die Trappisten waren die Einzigen, welche dem übermächtigen Feinde zu widerstehen und in geschlossener Reihe wie im Carré sich nach dem Auslande durchzuschlagen vermochten.

Der Geist des Aufruhrs würde nicht im Stande gewesen sein, die Grundfeste der Wahrheit in ganz Europa so gewaltig zu erschüttern, hätte er nicht den Schutzherrn der Kirche, den römischen Kaiser, durch dasjenige, was man so recht bezeichnend Weltweisheit nennt, geblendet, und in seinen Dienst genommen. Uneingedenk seines hohen Berufes übernahm Joseph II. ohne es selbst zu ahnen, die entsetzliche Rolle des alten Manasses. Mit dem jungen Heidenthume liebäugelnd, fand er es unnütz und überflüßig, daß irgend Jemand sein Leben der Buße, der Betrachtung und dem Lobe Gottes widme. In seinen Augen hatten religiöse Vereine nur in so fern Werth und Berechtigung, als sie einen äußern augenfälligen Nutzen für die Gesellschaft abwarfen. Die feste Klostermauer, welche die Kirche schützend um die Ihrigen gezogen hatte, niederzureißen, Dreiunddreißigtausend, die in heiligster Liebe sich und ihr Leben ausschließlich dem Herrn geweiht, gewaltsam aus ihrem Verließ herauszustoßen, und das Eigenthum der Armen einzuziehen, hielt er für den glücklichsten Fortschritt der Staatsklugheit. Und so verminderte er denn die Zahl von Sechzig- auf Siebenundzwanzigtausend, und war bei letzteren noch obendrein darauf bedacht, ihnen den geistigen Blutumlauf so zu unterbinden, daß ein gesundes Leben, ein freudiges Gedeihen der klösterlichen Genossenschaften nicht so bald wieder zu befürchten stand. Damit war eine That vollbracht, an welcher ein schweres Gewicht, ja eine ganze Kette unheilvoller Folgen hing, die bis zu ihrem Ende zu übersehen wir noch immer nicht im Stande sind. Man darf in uneigentlichem Sinne sagen, daß schon damals der gewaltige Samson, der in seiner Kirche fortlebende Christus, aus seiner

sichern unangreifbaren Felsenwohnung hinausgeworfen ward. Zwar empfing er die eidliche Versicherung, daß seines Lebens geschont werde; dennoch ward er den Philistern Preis gegeben, seine mächtigen Riesenarme mit zwei neuen Stricken vorsichtig zusammengebunden. Die nächste Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Das römische Kaiserthum, welches der Stolz des deutschen Volkes und der Kirche gewesen, ging unter.

Es ging unter, nachdem es die geheimnißvolle Zahl der Tausend Jahre erfüllt hatte. Und so könnte man fast glauben, daß eine alte Streitfrage durch die Wirklichkeit gelöst sei, von der Hieronymus sehr besonnen urtheilte, daß man ruhig und ohne vorzugreifen, ihre Entscheidung der Zukunft überlassen solle; die Frage, ob wirklich die Kirche, wie heilige Seherstimmen von Anfang an vorhersagten, hier auf Erden in Heil und Wohl, in Glück und Reichthum tausend Jahre herrschen werde.

Das Loos des römischen Reiches theilten unzählige Klöster am Rhein und in Lothringen, in Oesterreich und Italien. Von Pipin, von Karl oder seinen Nachkommen gestiftet, hatten sie die Bestimmung, mit dem Reiche tausend Jahre hindurch zu blühen und dann auch langsam und fast unvermerkt mit ihm hinzuwelken.

Was der erste Sturm der Revolution noch nicht umgeworfen, sollte allmälig nachstürzen. Spanien hat nach und nach mit Gewissenhaftigkeit nachgeholt, was es früher versäumt hatte, die Klöster aufzuheben und ihre Güter dem Staate zu überweisen. In Piemont beeifert man sich, wie billig, bis auf den Grund Alles wegzufegen, was geistiges Leben wecken und nähren kann. Auch Brasilien scheint den Anforderungen der Zeit genügen zu wollen. Oesterreich, Italien und Sicilien sind die einzigen Länder, welche noch alte Klöster aufzuweisen haben. Genau genommen, ist es Sicilien allein, welches seine Abteien so unversehrt zu

erhalten gewußt hat, daß sie von keinem Hauche der Revolution berührt, in ihrem ersten und ursprünglichen ungeschmälerten Besitze bestehen. Die italienischen wurden auf kurze Zeit ihrer Bewohner beraubt, und der liegenden Güter entkleidet. Der Friede jedoch ließ die ersten bald wieder zurückkehren, und auch die letztern sah man wenigstens theilweise zurückerstattet. Wenden wir indeß unsern Blick hinweg von den Trümmern alter Klosterherrlichkeit, um zu sehen, was inzwischen wieder in Hoffnung gegründet und aufgebaut wurde. Wie sich in England die so wunderbar erhaltene Congregation unter dem Segen von Gottes Hand ausbreitet und hebt, ist offenkundige Thatsache. Auch mag nicht unbekannt sein, daß in Frankreich der Orden von Abt Guéranger neu angepflanzt, rasch und fröhlich zu einer nicht unansehnlichen Größe heranwächst; von den jungen Sprößlingen in Australien darf man rühmen, daß sie unter englischem Schutze gedeihen bei freier ungehinderter Entfaltung ihrer Kräfte. Von den bayerischen Klöstern, die sich kühn und lebenskräftig nach Amerika hinüberrankten, scheint mir zu reden unnöthig.

Auch in Oesterreich ist der Benediktiner-Orden so glücklich, die Stunde seiner Neugestaltung näher rücken zu sehen. Es konnte nicht fehlen, der riesige Samson mußte sich seine übermenschlich starken Arme wieder loswinden. Durch den gerechten Sinn des jetzigen Kaisers ist die Kirche wieder frei geworden. Der nicht geringste Gewinn, den sie, wie es scheint, aus dieser Freiheit ziehen wird, zeigt sich darin, daß sich die Genossenschaften wieder leicht und naturgemäß bewegen dürfen. Da die Abteien durch polizeiliche Ungebührlichkeiten abgeschnitten von Rom zu eigentlichen Staatsanstalten umgeschaffen wurden, was war begreiflicher, als daß eine fromme Obliegenheit nach der andern unterblieb und an deren Stelle manche unklösterliche Angewöhnung eintrat. Durch das Concordat sind die Schranken gefallen. Die Klöster, ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder gegeben,

dürfen sowohl unter sich in einen engen Verband treten, als den Verkehr mit Rom, ihrem natürlichen Mittelpunkt, wieder aufnehmen. Es ist erlaubt, die regelmäßige Visitation zu halten, es darf, was unberechtigt ist abgeschafft und die Regel beobachtet werden. Es fragt sich nur, auf welchem Wege die Neugestaltung anzubahnen sei.

Zunächst möchte ich den mißliebigen Ausdruck Reform vermieden wissen. Reform wurde genannt, was die Franziskaner unter sich entzweite, Reform, was die Einheit des lieben deutschen Landes in zwei unversöhnliche Hälften auseinanderriß. Der Orden des heiligen Benediktus möchte heute eben so wenig als die Kirche Christi im 16. Jahrhundert, einer Reform bedürfen, da er nicht das Unglück hatte, seine eigentliche Form jemals zu verlieren. Es bedarf nur, daß er sich auf sich selbst besinne, daß er, was früher nicht da gewesen, fallen lasse, und was früher da gewesen, wieder aufnehme; kurz, daß er die Regel des Stifters und die Geschichte der Stiftung zur Hand nehme, um gewissenhaft und ohne Vorurtheil zu sehen, was für eine Gestaltung dieselbe dem Ganzen gebe, welche Lebensweise sie dem Einzelnen vorschreibe.

Was zuvörderst die Gestaltung des Ganzen anlangt, so ist von Wohlgesinnten der Wunsch laut geworden, es möchte der gesammte Benediktiner-Orden, wie manche neuere kirchliche Genossenschaften es gethan, einen einzigen Mann an seine Spitze stellen, und in die Hand des einen alle Machtvollkommenheit niederlegen. So groß die Vortheile, welche eine einheitliche Spitze gewährt, immerhin sein mögen: so will uns doch scheinen, daß der Schaden allen vermeintlichen Nutzen nicht blos aufwiegen, sondern wohl gar übertreffen würde. Den Orden, von welchem wir hier reden, ganz so monarchisch einigen und zuspitzen wollen, wie dies bei den Stiftungen der letzten Jahrhunderte geschehen, heißt

ihm die Aebte nehmen, seine Verfassung ändern, und sein Wesen und Bestehen gefährden.

Diese Art von Verfassung bringt es nämlich nothwendig mit sich, daß der Eine, möge er General oder anders heißen, die unumschränkteste Vollmacht habe, sowohl anzustellen als zurückzurufen, die einzelnen Mitglieder unabhängig von ihren Obern nach eigenem Gutdünken da oder dorthin zu senden, und sie nach Willkür so oder anders zu beschäftigen. Es muß anerkannt werden, daß das Ganze dadurch nicht blos an Gelenkigkeit in den Bewegungen gewinnt, sondern auch an Leichtigkeit, etwaige Unbequemlichkeiten sicher und unvermerkt aus dem Wege zu heben. Allein eben damit hört denn auch die Genossenschaft auf, eine organische Gliederung zu haben; sie wird ein Sammelganzes, das so viele Glieder als Individuen hat, ein platonischer Staat, welcher sich nicht naturgemäß, aus Familien und Gemeinden, sondern künstlich aus Einzelwesen zusammensetzt.

Weit tiefer als Plato erfaßte unzweifelhaft Aristoteles die menschliche Natur und Gesellschaft. Ihm bestand der Staat keineswegs aus Einzelnen, welche wie Soldaten auf gleicher Linie nebeneinander gestellt sind; der Einzelne gehört ihm vielmehr der Familie an, die Familien verbinden sich zur Gemeinde, Familien und Gemeinden haben erst die Befähigung, sich zur staatlichen Gemeinschaft, wie Glieder zu einem schönen Leibe zusammen zu fügen. Es ist zu verwundern, wie diese Auffassung, mag sie an der natürlichen oder übernatürlichen Gliederung des Menschengeschlechtes geprüft werden, sich in beiden Fällen als richtig bewährt. Daß nämlich der Einzelne zunächst seine Stelle in der Familie hat, daß die Familien sich in ein besonderes von einem Vater stammendes Volk eingliedern, daß die Völker sämmtlich von einem Menschenpaar entsprossen, das eine unzertrennliche Geschlecht bilden — wer möchte noch die Kühnheit haben, das zu läugnen? Und sollte es vielleicht

weniger ausgemacht sein, daß die Kirche vollkommen die nämliche wunderbar geordnete Verfassung hat? daß auch sie sich nicht unmittelbar und ohne Gliederung aus Einzelnen zusammensetzt? daß sie vielmehr die Rechte des Vaters ehrend die Familie anerkennt, die Familien zu Pfarren verbindet, die Pfarren zu Diöcesen sammelt, und die Diöcesen endlich in ihre wohlgestaltete göttliche Einheit begreift und zusammenschließt? Dies ist denn auch die Verfassung, welche der Vater eines großen Geschlechtes, der Natur abgesehen, der Kirche entnommen, seinem Orden zu geben für zweckmäßig gehalten hat.

Wenn man auf das Wesen der Familie sieht, so wüßte ich nicht, was der Abtei von einer vollständigen wohlgegliederten Familie abgehen sollte. Da der Abt die höchste und unbedingte Gewalt hat über die persönlichen Kräfte zu gebieten, über die sachlichen Mittel mit Gewissenhaftigkeit zu verfügen, und dem Hause in treuer gottverantwortlicher Sorgfalt vorzustehen, was ist er anders als Haupt und Vater der Familie? Die Mitglieder, welche dem Abte in kindlicher Ehrfurcht gehorsam, einander aber mit herzlichstem Wohlwollen verbunden sind und die auf jedes persönliche Eigenthum verzichtend, wessen sie bedürfen aus der einen liebevoll waltenden Vaterhand empfangen; sind sie nicht wie Kinder des Abtes, so Brüder unter einander? Und fehlt etwa die Sorge für den Nachwuchs? Ist es nicht die Klosterschule, welche die Knaben mit weiser Mäßigung in Zucht und Gottesfurcht erzieht und so den Bestand der Familie unaufhörlich sicher stellt? Was mangelt also der vorschriftsmäßig eingerichteten Abtei, um eine vollkommene Familie, und ich darf wohl sagen, Vorbild und Ideal des Familienlebens zu sein?

Daß die Familie zur Gemeinde, die Abtei zur Congregation heranwächst, ist ein natürlicher Fortschritt. Gewöhnlich geschieht dies durch Gründung neuer Töchterklöster,

gleichwohl ist auch ältern Klöstern eine gemeinsame Hausordnung anzunehmen, und sich um einen Mittelpunkt zu schaaren, nicht verwehrt. Ohne Ansehen und Selbstständigkeit des Abtes in den häuslichen Angelegenheiten zu mindern, gibt sich die Congregation einen Präsidenten, der neben andern mehr oder minder ausgedehnten Rechten, in der Berathung den Vorsitz führt; ferner einen Procurator für die Besorgung der gemeinsamen Geschäfte, und endlich einen oder mehrere Visitatoren, deren Aufgabe darin besteht, in den einzelnen Häusern jährliche Besuche zu machen, und was sie der Regel gemäß und dem geistigen Fortschritte förderlich finden, mit weiser Umsicht und milder Strenge anzuordnen. Wie die Gemeindeordnung nicht störend in die Familie eingreift: so dürfen auch die Statuten der Congregation, welche man Constitution nennt, die selbstständige unabhängige Stellung der einzelnen Häuser nicht im Mindesten gefährden. Es muß z. B. der Abt seine volle ungeschwächte Macht bewahren, so zwar, daß seine Bewilligung erforderlich ist, wenn einer seiner Untergebenen verschickt, oder in anderer Weise über ihn verfügt werden soll.

Wie die Kirche aus Diöcesen, so schließt sich aus Congregationen die Einheit des ganzen Ordens zusammen. Der eine patriarchalische Stifter, und die eine allgemeine Lebensregel, wie nicht minder Gebetsgemeinschaft, Gastfreundschaft und gegenseitige Dienstleistung ist es, was ihn bindet und zusammenhält. Alles dies genau erwogen, wird man einsehen, daß es ein wesentlicher Unterschied ist, welcher hinsichtlich der Verfassung den Orden des heiligen Benedikt von den spätern kirchlichen Gesellschaften scharf scheidet und abtrennt. Was jedoch hiebei am meisten auffallen muß, scheint mir dies zu sein, daß sich jener Unterschied bis in die feinsten Fasern aller Lebensverhältnisse geltend macht. Um hier nur Eines hervorzuheben, in den Genossenschaften, welche bei monarchischer Form aus Individuen bestehen, ist es immer

nur der Einzelne, welcher selbstständig und allein hervortritt. Hier betrachtet ein Jeder für sich, die heilige Messe liest der Einzelne für sich, besonders betet ein Jeder sein Brevier für sich. Im Benediktus-Orden hingegen ist es durch die Verfassung geboten, daß die ganze klösterliche Familie in heiliger, zur Andacht stimmenden Gemeinschaft vor Gott hintrete, daß sie gemeinsam faste und betrachte, gemeinsam das tägliche Opfer auf den Altar niederlegen, gemeinsam endlich statt des Breviergebetes in Hymnen und Psalmengesang den Herrn rühme und lobpreise. Alles dieses zusammengenommen, möchte wohl unläugbar sein, daß eine einheitliche Spitze (mit unumschränkter Machtvollkommenheit) eben so wohl mit der organischen Gliederung, als mit dem Wesen des gedachten Ordens unverträglich ist.

Je weniger wir aber den Versuch, den ganzen großen Orden unter einen Hut zu bringen, billigen könnten, desto eifriger glauben wir uns dafür aussprechen zu müssen, daß sich Klöster, welche in Folge unberechtigter Eingriffe der Staatsgewalt lose, unverbunden und vereinzelt nebeneinander stehen, sich gesellig zu einer Congregation zusammenschließen möchten. Wo immer mehrere Klöster entstanden, zeigt die Geschichte, daß sie das Bedürfniß fühlten, die Einheit, welche ihnen die innere Lebensordnung unter der nämlichen Regel gab, auch äußerlich hervortreten zu lassen. So sehen wir schon zur Zeit des Stifters, zwölf Klöster, ihr Ziel mit Sicherheit zu erreichen, in brüderlichem Wechselverkehr verbunden und zu einem unauflöslichen Kranz verflochten. In Italien bestanden von Anfang an mehrere Congregationen, denen sich später die Teutonica mit den bedeutenden Klöstern Subiaco und Farfa zugesellte. Was könnte auch natürlicher und vortheilhafter sein, als eine solche Einigung? Vereinzelt und auf sich angewiesen, ist das Kloster namentlich unter einem alten oder unfähigen Abt der Gefahr ausgesetzt, nach und nach von der Strenge der Regel abzulassen,

und von derjenigen Höhe, auf welcher es sich seinem Berufe gemäß behaupten soll, unvermerkt hinab zu sinken. Steht dasselbe hingegen in dem geschlossenen Ringe des Congregations-Verbandes, so wird es vom Geiste der Gesammtheit getragen und emporgehalten, empfängt Aushülfe so wie Anregung von den andern, und hat durch die jährliche Visitation das Glück, zu erfahren, welche Fehler, Mängel und Mißbräuche vorhanden und wie sie leicht und sicher zu beseitigen sind. Diese erheblichen Vortheile wohl erwogen, läßt sich begreifen, weßhalb Rom auf die Einigung der Klöster und Abteien in Oesterreich mit aller Entschiedenheit dringen zu müssen glaubt. Die hiesige für die klösterlichen Angelegenheiten niedergesetzte Congregation der Cardinäle und Bischöfe hat eben so nachdrücklich sich für eine derartige Einigung ausgesprochen, als sich bereit erklärt, derselben sofort kirchliche Billigung und Berechtigung zu verleihen.

Auch der heilige Vater äußerte, es sei sein Wunsch und Wille, daß sich die österreichischen Abteien auf Grund einer gemeinsamen Constitution zu einer Congregation verbinden möchten.

Von den vielen Vortheilen, welche die Bildung einer Congregation gewährt, möchte auch dieser nicht der unerheblichste sein, daß die Prälaturen der bischöflichen Gerechtsame enthoben, und unmittelbar dem apostolischen Stuhle unterworfen werden. Läßt sich nicht bestreiten, daß es in manchen Fällen wohl und gut sei, wenn der Bischof die Klöster seiner Diöcese beaufsichtige und für die Beobachtung der Regel Sorge trage: so wird es doch unverkennbar besser sein, daß der heilige Vater diese Sorge theils selbst übernimmt, theils an eine eigens bestellte Congregation überträgt. Denn zunächst muß doch wohl zugegeben werden, daß verschiedene Bischöfe, indem sie jedesmal nach ihren persönlichen Ansichten auf die Häuser, welche ihnen untergeben sind, einwirken, in den allgemeinen klösterlichen Einklang störend eingreifen.

Sodann wird man auch schwerlich zu läugnen wagen, daß eine Congregation, welche aus Bischöfen besteht, und Ordensgeistliche sowohl zu ihren Mitgliedern zählt als auch von Außen zu Rathe zieht, und die nicht blos sämmtliche Genossenschaften der ganzen Kirche unter ihre Aufsicht nimmt, sondern auch seit einer Reihe von Jahren alle hieher gehörigen Fragen und Zweifel entschieden hat — daß eine solche Congregation, meine ich, die klösterlichen Angelegenheiten mit mehr Umsicht, mit mehr Geschick und Sachkenntniß erledigen werde, als dies einem Bischofe bei seinen vielen und mannigfaltigen Obliegenheiten auch unter den günstigsten Umständen zu thun möglich ist. So viel über die Gestaltung des Ganzen.

Was nun die Lebensweise der Einzelnen betrifft, so ist den österreichischen Benediktinern wohl mitunter der gar seltsame Vorwurf gemacht worden, daß sie zu reich seien. Ungerechter Erwerb, gewissenlose Verwendung des Reichthums ist schuldvoll; allein reich zu sein, ist wohl, dünkt mich, kein Verbrechen; und am allerwenigsten in dem Falle, wenn man es so geworden ist, wie die Benediktiner. Viel saurer Schweiß, von der glühenden Stirne frommer in Arbeit und Entbehrung unübertrefflicher Männer hinabträufelnd, netzte das Erbtheil, welches sie aus der Hand früherer Jahrhunderte empfangen. Wie darf man sich denn wundern, wenn der Schweiß heiliger Väter in helle Thautropfen gewandelt, ein unermeßlich reicher Gottessegen geworden ist?

Mehr als Ueberfluß an materiellen Mitteln, scheint die Ungunst der Zeitverhältnisse daran Schuld zu sein, daß die österreichischen Klöster der Regel gemäß zu leben aufgehört haben. Sie verdanken ohne Ausnahme ihr Bestehen der großen wohlthätigen Wirksamkeit, welche sie vor achtzig Jahren hatten und die sie heute noch zu entwickeln nicht müde werden. Was damals entweder der Betrachtung oder der Buße lebte, ohne nach Außen hin thätig zu sein, fand vor dem Gerichte

der josephinischen Nützlichkeit schlechterdings keine Gnade. Wenn ein Oberer auf die Anfrage: Was thun die Mönche? kurzweg erwiederte: „Buße“; so durfte er gewiß sein, daß das Haus, dem er vorstand, sein Leben verwirkt hatte. Was konnte ja auch unnützer sein, als Buße, in einer Zeit, welche die Sünde nicht mehr anerkannte, und deßhalb um so viel mehr zu sündigen sich die Freiheit nahm. Da nun erwiesenermaßen die große, nach Außen gerichtete Thätigkeit es war, welche die noch übrigen Klöster in Oesterreich rettete, so würde es unbillig sein, was unvermeidlich aus dieser äußern Thätigkeit folgte, die mangelhafte Beobachtung der Regel, ihnen für Vergehen anzurechnen. Die Benediktiner ertheilen meist den Gymnasial-Unterricht, und leisten darin so viel, daß man glauben sollte, sie hätten nur dieser, und keiner andern Verpflichtung zu genügen. Ich könnte mich auf das Zeugniß eines Mannes berufen, welcher an der Spitze des Unterrichts steht in einem Staate, der mit Recht seinen Stolz in seine Schulen setzt. Wenn nun die klösterlichen Gymnasien, wie gewöhnlich, viel Schüler und wenig Lehrer hatten, so mußte es schwer sein, eine Ueberladung des Einzelnen zu vermeiden, wobei denn unausbleiblich war, daß die allzu große Zahl der Lehrstunden nachtheilig auf die Erfüllung derjenigen Pflichten wirkte, welche dem Ordenspriester von keinem, weder vom Abte noch vom Bischof jemals erlassen werden können. Es wurde eben offenbar, daß es unmöglich sei, zwei Herrn, den Menschen im Sinne Joseph II., und Gott der Regel gemäß zu dienen. Wer das Joch von vier oder fünf täglichen Lehrstunden trägt, müßte eine eiserne Natur, oder von Jugend an dafür erzogen sein, wenn er die ganze Befolgung der Regel noch dazu auf sich nehmen könnte.

Die Regel schreibt nämlich vor, bald nach Mitternacht gegen ein oder zwei Uhr aufzustehen, und durch Psalmengesang das Morgenopfer des Lobes darzubringen. Sie

verordnet ein ununterbrochenes Fasten vom Monat September bis Ostern, und zwar in der Weise, daß weiter nichts als der einmalige Genuß von Speise, an gewöhnlichen Tagen um drei Uhr Nachmittags, in der vierzigtägigen Fasten gegen Abend, gestattet wird. Dazu kommt, daß sie den Genuß von Fleischspeisen nicht blos an Fasttagen, sondern überhaupt ausdrücklich untersagt. Durch diese Strenge hat dieselbe dem Himmel eine glänzende Schaar von Heiligen erzogen, und der Kirche für die Aufrechthaltung der Disciplin, so wesentliche Dienste geleistet, daß der Papst eben in dem nämlichen Augenblicke, da die Klöster fielen, sich auch gezwungen sah, für alle Gläubigen die völlige Enthaltung von Fleischspeisen während der Fastenzeit fallen zu lassen. Läßt sich nun auch nicht zugeben, die Regel könne heute nicht mehr eben so gut wie vor Jahrhunderten, wie etwa zur Zeit des Sturmius in aller Strenge befolgt werden; so nöthigt doch das Maaß menschlicher Kräfte, einzugestehen, daß dieselben Schultern die Bürde der Regel und das Joch so angestrengter Schularbeit zugleich zu tragen nicht vermögend sind. Hier gilt es daher, von zwei Uebeln das kleinere, oder, wenn man will, von zwei guten Dingen das bessere zu wählen. Wenn manchen die ansehnliche Wirksamkeit vor der genauen, ungeschmälerten Beobachtung der ganzen Regel den Vorzug zu verdienen scheint: so sind eben die Zeitumstände nicht der Art, daß sie dieser Ansicht entgegen zu treten erlaubten. Man möge also in Oesterreich durch Jugenderziehung und Seelsorge für Kirche und Staat wirksam zu sein fortfahren; nur unterlasse man nicht, hinsichtlich der Milderungen und Vergünstigungen, welche nach und nach eingetreten sind, sich vor dem innern Richter nach einem andern Rechtsgrund umzusehen, als derjenige ist, welchen man von der Gewohnheit herzunehmen pflegt.

Wenn ein Kloster, wie es jetzt durchgängig in Oesterreich der Fall ist, keine vollgültigen Statuten, durch welche die

Strenge mancher Vorschriften gemildert wird, sondern nur die einfache ursprüngliche Regel als einziges Gesetzbuch besitzt: so ist schwerlich abzusehen, wie es nicht die ganze Regel zu erfüllen verpflichtet sein sollte. Nimmt es indeß mit Genehmigung des heiligen Stuhls Statuten oder sogenannte Constitutionen an, durch welche die Regel erklärt und von ihren hohen Anforderungen nach Umständen herabgestimmt wird: so ist klar, daß es mit allen den Ausnahmen, welche die Constitutionen von der Regel zu machen gestatten, sich auf sicherem, gesetzlichen Boden befindet. Schränken z. B. die kirchlich anerkannten Constitutionen das tägliche Fasten der Regel auf vier Tage wöchentlich ein, so ist dies eben eine kirchliche Vergünstigung, bei der man keine Ursache hat, sich in seinem Gewissen irgendwie zu beunruhigen. Und dies ist ein neuer Grund, warum Rom mit so vieler Entschiedenheit die österreichischen Abteien auffordert, eine Congregation zu bilden, und zugleich ältere oder neuere, kirchlich bestätigte Constitutionen zur Befolgung anzunehmen. Freilich wird sich da Manches finden, was Rom eingeführt, Manches, was es geändert wissen will. Um hier nur Eines zu erwähnen, auf Beobachtung und Sicherstellung des Gelöbnisses hinsichtlich der Armuth, wird der heilige Vater ganz gewiß im Sinne des Concils von Trient bestehen. Daß der Einzelne irgend was besitze, oder über eine noch so unbedeutende Sache eigenwillig verfüge, oder sie als eine Art Eigenthums blos in die Hand des Priors niederlege, wird nicht gestattet. Indem ein Jeder, auf Alles verzichtend, was er hat in die gemeinschaftliche Klosterkasse wirft, darf er, wessen er bedarf aus derselben zu erhalten, gewärtig sein. Auf andere Einzelnheiten einzugehen, scheint mir nicht am Orte zu sein.

Indem wir zum Schlusse eilen, dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, daß, was wir bisher als möglich und wünschenswerth hingestellt, in diesen Tagen schon wirklich zu werden anfängt, daß die Neugestaltung der österreichischen

Benediktiner-Abteien bereits begonnen hat. Dieses große Werk, an welchem unzweifelhaft für den Kaiserstaat ein schweres Gewicht der segensreichsten Folgen hängt, mit eben so weiser Umsicht als kräftiger Hand eingeleitet zu haben, ist das Verdienst des Cardinal-Erzbischofs von Prag, Fürsten zu Schwarzenberg.

Mit der apostolischen Visitation der kirchlichen Genossenschaften betraut, fand Höchstderselbe es zweckmäßig, mit einem kleinen und im Ganzen armen Kloster den Anfang zu machen. Es ward, wie bereits gemeldet, das Kloster Lambach zur Neugestaltung auserſehen. Wurde dieses Werk von allen Freunden kirchlicher Bestrebungen mit höchster Freude begrüßt, so sollte ihm doch die Feuerprobe aller guten Unternehmungen nicht erspart werden. Man stemmte sich dagegen, man that Einsprache, man erhob Beschwerde, selbst in Rom. Diese wurde, wie zu erwarten war, für unberechtigt erkannt und abgewiesen. Und nun geruhte der heilige Vater auf den neuen Anfang klösterlichen Lebens segnend seine Hand zu legen.

Zum Abt wurde ein eben so eifriger als erleuchteter Mann ernannt. Wie seine Person Bürgschaft leistet, daß er zwischen übermäßiger Strenge und allzu nachgiebiger Milde den Weg der goldenen Mitte finden werde: so eröffnet uns auch diese neue Gründung die froheste Aussicht, daß nicht nur Einzelne von der Sehnsucht nach vollkommener Erfüllung ihrer Gelübde geführt, zu ihr übertreten, daß auch die österreichischen Stifter sich ihr nach und nach sämmtlich anschließen werden.

Aus dem klösterlichen Tagebuch.

Monte Casino, im Sept. 1858.

Einer jener erquickenden Abende, wie sie im Süden der schwülen Tageshitze zu folgen pflegen, hatte sich mit sanft fächelndem Flügelschlage über die heilige Roma niedergesenkt, als der Eilwagen mich aus den Armen der Brüder von St. Paul durch die belebten Straßen zum Thore von Maria Maggiore trug. Nachdem hier von der unvermeidlichen französischen Thorwache unsere Pässe besichtigt waren, trabten die muntern Rosse mit uns in der Richtung gegen Südosten lustig fort. Unsere fahrende Herberge, die sich nach dem englischen Zweikammersystem theilte, war gediegen und comfortabel eingerichtet und ließ die vier ehrenwerthen Mitglieder des Unterhauses in dem gemeinsamen Gefühl des Behagens rasch zu lebhaftem Gespräche kommen. Gegenstand desselben bildeten zunächst, aus Anlaß der Thorvisitation, die Uebergriffe und die nachgerade, wie man meinte, das Maß überschreitende Unbefangenheit der französischen Reichsbeschützer. Ohne Hehl und in so entschiedener Weise, daß eine außergewöhnliche Verletzung des Nationalgefühls unverkennbar war, sprach man den Wunsch aus, es möchte sich die hochherzige Theilnahme der Fremden für Italiens Wohl bald wieder in ihre nördlichen Schranken zurückziehen. „Ja,

Fahrt nach Monte Casino.

wenn diese dienstbeflissenen Protektoren nur die Eisenbahnbauten, die sie in Verding genommen, thatkräftiger betrieben, so könnte man sich's schon gefallen lassen," äußerte ein stämmiger, wohlhäbiger Umbrier, der dabei gewiß nicht allzu uneigennützig an seinen fetten Wein- und Oelertrag dachte und im Geiste schon die Scudi blinken sah, die ihm der erleichterte Verkehr mehr einbringen würde. Ganz konnte ich ihm nicht Unrecht geben, sprach aber zugleich die Hoffnung aus, daß die Schienenwege endlich dem leidigen Banditenwesen ein Ende machen und den Reisenden die erwünschte Sicherheit schaffen würden. Hiermit hatte ich, ohne es zu ahnen, eine Saite angeschlagen, die, einmal berührt, unter Italienern nicht wieder verklingt, bevor sie nicht ein ansehnliches Stück aufgespielt hat. Mit einer wahren Redelust schlugen um die Wette alle auf sie ein und ich fing fast an, meine ein wenig unbedachtsame Bemerkung zu bereuen. Den derben Umbrier erfaßte eine Art patriotischer Begeisterung, indem er mit schwarzfunkelndem Auge in den lebhaftesten Farben die Räuberscenen schilderte, welche unlängst in den umbrischen Apenninen waren aufgeführt worden. Dieselben hatten auch für mich, ich gestehe es, einiges Interesse, weil ich bei meinem Aufenthalte in Perugia selbst den Schlußakt jenes Räuberstücks miterlebt hatte. Es war nämlich an einem Sonntage, den 23. Nov. des Jahres 1856, als ich zu später Nachmittagsstunde auf der hohen Terrasse des Klostergartens mich niederließ, um mein Auge an der wundervollen Aussicht, die sich dort bietet, zu weiden. Plötzlich vernahm ich, als schon die Dämmerung hereinbrach, aus dem fernen buschigen Hügelthale Flintenschüsse, welche bald unterbrochen, bald lebhafter nach einander sich folgten. Gleich der kommende Morgen sollte uns Aufschluß bringen. Es hauste in der Umgegend eine aus acht Mann bestehende Räuberbande, die, früher in der Romagna thätig, seit einigen Wochen das umbrische Höhenland, welches sowohl zahlreiche

Schlupfwinkel als günstige Betriebsaussichten bot, mit ihrem Besuche beehrten. Ihr über Gebühr anschließendes und einnehmendes Wesen, das auf den reinsten communistischen Grundsätzen beruhte, hatte sie bei Gelegenheit des letzten Jahrmarktes zu Assisi mit manchem treuherzigen Landmann in persönliche Berührung gebracht und erklärlicherweise unter der Bevölkerung Angst und Schrecken verbreitet. Gleich bei ihrem ersten Auftauchen beeilte sich die päpstliche Polizeibehörde von Perugia, auf ihre Köpfe einen Preis zu setzen, was seine Wirkung nicht verfehlte. Durch den Preis gelockt, faßte ein Corporal der Carabinieri den kühnen Entschluß, mit eigener Lebensgefahr durch List die Räuber einzufangen. Er zieht mit sechsen seiner Leute auf Kundschaft aus, kömmt der Bande auf die Spur, legt Bauernkleider an und begibt sich unter den zutraulichsten Gesprächen in ihre Mitte und weiß sie derart zu täuschen, daß sie mit ihm Kameradschaft schließen und einen ganzen Nachmittag weidlich zechen. Heimlich stiehlt sich nun der verhängnißvolle Gast von ihnen hinweg, ruft aus dem bewußten Versteck seine harrenden Waffengenossen, umzingelt die Herberge, wo die Ueberlisteten noch immer sorglos forttranken, und begrüßt sie plötzlich mit unerwarteten Flintenschüssen. Wie aufgescheuchtes Wild springen sie von ihren Sitzen, greifen nach ihren Waffen und erwiedern sofort aus den Fenstern die befremdlichen Grüße. Der gewandte und listige Korporal richtet, gleich einem zweiten Marschall „Vorwärts", vom zunehmenden Dunkel der Nacht begünstigt, gegen das Gebüsch seinen Kommandoruf, als stände ihm ein ganzes Bataillon zu Diensten. Die neue List hatte den vollständigsten Erfolg. Nachdem die Räuber ihre geringe Munition verschossen, gaben sie, durch die vermeintliche Ueberzahl entmuthigt, die Gegenwehr auf und erklärten durch ihren Anführer sich bereit, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Nachdem sie auch der Aufforderung, die Waffen abzulegen, Folge geleistet hatten, wurden sie sofort

von den Carabinieri ergriffen und gebunden. Der Grimm dieser Menschen, als sie zu spät ihre Ueberlistung merkten, war grenzenlos. Rasch kam die Kunde von dem glücklichen Fange nach Perugia und schon am frühen Morgen des 25. November sah man zahlreiche Gruppen an unserm Kloster vorübergehen, welche die Neugierde die Ankunft der Gefangenen nicht abwarten ließ. Um ein Uhr traf der Transport am Vorthore von St. Peter ein. Hier ward eine Weile stille gehalten, um den Gefesselten, welche unterwegs blasphemische und mazzinische Lieder gesungen hatten, ihre Waffen ganz in der Weise wieder anzulegen, wie sie dieselben zu tragen gewohnt waren. Unter verworrenem Schreien, Zischen und Pfeifen wälzte sich ein bunter Knäuel von Männern, Frauen und noch zahlreichern Kindern die Straße entlang dem Stadtthore zu und umschloß die Gruppe von Karren und reitenden Gendarmen. Jene, von verlarvten Fuhrleuten begleitet, enthielten sechs der Eingefangenen, welche gleichfalls Larven trugen und an Händen und Füßen gebunden waren. Aus ihren Gürteln ragten lange Dolche und Pistolen hervor, während von der Schulter die Büchsen niederhingen. Ueber alle Beschreibung waren die ungezügelten Ausbrüche der Rache und des Zorns, die sich beim Anblicke dieses Aufzugs in der Volkmasse kundgaben, so daß die Gendarmerie zu Pferde nur mit Mühe diejenigen, welche die Gefangenen anspieen und auf sie eindringen wollten, von thätlichen Mißhandlungen abhalten konnten.

Doch zurück in unser fahrendes Gesellschaftslokal, welches bei bevorstehender Nacht durch derartige Gespräche eben keinen Zuwachs an Behaglichkeit erhielt. Grund genug, um einen Versuch zu machen, die tieferliegenden Ursachen des italienischen Räuberwesens zu ergründen und so ein günstigeres Terrain für die Unterhaltung zu gewinnen. Ich wies auf die merkliche Abnahme des Glaubens hin und die damit unzertrennlich verbundene Zunahme von Untreue, Habsucht

und Gewissenlosigkeit, die in so besorglicher Weise um sich greifen, daß sich fast die Vermuthung aufdrängt, es sei das siebente von den zehn Geboten in den meisten Herzen verwischt und unleserlich geworden.

Eben wendete sich der Eilwagen um das Vorgebirge von Freskati, Albano und Aricia gegen Valmontone. Diese Stadt bot Anlaß, an unser früheres Gespräch anknüpfend, eine vielleicht weniger bekannte Thatsache zu berühren, die den alten römischen Götterkult in sein wahres Licht stellt und stark an die Stifter des Römerreiches, an das Räuberpaar Romulus und Remus erinnert. Nicht weit von Aricia befand sich vordem ein berühmter Hain der Diana Aricina, in dessen Mitte ein reizender See angelegt war, den man den Waldsee oder Dianenspiegel hieß. Ueberaus roh und barbarisch waren die Gebräuche, unter denen hier, sei es nach scythischem oder altetruskischem Ritus, die flüchtige Beschützerin der Jagd, die den goldenen Bogen führende Mondgöttin verehrt wurde. Ihr Oberpriester führte den Namen „Hain-“ oder „Waldkönig“, obgleich sein Diadem nichts weniger als von hohem Geburts- oder Geistesadel umstrahlt wurde. Er mußte nämlich stets ein entlaufener Sklav' oder Bandit sein und zudem seinen königlichen Vorgänger entweder meuchlings oder im Zweikampfe umgebracht haben. Kein Wunder, daß der Sieger nach so ehrenhafter Thronbesteigung nun auch für sich stets auf seiner Hut war und bei solchen Umständen nimmer die Hand vom Schwertgriff lassen durfte. In entsprechender Weise war denn auch der Tempel seiner Residenz und das ganze waldige Königreich rings von einem Hügelwalle umgeben, der ihnen eher das Ansehen einer Räuberburg, als eines segenspendenden priesterlichen Heiligthums gab. So oft es einem edlen Gesellen gelang, die Palissaden zu übersteigen und von einem gewissen Baume des Hains einen Zweig zu brechen, war der Oberpriester genöthigt, mit diesem um Krone und

Pontifikat zu kämpfen. Diese unter den Augen der römischen Herrscher geduldete Unsitte überraschte sichtlich mein bescheidenes Eilwagen-Auditorium.

Inzwischen löschte Phöbus im fernen Meere seine flammende Tagesfackel aus und übergoß mit hellem Purpurschimmer lieblich die sonst nackte, monotone Campagna. Endlich verblich auch dieser flüchtige Zauber und mit dem niederfallenden Schleier der Nacht wehte von der See her eine Brise durch unsere Fensterlucken herein, die uns bitter und gründlich den Kontrast der Tages- und Nachtstemperatur in den südlichen Ländern empfinden ließ. Zur größern Annehmlichkeit wurde nun gar noch im Westen eine verdächtige Wolkenbank sichtbar, die uns von Zeit zu Zeit mit zweideutigen, blinzelnden Augen ansah. Diesmal hatte es indeß bei der bloßen Drohung sein Bewenden. Denn kaum war am östlichen Horizont die helle Mondscheibe aufgestiegen, als jener wetterleuchtende Sturmvogel sich langsam zurückzog. Allgemach gerieth nun auch die Unterhaltung der Reisegesellschaft in's Stocken und ich versuchte, durch Schließung der Fenster Schutz gegen den unwirthlich schneidenden Seewind und wo möglich eine kurze Nachtruhe zu gewinnen. Aber siehe, plötzlich blitzte aus einer Ecke ein Phosphorlicht auf und in wenigen Augenblicken dampften drei Tabakskamine und stießen, vom pfeifenden Winde getrieben, mir rücksichtslos ihre erstickenden, grauen Rauchwolken zu. Unter solchen Umständen blieb mir bei der sozialdemokratischen Verfassung des italienischen Postinstituts keine andere Wahl, als mich tiefer in meinen Winterapparat zu hüllen und Wind und Rauch nach Herzenslust ihr unerquickliches Duett aufführen zu lassen. Zum Glück herrschte draußen nicht stockfinstere Nacht. Wie ein nur wenig ausgeschnittener goldener Kahn durchzog der Mond ruhig und majestätisch den Luftozean und die von seinem Silberlicht angeleuchtete Landschaft gewährte unter so dumpfen, dampfigen Verhältnissen wenigstens

dem Auge einigen Trost und nicht geringe Abwechslung. Dann und wann rasselten wir an schweren, auf offener Straße abgeschirrten Fuhrwerken vorbei, deren Personal, manchmal ganze Familien, sich in malerischen Gruppen um mächtig flackernde Feuer gelagert hatte. Gegen eilf Uhr hielt der Wagen stille und der Kondukteur kündigte uns die Ankunft in Valmontone an. Hastig verließ ich den von Dampf gefüllten Raum und fühlte mich wie neugeboren, als ich wieder einmal frische, lebensvolle Luft schöpfen konnte. Es war Mitternacht, als das Posthorn uns von Neuem in die unterdeß gelüftete Arche versammelte. Ich wünschte mir herzlich Glück bei dem Gedanken, nun endlich das müde Auge zu erquickendem Schlummer schließen zu können. Aber weit gefehlt! Kaum hatten die drei lebendigen Kamine Platz genommen und sich in aller Bequemlichkeit festgesetzt, so glimmten auch schon wieder die verwünschten narkotischen Krautstengel. Gegen zwei Uhr erst ließ man die Cigarren erlöschen und ich dankte dem Himmel, doch noch ein Stündlein ungestört und unberäuchert der Ruhe genießen zu können. Um die sechste Morgenstunde schleppte sich mit kräftigem Vorgespann unsere Diligenza die steile Berghöhe hinan, deren Gipfel kühn und romantisch die Stadt Frosinone krönt, das Ziel unserer Fahrt. Der bärtige Kondukteur erhielt für alle erdenklichen, nicht geleisteten Dienste sein übliches Trinkgeld und bald darauf befand ich mich in Begleitung eines Fachino, der mein geringes Gepäck trug, in der anspruchslosen, klösterlichen Wohnung der sogenannten Buffaliner oder Väter vom kostbarsten Blute des Erlösers. Es ist dies bekanntlich eine noch ganz junge Missionsstiftung, deren Gründer, Kaspar Buffalo, vor etwa zwanzig Jahren im Rufe der Heiligkeit gestorben ist. Die Genossenschaft zählt in Italien gegen sechzig Mitglieder und hat in Frankreich drei, in Amerika acht Häuser gegründet. Auch ist in Rom der Prozeß zur Seligsprechung des Stifters eingeleitet

und bereits ein Wunder für evident und zuläßig erklärt. Auf das Freundlichste dort aufgenommen, celebrirte ich in der kleinen Hauskapelle und freute mich nicht wenig, beim Frühstück noch einen dort weilenden Gast, den Erzbischof von Gaeta, einen höchst herablassenden, liebenswürdigen Prälaten, kennen zu lernen. Unterdessen hatte der Superior des Hauses mit Mühe ein Carretto für mich beschafft, auf welchem ich unverzüglich meine Reise fortsetzte. Wer je in italienischen Berggegenden mit einer solchen Torturmaschine innigere Bekanntschaft gemacht hat, dem entschwindet nicht so leicht die süße Erinnerung an die ausgestandenen Magen-, Brust- und Herzleiden, welche diesmal durch den unbändigen Diensteifer eines winzigen, feurigen Rößleins erst recht empfindlich wurden. Wiederholt kam mir Saphir's menschenfreundliche Warnung vor einer sächsischen Post-Beichaise in den Sinn. Der geistreiche Dichter leitet dieselbe mit dem Motto ein: „Auch ich war in Arkadien geboren," und nach dem rührenden Ausrufe:

Wo sind die Kräfte, die dich zeugten,
Wo die Brüste, die dich säugten?
Du Ungeheuer, das der Nord
Ausgespieen hat zum Mord!

gibt er der Versammlung der Naturforscher den Rath, ihre nächste Zusammenkunft in besagter Riesenkaffeemühle zu halten, um so deren unvergleichliche Erschütterungskraft zu erproben. Ich besah mir erst nicht ohne Unwillen mein theuer bezahltes Gefährte, mußte dann aber doch wieder, obgleich mir Rippen und Gebeine schlotterten, vor mich hin lachen bei der Erinnerung an die fernern zutreffenden Gedanken des Satyrikers: „Das Aeußere der Maschine ist gar einfach und bescheiden, aber die Kraft des Innern, ja die inwohnende Genialität! binnen fünf Minuten wird in ihr der roheste Mensch windelweich." So ging's denn mit mir bergauf, bergab, windesschnell an Maisfeldern, Haide- und

Weidetriften vorbei, so daß ich schon nach zwei Stunden in dem Grenzorte Ceprano unter Peitschenknall einzog oder besser einflog. Hier wurde ich durch zwei Ordensbrüder freudig überrascht, welche mir die Liebe des Abtes von Monte Casino, unserm ehemaligen Oberen in St. Paul, zur Begrüßung entgegensandte. Die Sehnsucht nach dem Ziele meiner Pilgerreise ließ mir nur wenige Zeit zur Rast und Erfrischung. Bald saßen wir unter traulichen Gesprächen in dem allerdings behaglicheren äbtlichen Wagen und eilten über die friedlich sich umarmenden Grenzmarken hinweg in das neapolitanische Gebiet. Immer ernster und gewaltiger thürmten sich vor uns die grauen felsigen Vorposten der Apenninenkette, bis wir nach zweistündiger Fahrt in eine ausgedehnte, rings von Bergen umkränzte kampanische Ebene einbogen. In diesem Augenblicke lenkten meine Begleiter meinen Blick, der schon lange nach dem Ziele spähte, nach einem fern aufschimmernden Berggipfel mit dem frohen Ausrufe: „Ecco Monte Casino!" Gleich einer hohen und stolzen Veste ragte das edle, ruhmgekrönte Erzkloster zu den Wolken empor und sandte im lieblichsten Sonnengewande mir sein erstes Willkomm zu. Welche Empfindungen dieser süße Gruß im Herzen eines armen Jüngers des großen heiligen Benedikt hervorrufen mußte, vermag der Leser leichter sich vorzustellen, als die Feder zu beschreiben. Bei der stürmischen Macht der Gefühle hätte mein Herz den noch immer beträchtlichen, hemmenden Raum überwinden mögen. Und wie die Stätte näher rückte und mählig wachsend ihre gewaltigen Verhältnisse entfaltete, da schwebte ihr immer froher und begeisterter als Gegengruß mein Herzensjubel entgegen und wob um das Strahlenhaupt des geweihten Berges einen lichten Kranz der lieblichsten und denkwürdigsten Erinnerungen.

Nachdem ein bastionähnlicher Felsvorsprung nochmals unsern Blicken den Gipfel verhüllt hatte, lenkten wir aus dem Gaëtathale in eine neue Tiefebene ein und wie durch

Zauber aufgerollt, lag vor uns das malerischste Panorama. Im Vordergrunde schimmerte lieblich zwischen Wald und Wiesen das Städtchen St. Germano mit dem Burgkastell des heiligen Abtes Bertharius; im Hintergrunde wuchs, aus gewaltigen Bergkegeln gebildet, eine Riesenmauer auf, während zur Linken in ihrer ganzen Ausdehnung die Abtei mit der schönen Kuppel, die sich über dem Grabe des Patriarchen aller abendländischen Mönchsorden wölbt, majestätisch in's Thal niederschaute. Rechts von der Straße grüßte uns aus der Ferne der Flecken Aquino, in welchem die Wiege des „Engels der Schule" gestanden, und näher im Thale Piumarola, wo einst die heilige Scholastika, unter der Leitung ihres gottbegnadigten Zwillingsbruders, des heiligen Benedikt, mit einer Erstlingsschaar geweihter Jungfrauen dem Herrn Lob sang und die gesegnete Mutter unzählbarer Töchter wurde. Wiederholt ward in der Folge diese Stätte von wilden Sarazenenhorden zerstört und mit dem Martyrerblute der hingeschlachteten Himmelsbräute getränkt, bis ein frommer Maler des sechzehnten Jahrhunderts den Töchtern des heiligen Benedikt innerhalb der Ringmauern St. Germano's ein stattliches Kloster erbaute, worauf Piumarola nur mehr eine Meierei der Abtei Monte Casino blieb.

Bald führte der Weg uns an einem lieben Denkmal vorbei. Dicht an der Thalsohle, wo der Casinische Berg sich steil abdacht, lächelte aus dunkeln Cypressen eine einsame Kapelle uns entgegen, an welche die Geschichte eine äußerst liebe und zarte Erzählung knüpft. An dieser traut-einsamen Stelle stand einst eine schlichte Hütte, vom heiligen Benedikt zu dem Zwecke erbaut, um in ihr alljährlich mit seiner Schwester Scholastika einen Tag unter gottseligen Gesprächen zuzubringen. Diesem zarten Brauche getreu, war er wieder einmal von dem Bergesgipfel in's Thal niedergestiegen und hatte bereits manche Stunde unter Lobliedern und selig süßem Herzensaustausch bei seiner geliebten Schwester

geweilt. Schon neigte sich der Tag und vom heitern Himmel stieg ein schöner, freundlicher Abend nieder; da erst nahmen beide gemeinsam das mäßige Mahl ein, worauf der greise Patriarch sich erhob zum Abschiede. Wohl in sicherm Vorgefühl, daß diesmal das Scheiden ernster sei, als in den verflossenen Jahren, wollte die Schwester sich's bei dem Tage nicht genügen lassen und bat dringend ihren Bruder, doch auch die Nacht bei ihr auszuharren und ihr von den Süßigkeiten und Wonnen des Paradieses zu erzählen. „Was verlangst du von mir?" erwiederte St. Benedikt, über solche Zumuthung ängstlich betroffen, „wie kann, wie darf ich über Nacht aus meiner Zelle, fern von den lieben Brüdern bleiben?" Und als er durch wiederholtes, inständigstes Flehen der lieben Schwester sich nicht wollte erweichen lassen, da barg die Betrübte unter einem Strome heißer Thränen ihr Angesicht in die gefalteten Hände, Gott dem Herrn ihr Leid klagend, ihr Anliegen empfehlend. Sieh' da steigt plötzlich am klaren, heitern Himmel ein schweres Unwetter auf, schon zucken die Blitze, furchtbar rollen die Donner und den dichten schwarzen Wolken entströmt ein entsetzlicher Regen, der an Heimkehr nicht mehr denken ließ. „Was hast du mir gethan, meine Liebe," ruft erschrocken und beunruhigt der ehrwürdige Greis, „Gott verzeih dir dein vermessenes Begehren!" Und sie blickt mit nassen, aber freudestrahlenden Augen ihn an und erwiedert: „Theurer Bruder, da du dich weigertest, meine Bitte zu gewähren, so habe ich an Gott mich gewandt; und sieh', er hat mich erhört; verlaß mich nun, wenn du kannst, und kehre heim zu deinen Brüdern." Da gab der Heilige nach und fügte sich dem wunderbar bekundeten Rathschluß des Himmels. Er blieb und die ganze stürmende Nacht harrte er aus, in gottseligen Gesprächen sein und der glücklichen Schwester Herz entflammend mit der Gluth süßer, himmelvoller Gottesliebe. Erst der Morgen trennte das heilige Geschwisterpaar. Sie hatten zum Letztenmale sich

gesehen und sollten auf dieser irdischen Pilgerfahrt sich nicht wieder begrüßen. In einer Nacht, — es war drei Tage nach jener seligen Zusammenkunft — stand der hohe Greis wieder, wie er pflegte, am Fenster seiner Zelle und schaute betend bald auf zum funkelnden Sternenhimmel, bald nieder in's friedlich schlummernde Thal. Und wie nun sein Auge voll zärtlicher Liebe auf Piumarola weilt, wird es plötzlich licht über dieser Stätte und er sieht die Seele seiner Schwester Scholastika aufsteigen in Gestalt einer weißschimmernden Taube und in seligem Fluge sich emporschwingen zur himmlischen Glorie. Voll der unbeschreiblichsten Freude ruft er seine Jünger, meldet ihnen das Geschehene und entsendet ohne Säumen eine Schaar aus ihnen gen Piumarola, unter Psalmengesang die theuren Ueberreste heraufzuholen und in die bereitete Gruft einzusenken. Nach kaum vierzig Tagen umstanden die frommen Söhne, zugleich Schmerzes- und Freudenthränen vergießend, auch die Leiche des der Schwester schon nachgeeilten Bruders, um sie in derselben Gruft beizusetzen, welche das begnadigte Zwillingspaar, wie es einst im Mutterschooß vereint war, so nun auch vereint umschließen sollte bis zum Tage der Verklärung.

Wir hielten eine Weile zum frommen Gruße vor der lieblichen Kapelle, die von den Jüngern genau an der Stelle errichtet wurde, wo die beiden Geschwister zusammentrafen. Ueber die Trümmerstätte, wo einst die altsabinische Stadt und römische Kolonie Forum Casinum mit nicht weniger als 60,000 Einwohnern blühte, gelangten wir in das jetzige, ungleich bescheidenere, aber nicht unfreundliche Städtchen San Germano. Nachdem wir in der äbtlichen Kurie das Mittagsmahl genommen, bestiegen wir am Fuße des Berges die Saumthiere. Lieber hätte ich freilich diesen Pilgergang mit dem Wanderstabe in stiller Einsamkeit gemacht; allein die Liebe gestattet keine eigensüchtige Wahl. Welche Gedanken und Empfindungen mußten auf meine

Seele einstürmen, als ich den rauhen, jähen Felsenweg betrat! Ihn ebnete einst jener wundersame Heilige, der, als die Barbarenhorden wie wilde verheerende Fluthen über Gesittung, Wissenschaft und Kunst sich ergossen, ein christlicher Noe, in seinem Orden die heilige Arche baute, welche die Erstlinge eines neuen, gottbegeisterten Geschlechtes in sich trug und den Völkern Apostel und Lehrer, den Königen weise Rathgeber, den Fürstensöhnen Erzieher, der Kirche kräftige Würdenträger, strahlende Blutzeugen und Heilige ohne Zahl geben sollte [1]).

Auf dem nämlichen Wege pilgerten in der Folge Tausende und aber Tausende frommer Waller, darunter dreißig Päpste, zwölf Kaiser, über fünfzig Könige, unzählige Fürsten und Fürstinnen und stiegen nicht selten in demüthigem Bußgewande die Höhe hinan, um dem wunderthätigen Ordensstifter Gebet und Huldigung darzubringen. Denselben Bergpfad ziehen endlich heute noch Schaaren frommer Verehrer, Fürsten und Große zwar in geringer Zahl, aber um so mehr arme, glaubens- und vertrauensvolle Landleute, die oft von den hochragendsten Gebirgsgegenden der Abruzzen aus die heilige Pilgerfahrt, „il sagro viaggio," unternehmen und nach langer mühsamer Wanderung gar noch die Klosterstufen auf den Knieen ersteigen und durch Empfang der heiligen Sakramente dem väterlich lieben Heiligen, welchen sie in treuherziger Weise „den Alten" (il vecchio), nennen, die herzlichste Verehrung zollen. Solche und ähnliche

[1]) Der Orden des heiligen Benedikt, welcher zu einer Zeit nicht weniger als 60,000 Klöster auf dem Erdenrund zählte, hat dem römischen Stuhle allein, und zwar durch eine beachtenswerthe Fügung der Vorsehung gerade in Zeiten, wo am mächtigsten die Sturmfluthen das Schifflein Petri umwogten, ungefähr neunundvierzig Päpste geschenkt; aus ihnen sind dreiundzwanzig heilig, vierzehn selig gesprochen, und die übrigen zwölf, unter ihnen Pius VII., im unbestrittenen Rufe hoher Tugend und Vollkommenheit hinübergeschieden.

Erinnerungen im Wechselgespräche austauschend, oder auch in stilles Gebet vertieft, ritten wir den mitunter schroff ansteigenden Berg hinauf. An die Felsmasse angelehnt oder in sie hineingehauen grüßten uns nach einander mehrere Votivkapellen, mit welchen eine gläubigere Vergangenheit den drei Miglien langen Weg geschmückt; zunächst die des heiligen Maurus, des großen, wundergesegneten „Beschützers der Kranken," wie ihn die Kirche ehrenvoll nennt, der nebst Placidus und seinen Martyrergefährten zu den Erstlingen der unzählbaren Heiligen des Ordens gehört, von denen die Kirche nicht weniger als 55,700 auf den Altar erhoben hat. Ihr folgt die Kapelle der heiligen Scholastika und eine weitere, aus drei Zellen oder Grotten, die den Namen di santa crocella, heilige Kreuzkapelle, trägt. Sie ist dem Patriarchen selbst gewidmet und, wie eine Gedenktafel besagt, vom heiligen Papst Cölestin V. in dem Augenblicke, da er betend dort kniete, mit reichen Gnadenschätzen bedacht worden. Die Mittelzelle zeigt eine merkliche, in den harten Felsen gedrückte Vertiefung, an welche die Ueberlieferung das Andenken folgender Begebenheit anknüpft. Als St. Benedikt einst in sein Kloster heimkehrte, glitt hier sein Maulthier aus und stürzte mit dem Reiter so heftig gegen den Felsen, daß, hätte dieser nicht wundersam, und wie aus Ehrfurcht vor dem Heiligen nachgegeben, des letztern Schenkel bedeutend hätte verletzt werden müssen. Unterdeß wurde die Gegend immer einsamer, die Felsenbildung nackter und wilder; und über das weite fruchtbare Thal und die schönen, wie Riesenwellen sich aufthürmenden Gebirgszüge, aus denen durch einen Höhensattel gar das blaue Meer und Gaëta's dunkle Veste verstohlen herüberblickten, eröffnete sich eine Aussicht, wie sie überraschender und großartiger Italiens Bergland wohl schwerlich aufweisen dürfte. Wie wir dann abermals um eine Felsenecke bogen, sahen wir wieder, wie durch einen Zauber uns nahegerückt, das stolze Erzkloster in seiner ganzen

Pracht hervorragen. Es erschien mir wie eine heilige Veste, wie ein geweihtes Kastell, auf dem des Gründers Hand jenes strahlende Banner aufgepflanzt, das Millionen zur heiligen Miliz versammelt und durch 13 Jahrhunderte siegreich geweht hat über alle christlichen Länder. Und wie der Blick von dem imposanten Gebäude wieder auf den felsigen Vordergrund niederfiel, gewahrte er in der Ferne drei schwarze, auf uns zuschreitende Gestalten. Es war der ebenso liebenswürdige als geistreiche Geschichtsforscher Tosti mit noch zwei andern Mönchen, welche ihren freundlich erwarteten Ordensbruder zu begrüßen kamen. Es folgte ihnen nicht lange nachher eine Knabenschaar, eine Abtheilung der 180 Zöglinge, welche in jenem Kloster die sorgsamste religiöse Erziehung und eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung erhalten. Wir erreichten eben die Ruinen der Kapelle des heiligen Severus, welche im vorigen Jahrhundert, weil sie von Banditen zum Versteck und Hinterhalt mißbraucht wurde, abgerissen werden mußte, als ich den jetzigen Abt auf uns zukommeu sah. Zweimal war ich zum Gegengruße abgestiegen und jedesmal zum Wiederaufsitzen genöthigt worden; nun wollte ich mein gutes Lastthier für immer entlassen. Ich schwang mich aus dem Sattel, eilte dem theuren Prälaten, der mir Vater ist, da er mich dem Orden gezeugt hat, entgegen und beugte mich, nach Ordensbrauch, zum Handkuß vor ihm nieder. In demselben Augenblicke fühlte ich mich indeß wieder emporgehoben, umarmt und mit heißem Vaterkusse zu herzlichem, freudigem Willkomm begrüßt. Es war Abend geworden. Feierlich tönte von der Abtei herab über Berg und Thal die Glocke zum englischen Gruße und mahnte zur Heimkehr in die süße Klosterstille. Noch wenige Minuten und ich lag neben dem Vater Abt auf den Knieen an der ehrwürdigen Gruft meines Ordensvaters und seiner Schwester Scholastika. Was hier das Herz jubelnd und dankend empfunden und erfleht, wer möchte das wiederzugeben versuchen?

Es mögen einige Andeutungen über die heutige Stellung des Klosters unsern skizzenhaften Bericht schließen. Welche hohe Bedeutung und was für eine wohlthätige Macht die Abtei von Monte Casino, die Geburtsstätte und Wiege des Benediktinerordens, in der Vorzeit hatte, ist zur Genüge bekannt. Ihr weltliches Besitzthum umfaßte zur Zeit der höchsten Blüthe nach Angabe des ~~Häftenius~~ [1]) aeftenus: 4 Bisthümer, 2 Fürstenthümer, 20 Grafschaften, 250 Schlösser, 446 Städte und Dörfer, 356 Curten oder Weiler, 23 Seehäfen, 33 Inseln, 200 Mühlen, 300 Landgüter und 1662 Kirchen. Was in so reicher Fülle die fromme Dankbarkeit spendete, hat nun freilich des Herrn weiser Rathschluß wieder genommen; ein kleiner Rest von geistlicher Gewalt ist jedoch dem Kloster auch jetzt noch erhalten. Der Abt von Monte Casino steht nicht blos dem von 270 Personen bewohnten Kloster vor; er übt auch bischöfliche Aufsicht und Gerechtsame über eine Diözese, die gegen 80,000 Seelen hat, für Italien eine ganz bedeutende Herde. Der zeitige Prälat, D. Simplicio Pappalettere führte vordem den Abtsstab über die römische Klosterfamilie von St. Paul, bis er durch das jüngste Generalkapitel im Mai 1858 mit der Leitung von Monte Casino betraut wurde. Aus dem Hirtenschreiben, welches derselbe bei seiner Einführung in lateinischer Sprache an seine Ordens- und Weltgeistlichkeit erließ, möchten wir einen Passus in treuer Uebersetzung mittheilen, der ein kräftiges und getreues Gemälde unserer Zeit enthält und der Beachtung werth sein dürfte.

Hirtenschreiben des Abtes von Monte Casino.

„Es haben uns die Alten" (so schreibt der Prälat nach einer längern Einleitung) „unter ihren Mythen die Sage überliefert, Schwelle und Eingang zur Unterwelt seien vom Cerberus gehütet, einem gräulichen, dreiköpfigen Ungeheuer, welches Alle, so sich verwegen nahen, ergreife und jämmerlich

---

[1]) Comment. in vit. S. Ben. p. 105.

erwürge. Diese allerdings phantastische Dichtung irregeleiteter Sterblichen, denen die Sonne der Wahrheit und Gnade untergegangen war, läßt gleichwohl, wie uns bedünken will, in gewissem Sinne eine tief zu beherzigende Deutung zu. Es hat nämlich seit jenem verhängnißvollen Tage, an welchem in Folge des Ungehorsams unserer Stammeltern die Sünde und mit ihr der Tod ihren Sieges- und Triumpheinzug in die Menschenwelt hielten, auch der Fürst der Finsterniß ein dreiköpfiges Ungeheuer an der Höllenpforte aufgestellt, welches Alle, die sich trotz der warnenden Gewissens- und Gnadenstimme frevelhaft nahen, unvermeidlich dem Verderben überantwortet. Fragt ihr nach dieses unheimlichen Würgers Namen, wohlan, vernehmt ihn aus dem Munde des Jüngers der Liebe, der dessen dreifaches Haupt mit den Worten bezeichnet: „Alles was in der Welt ist, das ist Begierlichkeit des Fleisches, Begierlichkeit der Augen und Hoffart des Lebens, was nicht vom Vater, sondern von der Welt ist“ (I. Joh. 2, 16). Dies ist jene dreifache Lust, die, wenn gleich zu allen Zeiten feindlich, doch in der Gegenwart in wahrhaft schreckenerregender Weise Glauben und sittliche Zucht zu untergraben droht, so daß sie wohl nie zuvor weder mit so frecher Kühnheit ihre Stirne erhoben, noch eine so beklagenswerthe Verwüstung angerichtet hat, und daß mir, dem es bei Uebernahme des Hirtenamtes obliegt, unter Euch das Reich des heiligen Geistes entweder zu festigen oder zu gründen, nichts angelegentlicher, nichts theurer sein kann, als Euch durch Enthüllung der Bosheit jenes entsetzlichen Feindes zu warnen und durch Angabe der zur Vernichtung seiner Obmacht unfehlbar wirksamen Waffen zu belehren. Wem könnte es zuvörderst entgehen, wie unzählig viele Opfer die fleischliche Lust anlockt, ergreift, zu Grunde richtet? Hat selbe ja doch alle Fähigkeiten des menschlichen Geistes dermaßen in ihren Besitz und Frohndienst genommen, daß sich die in unserm Zeitalter verfaßten

Schriften sowohl als die Kunstschöpfungen zum großen, wo nicht größten Theile in Fallstricke und Trugnetze für die Sinnlichkeit verkehren. Oder hält nicht gerade jene Lust aller Orten ihren verschlingenden Rachen geöffnet? wird ihr unheilvoller Genuß nicht allerwegs mit einem unabsehbaren Aufwande von Kraft, Kosten, Gefahren für den guten Ruf und selbst das Leben erwirkt, erstrebt, erhascht? In ihr ist unbedingt die Quelle jenes beweinenswerthen Sittenverderbnisses, jenes heillosen Staatenverfalles, jener verworfenen, giftathmenden Doktrin zu suchen, die, entsprungen aus einem verpesteten Herzen, sich nicht scheut, die sinnlichen Begehrungen gleichsam zu vergöttlichen, hingegen dem Menschengeiste Dasein und Unsterblichkeit, Christo Gottheit und Auktorität abzuläugnen. Kläglicher Wahnwitz, mit blutigen Thränen zu beweinende Thorheit, die plötzlich der Tod verhöhnen, die ewige Gerechtigkeit zu Schanden machen wird! Denn „wofern ihr nach dem Fleische lebet, sollet ihr sterben“ (Röm. 8, 13). — Doch ein zweites Haupt, ebenso drohend, dem erstern gewissermaßen entwachsen, streckt mit unerhörter Dreistigkeit jenes geistige Unthier empor. Es ist die Augenlust, welche nicht so sehr die eigene Leiblichkeit, als die äußern, vergänglichen Erdengüter zum Ziele und Gegenstande hat. Wer sich dieser Leidenschaft einmal ergeben, den umgarnen und umstricken alsbald eherne Bande, während sein Herz eine so unstillbare Gier nach irdischem Besitz erfüllt, daß es schwer zu entscheiden sein möchte, ob Entbehrung oder Ueberfluß selbe heftiger erregen. So führt denn die zügellose Fleischeslust zu einem weitern Götzendienste, zum schnöden Kulte des Mammon und der Materie. Oder ist es etwa ein anderes Ziel, nach welchem der Scharfsinn so vieler ruheloser Geister, die Bemühungen so vieler Staaten und Gesellschaften ringen, als unter einseitiger Bewältigung der Naturkräfte (seien diese Wasserdämpfe, Elektrizität oder sonstige Lebensäußerungen der Materie) die Anrechte und

Fähigkeiten des Geistes gründlich zu mißachten, die höhere Menschenwürde thatsächlich mit Füßen zu treten? Während man mit Windesschnelle, ja mit des Gedankens raschem Fluge die größten räumlichen Entfernungen überwindet, irret man Tag für Tag weiter ab von der Straße zum himmlischen Vaterlande; während man mittelst gewaltiger Maschinen die Fluthen der Ozeane und Ströme besiegt, wird man selber unrettbar von den Wassern der Sünden und Laster verschlungen; während man endlich nach Schätzen grabend in der Erde Eingeweide dringt, ist man nachgerade unfähig geworden, in die edlen Tiefgänge der höhern Wahrheiten, noch weniger in die verschütteten Schachten des eigenen Gewissens hinabzusteigen. Und welch' eine Fluth von Wehe und Missethat entquillt jener Augenlust und Habsucht, jenem Jagen nach Erwerb und Besitz! Neid und Mißgunst, Bosheit und Verleumdung, Trug, Fälschung und Ungerechtigkeit jeglicher Art bis zum fluchwürdigen Menschenmorde, — sie alle fließen aus jener Einen, unheilvollen Quelle und ergießen sich verderbenbringend über die menschliche Gesellschaft . . . . . Ein drittes Schlangenhaupt, dem genannten Paare verschwistert, ist die Hoffart des Lebens. Sie hat ihren Ursprung und zerstörenden Wirkungskreis unmittelbar und vorzugsweise im Geiste, ihr Ziel in der Verachtung jeder Auktorität, in der anmaßlichen Selbstüberhebung, in der unbedingten Alleingeltung. Es ist aber auf Erden eine dreifache Auktorität bestellt, auf welcher wie auf Grundsäulen Ordnung und Wohlfahrt der Völker ruhen, die Auktorität der Kirche, des Staates, der Familie. Die erste hat ihren Ausdruck in den von der Kirche verkündeten göttlichen Gesetzen, die zweite in den völkerrechtlichen und bürgerlichen Institutionen, die dritte in dem schon durch das Naturrecht geheiligten Verhältnisse der Unterordnung zwischen Gatten, Eltern und Kindern. Alle drei bilden ohne Unterschied die Zielscheibe des Hochmuthes, welcher nicht rastet, bis er den

erhabenen Altar der Religion umgestürzt, den ehrwürdigen Thron der staatlichen Ordnung zertrümmert, das Heiligthum der Familie entweiht und befleckt hat. Und, großer Gott! welche Verheerung, welch' maßloses Elend, welch' traurigen Ruin hat diese Pest, zumal in unserer ernsten schweren Zeit, bereits über ganze Nationen, über Gemeinden und Familien gebracht! Haltet Umschau und blicket hin auf das in wahrhaft angsterregender Progression angewachsene Heer ungläubiger und gesetzloser Menschen. Ist es nicht, als seien jene himmelstürmenden, die Gotteskinder befeindenden Giganten zu den Lebenden wiedergekehrt? oder als habe Nimrod mit seinen Gesellen abermals jenen freveln Thurmbau unternommen und trage in dem unermeßlichen gegen die Grundfesten der Kirche, des Staates und der Familie gerichteten Zerstörungsmateriale gleichsam die Bausteine zusammen zu dem erneuerten Werke im Thale Sennar? Daher jene Saaten der Zwietracht, jene Brandfackeln des Ehrgeizes und Aufruhrs, jene schrankenlose, in alle Schichten eingedrungene Emanzipation von Zucht und Sitte, jene vorbedachte Umgehung von Recht und Gesetz, jenes gottlose Dichten und Trachten so vieler gebildet sein wollender Menschen, die in öffentlichen Vorträgen, in Büchern, Zeitschriften und Tagesblättern mit dem Phosphorschimmer einer entchristlichten Wissenschaft glänzen und nicht so fast Gottes Dasein läugnen, als vielmehr in träumerischem Wahne die hinfälligen Geschöpfe, und vor Allem sich selber, mit der Würde göttlicher Hoheit und Macht zu umkleiden beflissen sind."

Rom, 8. Oktober 1858.

Der Herzog und die Herzogin von Modena in St. Paul.

Wie bereits zweimal im Laufe dieses Jahres, so hatten auch gestern wieder die Klosterräume, sowie die majestätische Basilika von St. Paul ihr Festgewand angelegt und zum würdigen Empfange des heiligen Vaters, und eines von

Höchstdiesem besonders ausgezeichneten Fürstenpaars. Das sonst nur an monastische Stille und schlichte Einfachheit gewohnte stattliche Refectorium war rings in die reichsten rothen Seidendrapperien gehüllt und zum Festsaale umgewandelt, in dessen Mitte eine wahrhaft königliche Tafel prangte. Auch waren die bescheidenen Gemächer des Abtes in glänzende päpstliche Kammern und mehrere Mönchszellen in ganz niedliche Kabinette für die fürstlichen Gäste umgezaubert. Die Ehre des Tages galt dem Herzoge und der Herzogin von Modena, Höchstwelche seine Heiligkeit Pius IX. zu einem Mahle in der Benediktinerabtei und zur Besichtigung der Patriarchalbasilika einzuladen geruht hatten. Gegen ein Uhr langte der heilige Vater nebst einem Gefolge von Cardinälen und Prälaten, unter welchen sich der Staatssekretär Cardinal Antonelli auszeichnete, und bald darauf der herzogliche Cortege in St. Paul an. Von den Mönchen des Klosters empfangen, begab sich die ganze Gesellschaft, nachdem sie vor dem Allerheiligsten und dem Grabe des Völkerapostels eine kurze Andacht verrichtet hatte, ohne weitern Verzug zur Tafel. Beifälliges Aufsehen erregte der Umstand, daß Seine Heiligkeit nach vorheriger Anordnung nicht etikettenmäßig an einem abgesonderten Tische, sondern unmittelbar an der Spitze der gemeinsamen Tafel zwischen dem Herzoge und der Herzogin Platz nahm. Nach geendigtem Mahle verfügte man sich, wie gewöhnlich, in die schönen Räume der Klosterbibliothek, wo sich der Papst der heitersten und liebenswürdigsten Unterhaltung mit den hohen Gästen überließ, und in eigener Person theilweise die Vorstellung der Benediktiner übernahm. Se. Königl. Hoheit fand im Abte des Klosters, welcher vor Jahren in Modena das kanonische Recht gelehrt hatte, einen Bekannten wieder; die Frau Herzogin unterhielt sich in edler, bayerischer Herzlichkeit auf das Herablassendste längere Zeit mit den deutschen Mönchen. Demnächst führte der heil. Vater die Hoheiten zur eigentlichen

Besichtigung in die ihrer Vollendung immer mehr entgegengehende Basilika und zeigte und erklärte selbst mit würdevollster Freundlichkeit alle einzelnen Merkwürdigkeiten des mächtigen Tempels, die riesigen Schiffe mit ihrem prachtvollen Säulenwalde, die kunstreichen Mosaikschöpfungen, die Marmor-, Alabaster- und Malachitschätze, und endlich die geschmackvolle, im reinsten Farbenschmuck prangende Deckenverzierung und die vorschreitenden Freskomalereien. Besondere Aufmerksamkeit schenkte man noch den in Angriff genommenen Modellen für die Statuen der Apostelfürsten. Dieselben sollen in der kolossalen Höhe von achtzehn Palmen aus zwei bereits eingeführten mächtigen Blöcken cararischen Marmors gemeißelt und im Mittelschiffe unmittelbar vor dem sogenannten Triumphbogen aufgerichtet werden. Nach abermaligem Gebete an der ehrwürdigen Gruft des Weltapostels nahm der Papst herzlichen Abschied von seinen fürstlichen Gästen, und der eine wie die andern kehrten mit ihrem entsprechenden Gefolge nach der Siebenhügelstadt zurück.

Rom, im November 1858.

Die englische Benediktiner-Congregation.

In der heil. Stadt ist jüngst der Prälat Dr. Burchall, Abt und Präsident der englischen Benediktiner-Congregation, eingetroffen, um dem heiligen Vater persönlich über das Aufblühen und gedeihliche Wirken des britischen Ordenszweigs Bericht zu erstatten und gleichzeitig mit der casinisischen Congregation, die vor Kurzem auf englischem Boden eine kleine Abtei gegründet hat, nähere Verbindungen anzuknüpfen. Die Mittheilungen, welche uns der obige Abt und Ordensgenosse machte, sind wohl nicht überschätzt, wenn sie der Aufzeichnung werth gehalten werden.

Wer einigermaßen in den Jahrbüchern der englischen Kirche bewandert ist, ehrt und segnet mit dankbarem Herzen das Andenken jener Schaar begeisterter Benediktiner, welche

vom großen Gregor ausgesandt, von Rom's heiligen und heimlichen Bergen in den kalten Norden zogen, um in dem noch heidnischen Britannien das Land der Herzen zu lockern und zur Aufnahme des christlichen Samenkorns zu bereiten. Und fürwahr, herrlich ist die Saat aufgegangen; mehr als hundertfältige Frucht hat sie getragen, in so wunderbar ergiebiger Fülle, daß die nordischen Eilande zu wahren geistigen Kornkammern wurden, daß sie von ihrem unerschöpflichen Ueberflusse noch andern mitzutheilen und die deutschen, fränkischen, frisischen und helvetischen Völkerschaften mit dem Brod des christlichen Heilswortes zu speisen vermochten. Wie überall, so schritten auch hier die Männer klösterlicher Einsamkeit, nachdem sie die Schlachten des Herrn gegen die Götzen glücklich ausgekämpft hatten, unverzüglich zum Friedenswerke, zur Veredelung und höhern Gesittung der verschiedenen Stämme und Völker. Die Fackel der Kunst und Wissenschaft, an der ewigen Glaubenslampe angezündet, hielten sie hoch und kühn empor, so daß ihr Wunderglanz noch jetzt widerstrahlt aus den literarischen Denkmälern und den stolz zum Himmel strebenden Kathedralen. Wild und wetterhaft tobend indeß ging über England der verhängnißvolle Reformationssturm des sechzehnten Jahrhunderts. Seine Blitze fuhren in die prachtvollen Abteien und ließen sie und ihre ganze Herrlichkeit in Flammen auflodern; was dem gefräßigen Element entging, stille Heiligkeit, klösterliche Kunst und Bildung sank mit den nachstürzenden Klosterhallen allmälig in Trümmer. Die Söhne des heiligen Benedikt, die, frei von jedem Eigennutz, der Insel die allergrößten Wohlthaten gespendet hatten, wurden mit unerhörter Rohheit theils auf das Blutgerüst geschleppt, theils nach fremden unwirthlichen Gestaden vertrieben. Und so geschah denn, was man kaum glauben sollte, daß zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts von jener gesegneten Pflanzung, die wie ein fruchtbarer Olivenhain tausend Jahre hindurch

ganz Albion mit dem Gnadenöl auf's reichlichste versehen hatte, daß von dieser Pflanzung nur noch ein einziger letzter Sproß übrig blieb, der fromme Benediktiner Siegbert Buckley, den die Fürsehung nur dem herben Schmerz aufbewahrt zu haben schien, mit seinem Schwinden den früher so fröhlich blühenden Oelgarten gänzlich und bis auf sein letztes armes Pfropfreis zerstört und ausgerottet zu sehen. Denn vierzig Jahre bereits schmachtete auch er in dumpfem Kerker, ein muthiger Streiter für den Herrn, ein unermüdlicher Dulder, ein neunzigjähriger patriarchalischer Greis, dessen matte Augensterne ob des leidvollen Anblicks der Verwüstung an heiliger Stätte vor Weh und Gram erlöschen wollten. Doch wie Gott manchmal im letzten Augenblicke noch, wenn alle menschliche Hoffnung zu schwinden anfängt, seine unvorhergesehene Hülfe sendet, so hatte er es auch hier zu thun beschlossen. Unerwartet treten eines Tages, von der mächtig wirkenden Gnade getrieben, zwei begeisterte junge Priester an das Gitterfenster des Gefängnisses, von dem vielverehrten Bekenner, der in äußerster Noth und Armuth schmachtete, ein Geschenk, eine Gnade bittend. Er möchte, flehten sie inständig, unter die glücklichen Kinder des großen Benedikt sie auf- und annehmen. Jeden Zweifel an die Wahrheit ihres Berufes beseitigten die damaligen Umstände. Das Probejahr ward ohne Verschub begonnen; und mit dem wiederkehrenden Jahrestage — es war der 21. Nov. 1607 — erschienen sie wiederum vor dem ehrwürdigen Haupte, legten unter dem Kerkerfenster knieend ihre heiligen Gelöbnisse in seine und in Gottes Hand und empfingen den väterlichen Segen von dem Greis mit Silberhaar, der, den Lobgesang des Simeon im Herzen, eine perlende Thräne im Auge, seine Rechte, obschon mit Ketten belastet, doch niemals leichter erhoben hatte. Es war offenbar, daß der Herr den Priestergreis zu diesem für ihn so trost-, für die Insel so segensreichen Werk aufgespart hatte; denn an eben demselben Tage

erblindeten seine schon überschleierten Augen gänzlich und alsbald ward er nach langem und unsäglichem Leiden friedlich zu seinen Vätern versammelt. Die neuen Sprößlinge dieses edeln Stammes indessen gediehen und mehrten sich unter dem sichtbaren Himmelssegen, und ehe noch zwölf Jahre verflossen, gründeten sie, durch eine kleine Schaar gottesfürchtiger Mönche aus Monte Casino verstärkt, die zur Zeit bestehende Congregation, welche im Jahre 1633 mit den ansehnlichsten Vorrechten und Vergünstigungen vom apostolischen Stuhle ausgestattet wurde. Und so ist denn diese wundersam erhaltene und neu gegründete Genossenschaft, die zu den übrigen Gelübden noch das der Missionsthätigkeit hinzufügt, unter der schirmenden Gotteshand nach und nach so weit erstarkt, daß sie gegenwärtig in fünf Ordenshäusern 167 Mitglieder hat, ungefähr neunzig Missionsstationen, von denen manche mit den allerhärtesten Entbehrungen verbunden sind, gewissenhaft und opferwillig versieht, überdies drei Erziehungsanstalten leitet, sowohl einen Erzbischof, als fünf Bischöfe im katholischen Episcopate zählt und endlich die blühende und hoffnungsreiche Mission und Hierarchie Australien's zumeist aus ihrem Schooße hervorgehen sah.

Rom, 20. November 1858.

Mit vielem Glanze feierten vorgestern die beiden Patriarchal-Basiliken der Apostelfürsten das Jahresfest ihrer Einweihung. In St. Peter hielten Monf. Ferlisi, Patriarch von Antiochien, das Hochamt, und Monf. Vitteleschi, Erzbischof von Seleucia, die vielbesuchte Festvesper, welcher auch die Cardinäle, von dem Erzpriester der Kirche, Cardinal Mattei, eingeladen, recht zahlreich beiwohnten. In St. Paul wurde dieses Fest in geräuschloser, still andächtiger Weise durch das bei Tag und bei Nacht ununterbrochen fortgeführte vierzigstündige Gebet begangen. Die Ausstellung des

Kirchweihfest in St. Peter und St. Paul.

heiligen Sakraments in prächtigen, von hundert Lichtern strahlendem Umzuge geschah am Tage vorher durch Prälat Pescetelli, Abt des Klosters und Erzpriester der Kirche, die ebenso feierliche Einstellung am Tage nachher durch Abt Celesia, Prokurator der Casinischen Congregation. Außer vielen hiesigen Würden- und Purpurträgern kam auch S. E. Cardinal Scitowski, Erzbischof von Strigonien und Primas von Ungarn, am Grabe des Völkerapostels, und vor dem Herrn ungesehen sein stilles Herzensgebet zu verrichten.

Akademie der Propaganda.

In der Akademie der Propaganda, die aus den beiden Fakultäten für Philosophie und Theologie besteht, fand vorgestern die öffentliche Preisvertheilung statt, welche wegen des Unwohlseins S. E. des Cardinal-Präfecten Barnabo vom Ende des Schuljahres bis dahin hatte verschoben werden müssen. Es gehört diese Akademie, in welcher der Unterricht an Studenten aller Stämme und Zungen theils vom Welt-, theils vom Ordensklerus ertheilt wird, unstreitig zu den besten Bildungsanstalten von Rom. Gelegentlich war mir in die schriftlichen Arbeiten einen Blick zu thun verstattet, und ich muß gestehen, daß ich mich gewundert habe, wie die Zöglinge, was formelle Bildung anlangt, den jungen Leuten an unsern Universitäten völlig gleichkommen, während sie an positivem Wissen wahrlich nicht nachstehen. Unter zweihundert Zöglingen wurden sechzig Denkmünzen von Silber ausgetheilt. Den ersten Preis, welcher in einer schweren Goldmedaille besteht, hatte bei den hohen Anforderungen in der Philosophie sich Niemand verdient; in der Theologie errang ihn durch seine wirklich ausgezeichneten Leistungen Wilhelm Quinn, ein hoffnungsvoller Indier irländischer Herkunft, von dem nicht wenig zu beklagen ist, daß er durch sein vieles Arbeiten schon leidend, auch einem nicht übergroßen Maaß von Anstrengung vielleicht in nicht gar langer Zeit erliegen wird.

Rom, im Dezember 1858.

Es ist unzweifelhaft, daß die mittelitalischen, namentlich die etruskischen Völkerschaften lange Zeit vor den Griechen zu einem hohen Grade der Bildung gelangt waren. Dies konnte Anfangs von der allzugroßen Vorliebe für griechische Kunst verkannt, auf die Dauer jedoch nicht geläugnet werden. Es ließen nämlich die aufgefundenen Reste immer auf bedeutende Vollkommenheit in Malerei und Sculptur schließen; seit den Ausgrabungen aber, welche im Jahre 1828 von Lucian Bonaparte im Gebiete der etrurischen Hauptstadt Vitulonia veranstaltet wurden, trat der Glanz etruskischer Kunst so mächtig hervor, daß er wenigstens nach einer Seite hin das griechische Alterthum zu überstrahlen drohte. Kunst und Kultur, Fabel und Götterlehre, Verfassung und Sprache — Alles schien bei den Etruskern auf Phönizien und Syrien zurückzuweisen; und so lag denn die Vermuthung nahe, daß auch Bildung und Götterwesen bei den Griechen auf denselben semitischen Ursprung zurückzuführen sein möchte. Einen kleinen Beitrag zu den etruskischen Alterthümern haben neuerlich die Ausgrabungen geliefert, welche das Kloster St. Paul auf einer seiner Besitzungen, an dem Orte der alten Stadt Capena angestellt hat. Zwanzig Miglien von Rom, zwischen den beiden Straßen, der flaminischen und tiberinischen, steigt im Gebiete des heutigen Leprignano sanft ein Hügel auf, welcher einen erloschenen Krater umschließt, sich nahe bei den äußersten Abflachungen des über 2000 Fuß hohen Soracte von Osten nach Westen hinzieht, und den Namen Civitucola oder Castellaccio trägt. Das Haupt dieses Hügels, auf dem fortwährend sowohl Münzen, als Bruchstücke von Vasen, Marmorverzierungen, Gesimsen, Piedestalen und Inschriften gefunden wurden, krönte einst die etrurische Stadt Capena, welche nach dem Falle des verbündeten Veji von den Römern eingenommen, geplündert und in ein Municipium verwandelt

Auffindung etruskischer Alterthümer.

ward. Was diese Stadt besonders auszeichnete, war der Tempel der Göttin Feronia, welchen ein heiliger Hain mit unbeschreiblichem Reiz umkränzte. An diesem so höchst merkwürdigen Orte, wurde vor acht Jahren von einem Hirten eine Grotte entdeckt, welche in Tufstein gehauen, im Halbkreis zwölf Grabstätten umschloß; im vorigen Jahre hatte man das Glück, dort manche werthvolle Gefäße aus Thon und Erz zu finden. Dadurch von Neuem aufmerksam gemacht, fing der Abt dieses Jahr nachzugraben an, legte mehrere Gräber blos, und öffnete den 12. November eine geräumige Grabkammer mit reichen Schätzen für die etruskische Alterthumswissenschaft. Außer mancherlei irdenen Gefäßen fanden sich Schaalen von feinster Arbeit mit menschlichen Figuren, kupferne Geräthschaften, darunter einiges fein ciselirt und mit Löwen, Schlangen und andern Thierköpfen geschmückt, eiserne Lanzenspitzen, ein Schwert, Amphoren mit menschlichen Köpfen oder mit dem Bilde des Storchen, endlich Tassen, von denen eine die Buchstaben P. V. trägt. Die fortgesetzten Nachsuchungen an dieser ergiebigen Stelle lassen noch manchen kostbaren Fund hoffen.

Rom, im Dezember 1858.

Eine altchristliche Grabschrift in Toskana gefunden.

In der „Maremma Toskana" wird man schon durch die heutige Benennung auf die höchst merkwürdige Stelle hingewiesen, welche einst die reiche Villa des berühmten Albinus Caecina schmückte. Der Ort heißt jetzt Fitto di Cecina. Hier wurde neuerlich eine Inschrift aufgefunden, die für keinen Gebildeten ohne Interesse sein kann. Es ist eine christliche Grabschrift, von Aquilinus seiner treuen Gattin Macrothimia gesetzt, und darf nicht über die Zeit des vierten Jahrhunderts hinausgerückt werden. Eigenthümlich ist die zarte eheliche Liebe, welche mit ebenso großer Fülle, als seltener Kühnheit der privativen Beiwörter der

Vorangegangenen nachklagt. Was jedoch am meisten auffallen muß, ist der Umstand, daß diese Liebe zuerst in gehobener rhetorischer Sprache dahintönt, dann einige bekannte Saiten der classischen Dichtung anschlägt, und zuletzt in der süßesten Hoffnung seligen Wiedersehens ausklingt. Es kann — Doch ich darf Sie nicht länger mit Beschreibung der Inschrift hinhalten; hier ist sie selbst: „Der unvergleichlichen, unschätzbaren geliebtesten Gattin Macrothyma, der keuschen, frommen, einmal verheiratheten, der untadelhaften und unbescholtenen, welche 20 Jahre, 6 Monate, 15 Tage mit mir lebte ohne Falsch, ohne Trug; die ein harter Tag entriß und der leidvolle Ruf an sie in's Grab senkte, unverschuldet, vor der Zeit. Der wohlverdienten Gattin Zeugniß gebend, setzte ich Aquilinus die Denkschrift dieser ihrer und unserer Eltern Gruft, mit denen mein Wunsch ist, zu weilen in ewigem Frieden." Was könnte nach dieser deutschen Uebersetzung den Freunden des christlichen Alterthums erwünschter sein, als wenn ich nun auch die lateinischen Worte gleich hersetze?

MACROTHYMIAE CONIVGI INCOPARABILI INEXTIMABILI DILECTISSIMAE CASTISSIMAE SANCTISSIMAE VNIVYRIAE INVITVPERABILI INACCVSABILI QVAE VIXIT MEC SINE DOLO SINE FRAVDE ANNOS XX M. VI D. XV QVAM ABSTVLIT NEFANDA DIES ET ATRA PETITIO SVA FVNERE MERSIT IMMERITAM ANTE TEMPVS. BENE MERITE CONTVG AQVILINVS TESTIMONIVM REDDENS STATVI TITVLVM HVIC SEPVLCHRO EIVS ET PARENTIVM N N CVM QVIBVS VOTI MEI EST MORARI IN PACE AETERNA.

Es ist nur noch zu bemerken, daß die Inschrift von dem ebenso gebildeten als liebenswürdigen Grafen Conestabila von Perugia abgeschrieben und dem Cavalier de Rossi

zugeschickt wurde, damit dieser gründliche Gelehrte sie erklären, und in sein verdienstvolles Werk über die christlichen Inschriften aufnehmen möchte.

Rom, 26. Dezember 1858.

Der König und die Königin von Preußen in St. Paul.

Den König von Preußen, der vor einigen Tagen in der ewigen Stadt eintraf, aus der Ferne zu sehen und ihm aus theilnehmendem Herzen einen stillen Wunsch zusenden zu dürfen, war Alles, was man sich unter den jetzigen Umständen versprechen konnte. Ihm persönlich nahe zu kommen, Aug' in Aug' mit ihm zu reden, schien unmöglich. Und doch hat, was unmöglich schien, das Glück des heutigen Tages wirklich gemacht. Es kamen nämlich am Nachmittage Ihre Majestäten der König und die Königin nebst Gefolge, die Basilika des Völkerapostels zu besuchen. Mögen Höchstselbe von der Neuheit und Pracht dieser Kirche ganz besonders angezogen oder von der dunkeln Ahnung, hier frühere Landeskinder und treue Unterthanen zu finden, geleitet worden sein; den ersten Besuch nach ihrer Ankunft in Rom schenkten sie St. Paul. Der Abt Pescetelli glaubte als Erzpriester der Basilika Höchstdenselben seine Huldigung und die Aufmerksamkeit schuldig zu sein, persönlich Kirche und Kreuzgang zu zeigen, und, was sehenswürdig ist, zu erklären; so wie diejenigen der Benediktiner, welche aus der Rheinprovinz gebürtig, ehedem an höheren Schulen im preußischen Staate thätig gewesen, vorzustellen. Ich muß gestehen, als man die Ankunft meldete, wurde ich von einem höchst schmerzlichen Gefühl befallen, indem ich Denjenigen, welcher in gesunden Tagen mit seelenvollem Blicke grüßte und durch sein ausgezeichnetes Herz Alle an sich zu fesseln wußte, nun in einem so leidenden Zustande wieder zu sehen fürchtete, wie man nach den Tagesblättern zu erwarten allen Grund hatte. Der erste Anblick indeß ließ gleich alle

Besorgniß schwinden. Die Freundlichkeit des Abtes wurde von der Königin in huldvollster Weise aufgenommen. Ueberrascht, hier ihre Unterthanen zu finden, zögerte sie nicht, mit der Bemerkung: „O, das wird den König freuen!" sich sofort an diesen zu wenden. Der König, in der That erfreut, äußerte: „Das ist ja eine große, unerwartete Freude für mich!" — Unter theilnehmenden Fragen und Erkundigungen fuhren die Majestäten hierauf fort, von den durch die königliche Huld geehrten Benediktinern begleitet, die imposanteste aller Basiliken zu besichtigen, deren Pracht und Harmonie dem feinen Kunstkenner wiederholt Ausdrücke der Bewunderung abnöthigten. Bevor die hohen Gäste den Tempel verließen, hatten sie die Gewogenheit, die Zöglinge des von den Benediktinern geleiteten adeligen Institutes, welche sich am Portale aufgestellt hatten, in herzlichen Worten anzusprechen. Und da sie nun noch einen Rückblick auf die heiligen Räume warfen, übergoß gerade die zum Abschied grüßende Abendsonne mit ihrem Golde den herrlichen Säulenwald und die großartige Confession über der Gruft des heiligen Paulus, und es war, als wolle auch der Völkerbelehrer selbst in die Herzen der hohen Besucher einen lieben freundlichen Gruß senden. Aus der Kirche verfügte man sich in den Kreuzgang sowie in die Sakristei, in welche aus dem Klosterarchiv die mit den werthvollsten Miniaturen und Initialen ausgestattete Bibelhandschrift Carls des Großen gebracht wurde. Auch diesem historischen Denkmale wendeten Ihre Majestäten lebhafte Aufmerksamkeit zu und verabschiedeten sich sodann in der herablassendsten liebevollsten Weise, indem unser theurer König die Worte hinzufügte: „Leben Sie glücklich und möge stets Gottes Segen bei Ihnen sein." — Körperlich fanden wir den König merklich gealtert; sein Gang war, zumal beim Ersteigen von Stufen, ein wenig unsicher, da das Auge bedeutend geschwächt schien. Was die Bethätigung der Seelenkräfte anlangt, so that er keine einzige

Aeußerung, welche auf Krankheit schließen ließ. Wir dürfen daher, was uns die begleitenden Aerzte versicherten, aus eigener Anschauung bestätigen, daß sein Zustand sich bereits in erfreulichster Weise gebessert hat. Allerdings war er nicht mehr jener hohe, ritterliche Fürst, welcher in geistreicher, wohlgesetzter Rede seinem Gedanken stets den treffendsten Ausdruck zu geben und Alle hinzureißen verstand. Er sprach mehr in kurzen, abgebrochenen Sätzen, zeigte übrigens fortwährend für Alles ein reges Interesse und seine frühere wohlthuende Heiterkeit. Es war rührend zu sehen, mit welcher Aufopferung und Treue die schwergeprüfte Königin ihrem leidenden Gemahle die aufmerksamste und zärtlichste Liebe zu erweisen bemüht war.

Rom, 7. Februar 1859.

Prinz Albrecht von Preußen. Der heil. Vater hat den Prinzen Albrecht von Preußen, wie früher schon gleich nach seiner Ankunft, so auch vorige Woche, da er seinen Abschiedsbesuch machte, auf's huldvollste empfangen: Ueberhaupt gibt es keine Gelegenheit, bei der Höchstderselbe es nicht immer wieder kund werden ließe, daß er die innigste Liebe gegen den König von Preußen in seinem weiten Herzen trägt. Unvergeßlich ist dem heiligen Vater die edle Theilnahme, welche ihm dieser ritterliche Monarch in sehr schlimmen Zeiten auf höchst sinnige Weise zu bezeugen keinen Anstand nahm. Ihm einen Brief zu schreiben voll tröstlicher Herzlichkeit, ihn dringend an den Rhein, in die schönste Gegend einzuladen zu seinen katholischen Landeskindern, ihm Stolzenfels sein eigen Schloß zu heimathlich sicherer Wohnung anzubieten, war von Seiten des Königs eine zu zarte Aufmerksamkeit, als daß sie vom Papste jemals vergessen werden sollte. Ueberdies haben beide Charaktere, so verschieden sie sonst auch sein mögen, doch Eines mit einander gemein — die reiche Ausstattung des Gemüths.

Ein tiefes, unerschöpflich gütiges Herz, zartes Gefühl, menschenfreundliches Wohlwollen ist es, was Pio nono in bestimmten, scharfen Zügen auszeichnet. Daß ähnliche Eigenschaften Friedrich Wilhelm IV. in gesunden Tagen zierten, wird man nicht läugnen wollen. Woher es denn begreiflich ist, daß sie für einander empfinden, daß sie die lebhafteste Neigung sich gegenseitig kund geben mußten. Ueberdies war es dem heiligen Vater nicht unbekannt geblieben, daß in Preußen der Kirche die Freiheit, ihre Kräfte ungehindert zu entfalten, ohne Beschränkung wenigstens vom Könige gewährt wurde. Und so haben denn Se. Heiligkeit, wie vorher bei einem andern Anlaß, so auch neuerdings offen und unverholen ausgesprochen, daß Er dem Könige für die Gerechtigkeit, welche er gegen seine katholischen Unterthanen geübt, dankbar zu sein nicht aufhören werde. Daher wird man es natürlich finden, wenn der Vater aller Christen die erkenntliche Liebe, welche er dem Könige selbst so gern persönlich ausdrücken möchte, theils auf die Glieder seiner Familie, theils auf die höher stehenden Personen des Gefolges ganz und unvermindert überträgt.

Zum zweiten Male besuchte der König von Preußen in voriger Woche die Basilika des heiligen Paulus und durchwanderte, von den dort weilenden deutschen Benediktinern begleitet, die Werkstätten und Bauhütten, sowie den großen freien Vorplatz, auf welchem aus dem Brande der alten Kirche gerettete Bruchstücke, Kapitäle, Gesimsfragmente, zerbrochene und durch Heftigkeit des verzehrenden Elementes verkalkte Säulenschafte theils geordnet, theils zerstreut umherliegen. Von dieser Trümmerstätte verfügte sich der König in eine Bauhütte, in welcher das sehr kunstreiche in Holz meisterhaft gearbeitete, zehn bis zwölf Fuß messende Modell der Paulskirche, nebst dem prachtvollen noch zu errichtenden Säulenvorhofe aufgestellt ist. Das war für ihn eine unerwartete frohe Ueberraschung; wie er bewundernd vor diesem

Der König von Preußen wiederum in St. Paul.

Werke stand, zogen auf einen Wink mehrere Arbeiter die beiden Hälften des Modells so auseinander, daß durch Maschinenvorrichtung sich das Ganze im Längendurchschnitte theilte, und daß nun die außerordentlich fleißig ausgeführte Construktion des Innern mit seinen fast hundert Säulen, des Daches und der Capellen offen lagen, und man zur genaueren Besichtigung hindurchschreiten konnte. Zuletzt begaben sich Se. Majestät noch zu der vor der Basilika gelegenen, prächtigen Wiesenpromenade, dem Campo tedescho, so benannt, weil hier tief in der Erde gegen 20,000 unter Friedrich II. von einer Fieberseuche hingeraffte deutsche Ritter und Lanzenknechte schlummern.

Rom, den 24. Februar 1859.

Toleranz eines englischen Lords.

Wie das alte Rom seine Herrscherstadt als die Mitte und den einzig berechtigten Centralpunkt der Welt betrachtete und zum Zeugniß dafür auf seinem tempel- und säulenreichen Forum das Milliarium aureum, den vergoldeten Meilenstein errichtete, von dem wie Strahlen nach allen Welttheilen die Heerstraßen ausgingen, so ist in viel höherer Bedeutung und mit ungleich größerer Berechtigung das christliche Rom der geistige Mittelpunkt der gesammten regenerirten Welt, das lebendig pulsirende Herz, von dem zu allen Zeiten die sittlich und religiös erneuernden Kräfte wie Blutwellen in alle Länder ausströmten. Daß daher manches Glied am mystischen Leibe Christi, dem bisher Irrthum oder Schuld die Adern unterbunden, sobald es jenem Herzen nahe kömmt, plötzlich wieder in den Kreislauf des katholischen Lebens hereingezogen wird, darf weniger Wunder nehmen, als daß diese Erscheinung nicht noch häufiger zu Tage tritt.

Ein in seinen Umständen fast romantisches Ereigniß, das sich jüngst hier zugetragen und unter den Römern nicht minder als unter der Fremdenwelt die lebhafteste Theilnahme

erweckt hat, verdient schon als Beleg zu dem Gesagten eine Besprechung, dann aber auch deßhalb, weil es einen nicht uninteressanten Beitrag liefert zur fast sprichwörtlich gewordenen Härte und Intoleranz. Schon seit dem Anfang der Wintersaison verweilt hierselbst mit zwei Töchtern, von denen die ältere neunzehn, die jüngere sechzehn Jahre zählt, der Bruder des anglikanischen Bischofs von York, Lord C., welcher, wie durch den Adel seiner Geburt, so durch seine frühern erheblichen Dienste in der englischen Marine unter den hiesigen Britten ein nicht geringes Ansehen genießt. In dem ruhigen Fahrwasser des Seemannes hat plötzlich seit mehreren Wochen ein Vorkommniß, das ihn allerdings sehr nahe berührt, einen ganz entsetzlichen und unbändigen Sturm erregt. Seine ältere Tochter, ein durch Geist und Willensstärke ausgezeichnetes Mädchen, brachte schon aus dem nebelumhüllten Vaterlande so ernste und wesentliche Zweifel an der Wahrheit ihres protestantischen Bekenntnisses in die heilige Stadt mit, daß einige neue Beobachtungen und wiederholte Unterredungen mit dem englischen Priester N., dem Verfasser eines auch in's Deutsche übertragenen Werkes über die Katakomben, hinreichten, sie zu dem Dilemma zu drängen: „entweder die Rechtmäßigkeit der katholischen Kirche anzuerkennen, oder überhaupt die Berechtigung des Christenthums zu läugnen.“ Auf Anrathen jenes Priesters machte die junge Dame aus freien Stücken dem Vater unverhohlen Mittheilung von ihrem beängstigten Seelenzustande, was ihrem eigenen Vorschlage gemäß eine dreitägige, fast unausgesetzte Unterredung und Controverse mit zwei protestantischen Predigern zur Folge hatte. Dieselbe endigte indeß mit einer gänzlichen Niederlage der letztern und ließ den Entschluß der Tochter, zur katholischen Kirche zurückzukehren, vollständig zur Reife gedeihen. Ob so unerwarteter Wendung der Dinge büßte der Altbritte dergestalt alle Fassung ein, daß er seine leibliche Tochter, um ihren vermeintlichen Eigensinn zu brechen, mit

strengstem Hausarrest belegte. Nach einigen Tagen jedoch gelang es der Verhafteten, einen unbewachten Augenblick zu erspähen und aus ihrer Gefangenschaft zu entweichen. Eine Stunde nachher empfing der Geistliche N. von ihrer Hand die dringende Einladung, sich, wofern ihm die Rettung einer Seele nicht gleichgültig sei, ungesäumt im Kloster S. Trinità dè Monti einzufinden, um sie in den Schooß der allein wahren Kirche aufzunehmen. Ihr Wunsch ward noch an demselben Tage erfüllt. Friede und Seligkeit im Herzen, begab sie sich nach ihrer Wohnung zurück, um dem Vater von ihrem unwiderruflichen Schritte ohne Hehl Kunde zu bringen. Das war zu viel für den würdigen Sohn des meerumschlungenen Eilandes, das sich der Wahrung persönlicher Selbstständigkeit und Gewissensfreiheit vor allen andern Ländern zu rühmen liebt. Gewaltig erregt über die Kränkung seiner edlen protestantischen Gefühle und über die vermeintliche Beschimpfung der Familienehre, schickt er sich im ersten Augenblicke an, die eigene Tochter zum Fenster hinauszuwerfen, zieht aber, noch zur rechten Zeit einer Regung des Vatergefühls Gehör gebend, die Hände von dem Opfer seiner Wuth zurück und befiehlt dem bebenden Mädchen, sich unverzüglich zu Bett zu begeben. Nach wenigen Augenblicken wieder zu ihr eintretend, verkündigt er ihr das feierliche Urtheil, sie habe bis zum Widerruf weder Bett noch Kammer zu verlassen; er nimmt die Kleidungsstücke ihr weg und verriegelt das zum Kerker umgewandelte Zimmer. Die Kunde von dem seltsamen Vorgange flog rasch von Mund zu Mund und rief in allen Kreisen Rom's allgemeine und tiefe Entrüstung hervor. Monsignor T., Convertit und Landsmann des edlen Lords, faßte sich nach einiger Zeit ein Herz, letzterm in sanften, begütigenden Worten über seine Handlungsweise Vorstellungen zu machen. Der Besuch und die Anregung dieser Sache weckte von Neuem in der Seele des interpellirten und gereizten Vaters einen wahren

Sturm des Unmuths, der sich indeß diesmal über dem angeblichen Haupturheber, dem Geistlichen N., entlud: „Hier in diesem Lande der Sklaverei," rief er aus, „vermag ich ihm leider nichts anzuthun, treff' ich ihn aber im freien England, so ermorde ich ihn!" Die ruhige, aber feste Bemerkung, daß eine solche Landesfreiheit doch etwas befremdlicher Art sei, brachte den sonst nicht unrechtlichen Seemann einigermaßen zur Besinnung, so daß er dem Monsignor beim Abschiede gar die Hand reichte. Doch blieb der Besuch seinem Hauptzwecke nach gänzlich erfolglos, indem die Kerkerhaft der muthigen und duldsamen Bekennerin noch bis zur Stunde fortdauert. Wem in diesem ungleichmäßigen, dem Vater ebenso unrühmlichen, wie der Tochter ehrenvollen Kampfe letztlich der Sieg verbleibt, ist unseres Erachtens unschwer vorauszusehen.

Am Schlusse des Jahres 1859. Nachdem uns durch die Abreise des Vaters, welche im Frühjahre stattfand, das fernere Geschick der heldenmüthigen Convertitin aus den Augen gerückt war, ist es uns kürzlich gelungen, aus zuverläßiger Quelle einige, wenn auch dürftige Kunde zu erhalten. Genöthigt, Rom zu verlassen, und mit dem Vater in die nordische Heimath zurückgekehrt, sah sich das arme Opfer väterlicher Unduldsamkeit abermals wiederholt theologischen Bekehrungsversuchen ausgesetzt, die indeß nicht die geringste Umstimmung in der glaubensfesten Jungfrau zu bewirken vermochten. Dem ungeachtet lebt sie fortwährend, wie verlautet, in der empfindlichsten Ungnade dessen, für den ihr kindliches Herz gewiß Alles, nur nicht den heiligen, Gott geleisteten Schwur der Glaubenstreue zu opfern bereit ist, und wird durch Gewalt und väterliches Machtgebot an der Ausübung ihrer katholischen Religionspflichten noch so lange gehindert werden, bis das Recht der Großjährigkeit sie aus dieser unwürdigen Bevormundung errettet.

Rom, 5. März 1859.

Die Fastnachtsspiele des heiligen Philippus Neri.

Wie die Kirche kein erlaubtes Mittel verschmäht, um Erbauung und Heiligung unter ihren Kindern möglichst zu fördern, so haben auch fromme Männer in derselben bald nach dem gänzlichen Siege über das Heidenthum durch Aufführung geistlicher Schauspiele (der sogenannten Mysterien) innerhalb der Klostermauern ein treffliches Mittel gefunden, den obscönen Saturnalien und den Carnevalsexcessen ein kräftiges Gegengewicht zu geben. Erst der sogenannten Aufklärung der letzten Jahrhunderte, vor allem aber der Suppression der Klöster und der Ausartung des gesammten Schauspielwesens verdanken wir die Abschaffung dieser frommen Sitte, die, nebenbei bemerkt, der Literatur fast aller gesitteten Völker gar werthvolle Beiträge, der spanischen aber ihre schönsten und edelsten Perlen geschenkt hat. Einen Rest nun jenes unschuldigen Brauches hier in der ewigen, in solchen Dingen ungemein conservativen und zähen Stadt kennen zu lernen, wurde uns an einem der letztvergangenen Tage in dem stattlichen Klostergebäude der Oratorianer (chiesa nuova) vergönnt. Es war bekanntlich schon der Gründer des Oratoriums, der heilige Philippus Neri, in den Fastnachtstagen darauf bedacht, durch anmuthige Unterhaltungen, die ihm an's Herz gewachsene römische Jugend von dem Straßenunfug abzuziehen und selbe, wozu er eine in seltenem Maße glückliche Begabung besaß, abwechselnd durch Belehrung und harmlose Freude zu erheitern. Diesen sinnigen Brauch haben seitdem die frommen Söhne des heiligen Stifters treulich bewahrt und gepflegt; auch sie ziehen in den lärmvollen Tagen des Faschings alljährlich Jung und Alt heran, und gewähren durch Darstellung eines geweihten Schauspiels zugleich Belustigung und Erbauung. Diesmal war der heilige Philipp selber, oder vielmehr sein liebreicher belehrender Umgang mit den Kindern, sein zartes,

überall Friede und Versöhnung wirkendes Herz, sein unbegrenztes Gottvertrauen, seine Verkennung und Anfeindung, sowie sein endlicher Triumph, der zweckmäßig durchgeführte, eben so erhebende wie unterhaltende Gegenstand eines kleinen Singspiels, dessen Melodien zum Theil aus größeren Musikstücken passend zusammengesetzt waren. Ueberaus lieblich nahm sich der Gesang des Kinderchors aus, ganz meisterlich gelungen aber war die schwierige Darstellung des heiligen Philippus durch einen der ersten hiesigen Gesanglehrer C., welcher seit vielen Jahren bereits zur Verherrlichung des kirchlichen Gesangs in Rom mit Erfolg thätig ist. Daß sowohl er, wie die übrigen mitwirkenden Dilettanten sich zu gleicher Zeit durch ein fromm katholisches Leben auszeichnen, trug nicht wenig bei zur Erhebung der anwesenden Versammlung, die aus Cardinälen, Priestern, Laien und Kindern bestand, und benahm der frommen Einrichtung jegliche Verbindung mit unserm so rettungslos gesunkenen Theater.

Rom, 16. April 1859.

Der heilige Vater und die Zöglinge der Propaganda in St. Agnese.

Vorigen Dienstag wurden es eben vier Jahre, daß der heilige Vater bei der Kirche der vielverehrten Martyrerin Agnes mit dem Boden des Hauses einsank und sowohl er als alle Anwesenden wundersamer Weise gerettet wurden. Die Zöglinge der Propaganda, welche, so frei sie auch von jeder Schuld sind, doch die äußere Ursache des so sehr gefahrvollen Einsturzes waren, pflegen seitdem bei jeder jährlichen Wiederkunft des betreffenden Tages nach St. Agnese einen frommen Gang zu thun und dem Herrn zu danken für ihre und des heiligen Vaters gnädige Rettung. Und so walleten sie denn auch dieses Jahr wieder hinaus, indem sie die Dankbarkeit, die sie im Herzen trugen, laut werden ließen in andächtigen Gebeten und weithin schallenden Liedern. Wie sie dem stillen, unaussprechlich heiligen Orte näher kamen, stimmte der

Präfekt der Propaganda, Cardinal Barnabò, der bei dieser Wallfahrt niemals fehlen mag, den ambrosischen Lobgesang an, und singend zogen sie ein, die vielen Stufen hinab, in die vielfach verschönerte prächtige Kirche. Man traf eben Anstalt, die heil. Messe zu halten, als die festlich gestimmten Gemüther der jugendlichen Zuhörer sich von einer neuen und ganz unvermutheten Freude überrascht fühlten. Der Papst erschien, der Trost der ganzen Kirche, die Sonne der christlichen Welt. Und da er dem erneuten unblutigen Opfer mit beiwohnte, so konnte er sich nicht versagen, nicht nur das eucharistische Brod den Zöglingen, sondern zuvor ihnen auch das ebenso geheimnißvolle Brod des göttlichen Wortes zu brechen mit eigener Hand. Er redete von den Finsternissen dieser Welt, welche den Geist der Menschen gegenwärtig so sehr umnachten und ihre Begriffe und Anschauungen dergestalt verdunkeln, daß sie den Namen des Lasters der Tugend zu geben, die Ehre der Tugend dem Laster zu ertheilen, nicht anstehen. Inmitten solcher Finsternisse sei es denn billig, daß sie sich dem Quell des Lichtes, dem Ursprung der einzigen wahren und reinen Lust naheten; sie, die bestimmt und berufen seien, in der ganzen weiten Welt das Dunkel des Irrthums zu zerstreuen und in die entlegensten Gegenden das Licht des Evangeliums und mit ihm die unschätzbaren Wohlthaten jener Religion zu tragen, die ganz Friede ist und Liebe. Er ermahnte, das festeste unbedingteste Vertrauen in den nazarenischen Herrn zu setzen, der ja demjenigen, welcher reuig ihm zur Seite am Kreuze hing, das Paradies verhieß; und mit dieser frommen Zuversicht an den geweihten Tisch hinzutreten und ihn selbst zu empfangen, den milden Heiland, der zu vergeben weiß und der auch hier schon ein Paradies ist für denjenigen, der ihn in ein wohlbereitetes würdiges Herz aufnimmt. Auf das Vorbild unseres Herrn hinblickend, befeuerte er diese empfänglichen Jünglinge, ihre Sendung, welche auf die Heiligung

der Welt hingeht, mit glühendem und besonnenem Eifer zu erfüllen und sowohl für sich als für ihre Neubekehrten jenes Paradies zu erobern, von dessen Freuden wir schon hienieden einen Vorgeschmack und ein kostbares Pfand haben in dem hochwürdigsten Sakramente. Solche Worte, mit hoher Begeisterung gesprochen, aus dem Herzen und von den Lippen Sr. Heiligkeit unseres lieben Papstes Pius zu hören, mußte das Gemüth mächtig ergreifen und bis in den tiefsten Grund bewegen. Nach dem Gottesdienste vergaß der seligste Vater nicht, in das neu hergestellte klösterliche Gebäude, wo das so glückliche Unglück geschehen war, einzutreten und dort die Zöglinge der Propaganda, sowie die lateranischen Chorherrn zum Fußkusse zu empfangen.

Rom, 24. Juni 1859.

Am gestrigen Tage, an welchem wir das Frohnleichnamsfest feierten, strömte, wie alljährlich, eine unzählige Menschenmenge nach dem St. Petersdom, welcher nebst seiner Umgebung das glänzendste Festgewand angelegt hatte, und mit den hübschen Drapperien, Guirlanden und werthvollen, meist nach Zeichnungen von Raphael und Michel Angelo gewirkten Wandteppichen einen höchst imposanten Anblick gewährte. Wenn die Bedeutung des Festes, an welchem der im Sakramente verhüllte Herr und König die Zurückgezogenheit des Gotteshauses verläßt, um im weiten Tempel der Schöpfung segnend die ihm gebührende Huldigung entgegenzunehmen, es überall erheischt, diesen Triumphzug durch Aufbietung aller nur erschwingbaren Mittel zu heben; welchen Aufwand von Pracht und Würde darf man dann an jener Stätte erwarten, die Herz und Mittelpunkt der gesammten Kirche ist, und an welcher von jeher der katholische Kult unter der Aegide des Pontifikats seine geschmackvollste und würdigste Ausprägung gefunden? Nur Rom mit dem glänzenden Aufzuge der

Das Frohnleichnamsfest zu Rom.

Cardinäle, Bischöfe und Prälaten, mit den mannigfaltigen und reichen Trachten der viertausend Welt- und Ordensgeistlichen, mit seinem malerisch kostümirten Senate, mit den vielen frommen Fraternitäten und Körperschaften, mit den mittelalterlich ausgestatteten Wachen und Bediensteten des päpstlichen Hofes, besonders aber mit dem unvergleichlich schönen Petersplatze und der gewaltigen Säulenkolonnade, nur Rom mit diesen unermeßlichen Hülfsmitteln vermag auf solche Weise ein in allen Beziehungen einziges und vollendetes Fest zu begehen. Dabei schauen so ernst und ehrwürdig von den Firsten der Säulenhallen und dem Giebel des Domes die Bildsäulen der verklärten Helden der Kirche gleichsam mithuldigend hernieder. Der majestätische Obelisk hebt hoch und stattlich mitten aus dem Gedränge seine mit dem Zeichen der Erlösung geschmückte Spitze empor, als freue er sich, im Namen des überwundenen Heidenthums dem göttlichen Erlöser den Tribut des Dankes und der Ehrfurcht zu zollen, — die beiden weltbekannten Fontainen aber schweigen heute, um nicht durch ihr lärmendes Spiel und Geplätscher die Gebete und Feiergesänge der frommen Menge zu stören.

Unter dem fortwährenden Geläute der Glocken und dem von der Engelsburg dumpf herüberdröhnenden Donner der Kanonen bewegte sich der Zug von der Sixtinischen Kapelle aus gegen 8½ Uhr durch die beiden Kolonnaden und den prächtigen Zeltgang zur Hauptpforte des Domes und mochte im Ganzen etwa eine Stunde dauern. Einen ganz unbeschreiblichen Anblick gewährte das Schauspiel, das sich den in die Peterskirche eintretenden Theilnehmern der Prozession darbot. Die grenzenlosen Hallen, deren Dimensionen ohnehin schon das messende Auge täuschen, schienen sich riesenhaft zu erweitern. Tausende und immer Tausende strömten in die heiligen Räume, und dennoch — kein wirres, ordnungsloses Drängen, keine Störung der festlich ernsten Haltung! Den Benediktinern war, als den ältesten der religiösen Genossen-

schaften, die Stelle unmittelbar vor den Regular-Chorherrn und den Patriarchal-Stiftskollegien angewiesen, so daß die ganze ungezählte Schaar der Mendikanten und übrigen Mönche (die jüngern Orden und Weltpriester sind nämlich von der Theilnahme ausgeschlossen) uns vorangeschritten und bereits in mehrfachem Spalier von der Pforte bis rings um den Hochaltar aufgestellt war. Als wir die Schwelle der Basilika betraten, und das Auge seine Blicke in das Innere richtete, begegnete ihm ein neuer, fast zauberhafter Anblick. Fast alle Lichtöffnungen des Domes bis zu jenen der Kuppel waren durch gelbe Vorhänge dergestalt gedämpft, daß sich über das Ganze ein mystisches Halbdunkel ausgoß. Nun stelle man sich die Wirkung von tausend brennenden Fackeln vor! Wie eine endlose magische Lichtstraße bildeten sie ein flimmerndes Sternenmeer, und bleichten selbst die 120 ewigen Lampen, die Tag und Nacht an der Apostelgruft stille Wache halten, und es war, als wolle der Apostelfürst selber vor seinem erwarteten Meister und Herrn sich demüthigen und bescheiden zurücktreten. Die Krone und den Glanzpunkt des Festes bildete selbstverständlich der unter Brodshülle verborgene Heiland, in der Hand seines andächtigen irdischen Stellvertreters. Es wäre ein vergebliches Beginnen, wollte man die Empfindungen wiederzugeben versuchen, die im Katholiken der hehre Moment weckt, da er den heiligen Vater inmitten der höchsten geistlichen und weltlichen Begleiter, getragen unter prächtigem Thronhimmel, nahen sieht. Und ich kann es nicht verhehlen, wie ich in Pius IX. sanftes Antlitz schaute, wie ich sah, daß, ungestört von allem ihn umgebenden Prunk und Pomp, sein Blick sich nicht einen Augenblick wegwendete von dem mit beiden Händen umfaßten Allerheiligsten, und Er, in tiefe Andacht versenkt, der Erde entrückt schien, wie ich endlich wahrnahm, daß seine sonst so heitern Züge diesmal den Ausdruck eines wehmüthigen Ernstes trugen; da glaubte ich in der Seele des edeln

Hohenpriesters lesen zu können, was Er unter den obwaltenden schwierigen Zeitverhältnissen betend mit seinem Gotte redete. Als er endlich vom Tragsessel niedergestiegen war und zum Schlusse, nachdem die letzten Töne des Te Deum vom Chore der Sixtinischen Kapelle in den weiten Räumen verklungen, den Altar des heiligen Petrus bestieg, mit sonorer die ganze Peterskirche füllender Stimme die Oration vom heiligen Sakramente sang und hierauf von dieser ehrwürdigen Stätte, von dem Grabe des Apostelfürsten aus über die lautlose Menge den sakramentalen Segen nach allen Richtungen hin ertheilte; wahrlich, da hob sich mächtig die Brust, bis in die innerste Seele empfand man das frohe Bewußtsein, auf dem Felsen der Kirche zu stehen, den die Pforten der Hölle nimmermehr überwältigen, an dem alle Brandungen der Zeit sich brechen, alle Zerstörungsversuche einer im Geheimen wühlenden glaubensfeindlichen Partei kraftlos zerschellen werden.

Besonders erbaulich wirkte auf die Zuschauer die fromme, gemessene Haltung des mit der Ehrenwache betrauten schweizerischen, französischen und italienischen Militärs, dessen Reihen anbetend vor dem Allerheiligsten auf die Kniee sanken, und unwillkürlich bei jedem Fremden die Frage weckten, wo der Grund zu suchen, daß selbst in der katholischen Heimath und in den meisten katholischen Ländern dieser alte schöne Brauch verschwunden ist.

Mealech oder das Buch des Armen.

(Nach dem Italienischen des Benediktinerabtes L. Tosti.)

Erstes Kapitel.

Babylon.

Gegen Abend neigte sich die Sonne und übergoß mit ihrem Purpur Babylon's Zinnen, und ihre Strahlenpfeile schoß sie nieder auf die Thürme und Paläste, den Stolz der Assyrier. Lichtfunkelnd lächelte in ihrer Schöne die Baalsstadt voll Lug und Trug und sich badend in des mächtigen Euphrat klarer Welle harrete sie des Augenblickes, da das Himmelsheer über das Firmament schreiten sollte, es anzubeten. Schon erhob sich leise der Abendwind aus den Schatten ihrer Gärten und liebkosend schien er den Rosen zuzuflüstern: „Hauchet Wohlgerüche, wehet Balsamdüfte der Tochter Babel!" Und von der Höhe der Mauern gaben rauschend Antwort die hängenden Gärten, die sanft ihre Aeste wiegten über dem Antlitze des Stromes und das Grün der Fluren von ihren Terrassen liebäugeln ließen mit der Klarheit der Fluthen.

Wie der Most süß ist zur Zeit der Weinlese und wohlschmeckend der Honig der Bienen von Lilienmilch genährt, so durchdrang süß und angenehm des Lebens Wollust die Glieder der Baalssöhne. Jeder laubige Hügel barg in seinen Schatten des Mahles und des Tanzes Freuden, und

Platane und Therebinte hüteten zu ihren Füßen, zwischen leeren Bechern und entblätterten Blumenkränzen, den Schlaf der Berauschten. Es dampfte in dichten Rauchwolken die Zinne des Baalstempels; denn eben zu jener Stunde röstete der Priester die Opferlämmer und verzehrte sie bei dem Fasten seines Götzen. Und auf der Warte wandelten Seher und Zeichendeuter, und, die Arme zum Himmel emporgestreckt, harreten sie der Antwort der Gestirne, gleich Farren, die mit den Nüstern den ersten Morgenthau trinken in den Tagen der Hitze.

Gott hatte den Mantel von Seinen Schultern ausgebreitet über das Haupt der buhlerischen Stadt, sie nicht zu sehen; in Seinem Geiste aber zählte er die Schritte Seiner nahenden Vergeltung.

Und am Strome hin dehnte sich ein Blachgefild, wo die Lust der Assyrier erstarb; und die Sonne, ruhend auf den Spitzen der Weidenstauden und der Ginstern, warf ihr eben noch den Abschiedsblick zu und verschwand. Wie Einer Thränen vergießt am Lager des geliebten Todten, so weinten die Bachweiden, und die Wasser des Gestades trugen deren Zweige dahin, gleichsam vom Schmerze gebrochen. Ja, vom Schmerze gebrochen: denn an ihnen waren aufgehängt die Harfen der Freude Sion's, die Cithern der Freude Juda's. Männer und Weiber sammt den Kindern, eine große Schaar irrete am Gestade und nur von Zeit zu Zeit ruheten sie, wie rastende Schwalben, seufzend nach dem Vaterlande, so sie nimmer besaßen. An den Ufern des Flusses von Babylon gelagert weinten sie wie am Tage des Auszugs; denn tief in ihren Seelen saß wie eine Wittwe die Erinnerung an Sion. Dann blickten sie auf zu den hängenden Cithern, und der Gesang des Herrn tönte wieder in ihrem Gedächtnisse wie die Harmonien, die dem Schlummernden ein sanftes Lächeln entlocken unter den Liebkosungen eines süßen Traumes.

Doch wie der Abendregen das Gras, das die Sonne gebeugt, wieder aufrichtet vom Boden, so erquickt von Stunde zu Stunde das Wort der göttlichen Seher die Bedrängten mit dem Brode der Hoffnung. „Höre, Israel, des Herrn Wort, vernimm mit dem Ohr deines Herzens das Gebot des Gottes Jakob's! Beuge den Nacken deines Geistes unter das Joch Seines Unwillens, gleich dem Stiere, gezähmt für die Arbeit des Ackers; und die Zerknirschung deiner Gebeine sei wie das Knarren des Pfluges, wann er harte Erde aufreißt. Geliebäugelt hast du mit den Göttern, Werken des Erzgießers und des Töpfers, geschmachtet nach der Schönheit der Töchter Amalek's und der Philister: was klagst du nun über Gottes Hand, die dein Fleisch zermalmt wie der Wagen das Gras auf dem Wege. Gerecht ist unser Gott! Du hast gebuhlt, o Israel, mit den unzüchtigen Weibern der Amalekiter, und der Herr hat dich verstoßen, gleichwie von sich wirft die Decke der vom Schlafe Erwachende. Gekommen ist der Herr auf den Schwingen des Sturmes und du hörtest ihn nicht; der Schritt Seiner Füße war wie des Windes Brausen und du wachtest nicht auf. Da hat denn des Herrn Grimm dich aufgestört vom Busen der Dirnen Amaleks, wie der Leu die Hindin aufscheucht aus ihrem Verstecke: gleich der Windsbraut, welche geißelt und dahinrafft, war der Arm des Assyriers; und wie der Flugsand, vor dem Angesicht des Sturmes, so zogst du, verbannt, in ein Land, das nicht dein eigen war. Trinket, trinket die Schmerzenswasser, ihr Söhne der Zerstreuung; neiget die Lippen zum Strome der Trübsal, berauschet eure Seelen in den Gerichten des Herrn! Doch voll der Huld ist unser Gott. Nachdem Er geschlagen mit Seiner Rechten, greift mit der Linken Er in die Schatzkammer nach den Reichthümern Seiner Güte. Er wird es wollen — und erstehen werden aus ihren Trümmern unsere Wohnungen, wie das Dornreis im Frühling, und du, Israel, wirst in der

Heimath finden den Waizen der Jahre deiner Verbannung. Des Weinberges Frucht und die Milch deiner Herden werden zehnmal hundertfältig sein im Jahre deiner Rückkehr. — Trinket, trinket die Schmerzenswasser, Söhne der Zerstreuung; neiget die Lippen zum Strome der Trübsal und berauschet eure Seelen in den Gerichten des Herrn!"

Und die Seherstimme verhallete mählich und mählich, wie der Sturm, wenn er dahingegangen, nachrauscht in den Wipfeln des Waldes, und gleich dem Wehen des Abendwindes tönte an den Ufern des Flusses hin des Volkes Klageruf. Und sie beugten sich insgesammt und schöpften mit der Hand aus dem Strom und tranken; und Aller Augen hoben sich himmelwärts und sie riefen: „Du bist gerecht, o Herr, und gerecht ist dein Gericht, — erbarme dich unser!"

Zweites Kapitel.

Der Blinde von Nephthali.

Und es trat in sein Zelt Mealech und er sah Rachel, sein Weib, die krank war in jenen Tagen, und er vermochte nicht zurückzuhalten den gewaltigen Schmerz, so ihm aus der Seele brach. „Land Nephthali," rief er, „ach Land meiner Väter! Schilfrohr und Binse veröden deine Fluren, Otterngezücht herrscht in dem Gemäuer deiner Hütten und des Waldes Thiere durchwühlen das Gebein in deinen Gräbern!" — Der Anblick seines Weibes drückte tiefer ihm in's Herz den Stachel der Verbannung, und wie ein Kind weinte er über das verlorene Land der Väter.

Und zu ihm sprach Rachel: „Raube nicht, o Mealech, dem Geiste den Schatz der Trübsal. Der Herr ist gerecht und er eifert in den Werken Seiner Gerechtigkeit. Dränge zurück in die verborgene Tiefe der Seele das Seufzen des Fleisches: der Drangsale Frucht reift im Schweigen der

Geduld. Auch ich wollte mich erheben wider den Herrn und lesen im Buche Seiner Gerichte, und der Herr verschloß meine Augen dem lieben Sonnenlichte. Ach, daß ich sie nur einmal noch öffnen könnte am Tage meines Heimgangs, um wenigstens den Weg zu schauen, der hinführt zu dem Grabe meiner Ruhe!"

Also Rachel. Und aus den erstorbenen Augen floß eine Thräne, die den Weg nicht mehr fand durch die Runzeln des Alters und auf die Decke ihres Lagers niederfiel, ein Bild der sinkenden Hoffnung ihrer Freude.

Und die Hände gefaltet, sprach Rachel zu ihrem Gotte: „O großer, o gütiger Gott, der schlägt und heilt, niederwirft und aufrichtet, merk' auf Deiner Knechte Flehen und gedenke der Fülle Deiner Erbarmungen. Wir wandelten vor Deinem Angesichte und Du segnetest unsern Samen; wir gelobten, die Wege Deiner Gerechtigkeit zu halten, und Lia und Abeliad entsproßten unserm Brautgemach wie Schößlinge dem Oelbaume. Ihre Häupter dufteten gleich blühenden Reben, — o wie waren sie so hold im Schmucke ihrer Unschuld! Es waren Lia und Abeliad zwei blumige Gestade, durch welche, wie ein üppiger Strom, unsere Hoffnung auf den Heiligen Israel's dahinfloß. Aber Du nahmst von unserm Busen die Blume unserer Freude und der lachende Strom wandelte sich in Schmerzensfluth. Lia ward entrissen unsern Armen, ein hoffnungsvoller Mandelzweig glänzend in erster Blüthenpracht. Wehe, daß ich an jenem Tage stritt mit meinem Gott in der Bitterkeit meiner Seele! — Es strafte der Herr meines Schmerzes Uebermaß mit der Auslöschung meiner Augensterne! — Wahrlich, meine Tochter, du warst das Licht dieser Augen; du schiedest von hinnen in die Ferne und aufgegriffen ward deine Mutter von der Nacht auf dem Pfade ihres Lebens: gepriesen der Herr! — Du schiedest von hinnen und nicht vergönnt ward mir, auch nur dir Geleit zu geben zur Wohnstätte des Todes, nicht vergönnt,

dir zu folgen mit der Sehnsucht meiner Augen: gepriesen der Herr! — Gewähre, daß ich nur noch einmal dich sehe mit dem Blicke der Seele; komm', besuche mich in nächtlichem Gesichte: gepriesen der Herr! — Gehe nicht in das Land deiner Geburt, nicht in deiner Urväter Haus; der Herr hat uns von dannen getrieben, wie dürres Laub gejagt vom Winde: gepriesen der Herr! — Komm', besuche mich im Lande der Prüfung; komm', siehe, wie deine Mutter duldet und hoffet auf ihren Gott: gepriesen der Herr! — Bei dieser Brust, die dich gesäugt, komm', meine Tochter; ich will mitgeben dir zum Himmel die Thränen, so ich um dich vergossen: gepriesen sei der Herr!"

Vereint drauf sprachen Rachel und Mealech: „Wolle nicht, o Herr, vereinsamt uns lassen, wie den Stamm einer Palme gespalten vom Sturme: erwecke aus den Lenden Abeliad's Nachkommen unsrer Väter! Wir weinten in den Tagen des Trostes: d'rum erfreu' unsere Seelen in der Zeit der Trübsal und gib, daß aus dem Boden des Elends sprosse der Same unserer Nachkommenschaft! Die Enkel unserer Kinder, wann Du sie einst heimführen wirst zu den Thälern Nephthali's, werden Dir Stiere und Widder schlachten und ihres Opfers Fett wird tränken Deinen Altarstein!"

Also beteten sie. Und die Arme gegen Osten gebreitet, sammelten sie auf ihrem Antlitze den Silberschein des Mondes, der feierlich am Himmel aufstieg, ihre Züge verklärend mit dem Lächeln der Hoffnung.

Drittes Kapitel.

Der Prophet.

Und in jener Stunde stiegen Abeliad und Thamaris einen Hügel hinan gen Westen von Babylon. Und des Hügels Gipfel krönte das Zelt des Jubal, des Sohnes des

Sira vom Stamme Zabulon. Es weissagte in jenen Tagen Jubal; denn der Geist des Herrn war über ihn gekommen und zur Zeit seines Schlummers schaute er die Gesichte Gottes. Tag und Nacht weinte er über die Zertretung des Hauses Juda: die Seufzer seiner Brust würzten ihm das Brod des Mahles und die Asche auf seinem Haupte verbitterte den Becher seines Trankes. Asche und Bußgewand waren sein Ruhebett, und wenn er sich erhob vom Lager, war sein Aufstehen gleich dem des mähneschüttelnden Löwen: denn das ewige Wort erschütterte das Innerste seiner Seele. Ein gewaltiges Brüllen war sein Reden über seines Volkes Sünde, ein Lammeshauch sein Wort von den Erbarmungen des Herrn. Gebleicht und eingesunken waren seine Wangen von des Fastens Uebermaß, doch in seinen Augen funkelte der Glutheifer Gottes. Seine Lippen waren geöffnet, wie wenn man horcht auf freudige Kunde. Stehend auf der Schwelle seines Zeltes blickte er in's Thal hinab auf die weißen Gezelte Israels, die vor ihm auftauchten: gleich Schwänen, die der Sturm in einen fremden Erdstrich verschlagen. Er sah den mächtigen Euphrat, der in seinem Laufe sie zu umzingeln drohte, wie der Drache seine Beute umkreist und mit der Zunge verfolgt wie mit Geschossen.

Und er sprach: „Kommen wird der Tag des Herrn! Mit seinem Fuße wird Israel zertreten den Kopf des Assyrischen Drachen: Gott wird zerreißen die Schlinge der buhlerischen Stadt und auf ihren Trümmern wird sich wie der Adler, der seinen Raub erfaßt, in den Lüften wiegen der Sang der Söhne Juda's!"

Und ob seiner Weissagung neigten sich vor ihm Abeliad und Thamaris und sprachen: „Höre deine Diener, Mann Gottes, und bringe vor des Herrn Angesicht die demuthvolle Bitte ihrer Herzen!" — Und Jubal blickte sie an, wie ein Vater, der auf das Wort seiner Kinder horcht, und führte sie in das Innere des Zeltes und sprach: „Von

wannen seid ihr und was führt euch her zu mir?" — Und jene: „Kinder der Zerstreuung beide, treu anhänglich dem Glauben unseres Vaters Abraham." — Und weiter sprach Abeliad: „Vernimm, o göttlicher Seher, das Wort des Abeliad, des Sohns Mealech's, des Sohns des Jabin vom Stamme Nephthali, und dein Rath sei eine Leuchte seinen Füßen im Lande der Zerstreuung. Unterweise seine Jugend in der Weisheit der Alten; hebe deinen Arm und zeige den Weg ihm, der hinführt zum heiligen Berge Gottes; wende des Herrn Gnadenblick auf seine Herzenswünsche!"

„So geschehe es!" versetzte Jubal. Und Abeliad hub an zu erzählen:

Viertes Kapitel.

Die Waise.

„Mealech, mein Vater, war Hirt auf den Triften Nephthali's und hatte Rinder und Schafe und Kameele, und seine Hürden schienen getränkt von der Milch seiner Herden. Er war gerecht und überaus gottesfürchtig; d'rum ging's ihm allweg wohl und, wo immer er seine Zeltpflöcke einsenkte, sprudelte der Quell lebendigen Wassers, den Herden zur Labung. Er nahm zum Weibe Rachel aus dem Stamm' Issachar, gar schön von Gestalt, und da er sie heimführte in sein Haus, stellte er die Furcht Gottes an das Lager seines Brautgemachs und hing, wie eine Juwelenkette, um seinen Hals das Andenken an die göttlichen Gebote. Er erkannte sein Weib und zeugte die Lia, dann deinen Knecht Abeliad. Mealech und Rachel frohlockten ob unserer Jugend und sahen schon in froher Hoffnung unsere Kinder spielen und liebkosen mit den Silberlocken ihres Alters.

„Gott aber wollte sie prüfen durch ein schweres Ungemach: Lia starb in den Armen ihrer Mutter. Ach, damals erschien sie wie ein Engel in einem Gesichte! Wir hielten

sie umfangen, aber unsere Umarmung erstattete uns nicht den Raub unserer Freude. Weinen und Wehklagen erfüllte an jenem Tage unser Gehöfte und unsere Schafe schweiften bestürzt umher in den Thälern Nephthali's, gleich als witterten sie Nachstellungen des nächtlichen Wolfes. Der Schmerz der Rachel war der Schmerz einer Mutter: ihre Augen hoben sich nicht zu dem Herrn, und der Herr nahm ihnen das süße Licht! Seit jenem Tage schlingen sich ihre Arme nicht mehr so kräftig und hastig um meinen Hals, wie die Liebe, welche sie ausstreckte, sondern unsicher und irrend suchen sie das Haupt ihres Sohns Abeliad.

„Ein Jahr war verflossen nach dem Tode der Lia. Wir begingen mit wiederkehrendem Jahre ihr Andenken unter vielen Thränen und fasteten an jenem Tage wie ob eines großen Mißgeschicks. Die Herden hielten wir eingeschlossen in der Hürde und ihr Blöcken verkündete auch der Weidetrift die Wehklage unserer Seelen um das Andenken der Lia, selbst der umschleierte Himmel sandte an jenem Abende Sturm und Regen. „„Arme Lia!““ begann Rachel. Und bei ihrer Stimme warfen wir uns allesammt weinend nieder auf das Angesicht und beteten den Herrn an und sprachen: „„Wie es dem Herrn gefiel, also gescheh' es: gepriesen sei der Name des Herrn!““

„Damalen fielen unsere Thränen in Gottes Schooß. Und Er sammelte sie aufhebend in dem Schatze Seiner Erbarmungen und ließ sie hernieder regnen auf uns wie Thau des Morgens. Und siehe! an unseres Hauses Ausgang zeigte sich ein Mägdlein, in allen Zügen der Lia gleich, und wir dachten, Gott gäbe sie uns wieder voll Mitleid mit unserm Schmerze. „„Siehe Lia!““ rief ich. Allein schon drückte mein Vater Mealech sie an sein Herz, und Rachel, die erstorbenen Augen zum Himmel gehoben, sprach: „„Ich allein, ach! werde meine Tochter nicht sehen!““ — „„Lia, mein Kind!““ rief fort und fort Mealech; das Mägdlein

aber antwortete ihm, sein Gesicht in die Hände bergend: „„Meinen Vater, ich hab' ihn nicht mehr!"" — Und wie die Maid in's Zelt geführt ward an das Lager der Rachel, betastete diese die Gesichtszüge und küßte ihre Stirne und sie fest an ihren Busen drückend sprach sie: „„Mache, meine Tochter, daß ich dich sehe mit dem Gesichte meines Herzens!"" Jene aber schluchzte an ihrem Busen und barg ihr Antlitz und sprach: „„Ich habe keine Mutter mehr!"" —

„Die uns frohlocken ließ an jenem Abend, o Jubal, sie ist Thamaris, die ich hier vor Dich führe, auf daß Du Richter seist zwischen mir und ihr und befragst den Gott Abraham's und Isaak's über unsere Herzensmeinung." — Und Thamaris blickte Abeliab an, und ihre Wangen rötheten sich wie die Hügelkämme beim Aufgang der Sonne. Dann fuhr Abeliab fort:

„Als das Mägdlein aufschaute, sahen wir, daß bekümmert war und abgehärmt sein Angesicht von großer Betrübniß, und daß ihm die Seele überfloß vom großen Schmerze. Und es sprach zu uns: „„Wenn der Herr mich Gnade finden läßt in euern Augen, o so kommt, helft der Bedrängniß der Thamaris, der verwaiseten Tochter ihres Vaters Nathanael. Ihn hatte Gott geschlagen mit entsetzlicher Wunde, und hinausgestoßen aus der theuern Heimath lag er, mit Aussatz bedeckt, in verlassener Einöde. Durch den Tod sah er einen nach dem andern scheiden, Weib und Kind, sah aufgezehrt all' seine Habe, wie Blätter von der Raupe zerfressen. Nur ich blieb ihm, und hab' allein bis zur Stunde ihm das Leben gefristet, allein heute ihm die Augen geschlossen zum Schlummer des Todes. Ach, daß ich nicht auch allein wäre, wann ich Nathanael, meinen Vater, in die Gruft seiner Väter trage! Helfet der Waise, gebeugt von der Last ihres Kummers, und wie ihr mit mir in's Grab senket den lieben Armen, so wird Gott eure Sünden senken in die Tiefe der Abgründe."" — „„Eilet,""

rief Rachel, „„holet Spezereien und Salböle, Nathanael's Leichnam zu salben, nehmt aus dem Schrein reinliche Linnen und wickelt ihn ein, und hebet die Klage über ihn an, wie über einen Eingeborenen!““

„Also thaten wir und folgten der Thamaris zum Orte, wo Nathanael lag, wuschen seinen Leichnam, salbten ihn mit duftenden Oelen und eingehüllt in Linnen setzten wir ihn bei in der Gruft seiner Vorfahren; und weinten über ihn wie über einen leiblichen Bruder. Aber nachdem wir den Mund der Grabhöhle mit dem Felsstein geschlossen, warf sich Thamaris nieder zu meines Vaters Füßen, umfaßte seine Kniee und sprach: „„Der Herr Himmels und der Erde segne dich sammt deinem Geschlechte, weil du Erbarmung geübt an deiner Dienerin und eine Ruhestätte bereitet dem Verlassenen in der Erde des Todesschlafes. Das Salböl, so du ausgegossen über meines Vaters Leichnam, wird dein Haus überströmen mit dem Ueberflusse der Fluren und Hürden, und das Tuch, mit dem du seine Blöße decktest, wird dein Zelt sein in der Wüste der Trübsal! Nimm mich auf in die Zahl deiner Mägde, brich mir das Brod der Arbeit und laß mich leben. Meine Schultern wollen die Stütze der blinden Rachel sein, meine Schritte ihr Führer; sitzen möchte ich zu deinen Füßen und Acht haben auf den Wink deiner Hände.““ — Und an jenem Tage trat Thamaris in das Haus des Mealech und Rachel schenkte ihr große Liebe, wie einer Tochter. „„Ihre Stimme,““ so pflegte Rachel zu sagen, „„ist jene der Lia und ihres Mundes Hauch ist süß, wie der meiner Tochter.““

Fünftes Kapitel.

Liebe und Verbannung.

„Und es folgte mir Thamaris durch die Thäler Nephthali's, und gleich Schmetterlingen, so der Blumenduft

führet, wanderten wir über unsere Triften. In des Morgens Frühe entriegelte ich das Gitter der Hürde und sie zählte die Schafe; ich schöpfte das Wasser am Brunnen und sie goß es in die Rinnen zu tränken die Herde; am Abend molk ich und sie brachte meinem Vater die milchgefüllten Kufen. Unser Leben floß in einander wie zwei Rinnbächlein in die Furche einer Rosenflur: gepriesen der Herr, der uns süß anlächelte mit den Segnungen Seiner Gnade!

„Und es begab sich, daß eines Tages der Sturm meine Herde durch den Wald zerstreute. Alle Mühe bot ich auf, sie zu sammeln und weinte vor Besorgniß, es möchte ihr Böses widerfahren: denn die Herde war mir vertraut von meinem Vater Mealech. Aber als ich sie gegen Abend im Stalle überzählte, da fehlten mir zwei der Schafe und ich sprach zu Thamaris gewendet: „„Was, o Thamaris, beginn' ich, da ich meines Vaters Schafe verloren? Schon bricht die Nacht ein und hindert sie aufzusuchen; morgen finde ich sie nimmer: ein böses Thier wird sie gefressen haben!““ — Und Thamaris versetzte: „„Ueberlaß dich dem Herrn unserm Gott, Er wird dir gnädig sein.““

„Und während ich die Schafe molk, begab sich Thamaris, mir unbemerkt, zurück in den Forst und durchspähete ihn mit Emsigkeit, um die vermißten Schafe zu finden. Es schüttelte der Wind mächtige Tropfen von den Bäumen, und, weil weder Sonne noch Mond schien, so hielt sie nicht den Pfad, sondern schweifte in die Irre. „„Vermöchte ich nur Abeliad zu trösten,““ sagte sie und empfand keine Furcht vor den Thieren der Nacht und das wilde, rauhe Gehölz schien ihr ein Rosenhain.

„O wie gut ist der Herr! Wen hat Er je verlassen in des Herzens Unschuld? Entgegen führte Er der Jungfrau die verlorenen Schafe, und sie folgten ihr: sie kannten ja ihre Stimme, wie die meinige. Ich umarmte nicht und küßte nicht die Thamaris, aber aus der Seele goß ich als

Antwort einen Strom von Süßigkeit, die wir Liebe nennen. Am folgenden Morgen legten wir uns, Thamaris und ich, Mealech zu Füßen und redeten also: „„Du hast uns in deinem Hause, o Vater, aufwachsen sehen, wie zwei Palmen im Gartengehege, und weißt, daß wir nicht abwichen von den Wegen des Herrn, und daß unseres Herzens Begehr rein ist gleich dem Thautropfen, der vom Blatt der Ceder niederperlt. In der Unschuld der Herzen liegen die Schätze Gottes. Vereinigen wir diese Herzen in deinem Hause, so werden hervorquellen in ihm, wie überfließende Wasser, die Segnungen des Himmels und der Erde. Gestatte denn deinen Kindern, da du noch lebst, sich zu vermählen im Frieden Gottes, daß du sehest vor deinem Hinscheiden das Sprossen deiner Nachkommenschaft.““

„Mealech lächelte ob unseres Begehrs. D'rauf aber verdunkelte sich sein Antlitz und er begann zu reden: „„Höre, Rachel mein Weib, höret, Thamaris und Abeliad, eures Vaters Wort; beuget den Nacken und traget in Frieden das Joch des Herrn! Ich habe die Gebiete unserer Stämme durchwandert, aufgesucht die Brüder in Benjamin und Manasse, und gefunden habe ich Erwartung des Jammers und Schmerzes. Ich lenkte meine Schritte nach dem Hause unseres Gottes und auf den Schwellen saßen die Priester gleich Schiffern, so sich niedergesetzt am Kiele ihres Fahrzeugs, das knarrend untersinkt. Schweigen herrschte in Gottes Heiligthum; die Tempelleuchter vergossen Thränen wie das Angesicht eines Menschen, der weinet. Ich sah dicht am Altare der Versöhnung zwei Propheten, welche riefen: „„Wehe, wehe!““ und ihr Angesicht verhüllten und auf das Haupt sich streuten die Brandopfer-Asche. Ha, — es nahet der Tag des Herrn! Selig die Unfruchtbaren, die nicht gebären; selig, die hinabgestiegen in das Land des Friedens und der Ruhe: denn welk ist schon aller Blumenflor auf den Halden der Karmel und der Saron ist zur Wüste

worden. Angethan mit dem härenen Gewande laßt uns mit Asche unsere Häupter bestreuen, in den Bußsack uns hüllen und anstimmen die Trauerklage: „„Wehe, wehe, daß wir gesündigt!""

„Es schwieg Mealech, und mit ihm harreten wir flehend zu unserm Gotte, daß er nicht gegen uns entbrennen lasse seinen ganzen Zorn. Und Gottes Wort bewährte sich an unserm Volke: es kam Nabuchodonosor, Babylon's Herrscher, über Jerusalem, und schleppte gefangen den König Joachim und raubte die Tempelgefäße; und unsere Stämme zogen in's Elend, gedrängt vom Grimme des Siegers. Welche Wehklage an jenem Tage, was für ein unsäglicher Schmerz! Wir umklammerten und küßten die Mauern unserer Wohnungen, als wären es lebende Wesen. Wir riefen hinab in die Grüfte, darinnen unsere Väter schlummern: „„Lebt wohl, lebt wohl!"" und ihr Gebein raschelte vor Mitleid wie verwelktes Laub, das der Wirbelwind aufjagt. Wir brachen einen Zweig von der heimischen Platane, dem Zeugen unserer trauten Abenderzählungen, und trugen ihn von dannen und seine Blätter schienen uns getränkt mit dem Wohlgeruche des Vaterlandes. Wir wandten uns um, Wohnstätten und Fluren nochmals zu sehen, und der Rauch des heimathlichen Herdes senkte sich langsam nieder und leckte die Dächer unserer Häuser, und das Blöcken unserer Schafe, ach der hirtenlosen, tönte uns nach wie ein schmerzlich Lebewohl.

„Auf unsere Arme stützte sich mit ihren Händen die blinde Rachel und das Mitgefühl, das uns beim Anbick der Mutter ergriff, machte wie Balsam unverweslich unsere Liebe. Und als wir die Marke des heimischen Landes überschritten, schienen unsere Sohlen nimmer die Erde zu berühren: nicht ferner vernahmen wir den Tritt unserer Füße, — wir wandelten auf den Pfaden des Himmels! —

„O Seher Gottes! liebt man auch im Himmel? und

in Gottes Armen, werden dort auch Abeliad und Thamaris ruhen, in eins vermählt? Sag' an, du weißt ja doch viel vom Himmel, viel von Gott zu erzählen!" — „Gott?" versetzte Jubal. Mehr sagte er nicht. Dann hob er sein Antlitz himmelwärts und streckte die Arme aus über das Haupt der Thamaris und des Abeliad: seine Hände schienen Fittige des Adlers, der sein Nest beschützet.

Und Gott fuhr in ihn mit seinem Geiste und dieser kam wie das Wehen eines heftigen Sturmes. Die Flanken seines Zeltes wogten hin und her, wie die Lenden des Dromedars, wenn es fliehet vor dem Angesichte des Räubers. Es sauste der Epheu, welcher sich um die Pforte wand wie eine brütende Schlange, und Jubal's Gestalt schien ganz verschlungen, wie die Laubkrone der Ceder erfaßt und umschlungen wird von einem starken Winde. Und eine weiße, liebliche Wolke schwebte vom Himmel nieder auf die Häupter des Abeliad und der Thamaris: dort ruhete sie wie Flaum der Taube und löste sich gemach sie rings umfließend wie ein Nebelschleier.

Und Jubal sprach: „Sohn des Menschen, was siehst du in der Wolke, die dich umhüllet?" — Und sie antworteten: „Wir sehen die Liebe Gottes, sehen in rothe Gluth getaucht die Berge Juda's gleich einem Purpurmantel." — D'rauf Jubal: „Auf, umgürtet eure Lenden, gürtet sie mit dem Obergewand wie zur Reise! Denn aufgepflanzt hat der Herr auf Sion schon das Banner der Erlösung, und sein Gipfel flammet wie der Zorn Gottes, vor dem er erbebet. Das Eisen Babylon's, o Israel, hat deine Tapfern gefressen und dein Geschlecht ist ein zerbrochenes Rohr, knisternd mit seinen dürren Blättern über dem Moore eines Sumpfes. Wie? ist etwa mein Wort ein bloßes Sandkörnlein, fliehend vor dem Angesichte des Windes? — Gott hat seinen Bund auf Sinai's Felsenstirne geschrieben und noch fährt seine Stimme wie Donnerrollen durch die

Wüste Pharan! Die Tochter Juda wird eine fruchtbare Olive im Hause des Herrn und die Arme, welche aufnehmen den „Kommenden des Herrn," sie werden zahllos sein wie die Zweige der Wälder des Libanon und wie die Sterne des Himmels. Glücklich der Mann, den Gott erfreut mit dem Segen von Kindern und Enkeln; glücklich das Weib, das Juda's Hoffnung mehrt mit der Menge seiner Nachkommenschaft!"

Weiter sprach Jubal: „Sohn des Menschen, was siehst du in der Wolke, die dich umhüllet?" — Und jene: „Wir sehen eine Ader lebendigen Wassers sprudeln aus einem Felsen schwarz wie die Nacht und dahinfließen durch ein Blumenbeet." — Und Jubal: „Also wird quillen aus dem Lande der Fremde euer Geschlecht und erheitern die alten Tage eurer Väter, und eure Enkel werden den Heiligen Israel's sehen!"

Es ruhete der Geist des Herrn und Jubal schwieg und die Wolke, welche Thamaris und Abeliad umfloß, entschwand und sie standen vor dem Angesichte des Propheten wie ein geschwisterliches Palmenpaar, das in der Morgenröthe des Tages sich von der Liebe erzählet.

Sechstes Kapitel.

Der Segen.

Und Jubal trat ein in Mealech's Zelt und sprach: „Friede mit euch für und für, o Mealech und Rachel! Das Gebet Nathanael's ist gekommen vor das Angesicht eures Gottes. Ihr übtet Erbarmen an dem Verlassenen, an dem Aussätzigen, und der Herr wird gegen euch Erbarmen üben an diesem Tage. Ihr begrubet den Unglücklichen, der den Weg nicht fand zu seinem Grabe, nahmt in euer Herz auf das Seufzen der Waise, die nicht mehr Vater hatte, und der Herr wird mit euch sein wie ein Vater, der seinen

Eingeborenen umarmt." — Und zur Rachel gewendet: „Sei getrost, o Rachel, und guten Muthes, die du in des Schmerzes Harm nicht vergessen das Gebot deines Gottes. Siehe, der Herr wird deine Augen salben mit dem Balsam, mit dem du des Aussätzigen Glieder gesalbt, und deine Augen werden noch einmal dieses Sonnenlicht sehen.

Und er berührte ihre Augenlieder und es schaute in jener Stunde Rachel den Abeliad und die Thamaris, die sie anblickten wie Lämmer an der Brust ihrer Mutter. Und da Rachel die Thamaris sah, festlich geschmückt mit dem bräutlichen Gewand und Geschmeide, sprach sie: „Fürwahr der Herr hat mir Lia wiedergeschenkt: ich sehe sie leibhaft in dem Weibe meines Sohnes!" — Dann drückte sie fest an ihr Herz Abeliad und Thamaris und in den Armen der guten Mutter bekräftigten sie den Eid ihrer Treue. Und sie sprachen: „Der Geist Gottes, o Mutter, wohnt in der Zelle deines Herzens, denn deine Gewänder duften von Weihrauch und Räucherwerk." — „Wahrlich," erwiederte Rachel, „die Seele des Gerechten ist ein Tempel des lebendigen Gottes. Möge der Herr in euern Seelen wohnen wie auf dem Berge Sion, mögen eure Kinder sich in euern Armen freuen des Wohlgeruches eurer Tugend!"

Und es war große Freude im Zelte des Mealech, der ein Gastmahl bereitete seinen Verwandten und Nachbarn. Doch der Verbannten Tafel raucht nicht von den Fleischgerichten fetter Rinder, noch erheitert sie der Wein: das Andenken an die Heimath ist der Verbannten Speise, die Hoffnung der Rückkehr ihr Freudenbecher. Und als es Abend war, ehe Abeliad sein Weib erkannte, zog ihn Mealech in das Geheimniß seines Zeltes und sprach also zu ihm: „Mein Sohn, nun thut es Noth, daß die Furcht Gottes wie Oel in das Mark deiner Gebeine dringe und daß du nie aus den Augen verlierest den Schrecken seiner Gegenwart. Die Liebe des Geistes ist eine Flamme, so auf

dem Altare Gottes lodert; jene des Fleisches eine Gluth, die unstät flackert und erstirbt auf den Gebeinen der Verwesung. Selig der Mann, der das Weib seiner Jugend fand in der Inbrunst des Gebetes! In der Andacht heimlicher Stille bildet Gott das Weib seines Trostes. Der Friede öffnet ihm die Pforten des Hauses, läßt sich an seinem Brautlager nieder und wieget die Sprößlinge der Ehe. Wehe aber dem Manne, den die Gier des Fleisches beherrscht! Zorn, Haß und Unmuth werden auf dem Wetterdache seiner Hütte nisten wie nächtliches Gevögel. Und wenn er in seines Weibes Antlitz die Blüthe der Jugend welken sieht, so wird er einem Wanderer gleich sein, der in der Wüste plötzlich auf eine vertrocknete Cisterne stößt. Sei treu bis zum Tode und wann du die Augen schließen und nicht mehr sehen wirst das Land der Prüfung, dann wirst du immerfort schauen die Klarheit des Gottes Abraham's, Isaak's und Jakob's."

Hierauf zog Mealech den Abeliad und die Thamaris sammt seinem Weibe Rachel vor sein Zelt, und sie blickten hinaus, die Sonne zu betrachten, die eben sich neigte. Er hatte Gott geliebt in den Werken seiner Hände und so offenbarte sich auch ihm der Herr in Seiner Hände Werk. In den Sonnenstrahlen, die nicht mehr verwundeten, sondern matt niederfielen auf das Antlitz der Erde, sah er Gottes Arme, welche über Abeliad und Thamaris ruheten, sie zu segnen. Und er legte auf ihr Haupt seine Hände, während Rachel also zu reden begann: „Möge wachsen und sich mehren euer Geschlecht wie die Sterne am Himmel und wie die Sandkörner, so das Ufer des Meeres bedecken. Schlummert wie Engel in den Armen Gottes. Jedes Gestirn des Himmels regne nieder auf euch ein Bächlein von Milch und Honig, und vom Firmamente decke euch der Mond mit seinem Lichte, wie mit dem Schleier der Unschuld. Jeder eurer Athemzüge sei ein Frühlingshauch, der die Blume eurer Hoffnung erschließe in den Blüthengärten Gottes.

Mögen die Engel des Herrn kommen und heimlich stille vorüberschweben und mit ihren Flügeln eure Stirnen fächelnd glücklich preisen eurer Liebe Unschuld. Wenn ihr dann die Augen öffnet dem neuen Tag und der neuen Sonne entgegenlächelt, so siegle jener erste Strahl das Lächeln, so er auf euern Lippen findet, und mache es euch ewig, gleich wie ewig ist der Herr, eures Lächelns Urquell!"

Und Alle auf ihr Angesicht zur Erde sich neigend, beteten den Herrn an und sprachen: „Also geschehe es!"

Siebentes Kapitel.

Die Palme der Heimkehr.

Und es gebar dem Abeliad sein Weib Thamaris einen Sohn, welchen er Phanuel nannte und es war eine wahre Festfreude in seinem Gezelte, weil ihm der Herr einen männlichen Nachkommen geschenkt. Nach drei Tagen indeß erkrankte auf den Tod Rachel, und wie sie alle Hausgenossen und Verwandten um ihr Lager versammelt sah, redete sie also:

„Sehet, eine Weile noch, und ich werde zu meinen Vätern gehen. Euch lasse ich diesen Leib, daß ihr ihn bestattet in dem Lande der Zerstreuung. Ich bitte euch, richtet ein Denkzeichen auf über meinem Grabe, damit sich mein Gebein nicht menge mit dem der Unbeschnittenen, so unsern Gott nicht fürchten. Wann die Zeit kommen wird, daß euch der Herr heimführt in euer Land, dann lasset mich nicht vereinsamt unter den Völkern, welche Götter, aus Stein gebildet, anbeten. Nehmet mit euch meine Gebeine, und wann sie die Thäler Nephthali's wiedersehen, wird der Herr sie aufhüpfen lassen vor Freude und sie werden wie Gras sprossen in dem Lande, das ihre Geburt sah!"

Und wie nun Mealech und Abeliad und Thamaris laut schluchzten vor tief empfundenem Schmerze und sie an

sich drückten, sagte sie zu ihnen: „Lasset der Erde, was der Erde ist, und haltet meinen Geist nicht fürder auf, dahin zu gehen, von wo er gekommen. Du, o Mealech, hast des Herrn Joch mit mir getragen in Freud und Leid, trage nun auch in deinem Herzen mein Andenken. Die Erinnerung an Rachel gehe dir nach wie der Schatten dem folgt, welcher dahinwandelt im Angesicht der Sonne. Du wirst auffangen meinen letzten Athemzug und ihn lauter und unentweiht finden wie am Tage der Vermählung; meine Augen wirst du schließen und ihren letzten Blick aufnehmen wie einen Scheidegruß der Liebe. Ist aber hinausgetragen aus dem Zelte mein Leichnam, dann wirst du dich auf dieses verwittwete Brautlager niedersetzen und Abeliad, unserm Sohne, die Lehren deiner alten Tage geben. Wir gebaren ihn der Erde durch den Willen des Fleisches, lasse du ihn Gott wiedergeboren werden durch die Weisheit des Geistes!"

Und zu Abeliad sich wendend und zu Thamaris, die den neugeborenen Phanuel an ihr Herz drückte, sprach sie: „Seid gesegnet, meine Kinder, von dem Herrn, dem Gotte Abraham's! Einiget fortan in euerm Vater Mealech all' jene Liebe, so ihr gegen mich getragen und es wird der Herr auf euerm Haupte einen die Segnungen Seiner Süßigkeit. Euer Arm sei seines Alters Stab und eure Seele sein Ruhekissen am Tage seines Hinscheidens. Er wird sitzen auf diesem Brautlager und seine Lippen öffnen der Weisheit der Väter. Alsdann gleiche euer Verstand dem dürren Erdreich, das der Regen tränkt nach den Tagen des Sonnenbrandes; Mealech's Wort sei der Panzer eurer Jugend und sein Rath gehe zeitlebens vor euch her wie ein Führer in der Wüste!"

Nach diesem küßte sie Phanuel und sprach zu Thamaris: „Morgen wirst du des Tages gedenken, da du dich meiner Hütte eine Waise nahetest; und wirst über mich weinen viele Thränen. Laß sie fallen auf deinen Busen,

diese Zähren, und trockne sie nicht: sie werden die Milch würzen, so Phanuel von deiner Mutterbrust trinkt. Des Kummers Klage wird sein Leben kräftigen, wie Fleisch vom Stier den jungen Löwen stärkt in der Höhle seiner Geburt. Umheget den Eingang seines Lebens mit euern Schmerzensdornen: er wird Leid fühlen und weinen und dann sich freuen. Glücklich der Mensch, den der Schmerz unterweiset in der Kindheit und dessen Schlummer- und Wiegenlied die Klage großer Trübsal ist!"

Und Rachel starb. — Ganz Israel weinte über sie; denn sie war ein edles Weib und hatte stets offene Hände für die Dürftigen. Die Aeltesten des Volks aber waren einig, daß man sie ehren müsse durch feierliche Bestattung und daß sie betrauert werde drei Tage lang von allen Söhnen der Zerstreuung.

Und mit vielem Weh' und Klagen ward Rachel's Leichnam hinausgetragen an die Ufer des Euphrat, da wo Tag für Tag der Seufzerruf der Gefangenen aufstieg. Angethan mit dem Bußsacke, und das Haupt mit Asche bestreut, gingen ihr zur Seite die Seher, erhoben Trauerklage und sprachen: „Wehe, wiederum ist ein Blatt gefallen verdorrt vom winterlichen Hauche! Wehe, daß sie nicht zur Ruhe ging in dem Lande, wo sie geboren ward! Weggerafft wurde sie vom Wüstenwinde und ließ uns den Duft zurück von der Blüthe ihrer Jugend!"

Als aber Babylon's Söhne die Kinder Israel's sahen, verlachten sie ihren Schmerz und stießen, unter Lobpreisungen ihres Götzen Baal, Lästerungen aus wider den Herrn, der den Abgrund besiegelt mit Seinem furchtbaren und ruhmvollen Namen. Und sie spotteten Israels, das Haupt schüttelnd und riefen: „Ergreifet die Cither und singet uns ein Lied doch von den Weisen Sion's!"

Und es erwachte in jener Stunde der Herr wie ein Held, der nach dem Rausche aufwacht vom Schlaf, und

Er sah auf die Erniedrigung Seines Volkes. Gott weckte ein heftiges, gewaltiges Wetter, vor dessen Schritten ein Wind einherging gleich einem Orkan. Die Bäume Babylon's wurden erschüttert wie ein Mensch, den Todesschauer faßt, und der Baalstempel schien ein Felsen des Fluches, der herausgefordert die Rache des zürnenden Gottes. Jede lebendige Seele war geflohen von dem Angesicht der Erde und des Euphrat Wogen rauschten vor Entsetzen gleich einem Kessel, der siedet. Ganz Israel stand in Erwartung. Das Unwetter brauste durch den Himmel wie ein Heer unzählbarer Streitwagen, und der Regen, der in Strömen herabfiel, glich dem Niederstürzen der Heuschrecken zur Zeit des Hungers. Es dröhnte der Herr von Sion her mit der Stimme des rollenden Donners und wandte Seines Auges Sterne auf die Rechtssache des Armen und des Darbenden. Wie der stampfende Fußtritt des Dromedars den Staub aufwirbelt in der Wüste, so ließ Gott aus den Abgründen aufsteigen den Nebel des Sturmes. Und ein Gewölk, wie eine Säule langsam im Wirbel bewegt, umkreiste den Leichnam der Rachel und es riefen die Seher: „Sehet da den Herrn!“ Und ganz Israel fiel mit dem Angesicht zur Erde nieder wie eine Mauer, die wankend zusammenbricht. Dreimal leuchtete der Himmel auf im Glanze der Blitzstrahlen und dreimal schrieen die Seher: „Es ist geschrieben!“ Der Herr schrieb in jener Stunde in's Buch Seiner Verheißungen mit dem Griffel der Blitze die Rettung Seines Volkes.

Und Rachel's Leichnam wurde begraben in der Grotte nahe beim Zelte des Jubal, und sie schlossen ihre Oeffnung mit einem Steine und pflanzten davor eine Palme. Sie sollte das Denkzeichen sein, bei den Gebeinen der Rachel, auf daß die Kinder Israel's sie sicher finden und hinabtragen möchten in das Stammland Nephthali, wann sie der Herr erlösen würde aus der Knechtschaft der Assyrier. D'rum

ward sie die Heimkehrpalme geheißen und in ihrem Schatten sammelten sich oft die Kinder der Zerstreuung und redeten von Sion und seufzten verlangend nach dem Tage der Rückkehr. Und wenn der Wind in ihren Blättern säuselte, neigten sie alle das Ohr, gleichsam lauschend auf das Wort der Rachel, womit sie die Erhebung ihrer Gebeine forderte für den nahen Auszug.

Achtes Kapitel.

Das Buch des Armen.

Nachdem Mealech sieben Tage hindurch Rachel, sein Weib, betrauert hatte, erhob er sich aus der Asche und gedachte des Mahnworts, das sie sprach: „Wann mein Leichnam aus dem Zelte hinausgetragen sein wird, dann laß dich auf dies Brautlager nieder und gib Abeliab, unserm Sohne, die Unterweisungen deines Alters.“ — Und so that Mealech. Er gab seinem Sohne die Lehren des Lebens, schrieb sie auf eine Rolle und übergab sie dem Abeliab, damit er seinen Söhnen sie vorlese, wann sie einst heimgekehrt wären in das Land Nephthali.

Und wie Abeliab die Schriftrolle aus des Vaters Händen empfing, küßte er sie und sprach: „Mein Kuß sei das Siegel des Bundes, den ich an dem heutigen Tage schließe mit dem Gotte meiner Väter, und ein Pfand des Gelöbnisses, daß ich bewahren will auf ewig die Gerichte Seiner Gerechtigkeit. Meine Augen, o Mealech, werden offen sein Tag und Nacht über den Worten, mit welchen du mir meine Schritte vorgezeichnet; und wenn der Versuchung Sturm den Pfad verwehen wird in der Wüste meiner Pilgerschaft, wenn mich der Sünde Nacht überfallen will, bevor ich gelange zum Hause der Ruhe, so werden sie mir die Richtung weisen und vor mir stehen wie nächtliche Schildwachen. Das Brod, das du mir brachest in meiner Kindheit,

war nicht so schmackhaft meinem Munde, wie die Erquickung des Geistes, mit der du meine Jugend erfreuest. Deine Schriftrolle wird allezeit offen liegen in dem Zelte der Verbannung und das Merkmal meiner Treue sein inmitten eines Volkes, das den Namen unseres Gottes nicht anrief. Im Lande meiner Väter aber werde ich sie hüten wie eine kostbare und reiche Erbschaft; es werden meine Kindeskinder, diese Rolle in den Händen, dem „Kommenden des Herrn" entgegengehen und gesegnet werden von der Allmachthand, die Israel's Erlösung wirken wird!"

Und es bot Abeliad die Schriftrolle zum Kusse seinem Weibe Thamaris, und beide breiteten über sie die Hände aus und beschwuren den Bund ihrer Gerechtigkeit. „So geschehe es!" sprach Mealech, und auch Jubal, welcher eben zur Zeltpforte hereinschaute und das Wort der Gebung vernommen hatte, erwiederte: „Also sei es in alle Ewigkeiten!"

Neuntes Kapitel.

Das Gesicht.

Und noch manche Jahre lebte Mealech und lenkte nie seinen Fuß von den Wegen des Herrn. Und es segnete der Herr sein Alter, das dahinfloß wie ein Friedensstrom. Alle Tage ging er zur Gruft, darin die Gebeine seiner Rachel ruheten, und dort, im Schatten der Heimkehrpalme sitzend, überschaute und grüßte er mit dem Auge seines Geistes Nephthali's selige Hügel. Er sollte sie nicht wiedersehen mit den Augen des Fleisches; dafür aber verlieh Gott ihm einen schärfern Geistesblick und er sah und betastete die Wände seines väterlichen Hauses und seine Füße betraten die halmenreichen Schollen seiner fruchtgesegneten Fluren. Wie ist die Heimath so fern vom Lande der Verbannung und wiederum wie nahe dem, der sie betrachtet von der Höhe

des Hauses Gottes! Es athmete sein Mund den Lufthauch der heimathlichen Höhen; sein Geruch trank den würzigen Duft seiner Wiesen, wie das Ohr der Herden süßes Blöcken, und des heimischen Quells lichter Strahl schmückte wie mit Edelsteinen die Silberzier seiner Haare. — „O Nephthali, Nephthali, wie schön bist du unter den Ländern Israel's! Die Reben meiner Weingärten sehe ich in voller Blüthe prangen und dahinranken mit ihren Schößlingen durch das Thal, wie Kinder, die sich einladen zum lieblich verschlungenen Tanze. Der Fuß meiner jungen Rinder versinkt im Thymian meiner Triften, und das Kraut der Wiesen streichelt sanft ihre Lenden; sie beugen den Nacken nicht erst, um die Weide zu finden, die ihnen lieblich entgegenduftet, und erheben munter ihr Gebrüll im Wohlbehagen des Fettes. Oeffnet, Hirten, öffnet das Gehege meiner Hürden! Sie werden die Menge meiner Schafe nicht fassen, die heimkehren die Hügelflanke herab, einem Bächlein von Milch vergleichbar. — Leget die Hand an die Sicheln, Schnitter! Goldig sehe ich die Erndten schimmern und finde nicht mehr den Zaun meiner Felder. — O Abeliad, o Thamaris! Aus den Keltern eurer Weinlese wird überfließen der Most und netzen die Füße der jauchzenden Winzer. Wo werdet ihr unterbringen all' den Waizen und das Fett eurer Herden? Der Gesang eurer Fröhlichkeit wird wie Friedenskunde zu mir empordringen in's Land der Lebendigen!"

Und Mealech frohlockte, nachgehend dem Gesichte von Nephthali, wie ein Kind, das nachgehet seiner Mutter.

Zehntes Kapitel.

Die gute Familie.

Und Abeliad sprach: „Mein Vater, o mein Vater! Den Frieden sehe ich wie Milch die Runzeln deines Alters befeuchten. Selig der Mann, welcher der Jugend Unschuld

verschwistert mit dem Silberweiß des Greisenalters. Ich gewahre das Dunkel in der Gruft deiner Väter, finde ihr Gebein von Todesschwingen beschattet: wie ist denn deine Stirne von so viel Licht umflossen und wie funkeln deine Augen von der Flamme des Lebens? Wahrlich, du hast der Weisheit Frucht genossen, die Milch deiner Kindheit war das Brod deines Mannesalters und nun verjüngt sich deine Seele in den Armen der Furcht Gottes. Erhebe deine Hand und segne deinen Sohn: in deinen Händen sind die Gaben Gottes; denn du wußtest die Gottesschätze zu finden. Deine Worte und deine Erinnerung werden mir in der Seele haften wie Rosenblätter in der ersten Knospenhülle, und der Baum meiner Männlichkeit wird die Stätte deines Schlummers überschatten. Geliebt hast du, wie es der Herr will, Rachel, dein Weib, und in dieser Liebe fand seine Wiege dein Sohn Abeliad. Du ließest dich nieder an der Seite meiner Wiege und spähetest nach dem Hauche meines Gedankens und mein Gedanke fand den Weg zum Himmel, den du ihm wiesest. Du setztest dich traut an das Ruhekissen meines Bettes und erzähltest mir vom Gotte Jakob's und Seinen Erbarmungen und schildertest, was Alles der Herr gethan an den Söhnen der Menschen. Vom Andenken an die Erbarmungen des Himmels gewiegt, schlief ich ein und die Furcht Gottes kehrte in mein Herz auf den Fittigen des Schlummers meiner Kindheit. Du lehrtest mich zum Himmel die Hände erheben in der Andacht meines Gebets, und das Seufzen meines Herzens wurde warm an deinem Herzen, ehe es vor Gottes Angesicht trat. Du bist gerecht gewesen den Herrn fürchtend auf deinen Wegen, und ich ging dir nach, gezogen vom Wohlgeruche deiner Gerechtigkeit. Du zeigtest mir die Hinterlist der Sünder, entrissest mich ihr zu meinem Heile, und auf den Wink deiner Augen mied ich das Böse und folgte dem Guten.

„O mein Vater Mealech! Meine Seele ruht auf der

deinigen, wie Balsamtropfen auf dem frisch geschnittenen Stamme der Zimmetstaude; denn in deinem Antlitze schaue ich das Angesicht meines Gottes. Wenn ich dich zur Ruhe gebettet habe mit deinen Vätern, was, ach was wird dann vom Leben noch bleiben deinem Sohne Abeliad? — So laß deinen Segen eine Einladung sein, dir zu folgen! Jetzt würde mich der Herr milde richten und absondern meine Sache von dem unheiligen Volke, da ich in der Unschuld wandelte in Seiner Gegenwart; morgen könnte ich in die Schlinge der Gottlosen gerathen, und was würde dann aus meiner Unschuld werden, die du gehütet wie deinen Augapfel? — Der gerechte Vater ist das Heil des Sohnes und in den Lehren seiner Gerechtigkeit liegt der Söhne Weisheit. Die Gerechtigkeit des Vaters ist die Grundveste des Hauses und dieses ist gleich einem Felsen, der nicht erbebt beim Sturmwinde. Durch sie senkt sich auf die Geschlechter der Menschen die Huld des Herrn nieder und bis zu den Kindeskindern bringt der Strom ihrer Weisheit. Auf dem grauen Haare des Alters ruhet Gottes Auge und vom schneeigen Haupte strahlt das Licht der göttlichen Gebote zurück auf den Geist der Enkel. Denn der Alten Weisheit thront wie eine Lehrmeisterin auf den Lippen des Greises und die Kenntniß der Weisheit leitet seiner Hände Werk. Daher bin ich dir gefolgt, mein Vater Mealech, wie das Lämmlein seiner Mutter nachgeht, verlangend nach ihrer Brust. Daß ich doch dir auch folgen könnte in das Land der Vergessenheit, — ach, daß dein Leichentuch zumal bedeckte das Bein von deinem Bein, das Blut von deinem Blut!" —

„Gepriesen sei der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's," sprach Mealech, „daß Er gesegnet die Frucht meines Weibes Rachel! Ehre Ihm allein, daß Er dem dürren Stamme meines Alters ein Reis entsprossen ließ, das überreiche Frucht bringt zur rechten Zeit!"

Und es weinte Mealech vor übergroßer Freude, und

seiner Lippen Kuß und der Thränenstrom seiner Augen fielen auf Abeliad's blondes Haupt wie träufelnder Honig, der überströmt aus dem vollen Bienenkorbe.

Und sein Antlitz hebend sprach er: „O mein Sohn, gezählt sind im Buche Gottes die Tage meiner Erdenpilgerschaft, und wer darf zum Herrn sprechen: Uebel ist, was Du gemacht? Ich habe meine Lebensjahre berechnet und fand ihrer sehr viele, habe betrachtet meinen Lebensweg und mein Sinnen erreichte ihn nicht. Wie Windeshauch ist er dahingegangen und ich erinnere mich nimmer der Stunde meiner Geburt. Eile, mein Sohn, pflücke zeitig der Weisheit Frucht und genieße von ihr: es kommt der Tag der Vergeltung und wehe denen, so sich nicht gestärkt mit jener festen Speise! Morgen wirst du diese Gebeine zu den Gebeinen der Rachel legen und in deinem Hause nicht mehr die Spur meines Fußes finden: wahre meines Wortes Spur in deinem Herzen und laß im Staube meiner Ueberreste deine Mannheit Wurzel schlagen. Deines Baumes Krone wird mich schützen vor der Mittagssonnengluth und wehren dem Frost nächtlichen Reifes. Schon hab' ich aus dem Erdensande gezogen die Pflöcke meines Zeltes, um zur Reise aufzubrechen, und mir aufgeladen mein Ruhezelt zum Obdach für eine lange Nacht. Dein Zelt hingegen steht noch fest und in ihm wirst du ein langes Leben leben müssen und mein Geschlecht wird aus ihm hervorbrechen wie der Strom aus der Mutterquelle: Hält denn der Hirt stets die Herde eingeschlossen im Gehege, damit sie des Waldes Gethier nicht zerreiße? Oder ziehen Madian's Händler nicht mehr nach Aegyptenland, aus Furcht, von den Wegelagerern beraubt zu werden? Setze, mein Sohn, auf Gott dein Vertrauen und fürchte nicht Angesichts der Sünde. Das Leben ist eine Prüfungsstunde, die dich einführen wird in die Ewigkeit des Lohnes. Gott behütet unsere Schritte gleich einer Mutter, welche sorgsam achtet auf die Erstlingsschritte ihres

Kindes, und läßt die Bahn des Gerechten hell wie die Mittagssonne aufleuchten in den Finsternissen unseres Unverstandes. Fliehe vor dem Angesicht der Sünde, mein Sohn, wie vor einer Schlange; meide das Haus des Frevlers wie die Wohnstätte des Aussätzigen und dessen, den der Herr geschlagen. Triffst du aber beim Ausgehen auf der Schwelle deines Hauses die Sünde, so sage nicht: „Unverletzt werde ich über ihren Körper schreiten und die Tugendkraft meiner Füße wird zermalmen ihres Hauptes Stärke!“ Hebe die Seele zu deinem Gott und vertraue sie Ihm in der Demuth deines Herzens. Dann wirst du über die Sünde wandeln, ohne daß ihres Zahnes Biß deine Ferse verwundet, und hinter dich blicken wie der Sieger nach einer großen Schlacht. Die Demüthigung deiner Seele wird deiner Tugend Schwungkraft leihen und die Zuversicht zu deinem Gott dein Siegesschwert sein. — Das Leben ist eine Wüste: wer in ihr wallet, ermattet ob der Beschwer und der Strahlengluth des Himmels; doch wer auf den Herrn baut, findet dort Wasser der Kühlung und sein Ruhezelt. Von der Rechten her wirst du Tritte der Räuber vernehmen, die ausziehen auf Beute, zur Linken Gebrüll hungriger Löwen; deine Kameele aber werden mit Adlersflügeln ihren Weg durchlaufen und dich tragen an die Pforte deiner Wohnung. Denn der Herr ist des Pilgers Führer und Sein Arm umgibt die Lenden desselben wie eine eherne Mauer. Leben und Tod sind verschlossen in den Gedanken Gottes und lassen sich nicht ergründen von den Menschenkindern. Thöricht der Mann, der die Stunde seines Eintritts nicht gewußt und wissen will den Tag seines Ausgangs! Willst du mich wiederfinden am Abende deiner Reise, so wandle auf dem Wege meiner Schritte. Ich werde deiner warten, wie eine Mutter ihren Eingeborenen erwartet, wenn er erlöst ist aus der Hand seiner Feinde, und dann wird dir der Kuß meiner Lippen zugleich den Gotteskuß auf die Stirne drücken!“

Elftes Kapitel.

Der Gerechte.

Tages darauf ging Mealech zur Gruft der Rachel und setzte sich zu den Füßen der Heimkehrpalme. Es richteten sich seine Augen nicht nach dem Lande Nephthali; sie blickten unverwandt gen Osten auf das assyrische Gebirge. Von Jubal's Zelt kam es wie das Rauschen eines Wassers, welches sich Bahn bricht: das Morgengebet des göttlichen Sehers floß von seinen Lippen und ergoß sich vor dem Angesichte des Herrn. Tief unten schlief die Stadt, berauscht vom Weine, und der Nebel des Euphrat leckte, vom Morgenwinde zerrissen, ihre Dächer und haftete an den Thurmzinnen wie Vließe von weißer Wolle der Herde, die hart die Dornhecke streift. Von den feuchten Schirmdächern schlichen heimlich die Nachtvögel sich weg, mit widerwärtigem Gekreische, wie Träume der Lust aus der Sünderseele schwinden, wenn sie vom Schlafe erwacht. Von Zeit zu Zeit, wann sich das Rauschen des Sumpfschilfs legte, hob und senkte sich das Stöhnen der Zelte Israel's, — des Israel, das von der Morgenfrühe bis zur Nacht der reichlichen Erlösung harrete.

Und es röthete sich über den Berg Assyriens der Horizont wie ein Purpurstreifen; die Wälder, so ihre Felskämme krönten, bildeten einen dunkeln Abstich gegen das Antlitz des Himmels, den Reihen eines Heeres vergleichbar, das sich der Schlacht nähert. Von den Firsten des Gebirgs neigten sich die Schatten der Nacht in die Thalgründe nieder, während die Vöglein von den Zweigen der Platanen und Therebinten zu Gott um ihre Nahrung riefen. Und wie der Held sein Geschoß vom Bogen schnellt, so entsandte pfeilschnell das göttliche Auge den ersten Sonnenstrahl: das Frohlocken der Erde war wie der Beifall einer großen Menge.

Es traf Mealech's Antlitz der Strahl des neuen Lichtes. Haar und Bart schienen von siebenfach geläutertem Silber und die Zähren, so ihm über die Wangen rieselten, waren

rein und schweigsam wie der Thau, der den Gipfel des Berges Hermon netzt. Und von der Stirne leuchtete ihm der Gedanke an die Erlösung Juda's. Es lachte und frohlockte Mealech und seine Seele jubelte wie einer jauchzt über die Garbenfülle der Erndte. „Siehe, Ihn seh' ich kommen," sprach er, „und zertreten mit den Sandalen seiner Füße das Joch unserer Gefangenschaft, — auf will ich mich machen, — Ihm entgegen!" — Er erhob sich und sank zurück! — Seine Seele war hinweggegangen, wie ein Gefangener den Räuberhänden Amalek's entflieht. „Mein Vater, mein Vater!" schrien Abeliad und Thamaris und küßten ihm das Angesicht. Sie horchten an seinem Munde, — er gab keinen Hauch des Lebens; stumm war er wie die Pforte eines verlassenen Hauses.

Nun jammerten und weinten sie über ihn, schlossen seine Augenlieder und sprachen: „Mögen diese Augen sich berauschen in der Anschauung Gottes!" Sie falteten ihm die Hände auf der Brust zusammen und sagten: „Mögen diese Hände vom Gnadenlohne überfließen, den der Herr ihm spenden wird!" Sie bestatteten seinen Leichnam in der Gruft der Rachel, und dieselbe verlassend, wandten sie sich um mit vielen Thränen und sprachen: „Unsre Zunge soll am Gaumen kleben, wenn wir deiner nicht eingedenk bleiben und des Erlösungstages!"

Und in jener Stunde erschien die Heimkehrpalme wie von purem Golde im Angesicht der jungen Sonne. Es war, als ob ihre Blätter ein süßes Wort redeten, und alsogleich schoß sie auf in Blüthen, wie wenn sie der Herr im Vorübergehen berührt hätte. Der Palme Anblick war wie würzige Salbe für die wunden Seelen des Abeliad und der Thamaris. Phanuel aber, ihr Knäblein, schüttelte eine Blüthe von der Palme und reichte sie dem Vater mit den Worten: „Mein Vater, sind so schön und duftig die Blumen Nephthali's?" — „O mein Sohn, antwortete Abeliad, der Windes-

hauch unserer Heimath ist mit uns gekommen und hat auf seinen Schwingen den Samen von Nephthali's Palmen getragen, weil der Herr es so gnädig gewollt; er hat ihn gestreut in dies fremde Land und hat ihn keimen und erblühen lassen wie Hoffnungssamen im Herzen des Bedrängten!" —

„Und nahe ist die Zeit der Frucht!" rief Jubal aus seinem Zelte; „doch hüte, Abeliad, und bewache dein Haus, denn hinter deinem Ruhebette lauert tückisch die Versuchung!" — Mehr sagte Jubal nicht. Und Abeliad kehrte zurück in sein Zelt mit seinem Weibe und dem Sohne Phanuel und wachte im Innern seines Herzens, wie ein Hirte bei nächtlicher Weile den Eingang seiner Hürde bewacht.

Zwölftes Kapitel.

Der schützende Engel.

Und es lebte in Babylonien ein Mensch, mit Namen Arpharad, der sich kleidete in Purpur und Byssus. Er hatte einen Frevelbund geschlossen mit Hiriak, und sie theilten in der Heimlichkeit ihres Gemachs die Beute des Diebstahls und der bösen Lust. Einst sprach zu Hiriak Arpharad: „Siehe, wie in Aengsten mein Geist ist, siehe, wie meine Seele erfaßt hat die Hand der Betrübniß! Die Leidenschaft für Thamaris, die Nephthalide, ist mir ins Mark der Gebeine gedrungen, wie Schwefel und Erdpech brennend im Angesicht des Windes. Tag und Nacht ist mein Auge an das ihre geheftet und schließt sich nicht zur Ruhe in meinem Schlummer; meines Herzens Gier stößt mir vom Munde das Brod der Erfrischung. Auf! geh', stelle dich an den Gitterverschlag des Hauses, und siehst du den Tod des Weges kommen, so rufe ihn, daß er mich umbringe!"

Und es verbanden sich jene Beiden zu ruchlosem Beginnen. Sie zogen aus auf die Fährte ihrer Missethat und Baalim's Geist führte sie auf die Straße der Gottlosen. An

jenem Tage hatte sich Abeliad aufgemacht zu seinem Stammgenossen Lamech, welcher drüben am andern Stromufer wohnte, um eine gewisse Darlehenssumme zu erheben. Zu seinem Weibe hatte er gesagt: „Morgen kehre ich wieder am Abend; denn weit ist das Haus des Lamech gen Westen der Stadt. Der Engel des Herrn geleite mich und führe mich wohlbehalten zurück zu dir!"

Am darauf folgenden Tage stand Thamaris mit Phanuel, ihrem Sohn, am Ausgang des Zeltes und blickte voll Erwartung nach dem Flusse, — als vor sie ein Mann trat mit zerrissenen Kleidern und Asche auf dem Haupte, der an seine Brust schlug und sprach: „Es lebe der Gott unserer Väter! Wehe, Thamaris, eile und umarme deinen Mann Abeliad, der kaum noch athmend auf dem Flußsande liegt. Ich habe ihn aus den Wogen gerettet, als er nahe am Versinken war, und lief hierher zu dir, damit du mir helfest, ihn zu tragen. Ach, daß ihm nur so wenig Lebensfrist bleibet!" — Und Aug' und Hände gen Himmel erhoben, flehte Thamaris seufzend zu ihrem Gott und eilte, dem Manne zu folgen, der ihr die böse Kunde gebracht; ihr vorauf lief Phanuel, der weinend schrie: „Mein Vater, ach mein Vater!" — Und angelangt an einer mit Weidenbusch bewachsenen Stelle gab der Mann, so Thamaris begleitete, mit der Stimme ein Zeichen und sofort trat aus seinem Verstecke Arphaxad hervor, um dem Weibe Abeliad's den Weg zu sperren, und sprach zu ihr: „Es lebe Gott! Dein Mann Abeliad ist hier in meiner Wohnung, dich erwartend: es war des Herrn Wille, daß ich ihn halblebend auf dem Sande des Flusses antreffen und ins Leben zurückrufen sollte!"

Und arglos trat Thamaris in das Haus des Arphaxad mit Hiriak, der ihr den bösen Fallstrick gelegt und da sie angstvoll nach Abeliad rief, warf sich Arphaxad ihr zu Füßen und sprach: „Möchte ich Gnade finden vor deinen Augen!" Und sich erhebend that er dem Weibe seines Her-

zens sündhafte Lust kund. Thamaris barg in den Händen das entsetzte Angesicht, richtete dann den Blick zum Himmel empor und ihre Augen sprühten Licht wie flammende Blitze, das den Versucher ferne hielt. — „O Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, flehte Thamaris, Der du mich von Jugend an behütet, der Du der Tochter Nathanael's die Pforten von Mealech's Hause geöffnet, thue nun mir auf die Pforten Deiner Barmherzigkeit und schütze mich, die Flüchtige, vor dem Angesichte des brüllenden Löwen!"

Und siehe da des Herrn Engel, der plötzlich Thamaris mit seinen Flügeln beschattete, sie umhüllend mit den dichtesten Finsternissen! Und in den Finsternissen irrten Hiriak und Arphaxed mit tappenden Händen umher, wie hungrige Hyänen in einem Grabe voll fleischentblößter Gebeine. Und unbemerkt zog der Engel Thamaris aus der Wohnung der Gottlosen, und, da sie sich zurückwandte, sah sie des Arphaxad Haus zusammenbrechen wie altes Gemäuer, das in Schutt zerbröckelt unter dem Fuße des darüber Hinschreitenden. Fürwahr, der Herr suchte es heim in seinem Grimme und schleuderte Zerstörung und Tod hinein. Und auf den Steintrümmern zitterten, wie zwei Flammen, eine Weile die Seelen des Arphaxad und Hiriak und sanken dann hinab mit dem Zischen eines Drachen, welcher flieht vor dem Angesichte des Menschen.

„Also mögen vergehen alle Frevler vor dem Angesichte Gottes!" So sprach der Engel und stieg empor zur Anschauung des Herrn: denn er war einer von den sieben, so anbetend vor Ihm stehen. Und rings um Thamaris ließ er eine Lichthülle, schön wie der Regenbogen, zurück, und wer sie anblickte, der gewahrte in ihrem Antlitze den Gottesfrieden und auf der Stirne ihre unentweihte Seele. Und wie sie sich ihrem Zelte näherte, winkte ihr Jubal und sagte zu Abeliad und dem jugendlichen Phanuel, die sie als todt beweinten: „Auf, erhebet euch aus dem Staube eures

Schmerzes und sehet, wie hold sie ist, die da kommet aus der Umarmung Gottes. Der Herr hielt sie umschlungen mit Seinen Armen und sie ging daraus hervor weißschimmernd und lieblich, wie der Blüthenkelch der Lilie aus der Knospe ihres Ursprungs." — Ihr Glanz und ihre Stimme glichen der Taube, der Friedensbotin, die, einen frischblühenden Oelzweig im Munde, den Duft eines überschwänglichen Friedens ausströmte.

Dreizehntes Kapitel.

Das Lied.

Und während, das Angesicht zur Erde, Thamaris und Abeliad mit dem Sohne Phanuel den Herrn priesen, daß Er Barmherzigkeit erzeigt ihrem Hause, stimmte Jubal ein Lied an Angesichts des Himmels, welcher strahlte im Licht unzählbarer Gestirne:

„Preis Dir, o Herr, Der Du thronest auf den Cherubim, herrlich in Deiner Hände Werk und schrecklich in den Gerichten Deiner Gerechtigkeit! — Dein Blick gleicht dem des Adlers, der hoch aus den Wolken die im Thalgrund schleichende Beute erspähet. — Die Schärfe Deines Auges dringet in der Erde Eingeweide und durchbohrt wie Blitz und Donner, den Frevelmuth der Menschensöhne. — Ihr trugvollen Kinder der Menschen! Saget nicht in euern Herzen: „Ob wohl der Gott Jakob's es sehen wird?" Der Gott Jakob's weiß die letzten wie die vergangenen Dinge; Er schauet von den Himmeln aus mit Seinem Aug' die Gedanken eurer Herzen. — Berget nicht unter die Achseln eure vom Blute des Unschuldigen triefenden Hände. Denn der Herr hat die Blutstropfen gezählt: sie fielen in den Köcher Seiner Rache und aus dem Köcher sproßten Seine Zornpfeile hervor. — O unglückselige Tochter Babylon, die du aus ehernen Mauern dir deine Veste aufgeführt und ihren Eingang verschlossen mit eisernen Riegeln, wie

schrecklich ist der Tag des Herrn, der die Angeln deiner Thore zerschmettert. Hervorgezogen hat der Herr aus der Himmelsburg das Viergespann Seiner Schlachten, hat an das Joch die Verzweiflung und den Tod gespannt und beim Knarren der Räder weint die ganze Erde. O unglückselige Tochter Babylon, der Kriegswagen des Gottes Jakob's hat Feuerräder, in deren verzehrender Flamme deine blühenden Stadtgräben knistern und deiner Fluren Antlitz zittert wie das Angesicht eines Gluthofens. — Warum, o Euphrat, wendest du dich zurück wie einer, der sich nach Hülfe umsieht? So eile doch, laß dir helfen von der Macht deines Götzen, den du mit Widdern und Rindern gesättigt. — Wie Wälder, vom Sturm geschüttelt, sind die Helmbüsche Persiens und Mediens und wie stürzende Bergwasser des Cyrus wogende Rosse: der Tritt ihrer Hufe ist Donner eines nahenden Gewitters. — Wachet nur, ihr Seher und Zeichendeuter, auf den Thürmen des Baal und fraget den Auf- und Niedergang der Gestirne, daß ihr vernehmet, ob groß ist und schrecklich der Gott Israel's. — Eingetreten ist der Herr in das Gelage der Berauschten von Assur und hat mit dem Hauche Seines Grimmes ausgelöscht die Lampen ihres Schmauses; Er hat sie trunken gemacht mit Seines Zornes Becher und schon wiegt sie der Tod in den Schlaf der Ewigkeit. — Wehe dir, Assur, daß du an deinen Wagen gespannt die Tochter Juda! Wie ein berauschter Wagenlenker wirst du von deinem Triumphwagen stürzen und in dein Blut werden den Fuß tauchen die vom Herrn Befreiten. — Auf, ihr Zerstreuten Israel's, gürtet um die Lenden euer Gewand und stehet wie ein Mann, der sich bereitet zur Wanderung. Reißet die Pflöcke eurer Zelte aus der Erde und schüttelt von den Sandalen den Staub des sündigen Landes! Komm, Erlösungslied, und schwebe auf den Harfen unserer Freude; denn der Herr hat herabgesehen auf unsere Niedrigkeit, hat Sich erinnert Seines Knechtes Jakob

und in Sion aufgepflanzt die Fahne der Errettung. Drum laßt uns Seinen heiligen Namen verherrlichen nun und in alle Ewigkeit!"

Und Abeliad und Thamaris und Phanuel, ihr Sohn, richteten sich auf von der Erde und blickten nach der Baalsstadt, die Gott in jener Nacht in die Hände des Cyrus gegeben. Wie eine verwundete Bärin, die auf der Flucht ihre Wunde leckt, floß blutig der Euphrat dahin und spie an seine Ufer die vom Herrn Getödteten. Und in derselben Nacht setzte der Herr auf den Königsthron von Assyrien Seinen Diener Cyrus und wandte sein Herz zur Rettung Seines Volkes.

Vierzehntes Kapitel.

Die Rückkehr in die Heimath.

Und Cyrus ließ an die zerstreuten Kinder Israel's ein Edikt ergehen, daß sie heimkehren dürften in die heilige Stadt Sion, um den Tempel wieder zu erbauen dem heiligen Namen Gottes und denselben zu verkündigen den Völkern. Da gedachten Abeliad und Thamaris der Zusage, so sie ihrer Mutter Rachel und ihrem Vater Mealech gemacht, daß sie am Heimkehrtage ihre Gebeine nicht zurücklassen würden unter den Heiden, die Götter von Stein anbeten. Und sie zogen mit ihrem Sohne Phanuel zur Gruft der Rachel und fanden die Heimkehrpalme in vollster Triebkraft; gleich dem bräutlichen Haargeflecht dufteten ihre Zweige und wie eine schimmernde Halskette träufelte mit süßem Wohlgeruch von ihrem Stamm die Myrrhe.

Und Jubal rief in die Grabhöhle Rachel's: „Dürres Gebein, kehre wieder zum Leben!" Und gleichsam lebendig jubelten sie in der Hoffnung, am jüngsten Tage aus dem Erdenschooß zu erstehen und in ihrem Fleisch ihren Gott und Heiland zu schauen. Aus den Zweigen der Palme, die in den Jahren der Knechtschaft ihren Schatten ausgebreitet hatte

über dem Schlummer der im Herrn Entschlafenen, machte Abeliad eine Art von Leichenhülle und wickelte darein die Gebeine seiner Eltern, um sie nach ihrem Geburtslande Nephthali zu tragen.

An jenem Tage versammelten die göttlichen Seher das ganze Volk und riefen mit mächtiger Stimme: „Zerrissen hat der Herr unsere Bande und von unserm Halse geschüttelt das Joch der Gefangenschaft!“ — Und ganz Israel erhob sich, wie Meeresbrandung im gewaltigen Sturme, und antwortete gleich dem Brausen eines Stromes: „Wo ist Babylon's Strick, wo Assur's Sklavenjoch? Unseres Gottes Hand hat sie zerbrochen wie die Kralle des zerreißenden Löwen.“ — Drauf die Seher: „Wer ist dieser unser Gott?“ Und mit Einer Stimme erwiederte das Volk: „Der Gott Abraham's ist es, der Wunder gethan im Lande Kanaan, furchtbare Zeichen im rothen Meere!“ — Und wiederum jene: „Der Herr sei Seines Volkes Führer, das Er erlöset mit dem Arme Seiner Kraft und auf Seiner Füße Spur ziehe Israel in das Land seiner Väter!“

Und es brach auf das Volk insgesammt, wie die Herde eines Hirten, der sein Zelt verpflanzt in ein üppigeres Weideland, und unterwegs erzählten die Väter ihren Söhnen von den Reichthümern des Hauses Israel und von der preiswürdigen Schönheit der Gezelte Jakob's, als am fernen Horizont die Gipfel des Libanon, Saron und Karmel aufstiegen. „Sehet die Berge Gottes, riefen Alle mit Einem Munde, sehet die heiligen Berge, auf denen der Herr Sich gewürdigt, das Zelt Seiner Wohnung aufzuschlagen! Eure Höhen sind majestätisch wie die Königsstirne, so der Herr gesalbt mit dem Oele Seiner Erbarmungen, und eure Cedern wogen wie das Banner der Deborah am Bache Cison. Wie von Aaron's Haar und Bart die Salbe niederfließt, so rinnen von euern Gipfeln in's Thal hinab die Bächlein lautern Wassers. Und du, o Jordan, einem

Rosse bist du gleich, das in der Morgenstunde dem Gehege enteilt zur grasreichen Thaltrift; von Krystall sind deine Gewässer und deines Laufes Stimme ist wie die Stimme des Menschen, der die Seelenruhe gefunden. An deinen Ufern hat sich niedergelassen die Schönheit der Fluren, und das Auge Gottes spiegelt sich in deinen Wellen. O laßt uns abwaschen in den Erlösungswassern den Staub der Knechtschaft, reinigen die Hände vom Schmutze des Baal!"

Und Israel's Stämme zogen hinauf zum heiligen Berge Sion und brachten dem Herrn Friedensopfer dar. Es stieg vom Himmel Feuer nieder und verzehrte die Opferthiere und der Rauch des Brandopfers bedeckte, wie eine Schattenlaube zur Mittagszeit, das Haus Jakob. Der Herr hatte zu Mealech, bevor er starb, wahrhaft geredet im Gesichte, als er mit geistigem Blicke sein Haus sah, seine Hürden, seine Weinberge und die fetten Fluren seiner Besitzung. In der Verbannungsfrist hatte der Herr das Vermögen seines Hauses erhalten und blühend gemacht durch die Segnungen Seiner Süßigkeit; denn vor Gott ist gesegnet das Andenken des Gerechten. Es fand Abeliad das väterliche Haus wie gepflanzt an das Ufer eines lieblichen Stromes: seine Pforte hütete der Friede Gottes und der Freudenjubel des aus schwerer Trübsal Erlöseten wahrte seine Schlüssel. Und eintraten Abeliad und Thamaris, sein Weib und ihr Sohn Phanuel in die heimische Wohnung, und mit dem Antlitz zur Erde verneigt beteten sie den Herrn an und lobpriesen Ihn, weil Er sie nicht verlassen am Tage der Prüfung und verhundertfacht hatte den Lohn ihrer Gerechtigkeit.

Viele Jahre lebte Abeliad und hatte Söhne und Töchter und war reich gesegnet vom Herrn auf all seinen Wegen; denn gut ist der Herr denen, die Ihn suchen in des Herzens Unschuld. Und bevor er starb, nahm er die Schriftrolle, so ihm sein Vater Mealech hinterlassen und las sie seinen Söhnen vor:

Fünfzehntes Kapitel.

Die Frucht der Weisheit.

Dies sind die Worte des greisen Mealech, des Sohnes Jabin's, die er zu seinem Sohn Abeliad gesprochen von jener Lagerstätte, wo seine Mutter Rachel für immer entschlummerte:

„Höre, mein Sohn, die Worte deines Vaters und versenke sie in des Herzens geheimste Tiefe und neige über sie Tag und Nacht das Auge deines Geistes. Höre, mein Sohn, die Unterweisung des alten Mealech, der bald schon betritt den Weg alles Fleisches. Er wird dir die Gesichte seiner Augen und die Gedanken seines Geistes erzählen, wie ein Wanderer, der am Ziel seiner Reise sich befindet. Der Herr hat uns unter die Völker zerstreut, die Ihn nicht kennen, und unseres Hauses Habe ist zerronnen wie Wasser, das durch ein Sieb geflossen. Demungeachtet hinterlasse ich dir ein überaus reiches Erbe, von höherem Werthe als jene Schätze, denen sich der Räuber nahet und die von der Motte vertilgt werden. Schreibe in dein Gemüth das Wort der göttlichen Satzungen: **das Buch des Armen** ist das Andenken an Gottes Gerichte!

„Die Frucht der Weisheit ist wohlschmeckender, als Dattel und Granatapfel und ihr Genuß nahrhafter als Rinderfett. Der Reichthum der Fluren und der Herden Fettigkeit ist Gras, so am Morgen grünet und am Abend dürre unter dem Hufe des Ochsen raschelt, der es verzehrt. Der Weisheit Frucht hingegen stirbt nie. Selig der Mann, der sie zu finden weiß, selig, wer sie bewahrt in der Sinnigkeit seines Herzens! Der Baum, welcher sie trägt, ist von Gott gepflanzt an dem Strome der lebendigen Wasser und seine Wurzeln trinken allzeit den Trank des Lebens. Ihn entlaubet nimmer der Winter noch schüttelt ihn der Nord; immer grün gedeihet er wundersam im Angesichte Gottes. Der Herr durchwärmt sein Mark mit Seiner Liebe Gluth, und er sproßt und treibt Blüthen in voller Jugendkraft. Gott liebkost ihn und herab

fallen seine Jugendblüthen und es bricht hervor die Frucht der Weisheit. Glückselig der Mensch, der sie zu finden weiß in Gottes Gärten: hat er von ihr genossen, so hungert und durstet ihn nimmer und das Leben wird einkehren in seine Seele, wie das Fett der Erde in den Blumenstengel.

„O mein Sohn, wende dein Ohr ab von der Rede des Sünders. Sie glänzt und schillert wie der bunte Leib der Natter; drinnen aber birgt sie Drachen- und Basiliskengift. Nähere dich nicht dem Kelche, den der Sünder dir mischt; auf seinem Boden schlummern Klage und Schmerz, die aufwachen im Schlafe des Rausches. Er wird dir die Wohnstätte des Begüterten zeigen und dir sagen: „Komm, folge mir in's Haus des Wohlstandes und ich will dir die Seele erlustigen mit den Freuden des Ueberflusses!" Gehe nicht hinein, mein Sohn; denn ich besuchte am Morgen das Haus des Reichen und, da ich wiederkehrte am Abend, fand ich ein Grab und auf dem Grabe lag wie Wasserschaum todt die Freude des Ueberflusses. — Er wird dir zeigen die Menge der Kriegsheere, das Schimmern der Schwerter, die Fülle der Macht, und zu dir sagen: „Komm, folge mir in den Rath der Starken und wir werden den Erdkreis unterwerfen!" Gehe nicht hinein, mein Sohn; denn ich sah am Morgen die Menge der Streitheere und ward geblendet vom Schwerterglanz: am Abend kehrte ich wieder und des Landmannes Pflugschar zermalmte auf ihrem Wege die Gebeine der Machthaber. — Er wird dich führen auf die Gebirgshöhe, die Menge der Gestirne zu zählen, wird dich über den Wogengrund geleiten, des Meeres Umfang zu ermessen, und dir sagen: „Komm, ich mache dich zum Weisheitslehrer und dich sollen ehren die Söhne der Menschen!" Gehe nicht hin, mein Sohn; denn auch ich wollte des Himmels Sterne zählen und ausmessen die Größe des Meeres und siehe! nur desto grimmiger ward der Hunger nach Wissen und mein Herz war dem Kameele gleich, das keine Weide findet in der Wüste.

„Nicht für die Machthaber und Reichen ist die Frucht der Weisheit: der Schwache und Arme findet sie auf dem Schmerzenslager und auf dem Tische seiner Dürftigkeit. Es verbirgt sie Gott in das Schweißtuch des Aussätzigen, und wann der Aussätzige die Fäulniß seines Fleisches abwischt, wird der Weisheit Frucht ihren Balsam ausströmen, der das erniedrigte Fleisch wieder neu belebet. Es legt sie Gott während der Finsterniß nieder zu den Füßen des Dürftigen, der des Brodes ermangelt, des Armen, der bei nächtlichem Dunkel seine Nahrung begehrt an der Thüre des Wohlhabenden. — An dem Tage, da du sie issest, wird deines Geistes Auge wie eine Leuchte sein, die Licht gibt an düsterer Stätte, und du wirst deine Unvollkommenheit erkennen und die Schönheit des Herrn deines Gottes. Du wirst dich alsdann nicht erheben über dich selbst oder wider den Allerhöchsten, sagend: „Die Kraft meines Geistes hat es erfaßt, die Stärke meines Armes es ausgeführt!“ Aufseufzen wirst du vielmehr zu Gott, daß Er dir gewähre geistige Kraft zum Erkennen und Armesstärke zum Wirken, der jungen Schwalbe gleich, wenn sie in ihrem Hunger zu ihrer Mutter schreit. Dann wirst du mit deines Herzens Sehnen die Schwellen der Himmelsveste überschreiten, um Gottes Geheimniß zu schauen und wirst einen unaussprechlich kostbaren Schatz finden.

Sechszehntes Kapitel.

Die Furcht Gottes und Seine Gebote.

„Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit. Darum, o mein Sohn, fürchte den Herrn deinen Gott und die Furcht vor Ihm wache über dir Tag und Nacht, wie das Mutterauge wacht an der Wiege des Säuglings. Fürchte den Herrn deinen Gott in den Tagen deiner Fröhlichkeit, daß nicht mit der Süßigkeit Seiner Gaben sich

der Sündenwurm einschleiche, sie verderbe und in Fäulniß wandle. Fürchte den Herrn deinen Gott auch am Tage deines Schmerzes, daß sich die Ruthe der Züchtigung nicht wandle in die Geißel des Zornes und Grimmes. — Das Leben, mein Sohn, ist ein Morgentraum: glücklich, wer seine Augensterne wachsam erhält in der Anschauung Gottes! Der Anfang der Weisheit ist die Furcht Gottes, ihr Ende die Erkenntniß Gottes; denn in der Gotteserkenntniß ist die Liebe, so lebendig macht ewiglich für und für. Glücklich der Mensch, der von Jugend auf getragen das Joch der Gottesfurcht! Sein Leben wird ein Saatfeld sein zu günstiger Zeit und seine Kinder werden sprossen in der Furche seiner Nachkommenschaft wie junge Waldesel, die munter spielen am Rinnsale eines fließenden Wassers.

„In Freud und Leid, mein Sohn, hebe die Augen empor zur Höhe der Himmel und blicke nicht auf die Erde: thront doch im Himmel der Herr, so Leben gibt und Tod verhängt über die Menschenkinder. Die Augen des Fleisches lassen in der Himmelssphäre nur das Blau des Firmaments dich sehen, nur das Heer der Sterne und die Gewitterwolken; die Augen des Geistes aber schauen Den, Der das Weltall erfüllt mit Seiner Herrlichkeit. Nicht in den Abgründen der Finsterniß hat Er Seine Hütte aufgeschlagen: Er errichtet Sich in der Sonne das Zelt Seiner Wohnung, Licht ist die Umhüllung Seiner Schultern. Du wirst mit dem Geistesaug' Ihn sehen und auf Seiner Stirne lesen die Gerichte Seiner Gerechtigkeit; Er kommt entgegen denen, die Ihn suchen wie ein Friedens- und Wonnestrom. Selig der Mensch, wenn er fest den Blick dorthinauf richtet, das Wort Seiner Gebote zu lesen. Die Stirne des also Schauenden ist gleich dem Saume der Hügelkette, die erzittert im Licht der aufgehenden Sonne. — Nicht gen Morgen, nicht gen Abend hast du zu wandern, um die Weisheit zu gewinnen, hast

nicht des Verstandes Sehkraft zu schärfen, sie zu erspähen, wie ein zielender Kriegsmann: sanft senkt sich Gottes Wort in den Geist, wie der Thau in den Lilienkelch. Denn Gottes Anweisungen machen sich nicht laut mit vielem Wortgepränge, noch prunken sie von trügerischem Wissensstolz: sie sind süß und lieblich wie duftende Salbe. Sammle sie in deinem Geiste und alsbald werden sie das Innerste deines Herzens tränken und schön werden deine Werke sein wie Rebenlaub und ihre Frucht gar süß wie die Trauben von Engaddi.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Liebe gegen Gott und den Nächsten.

„Du sollst deinen Gott lieben aus ganzem Gemüthe und deinem ganzen Herzen, deinen Nächsten aber wie dich selbst. Also spricht der Herr: „Du wirst lieben und sitzen als Meister im Rathe der Weisen." — Wie der Regenbogen Thal und Berg umarmt, so umarmt die Gottesliebe Alles, was weset. Du sollst deinen Nächsten in den Armen Gottes lieben und des Herrn Kuß wird das Liebesband besiegeln. Mag das Gebrüll deiner Opferstiere die Erde erfüllen und der Brandopferrauch den Himmel verdunklen, — liebest du nicht, so wird deines Holokaustums Frucht vor Gottes Angesicht nur eitel Rauch sein. Dehne aus dein Gebet vom Morgen bis zum Abend und halte, dem Dürftigen gleich, deine Hände hoch erhoben vor dem Angesicht des Allerhöchsten Gottes, — so du nicht liebest, wirst du am Abend die Hände zusammenlegen und sie leer finden vom Brode des Heiles. Deine Lenden gürte mit dem Gürtel der Zerknirschung und bestreue mit Bußasche dein Haupt, sitzend im Staube der Erniedrigung, — wofern du nicht liebest, wird ein Abscheu deine Seele sein vor dem Angesichte Gottes, wie das Gewand eines Aussätzigen!

„Wer seinen Gott und seinen Nächsten liebt,

ist ein beständiges Brandopfer und entsendet zum Himmel den Duft einer reichen Tempelgabe. Seines Mundes Hauch ist Gebet, seines Wandels Weg ein Pfad der Unschuld. — Wenn die Olive auf deinem Acker sich belaubt, Blüthen treibt, aber keine Frucht bringt, wirst du sie nicht ausrotten zum Verbrennen? Also zieht Gott aus der Erde die Wurzel des Menschen, der mit den Lippen liebt und nicht mit der Hand. Sei unbesorgt für die Zeit des Hungers. Es vervielfältigte Gott auf deinen Feldern den ausgestreuten Samen; Er wird auch in deinen Scheunen den Waizen vermehren: d'rum brich das Brod den Armen. — Schrecke nicht zurück vor der Wunde des Aussätzigen: Gott hat ihn geschlagen, um zu heilen und auf seinem Haupte ruht die Hand des Herrn; gib ihm den Bruderkuß, denn rein ist sein Fleisch in Gottes Augen wie das eines neugeborenen Kindes. Setze dich hin an die Seite des Bedrängten, der weinet und richte mit deiner Hand sein Haupt empor, daß er aufblicke zu seinem Hoffnungsgott; laß in den Schooß dir seine Thränen fallen, denn Gott wird sie dir wandeln in Gold und Juwelen. — Führe in dein Haus die Waise, welche umherirrt, laß sie an deinem Tische sitzen, gib ihr zu trinken den Becher deiner Söhne; denn ihre Lippen werden darauf die Liebesspur zurücklassen und deine Söhne berauscht werden von den Segnungen Gottes.

„Vielleicht wird dich die Armuth aus der Hütte treiben, um am Wege zu betteln; vielleicht lauert zwischen deinen Lagerdecken das Siechthum, in dessen Armen du morgen aufwachst; jetzt lacht dir vielleicht über dem Scheitel die Sonne und sinkt am Abend hinab über dem Schmerz einer großen Trübsal, — hast du geliebt, so wirst du Brod und Stärke und Tröstung finden, wie du dem Armen sie gespendet. — Brüste dich nicht in der Stunde des Glücks: Wohlsein und Reichthum fallen vom Lebensbaum, wie das Laub der Pappel beim Windesbrausen; nur die Liebe

ist wie die Palme deiner Gärten. — Siehst du Böses an deinem Bruder, zeig' nicht mit dem Finger auf ihn, sondern hebe die Hand, es zu bergen vor des Bruders Auge. Denn Gott allein ist Richter und nur Er erforscht Herzen und Nieren, das Menschenauge aber ist lügenhaft und seines Geistes Sehkraft unvermögend, in das Geheimniß des fremden Herzens zu dringen. Strecke die Hand aus, des Bruders Vergehen zu bedecken und neige deine Lippe an sein Ohr, vom Sündenschlaf ihn zu wecken, und erlösen wirst du vom Tode deines Bruders Seele. — Siehst du fröhlich gedeihen die Saat deines Nachbars, seine Herde sich mehren, wachsen die Habe seines Hauses: erblasse nicht von Neid und Mißgunst; die Theilnahme deiner Freude vervielfältige vielmehr in deiner Seele die Wohlthaten Gottes. — Gesegnet der Mensch, so immerdar Liebe übte in seinem Leben! Ihn wird Gott hüten wie Seinen Augapfel und die Fittige Seiner Huld werden sein schirmendes Ruhezelt sein. Das Andenken unter den Menschengeschlechtern wird sein wie des Weihrauchs Wohlgeruch und süß wie Honig die Erzählung seiner Werke aus dem Munde der Greise in die Seele der Enkel fließen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Mäßigkeit.

„Lege, mein Sohn, des Gesetzes Maß an das Verlangen deiner Seele, unterjoche deines Herzens Begier und zügle das Gelüste deines Leibes. Sonne und Mond wandeln die Bahn, so Gottes Hand ihnen durch den Himmel gezeichnet, und die Flüsse lenken nicht aus ihrem Bette. Wie ist so herrlich das Firmament im Sternenglanz, wie so schön die Erde getränkt von den Stromwassern! Blitz und Sturzbach aber kennen keine Bahn und vor ihnen schreitet der Tod einher. Wie schrecklich ist der Himmel vom Blitze

durchzuckt, wie angstvoll die Erde unter der Wuth des wilden Stromes! So fließt dir dein Leben anmuthig und lichtvoll, wenn du es lenkest auf dem Pfade der göttlichen Gebote, schreckenvoll und furchtbar, so du es dahinfahren läßt auf der freien Bahn seiner Begierden. —

„Laß die Sorge für morgen nicht anschwellen in deinem Sinnen, da ja der Tag, an dem du lebst, dir zum Unterhalt ausreicht. — „Ich will den Zaun meiner Aecker weiter hinausrücken, will mehren meiner Hürden Zahl, will mich in Purpur und feine Leinwand kleiden und mich zeigen von der Terrasse meines Hauses, wie ein König herabschaut vom Throne seiner Macht!" — Sprich nicht also in den Gedanken deines Gemüths; denn Reichthum und Macht sind in Gottes Hand und nicht mit Gewalt läßt sie Gott sich entreißen. — Du bauest dir im Geiste einen stattlichen Palast auf die Grundmauern deines Hauses, aber siehe, unter der Wucht stürzt es ein und du findest dich arm in der Einsamkeit einer Wüste. Der Herr bauet unser Haus und zieht Er Seine Hand zurück, so verwehet mit dem Winde all' unsere Mühe. Willst du wie einen Thurm deine Hütte erhöhen, willst du, daß ihre Zinne den Scheitel des Libanon überrage? Lege ihr Fundament auf den Schatz guter Werke und die Liebe laß den Eckstein ihrer Festigkeit sein. Aus ihren Grundvesten wird aufsprossen der Weinstock deiner Nachkommenschaft, er wird sie mit seinen Ranken wie mit Armen umschlingen und darüber eine Freudenkrone flechten; seine Rebschosse wird der Sturmwind nicht zerreißen, sondern furchtlos und sicher werden sie sich anklammern an die Mauern deiner Wohnstätte.

„Bewache das Innere deines Herzens mit den Augen der Löwin, die das Lager ihrer Jungen bewacht. Der ferne Tritt der bösen Begierde richte dich auf und lege in deine Hand den Bogen der Gerechtigkeit. Du wirst sie durchbohren mit dem Geschosse deines Köchers und den Pfeil

nimmer aus der Wunde ziehen; sonst lebt sie wieder auf nach der Verwundung und ihre Schlingen werden stark sein wie die Wurzeln der Ceder. Schließe die Pforte vor dem Angesicht des Weibes, das tückisch und verführerisch des Weges dahergeht und verbirg dein Antlitz hinter die Thürpfosten deiner Wohnung, damit du seinen Blicken entfliehest. Die Augen des eitlen Weibes sind raubgieriger als der Wolf und sein Blick ist verzehrendes, unauslöschliches Feuer. Du wirst seinen Blick scheuen wie die Mittagssonne in der Wüste, daß du nicht in volle Lohe aufgeheſt, der Hürde gleich, die der Räuber beraubt und in Flammen setzt. Fliehe ihre Wohnung wie die Hyänenhöhle. Viele traten dort ein, tranken den Kelch ihrer Gelage und entschliefen, — keiner erwachte aus dem Todesschlafe.

„Laß nicht zügellos im Ungestüme der Wuth die Rache entfahren, wie der Stein aus der Schleuder; denn sie kehrt auf dein Haupt zurück. Gott allein ist Rächer, weil der einzige Gerechte. Die Verzeihung des friedsamen Mannes zerbricht das siebenfach gestählte Schwert in der Hand des Widersachers und ein friedlich Wort gilt mehr als ganze Streitheere zur Schlacht geordnet. — Wie das Kameel sich nicht aufrichtet zur Reise unter der Last, die über seine Kräfte geht, so wird deine Seele in der Erde versumpfen, wenn belastet mit Speisen. Halte die Begierde deines Körpers im Zaume und dein Geist sei der zumessende Diener deiner Mahlzeit. Uebermaß in Speise und Trank nährt die Sünde, und aus dem Kelch' des Berauschten sproßt die Distel böser Gedanken. Roß und Maulesel, die keine Vernunft haben, werden lachen über des Trunkenen Unverstand, weil er auf dem Tische der Ueppigkeit seine Herrscherkrone zerbrochen. Er hebt die Hand und zecht am Becher der Unmäßigkeit und seine Lebenssonne geht unter, bevor die Abendsonne gekommen. Die Schwelgerei läßt ihn umhertappen wie einen Blinden, der den Weg sucht und seine Hände wer-

den unvermerkt den Stein seines Grabes aufdecken: Berauscht wird er hinabsteigen, wird dort schlummern wie auf seinem Lager und möchte erwachend aus ihm wieder hinausgehen, — aber wer fand je den Ausgang seines Grabes?

„Nimm an, mein Sohn, vom himmlischen Vater die Lehre der Zucht und Entsagung. Er geißelt nicht immerdar, liebkost nicht immerdar, sondern mischt auf der Wage Seiner Gerechtigkeit den Trübsalswermuth mit der Süßigkeit Seiner Erbarmungen. Aus Seines Grimmes Abgründen ruft Er den Wettersturm und legt ihm wieder Zügel an wie einem feurigen Rosse; Er wendet ab Seinen Blick von den Fluren und sie erblassen in der Dürre, dann lächelt Er sie wieder an und sie bringen hundertfältige Erndtefrucht. Gott schlummert nicht ein über den Rathschlüssen Seiner Weisheit; so schlafe auch du nicht ein über den Begehrungen deines Gemüthes. Nicht tödten wirst du sie, sondern ihre Schritte auf die Himmelspfade lenken. Denn die Erde und was sie hervorbringt ist des Menschen Erbtheil und auf den Schemel der Erde sollst du treten, um zum Throne deines Gottes aufzusteigen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Liebe gegen die Eltern.

„Ehre, mein Sohn, Vater und Mutter, wenn du bis zum Abend verlängern willst den Tag deines Lebens. Gott hat dein Fleisch aus dem Lehm der Erde gebildet und Seine Lippe hauchte den Lebensgeist in deine Glieder und mit Seinen Händen legte Er dich sanft in die Wiege deiner Geburt. Du hattest dein Auge geschlossen und schliefest den Morgenschlaf deines Lebens: Er klopfte dir, dich aufzuwecken, auf die Schulter und damit nicht tödtete der Blitz seines Antlitzes, wies Er als Diener Seiner Liebe Vater und Mutter dir an. Ehren wirst du sie als Gottes Diener, sie lieben

als Gehilfen Seiner Liebe, sie fürchten als Werkzeuge Seiner Gerechtigkeit. Der Seufzer deiner Mutter, da sie dich gebar, sei dein steter Begleiter auf dem Lebenspfade, und ihr Andenken stehe vor deinem Geiste wie ein Stern, der dem Pilger freundlich den Weg beleuchtet. Der Kuß deines Vaters, womit er dich segnete am Tage deiner Geburt, hafte auf deiner Seele wie ein bräutlicher Trauring; er war die Verabschiedung zu deiner Reise, wie der mütterliche Seufzer die Wegzehrung für die Pilgerfahrt. Denn das Leben ist eine Wanderung durch die Wüstensteppe mannigfacher Trübsale, und selig, wer von Gott die Wissenschaft des Schmerzes empfing! In ihr keimt der Same der künftigen Tröstungen.

„Wenn du jugendlich dahineilst in der Raschheit deines Ganges, hemme deine Schritte, damit du auf dem Wege nicht Vater und Mutter im Stiche lassest: sie brachen vor dir auf und sind nun müde vom Alter. Warte auf sie und schäme dich nicht ihrer Langsamkeit: dein Arm sei ihr Stab, deine Schulter die Stütze ihrer Ruhe. Sie werden an ihrer Grabeswohnung anlangen und du wirst fürder ziehen auf deinem Pfade; aber lasse sie nicht, ehe der Schlummer ihrer Ruhe begonnen. Du wirst ihre Augen schließen und in deines Herzens Geheimniß das Wehen ihres Geistes aufnehmen und in deiner Seele wird ihr Leben, wie eine sprossende Pflanze, neue Blüthen treiben. Deine Thränen seien das Bad ihrer Leichname und die Zerknirschung deiner Lenden das Balsamöl, so ihr Gebein salbt. Lege auf sie als Decke den Mantel deiner Schultern, daß man nicht von ihrer Sünde wisse; vielmehr mögen sich deine Lippen aufthun, ihre Tugend zu loben. Du wirst dich von ihnen wenden zur Weiterreise und dich einsam fühlen, aber ihre Liebe wird dir folgen wie Wohlgeruch von Gewürzen und über dein Haupt den Fittig der göttlichen Hülfe breiten.

„Fluch dem Menschen, der seine Hand hob gegen Vater und Mutter! Das Brandmal, so der Herr

ihm auf die Stirne gedrückt, ist grauenvoll wie eine Wetterwolke. Sein Zelt wird nicht Wurzel fassen im Lande seiner Ahnen, sein Weib wird sein wie das Gras auf den Dächern und sein Nachwuchs getheilt und uneins werden wie eine Palme, die der Sturm gespalten. Er wird das Land durchziehen wie ein vom Jäger verfolgtes Wild und Stumpfheit wird in seinen Augen sitzen und seine Seele wird der Gewissensbiß der Sünde stechen, wie eine Natternzunge. Auf seinem Grabe wird nicht sprossen die Blume der Unsterblichkeit, sondern die Distel wird aufragen über seinen Gebeinen und im Abendwind den Fluch seiner Unthat pfeifen. — Doch glückselig der Mann, so Vater und Mutter geliebt und geehrt! Sehen wird er seiner Enkel Kinder und der Segen seiner Väter wird seinen Leib umhüllen mit dem Todtengewande der Unvergänglichkeit: die Arme seines Vaters und seiner Mutter werden sein Friedensport sein im Lande der Lebendigen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Liebe gegen die Kinder.

„Mit der Zuchtruthe strafe die Jugend deines Sohnes, daß er dir nicht fluche am Tage seiner Vergeltung. Die Gerechtigkeit deiner Werke gehe vor ihm her wie eine Leuchte inmitten der Finsterniß und die Stimme deiner Rathschläge folgen ihm wie der Schatten dem Körper. Ziehe um sein Herz wie ein Gehege die Furcht der göttlichen Gerichte, daß er nicht in die Irre gehe und ihn kein wildes Thier zerreiße. In der Morgenstunde seines Lebens bewache ihn wie einen Menschen, der eingeschlafen auf dem Rande eines Abgrunds; bist du saumselig, so wird er hineinstürzen und dein Arm wird nicht langen, ihn zu erheben aus der Tiefe der Bosheit. Wie du das Rind deines Hornviehes nicht im Walde schweifen läßt, darin der Wolf lauert,

so wirst du deinen Sohn nicht verkehren lassen im Lande der Gottlosen. Er hat das Auge auf den Lebensbaum gerichtet und lächelt in voller Jugendblüthe. Die Schlingen, so sie ihm auf dem Wege gelegt, sind im grünen wie dürren Laubwerk versteckt; sich vor ihnen zu hüten vermag er nicht, weil er sie nicht wahrnimmt. Denn sein Auge hat nicht Acht auf den Weg, den er wandelt, sondern blickt aufwärts nach dem Baume des Lebens und lächelt der Blüthe seiner Jugend entgegen. Was frommt dir das Weinen und Wehklagen über des Sohnes Verirrung? Die Sünde ist gleich dem Tollkorn, das den Waizen bis zur Tenne begleitet. Lausche an seiner Herzenspforte Tag und Nacht, wie der Jäger auf dem Anstand, und erlege mit dem Geschosse deiner Entrüstung die jungen Löwen seiner bösen Gedanken. Wirf hurtig die Zügel um seinen Hals; denn schwach ist des Jünglings Einsicht und das Lebensungestümm schnellt ihn aus der Bahn, die Gefilde zu durchstreifen. Läßt du dir den Zaum entreißen, so wird man dir am Abend deines Sohnes Kleid, von seinem Blute geröthet, bringen, weil eine greuliche Bestie ihn gefressen. Die Liebe, die du für ihn hegst, sei nicht wie das Oel, so des Weibes Haupt benetzt; sie gleiche vielmehr der Salbe, welche niederfließt auf den Bart des Leviten Aaron's.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Trübsal.

„Wenn der Herr an die Pforte deiner Wohnung klopft, und Trübsal und Schmerz hineinwirft, so wirst du sie auffsammeln wie Edelsteine, die aus Seiner Krone gefallen. Du wirst sie küssen und als unvergleichlich theure Schätze zu deinen Kleinodien legen; sie sind die Schlüssel, welche dir die Thore der Gottesstadt öffnen werden. Willst du mit Frohlocken erndten, so säe in Thränen: nur die vom Schmerz

Unterwiesenen kennen den Weg, der zu den Friedenszelten führt. Wie die Weinkelter aus der Traube die Süßigkeit des Mostes preßt, so wird die Heimsuchung, die dir der Herr schickt, deiner Seele den Vorsatz des guten Willens abnöthigen. Ueber deinem Schmerze schwebe deine Seele, wie der Adler über dem Meere, wann der Sturm seine Wogen thürmt. Und in der Zuversicht auf deinen Gott wirst du sagen: „Es geschehe, o Herr, wie es Dir gefällig! Gepriesen der Name des Herrn!“ Alsdann wird des Herrn Hand den Bußsack deines Kummers zerreißen und dich kleiden in Wonne, und die Asche deines Hauptes wird sich wandeln in einen Blumenkranz. Der Herr ist gütig und Seine Erbarmung reichet über den Himmel: selig der Mann, der zu Ihm sich wendet, Seine züchtigende Hand zu küssen! Seine Lippen werden mit Süßigkeit berauscht werden und die Thränen auf seinen Wangen funkeln vor Liebesentzücken.

„Wehe der Schwelle, die nie von der Heimsuchung betreten wird! Unversehens wird der Herr dort einkehren, wie ein Dieb in der Nacht, und darin toben gleich einem Wintersturm. Die Barmherzigkeit Gottes hütet die Pforte des Betrübten, die göttliche Gerechtigkeit lauert durch das Gitter des Sünders. Besser ist das Weinen des Gerechten beim Harren auf den Herrn, als das Jauchzen des Thoren in der Bosheit seiner Sünde. Wie das Getreide, auf der Wurfschaufel geschwungen, sich der Spreu entkleidet, so läßt die Seele, bewegt von der Trübsal, die bösen Gedanken fallen. Das schlummernde Wasser birgt den Tod und sein Friede ist Schlamm und Verwesung; das am Felsen zerschäumende Wasser ist Trank des Lebens, und die Erde, von ihm benetzt, ein üppiger Garten. So wird deine Seele sein, mein Sohn, wenn du den Pfad der Trübsal wandelst: hell wie die Welle eines fließenden Bächleins und fruchtbar wie ein Stromufer. Löse das Joch vom Nacken deiner Stiere und sie werden hoch die Hörner heben und ab-

weichen vom rechten Stege; also wird auch deine Seele ohne das Joch der Heimsuchung sich im Uebermuth erheben und abirren vom Wege der göttlichen Gebote. Das Weinen des Mißgeschickes reiniget den Blick deiner Augen: wer nie die Augen in Thränen badete, hat Gott nicht gesehen.

„Wehe den Lachenden! denn sie schließen ein Bündniß mit dem Hochmuth; ihr Haupt gleicht dem Gipfel des Gelboe, dem regen- und thaulosen, weil der Herr ihn sieht und — vorübergeht. Selig aber die Betrübten! denn sie halten sich niedrig: ihr Haupt ist wie das rosenbepflanzte Thal von Jericho, weil daselbst der Herr Seinen Aufenthalt gewählt. Fliehe das Haus, wo vom Morgen bis zum Abend die Cither erschallet und Freudengesang. Auf seiner Schwelle sitzt die Sünde und der Zorn Gottes wandelt auf seinem Dache wie auf einer für die Sichel gereiften Flur. Tritt aber getrost ein in's Haus, wo Schmerz und Wehe herrschen und küsse seine Schwelle; denn dort ist der Herr eingekehrt: habe Acht auf seinen Giebel, er ist vergoldet von der Sonne der Tröstung. Der Winter bannt die Schönheit der Fluren und jegliche Blume welkt auf der Erde; wer aber bannet die Lieblichkeit der Himmelsräume? Des Firmamentes Sterne lächeln in unvergänglicher Frühlingswonne. Also, mein Sohn, ist der wahren und unverwelklichen Freude Schatz in der höchsten Himmelshöhe verborgen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

1. Die Furcht vor dem Tode.

„Die Erinnerung an deinen Tod schwebe dir dicht vor der Seele, dem Schäferhunde vergleichbar, der am Gehege seiner Hürde wacht. Sie hüte die Absicht deines Herzens und lenke deiner Hände Werk; sie sei die Lampe, so die Vorhalle deines Hauses erleuchtet. Der Mann, der des Tages seiner Auflösung gedenkt, ist nicht eilfertig zum Bösen; er

gleicht vielmehr dem, der jeden Schritt bemißt auf schlüpfrigem, dunkelm Pfade. Er hat seine Seele mit dem Gedanken an das göttliche Gericht, wie mit einem zweischneidigen Schwerte, durchbohrt und der d'rob empfundene Schmerz ist die Arznei, die die Krankheit seiner Lenden heilt. Gottes Gericht wird den Nacken seines Fleisches niederdrücken und dieses vor dem Geiste einherschreiten zahm wie die Stiere, welche steinhartes Erdreich pflügen. Siehst du die Saat deiner Aecker reifen, so rüstest du die Sicheln und säuberst die Scheunen: also wirst du auch deine Seele bereit und rein machen, sobald du den Tod sich nahen siehst, und in deines Geistes Erniedrigung sagen: „Siehe da des Herrn „Tag, den großen, überaus bittern; ich will mich aufmachen „und ihm entgegen gehen im Namen meines Gottes! Mein „Gott, neige Dich zu meiner Hülfe, eile, Herr, mir beizu„stehen! Zerbrich nicht meine Körperhülle wie ein Gefäß der „Unehre, sondern löse minniglich ihre Bande, daß mein Geist „in seine Heimath kehre. Das Gezelt meines Leibes zerreiße „und zerstäube nicht nach der Weise des Hirten, der dem „Gefilde flucht, das weder Gras noch Wasser beut, sondern „nimm und trage es in das Thal Deiner Fruchtbarkeit. „O Herr, überschatte mein Haupt mit Deinen Flügeln an „jenem Schlachttage: Deine Brust sei mein schützender Wall „wider den Feind, der mich zu überwältigen droht. Wer hat, „in Deinen Händen ruhend, den Tod gefunden? In Deine „Hände aber empfehle ich meinen Geist!" — Gottes Ohr ist allzeit offen dem Flehen des Demüthigen und der Todesschrecken tritt nicht ein in die Wohnung dessen, der dem Herrn vertraut.

2. Die Gleißnerei.

„Verflucht der Mann, der Uebel thut in der Mittagshelle, und siebenmal verflucht, wer den Mantel der Gerechtigkeit entwendet, die Missethat seiner Hände zu verbergen! Er

breitet über seine Bosheit den Königsmantel des Herrn: wie schrecklich ist des Herrn Zorn auf dem Haupte des Heuchlers! Sein Obergewand athmet Weihrauchopferduft, aber sein Unterkleid trieft von der Fäulniß der Sünde; seine Hände sind erhoben in gleißnerischer Andacht, unter den Achseln aber trägt er verborgen Zuchtlosigkeit und Raub, und das Seufzen der Wittwe und Waise jammert ihm beständig in den Ohren. Fliehe, mein Sohn, das Angesicht des Heuchlers wie einen nächtlichen Dämon: die Spur seines Fußes in deinem Hause ist verderblicher als das Natternnest in deines Lagers Decke. Denn der Blick seiner Augen ist wie der Wind der Wüste, der die Schößlinge der Rebe versengt, und seine Rede ist wie der Zahn der Raupe. Fliehe, mein Sohn, das Angesicht des Heuchlers, damit dich der Sturm des Herrn nicht erfasse, der ihm wie eine Wetterwolke über dem Haupte schwebt!

Drei und zwanzigstes Kapitel.

1. Der Friedfertige.

„Lege nicht den Stein des Anstoßes vor die Hausschwelle deines Nachbars, noch säe in deines Nächsten Acker das Trespengras der Zwietracht. Deine Zunge rede das Wort des Friedens und der Honig der Verträglichkeit salbe die Lippen deines Gesprächs. Den friedsamen Mann liebt Gott wie Seinen Augapfel; denn er gleicht dem Kanale, der dem Palmgarten erquickendes Wasser zuführt. Seine Hände träufeln vom Balsam der Gewürze und heilen der Mißgunst Wunde; sein Lächeln ist wie das des Grases, wenn es sich aufrichtet nach dem Sturme. Der Herr folgt seinen Schritten und seine Einkehr in des Nachbars Haus ist gleich dem Abendwindessäuseln über einem Lilienbeet. Der Friede

wird Freudenöl in seine Lebensampel gießen und mütterlich hüten die Schwelle seines Grabes.

2. Glück und Unglück.

„Segnet der Herr deine Habe, siehst du deine Felder fröhlich gedeihen in üppiger Blüthenfülle und deine Hürden sich erweitern vor der Zahl deiner Herden, so freue dich nicht in ihnen, sondern in dem Herrn deinem Gott. Denn der Erdkreis sammt Allem, was auf demselben sich reget, ist des Herrn, und aus Seiner Hand fließt die Fettigkeit der Milch und des Waizens. In der Freude des Ueberflusses wirst du an Ihn dich halten, wie das Lämmlein an seiner Mutter Brust. Du wirst an deiner Hausthüre stehend lächeln ob des Duftes deiner Wiesen, des Blöckens deiner Schafe und des muntern Weidens deiner Rinder, und in der Fröhlichkeit deiner Seele wirst du sagen: „Wie gütig „ist der Herr denen, die eines aufrichtigen Herzens sind, wie „groß die Süßigkeit, so Er denen aufbehalten, die Ihn „fürchten!" — So wird sich deine Seele von der Erde zu Ihm aufrichten wie die Terebinthe gepflanzt im herdenreichen Thale. —

„Wenn Heuschrecke und Raupe den Reichthum deiner Fluren verzehren und todbringende Seuche in deinen Herden wüthet, lehne dich nicht auf wider den Herrn und laß dein Herz nicht sinken. Gib ihm vielmehr eine Stütze im Vertrauen auf den Herrn, der die Menge der Vögel in der Luft und des Meeres Fische ernährt und Obdach gibt der Gazelle der Wüste, die vor dem Angesicht des Löwen flieht. Es hoffe dein Auge auf den Herrn und Er wird dir Speise geben zu rechter Zeit; der Herr thut Seine Hand auf und alles Lebendige wird erfüllt mit Segen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

1. Der Geizige.

„Sammle nicht Schätze auf der Erde; denn die Erdenschätze vermögen dir nicht zu folgen in das Land der Ruhe. Wenn du die Seele nach Art des Falken auf den Reichthum losstürzen läßt, so wird sie auflodern in wahnsinniger Begehrung und nimmer den Zaum der göttlichen Gebote fühlen. Sie wird einem ungreifbaren Schatten nachjagen und keine Rast finden von ihrer Anstrengung in der Abspannung von ihrer Begierde. Der Geizige schließt einen Bund mit Wucher und Betrug und der Mammon in seinen Kisten gleicht dem Blute des Lammes, das der Wolf heimlich gefressen. In seinem Herzen stellt der Geizige die heidnischen Götzen auf, Gold und Silber, Werke von Menschenhand, und opfert seine Töchter den Göttern Kanaan's. Die Götzenbilder der Heiden haben Ohren und hören nicht, Augen und sehen nicht, Hände und fühlen nicht; gleich sind sie denen, die sie gemacht. Also ist auch des Geizigen Auge blind vor der Noth seines Nachbars, sein Ohr geschlossen dem Flehen des Armen und er birgt in den Gürtel seines Gewandes die Hände, um sie der Wittwe und Waise nicht darzureichen. Es wird der Tod Lärm und Verwirrung schaffen in seinem Hause und er wird rufen zu den Göttern, den Gebilden seiner Hände, und in seinen Geldkisten finden Jammer und Wehklage. Er wird pochen an die Pforten der Wohnung des Herrn; an jenem Tage aber wird der Herr nicht Augen haben zu sehen, nicht Ohren zu hören, nicht Hände zu helfen, — nur den Mund zu verdammen. Birg deinen Schatz, mein Sohn, im Busen des Dürftigen und du wirst ihn beim Tode in Gottes Händen finden, umgewandelt in die Krone des Lebens. Schütte in des Hungernden Schooß den Ueberfluß

deiner Kornkammern und laß auf die Blöße des Armen den Mantel fallen, der dir die Schultern deckt. Denn das Gebet des Armen ist dem Herrn wohlgefälliger, als das Fett junger Rinder und seine Fürbitte wird ein mittägliches Laubdach sein vor deiner Wohnung.

2. Der Tag der Bekehrung.

„Nicht verschieb' auf morgen die Stunde deiner Bekehrung: weißt du doch nicht die Stunde der Heimsuchung deines Gottes. Der Herr wird nicht kommen auf hohem Rosse, das schon von ferne sein Gewieher erhebt: du wirst das Haupt wenden auf deinem Schlummerkissen und Ihn vor dir sehen. Wehe den unversehens Erfaßten! Wie strömendes Wasser werden sie den Weg zum Grabe nehmen. D'rum wirst du mit Almosen und Fasten in der Morgenstunde deines Lebens die Jugendsünde sühnen; denn der Herr steht gerüstet und du weißt nicht das Wann Seines Aufbruchs.

3. Der Verleumder.

„Der Leumund ist ein Köcher der Frevelthat und sein Rachen ein aufgedecktes Grab. Das Wort des Verleumders ist Oel, siedend auf der Wunde des Nachbars, und seine Rede gleicht dem Schwirren der Heuschrecken, die sich verheerend auf die Weidetrift stürzen. Minder verderblich ist der Feuerbrand, der die Garben der Erndte entzündet, als seine Zunge innerhalb der Wände deines Hauses. Wehe dem, der Aergernisse streut auf den Weg seines Nachbars! Wehe dem Jauchzenden ob des Haders seiner Brüder! Gott wird ihn bannen von den Wegen Seines Erbarmens und nicht Friede machen mit ihm zur Zeit der Trübsal. — Gott säet guten Samen auf seinen Acker und er geht hin und sät darüber Unkraut; Gott bauet und er reißt nieder: so wird denn der Herr sein Haupt wie den Kopf der Natter

zertreten im Grimme Seines Eifers. Der Friede wird fliehen aus seiner Hütte wie ein Vogel, der der Schlinge entwischt; suchen wird er ihn in der Luft und finden daselbst Blut und Leichenblässe: er wird ernten, was er ausgesäet. Seine Hüfte wird nicht Friede finden auf seinem Schmerzenslager; denn Gott säete dort das Nesselkraut Seiner Verwünschungen und aus seiner Leichendecke werden Dornen und Disteln sprossen. Enthalte deine Zunge, mein Sohn, vom vielen Reden und setze die Klugheit als Thürwache an deine Lippen. Der abgeschnellte Pfeil kehrt nimmer zum Bogen: so kehrt das Wort nicht zu dem Munde zurück, der es gesprochen. Bei vielem Reden wirst du unmöglich der Sünde entgehen und die Reue ist die Gefährtin des Schwätzers. Die Zunge des Thoren tönt wie das Kreischen des hinfälligen Karrens, die des Weisen geht bedächtig und sachte gleich dem Schritte der Jungfrau.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

1. Der Freund.

„Oeffne nicht deine Herzenspforte der großen Menge; denn der Schatz deiner Gedanken läßt sich mit Gold und Silber nicht wiedererkaufen. Vertraue das Geheimniß deiner Seele dem Freunde deines Mannesalters und sein Rath richte dich auf in der Beängstigung deines Gemüthes. Glücklich, wer einen Freund fand unter den Menschensöhnen: sein Jubel darf dem des Vaters gleichen, der seinen Eingeborenen findet. Wie es lieblich ist, in der Wüste am Rand einer Quelle zu ruhen, also ist es wonnig, seine Seele zu stützen auf die des Freundes. In deinem Leid ist sein Wort süß wie überfließender Honig und deine Fröhlichkeit wird hundertfach gemehrt durch die Freude seines Herzens.

Du wirst heilig sein mit dem Heiligen und gottlos werden mit dem Verkehrten: d'rum achte wohl auf den Weg dessen, mit dem du den Freundschaftsbund schließest. Wer nicht Frieden hat mit Gott, ist kein Freund des Gerechten; des Gerechten Freundschaft ist wie eine Platane, die den Ausgang deiner Wohnung beschattet. Unter ihm wirst du, wie unter schattigen Zweigen, behaglich ruhen; denn er hat seine Wohnung im Zelte des Allerhöchsten und weilt unter dem schirmenden Obdach des Gottes des Himmels.

2. Der Ehrgeiz.

„Schüttle von deiner Seele wie eine tödtlich giftige Natter die Sucht dich hervorzuthun und trachte nicht nach dem Sitze der Angesehenen im Volke. Denn hinter dem Ehrensitze stehet gerüstet Gottes Gericht, schrecklich wie der Anblick eines nächtlichen Gewitters. Besser ist, es dringe Verwesung in dein Gebein, als daß in deinen Geist steige die Lust, dich zu erheben. Der Mensch, so sich aufbläht aus Herrschbegierde, gleicht dem Roß und Maulesel, die keinen Verstand haben, und sein Mundzaum müßte Eisen sein, siebenmal geschmiedet. Denn in seinem Lendengürtel trägt er Verwüstung und Blut, und die Spur seiner Sandalen sind frisch geschlagene Wunden. — Halte dich niedrig, mein Sohn; denn die Ceder, einmal zersplittert, erhebt sich nicht mehr, die Rohrbinse aber richtet sich stets wieder auf.

3. Der Getreue.

„Lenke den Fuß vom Wege der Gottlosen und weich' nicht ab vom Pfade der Gerechtigkeit; denn übergroß ist Gottes Erbarmen gegen die, so Ihn fürchten. Nie habe ich den Gerechten immerfort verlassen, elend und am Bettelstab gesehen: nach dem Tage der Prüfung folgte der der

Vergeltung. Der Herr behütet die, welche Ihn fürchten, gleichwie das Augenlied schützend die Pupille deckt, und der ihnen aufbehaltene Lohn übersteigt jede Freude. Der treue Mann hält Tag und Nacht den Geist auf das göttliche Gesetz geheftet und sein Wille geht Gottes Satzungen nach wie die Hindin, die des Brunnquells Frische wittert. Unschuld ist sein Freudengewand und Friede das Polster seiner Ruhe. Besser ist es, die Treue nicht bieten, als sie brechen: hast du geschworen, die göttlichen Gerichte zu wahren, so sei dein Versprechen stark wie die Cedernwurzel. Sei treu bis zum Tode, und es wird sich deine Jugend erneuern wie die des Adlers und dein Geschlecht wird gesegnet sein mit den Segnungen der Wonne. Du wirst in das Land deiner Väter einziehen und die Augenlieder Gottes werden dein Ruhezelt sein.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

1. Die Gegenwart Gottes.

„Der Erdkreis ist voll der Wesenheit des Herrn und Gottes Auge umfaßt die letzten Dinge wie die Vergangenheit. Schwingst du dich in den Himmel, so ist Er dir gegenwärtig, steigst du in die Unterwelt, so sieht Er dich, borgst du vom Adler den Fittig und fliegest zum äußersten Meeressaum, auch da wirst du Seine Hand empfinden. Rufe deßhalb die Finsterniß nicht an, die Bosheit deiner Sünde zu bedecken und stürze dich nicht in Abgründe, zu verbergen die Ruchlosigkeit deiner Hände. Gottes Auge ist wie ein Blitzstrahl über dem Werke des Sünders. Wandle vor dem Blicke Seiner Augen mit großer Furcht, denn der Herr prüfet Herzen und Nieren; wandle vor ihm mit großer Zuversicht, denn das Auge Gottes zerreißt der Frevler Stricke vor den Schritten dessen, der auf den Herrn vertraut. Wie

du das frischgeborene Lämmlein, das unfähig ist, seiner Mutter zu folgen, in deine Arme nimmst, so wird dich der Herr tragen in den Tagen der Hinfälligkeit. Wer den Herrn sieht auf allen seinen Wegen und die Augen auf Seine Hände geheftet hält, wie die Magd auf die der Gebieterin, der wird unter Gottes Schutz wie am Busen der Mutter erwärmt und genährt werden mit der Milch des Lebens. Wie du die Pflanze tilgest, die in deinem Hausgarten den Sonnenstrahl abhält, so sollst du in deinem Herzen das unlautere Verlangen ausrotten, das dir deines Gottes Blick verwehrt. Selig die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! Wie ist so schön der Lebenslauf des Gerechten, der wandelt in der Gegenwart seines Gottes! Der Herr geht hinter ihm her und streuet in seine Fußstapfen die Saat reicher Vergeltung.

2. Der Hoffärtige und der Demüthige.

„Gott der Herr ist wie ein Wirbelwind über dem Haupte der Stolzen und sein Grollen wird wie mit Sturmes Gewalt durch ihre Haare sausen; ihre Lenden wird der Herr brechen und ihren Rücken zum Schemel machen für den Fuß des Armen. Gott kost das Haupt des Demüthigen und salbt es mit Seinem Erbarmungsöl; das göttliche Wort ist seinem Ohre wie der Abendhauch über einem Beete von Rosen. Der Mensch, der seine Tugend erhebt, ist dem Trunkenen gleich, der den Führerstab seines Verstandes verloren, und ähnlich dem Diener, welcher zur Nachtzeit den Schatz seines eigenen Herrn stiehlt. Nackt ging er aus dem Schooße seiner Mutter hervor, nackt wird er dorthin wiederkehren. Allein er hat den Tag seiner Geburt vergessen, spreizt sich und hebt trotzig das Haupt wider den Herrn, sprechend: „Ich will nicht Diener sein!“ Gott aber wird glühende Kohlen häufen auf seinen Nacken und seine Lippen in den Straßenkoth erniedrigen; denn Er ist ein Eiferer für die Ehre Seines Namens, wie

die Löwin eifersüchtig am Eingang ihrer Höhle sich lagert. Gottes Rechte umschlingt die Lenden des Armen im Geiste und Sinn und Ohr horcht auf das Schreien seiner Lippen. Wie der Opferrauch den Duft des Holokaust's zum Himmel hebt, so trägt die Demüthigung der Seele die Gerechtigkeit des treuen Mannes zum Herrn empor. Die Wege des Demüthigen sind dem Herrn lieb und der Herr besäet sie mit Seinen Gnadenblumen; des Demüthigen Wege münden an der Wohnungspforte Gottes. Und der Herr wird den Demüthigen auf den Thron Seiner Herrlichkeit setzen mit den Edeln seines Volkes und die in ihrer Hoffart Gesättigten ungespeist von Seinem Angesichte verstoßen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Das Gebet.

„Das Gebet, mein Sohn, sei der Beginn jedes Gedankens und der Vorläufer deiner Werke. Wenn du deine Herden hinführst in ein neues Weideland, sendest du nicht zuvor Kundschafter aus, die Stätte für deine Hürden zu erkiesen? Also schicke dem Sinnen deines Herzens und dem Werke deiner Hände das Gebet vorher, damit es das Wohlgefallen deines Herrn erspähe. Der Mensch, welcher das Gebet verschmäht, ist ein Schiff ohne Steuer, ein Blinder ohne Führer: an der Klippe seiner Sünde wird er zerschellen und in die Fallgrube stürzen, die ihm seine Feinde gegraben. In der Morgenfrühe wirst du erwachen zu deinem Gott und vor Seinem Angesichte dein Flehen ergießen; dürstend wird vor Ihm deine Seele stehen, wie die Hirschkuh, wenn sie des Brünnleins sprudelnden Quell gefunden. In der Abendstunde wirst du einschlummern zu den Füßen deines Gottes und deine Gebetsinbrunst wird den Mantel von Seinen Schultern auf dein Haupt niederziehen. Wie die Braut

ihres Schmuckes und Gürtels nicht vergißt, so sollst auch du nicht vergessen der Stunde deines Gebets. Und wenn die Arme vom eifrigen Flehen niedersinken, so liege deine Seele der sinnigen Betrachtung ob, gleichwie das junge Rind hingelagert die Morgenweide wiederkäut. Dein Gebet gleiche nicht dem Mittagsregen, der tosend herabstürzt und Gießbäche aus dem Gebirgsschooße weckt; es sei vielmehr wie der Abendregen, der lind und leise vom Feigenlaub niederrieselt auf das Antlitz der Weidetrift. In Demuth und in Stillschweigen liegt die Weihe des Gebets und in deiner Lenden Zerknirschung seine Siegeskraft. Die Furcht vor Gottes Gerichten sei die Schlüsselbewahrerin deines Herzens und sitze an der Pforte deiner Seele wie die Thürwache einer Braut. Der Herr waltet über Leben und Tod; deßwegen sollst du deinen Mund nicht abmühen mit ängstlichem Geschrei, sondern deine Lippen fröhlich machen durch das Wort der Hoffnung.

„Folgendes ist das Gebet, mein Sohn, das du alle Tage deines Lebens zu Gott senden mögest und das mir Wegzehrung war auf meiner Lebensreise: „Vater unser, der Du in „den Himmeln bist, geheiliget werde Dein Name! „Die Tiefen Deiner Erbarmung sind grenzenloser, als die „Höhe des Himmels, als die Breite des Meeres, und Deine „Liebe kommt an Größe Deiner Herrlichkeit gleich! Du zündetest am Himmel Morgenroth und Sonnenlicht an, besäetest „das Firmament mit der Sterne Schaar, tränktest die Erde „und schmücktest sie mit Blüthen und Früchten und beriefest „mich aus den Abgründen zu bewohnen das Land deines „Erbes. Du löstest den Sturm von den Gebirgen Pharan's „und Dein Dröhnen (Tosen) zerbrach die Cedern des Libanon „und es flohen die Thiere insgesammt in ihre Höhlen; ich „aber barg mich in deinen Schooß und schlummerte sanft „wie ein Kind in der Wiege seiner Geburt. Gedenk' Deiner „Huld, o Herr, auf Deinem Wege: denn die Tiefen Deiner

„Erbarmung sind abgründlicher, als die Höhe des Himmels „und die Breite des Meeres und Dein Name ist groß wie „Deine Herrlichkeit! — Führe, ja führe mich in die „Glorie Deines Reiches und in die Wonnelust Deiner „Zelte, wie Du einst die Söhne Jakob's und Joseph's führtest „in das Verheißungsland. Sende Deine gewaltige Stimme „zum rothen Meere und trockne seine Gründe; öffne mir den „Weg zu Deinem heiligen Reiche und sei der Führer Deines „Knechtes, des Knechtes, den Du erlöset. Ziehe über meiner „Widersacher Haupt wie eine Todesdecke die Woge, die mir „weichend Bahn machte und die gähnenden Abgründe werden „meine Feinde allzumal verschlingen. Führen wirst Du mich, „o Herr, in das Reich Deiner Herrlichkeit; denn die Tiefen „Deiner Erbarmung sind unbegrenzter, als die Höhe des „Himmels und die Breite des Meeres und Deine Liebe ist „an Größe Deiner Herrlichkeit gleich! — Dein Wille ge„schehe im Himmel und auf Erden: bist ja Du allein „der Herr auf dem ganzen Erdenrund. Dein Joch ist süß „und die Bürde Deiner Gebote leicht wie Taubengefieder, „und geschworen und beschlossen habe ich zu wahren die Ge„richte Deiner Gerechtigkeit. In Freud' und Herzeleid, in „Leben und Tod will ich Deinen Willen erfüllen: denn die „Tiefen Deiner Barmherzigkeit sind grenzenloser, als die „Höhe des Himmels und die Breite des Meeres und Deine „Liebe ist an Größe Deiner Herrlichkeit gleich! — Belebe „Deinen Diener mit dem täglichen Brode: auf Deine „Hände hat er sein hoffend Auge gerichtet und es wird ge„sättiget werden das Verlangen seiner Seele. Du gibst Nah„rung den Vögeln des Himmels, kleidest sie besser, als sich „Salomon kleidete in all seiner Pracht, und schirmest ihr „Nest vor dem raubgierigen Aar. Nimm mich auf in Dei„nes Hauses Vorhof und finden werde ich das Brod meiner „Labung und mein Freudengewand. Laß mich an Deiner „Tafel sitzen, der Du thronst in der Höhe und die Demü-

„thigen ansiehest im Himmel und auf Erden, der Du aus „dem Staube hebest den Dürftigen und aufrichtest aus dem „Kothe den Armen. Ich will mich sättigen an der Fülle „Deines Mahles, mich berauschen in Deinem Segenskelche: „denn die Tiefen Deiner Erbarmung sind grenzenlos, wie „die Höhe des Himmels und die Breite des Meeres und „Deine Liebe ist groß wie Deine Herrlichkeit! — Vergib „uns unsere Schuld, wie wir sie vergeben unsern „Schuldnern: lösche meine Missethat aus dem Buche „Deiner Gerechtigkeit, wie ich aus meinem Herzen tilge das „Andenken an die Unbild meiner Feinde. Vom Morgen bis „zum Abend rufe ich: Friede, Friede, Friede! und Du ant„wortest vom Thronsitz Deiner Heiligkeit: Friede! Ja, der „Friede, welchen die Welt nicht zu geben vermag, erleuchte „unsere Herzen und unsere Vernunft: „denn die Tiefen „Deiner Erbarmung sind endlos wie die Höhe des Himmels „und die Breite des Meeres und Deine Liebe kommt Deiner „Herrlichkeit gleich! — Führe, ach führe mich nicht in „Versuchung, sondern erlöse uns vom Uebel. „Dein Auge sei meine Leuchte in der Dunkelheit, daß ich „die Fallstricke der Sünder sehe und nicht hineingerathe, und „Dein Arm der Hort meiner Zuflucht zur Zeit der Bedräng„niß: denn Dein ist alle Machtfülle, Glorie und Herrlichkeit „in Ewigkeit. Amen."

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Psalm des Nahor.

Und es betrachtete Phanuel Tag und Nacht das Buch des Mealech, so ihm Abeliad gab, ehe er starb, und er war ein wahrhaft gerechter und gottesfürchtiger Mann bis zu seinem Tode. Die Trübsale, von seinen Vätern im Lande der Gefangenschaft erduldet, gaben fruchtbares Gedeihen und

Nahrung den Wurzeln seines Hauses und sein Geschlecht blühte vor dem Herrn wie ein Mandelbaum, der den Ausgang der Hürde beschattet. Und als am Himmel der Jakobsstern aufging, jubelten seine Enkel in der Freude, die Mealech empfand, da er im Gesichte den Kommenden des Herrn schaute zu den Füßen der Heimkehrpalme.

Und wie einst ihre Väter auf Jubal's Stimme aufbrachen aus dem Lande der Zerstreuung, so brachen auch sie auf, hinwallend zu Dem, der da rief in der Wüste Judäa's: „Sehet das Lamm Gottes! Bereitet den Weg des Herrn, ebnet Seine Pfade!" — In den Wassern des Jordan wuschen sie sich rein von ihren Sünden und sahen den Himmel sich spalten und die Taube des Geistes niederschweben auf das Haupt Dessen, der erschienen war, Israel zu erlösen.

Und Gottes Geist berührte in jener Stunde die Lippen Nahor's, aus dem Hause und Geschlechte des Mealech, und er sang also inmitten des versammelten Volkes:

„Jauchze, o Israel, in der Herrlichkeit deines Gottes, blicke hin auf die Schönheit Seines Zeltes, hüpfe vor Freude in den Vorhöfen Seines Hauses! Siehe da den Herrn, wie Er hervorschreitet gleich einem Bräutigam aus Seinem Brautgemache. Zurückgeschlagen hat er den Vorhang Seines Ruhelagers und der Glanz Seines Antlitzes strahlet über die Erde hin wie überfluthende Gewässer. Vom höchsten Himmel ist Sein Ausgang und vor Seinen Schritten jauchzen die Berge wie Widder und die Hügel wie Lämmer. Der Herr ist erschienen vor deiner Burg, o Sion, und hat Seinen Ruf erschallen lassen, wie ein König, der seine Streitmacht zum Heerbann ruft: versammelt hat Er im Thale Josaphat alle Völker. Bei der Terebinthe von Mamre, o Israel, haben sich den Friedenskuß gegeben Sara und Agar, die Gemahlinnen deines Vaters Abraham, und ihre Söhne

tranken eine Brust: Ismael wird fortan in deinem Zelte wohnen, wie der Sohn deiner Mutter. Moab's Töchter gehen ein in die Verzäunung deiner Aecker, halten Nachlese an den Trauben deiner Weinberge, Aehrenlese hinter deinen Schnittern und sitzen zwischen den goldenen Erntegarben bei der Mahlzeit deiner Söhne. Denn der Herr hat den Bann deiner Mauern erweitert bis zu den Grenzmarken der Erde und die Stämme aller Nationen wohnen in deinem Hause einträchtig mit den Söhnen deines Vaters. Nimmer schließe deine Brunnen, o Nephthali, den Hirten Amaleck's und den Herdenführern Galaad's verriegle nicht den Zugang zu deinen Triften; denn die Herde ist eine und einer der Hirte auf dem ganzen Umkreis der Erde. Bannet, ihr Söhne Levi's, aus den Vorhöfen des Hauses Gottes Stiere und Widder; denn satt ist der Herr ihres Blutes. Das Lamm aus dem Hause Juda ist dem Herrn wohlgefälliger tausendmal, als Rinder aus Thälern der Fruchtbarkeit. Zerschlaget die Messer von Stein und vergeßt der Beschneidung eurer Söhne: denn in ihrer Herzen Tiefe hat der Herr das Wasser der Weisheit gegossen und sie gereinigt von den Flecken ihrer Geburt. Am Felsgipfel des Sinai hat der Herr die steinernen Tafeln zerbrochen und gefangen gelegt in den Abgründen die Blitze Seines Zornes und Seine Gebote werden in unsern Herzen erblühen unter dem Wehen Seines Liebeshauches. Kommet, ihr Völker insgesammt: laßt uns hinansteigen zum Berge des Herrn und zum Hause unseres Gottes! Wie der Morgenduft, der emporschwebt aus den Wäldern des Libanon, also hebe sich ein neues Lied und unseres Mundes Jubeln sei wie das Brausen vieler Wasser. Denn erfüllt hat der Herr das Wort Seiner Seher und den Eid, so Er Abraham geschworen unserm Vater, da Er Sein Volk heimgesucht und ihm die Erlösung bereitet hat. Hebet eure Hände und rauschet Beifall, Karmel und Saron, ergießet durch die Himmelssphären den Duft eurer Matten

und das Wehen eurer Palmenwipfel bilde das frohe Citherspiel: denn siehe, vom Libanon steigt nieder die Braut zur Vermählung mit dem Gesalbten des Herrn. Auf Seinem Gange trinkt Er vom Bergstrome Cedron; deßhalb wird Er das Haupt erheben an den Thoren Jerusalem's und auf Seine Stirne wird Gott Ihm das Diadem Seines Reiches setzen. Wahrlich, Dein Reich, o Herr, ist das Reich aller Zeiten und in seinen Zelten wirst Du, wie der Hirt die Herde, alles Fleisch vereinigen. So hast Du's geschrieben in Deiner Weisheit und Macht und auf den Pfaden Deiner Ewigkeit ruft von Schritt zu Schritt die ganze Erde: Amen, Amen!

J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.